

EDITED VOLUME SERIES

Klaus Niedermair, Dietmar Schuler (Hg.)

# Die Bibliothek in der Zukunft

**Regional – Global:  
Lesen, Studieren und Forschen im Wandel**

*innsbruck university press*

EDITED VOLUME SERIES





Klaus Niedermair, Dietmar Schuler (Hg.)

# **Die Bibliothek in der Zukunft**

**Regional – Global:  
Lesen, Studieren und Forschen im Wandel**

Festschrift für Hofrat Dr. Martin Wieser  
anlässlich seiner Versetzung in den Ruhestand

Klaus Niedermair, Dietmar Schuler  
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Gedruckt mit Unterstützung des Vizerektorats für Forschung der Universität Innsbruck, der Abteilung Kultur der Tiroler Landesregierung sowie der Vereinigung der Österreichischen Bibliothekarinnen und Bibliothekare.

© *innsbruck* university press, 2015

Universität Innsbruck

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagbild: © Ivan Leuzzi

[www.uibk.ac.at/iup](http://www.uibk.ac.at/iup)

ISBN 978-3-902936-57-8



Dr. Martin Wieser



## Inhalt

*Tilmann Märk & Wolfgang Meixner*

**Grußworte des Rektors und Vizerektors der  
Leopold-Franzens-Universität Innsbruck** ..... 11

*Werner Schlacher*

**Geleitwort des Präsidenten der Vereinigung Österreichischer  
Bibliothekarinnen und Bibliothekare** ..... 15

*Martin Wieser*

**Keine österreichische Bibliotheksgeschichte der letzten 40 Jahre:  
Ein sehr persönliches Resümee** ..... 17

*Reinhold Bichler*

**Alexander der Große und die Skythen**  
Eine Reminiszenz an Martin Wiesers ‚Kleinkrieg in der Antike‘ ..... 33

*Christoph Ulf*

**Vom Kleinkrieg zum Frieden** ..... 49

*Bruno Bauer & Robert Schiller*

**Das Forum der Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo)  
und seine Vorgängergremien** ..... 57

*Maria Seissl*

**Viel mehr als früher!**  
Das Aufgaben- und Serviceportfolio der  
Universitätsbibliothek der Universität Wien ..... 73

*Johannes Andresen*

**Landesbibliotheken und Stadtbibliothek unter einem neuen Dach**  
Das „Bibliothekenzentrum Bozen“ –  
eine bibliothekarische und kulturelle Großbaustelle ..... 79



*Roland Sila*

**Die Universitätsbibliothek Innsbruck und die  
Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum**

Beispiele einer Freundschaft zwischen zwei Bibliotheken ..... 91

*René Thalmeir*

**Partnerschaft vs. Konkurrenz?**

Zum Verhältnis zwischen einer Landesamtsbibliothek  
und einer Universitätsbibliothek ..... 97

*Gregor Neuböck*

**Alte Bücher – neue Leser/innen**

Ein Bericht aus der Digitalisierungswerkstätte der Oö. Landesbibliothek ..... 111

*Nikolaus Hamann*

**Vom Versuch, eins zu werden**

Die Bemühungen des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und  
Bibliothekare (KRIBIBI) um ein einheitliches Bibliothekswesen in Österreich ..... 125

*Birgit Holzner*

**Open Access und neue Publikationsmodelle im 21. Jahrhundert** ..... 143

*Michael Habersam & Klaus Niedermair*

**Die Bibliothek im Zeitalter ihrer Automatisierbarkeit**

Die Aufgaben der Bibliothek und die Darlegung ihrer Qualität ..... 153

*Rupert Sendlhofer*

**Bibliotheken und WissenschaftlerInnen – Eine Beziehung im Umbruch** ..... 179

*Ronald Maier*

**Die Rollen der Bibliothek im Prozess der Wissensreifeung** ..... 191

*Theo Hug & Petra Missomelius*

**Universitätsbibliotheken, digitale Medien und Mobilität**

Reflexionen und Szenarien ..... 203

*Margret Friedrich*

**„Lehrlokalität“ kontra „Naturalquartier“**

Eines Bibliotheksleiters Kampf um seine Dienstwohnung ..... 223

*Sigurd Paul Scheichl*

**Stefan Zweigs „Buchmendei“ – Bibliografie und Gedächtnis** ..... 231

*Walter Neuhäuser, Claudia Schretter-Picker, Peter Zerlauth & Patrik Kennel*

**Das Alte Buch an der ULB Tirol**

Erbe und Auftrag ..... 245

*Susanne Halbhammer & Helmuth Schönauer*

**Das Tiroler Lesegeflecht**

Die Universitäts- und Landesbibliothek in der Lesegesellschaft Tirols ..... 277

*Dietmar Schuler*

**Von der Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek zur UBI-Neu** ..... 289

*Karin Aßmann*

**Die Erhebung statistischer Daten an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol** .....

311

*Barbara Hiltpolt*

**Geistiges Eigentum** ..... 323

*Marion Käufer & Monika Schneider*

**Bibliotheksausbildung an der ULB Tirol 2004-2014** ..... 331

*Veronika Plößnig*

**Die RVK an der ULB Tirol – Zahlen und Überlegungen** ..... 341

*Silvia Gstrein*

**Dr.in – Digitalisierung von Dissertationen der ersten Absolventinnen der Universität Innsbruck**

Projektarbeit im Rahmen des ULG 2012/13 und zugleich

Werkstattbericht der Abteilung für Digitale Services ..... 365

*Thomas Mösl*

**Von der Encyclopedia Britannica zum E-Book**

Erfahrungen eines Studenten mit der ULB Tirol ..... 381

*Markus Renk*

**Eine kurze Reise durch die Geschichte des Tiroler Buchhandels** ..... 389

*Dieter Tausch*

**Adieu denn, Buch!** ..... 397

*Martin Koložs*

**Das Buch bleibt! So oder so ...** ..... 401

*Christoph W. Bauer*

**Regisseure und Regenten**

Das Buch, der Buchmarkt und zwei Karrieren im 18. Jahrhundert ..... 405

*Josef Nussbaumer*

**Bücher und Zahlen: Ein kleines Potpourri** ..... 409

**Autorinnen und Autoren** ..... 431

*Tilmann Märk & Wolfgang Meixner*

## **Grußworte des Rektors und Vizerektors der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck**

Anlässlich der Ruhestandsversetzung von Hofrat Dr. Martin Wieser,  
Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Bibliothekarisch gehört die Festschrift zur Publikationsform Sammelwerke. Ihre Überreichung gehört zur festen akademischen Gepflogenheit und wird in der Regel einem Jubilar zugeeignet, der mindestens das 60. Lebensjahr überschritten hat, emeritiert oder in den Ruhestand tritt. Nicht nur Personen werden mit einer Festschrift geehrt, sondern auch Institutionen sowie besondere Ereignisse. So wurde die erste bibliographisch nachweisbare Festschrift aus Anlass der 200. Wiederkehr der Erfindung des Buchdruckes herausgegeben.<sup>1</sup> Die hiermit vorgelegte Festschrift für HR Dr. Martin Wieser, Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, anlässlich seiner Ruhestandsversetzung ist einer Persönlichkeit gewidmet, die sich sehr viele Meriten um die Universitäts- und Landesbibliothek sowie in seiner Funktion als Vizerektor für Personal und Infrastruktur auch um die Leopold-Franzens-Universität im engeren Sinne erworben hat.

Mit HR Wieser scheidet der 22. Direktor der hiesigen Universitätsbibliothek aus dem Amte. Er war 15 Jahre in dieser Position tätig und übertraf damit den Durchschnitt seiner Vorgänger (die männliche Form ist hier angebracht, denn es waren bislang ausschließlich Männer mit dieser Funktion betraut, auch wenn ihm nun mit Dr. Elisabeth Frasnelli eine Frau als Leiterin nachfolgt), der bei etwas über elf Jahren lag. HR Wieser hat seine Tätigkeit in der Innsbrucker Universitätsbibliothek 1977 als Sacherschließer für die Fächer Kunstgeschichte und Alte Geschichte begonnen. Zuvor hatte er nach erfolgreicher Matura am Akademischen Gymnasium in Innsbruck bis 1976 Alte Geschichte, Geschichte und Kunstgeschichte an unserer Alma Mater studiert. Es folgte ein Studienaufenthalt an den University of Minnesota Libraries. Ab 1980, nach erfolgreicher Absolvierung der Ausbildung für den Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationsdienst der Verwendungsgruppe A (Höherer Dienst) und der Dienstprüfung, baute er als stellvertretender Leiter der Benutzerabteilung systematisch die BenutzerInnenschulung und Öffentlichkeitsarbeit der damaligen Universitätsbibliothek auf. Eine Pionierarbeit zu dieser Zeit in Österreich. Von 1987 bis 1989 wurde unter seiner Planung, ebenfalls eine

<sup>1</sup> Gregor Ritzsch, *Jubilaeum Typographorum* oder zweyhundertjähriges Buchdrucker-Jubelfest, Leipzig 1640.

Pionierleistung, der Autorenkatalog 1500-1988 der Universitätsbibliothek mikroverfilmt. Mit diesem Zeitpunkt begann in Innsbruck, für Österreich sehr früh, der Umstieg auf Online-Kataloge und damit für die Benutzerinnen und Benutzer die Möglichkeit eines dezentralen Zugriffes auf die Bestände der Universitätsbibliothek.

Ab 1988 war HR Wieser Mitglied der Planungsgruppe für die Einführung des elektronischen Bibliothekssystems BIBOS 2; ebenso war er an der Universitätsbibliothek Innsbruck verantwortlich für dessen Einsatz im Benützungsbereich. Unermüdlich verfolgte er den konsequenten Ausbau der Benützungsabteilung der Hauptbibliothek der Universitätsbibliothek Innsbruck zu einer zentralen Informationsabteilung.

1995 wurde HR Wieser zum Leiter der neu geschaffenen Hauptabteilung II/Benützung ernannt, mit 30 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die damals größte an der Universitätsbibliothek. In dieser Funktion unterstand ihm auch die Leitung der Zeitschriftenabteilung sowie die Gesamtzuständigkeit für den BIBOS-3-Einsatz.

1998 war HR Wieser Mitglied der internen Arbeitsgruppen zur ALEPH-Implementierung an der Universitätsbibliothek sowie zur Errichtung der neuen SOWI-Fakultätsbibliothek.

1999 bewarb er sich erfolgreich um die Stelle eines Direktors der Universitätsbibliothek Innsbruck.

In dieser Funktion war HR Wieser neben der Leitung der UB für zahlreiche Projekte verantwortlich (ua. für die Einführung des neuen Bibliothekssystems ALEPH, die Planung und Organisation der GEIWI-Fakultätsbibliothek, die Sanierung des Zeitschriftenbudgets, die einheitliche Buchbearbeitung und Verwaltung des Literaturbudgets für alle Fakultäten, den Aufbau einer „virtuellen Zeitschriftenbibliothek“ von dzt. ca. 6.000 Online-Zeitschriften, den Aufbau einer Digitalisierungsabteilung, die Digitalisierung des alten Autorenkataloges mit ca. 1 Million Einträgen sowie die Planung und Organisation des Neubaus der Hauptbibliothek und Erweiterung zur Universitäts- und Landesbibliothek).

Weiters war HR Wieser seit 1980 immer wieder im dezentralen und zentralen Teil der Bibliotheksbildung als Vortragender und Prüfer tätig und engagierte sich auch im Universitätslehrgang „Library and Information Studies“.

HR Wieser war Mitglied bei der „Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare“ (VÖB) und leitete von 1986 bis 1996 als Vorsitzender die Kommission für „Bibliotheksbenützung und Öffentlichkeitsarbeit“.

Für seine Verdienste um das österreichische Bibliothekswesen wurde ihm 1992 die „Dr.-Josef-Bick-Medaille“ verliehen.

Seit 1999 war HR Wieser Mitglied der Arbeitsgemeinschaft der österreichischen Bibliotheksdirektorinnen und -direktoren.

Von 1980-1983 und von 1983-1987 war HR Wieser Obmann bzw. Obmannstellvertreter des Dienststellenausschusses der Universitätsbibliothek Innsbruck und setzte sich in dieser Funktion für die Belange der Bediensteten an der Universitätsbibliothek ein.

2003 holte ihn der damalige Rektor der Universität Innsbruck, Univ.-Prof. Dr. Manfred Gantner, als Vizerektor für Personal und Infrastruktur in sein Team. Dieses erste Rektorat nach UG 2002 hatte nicht nur die Implementierung des neuen Universitätsgesetzes vorzunehmen, sondern stellte zahlreiche Weichen für die Entwicklung einer autonomen Universität. Das Team um Rektor Gantner, und somit der damalige Vizerektor Wieser, hat dieses UG 2002 ausdrücklich als eine Jahrhundertchance für die Entwicklung der Universität gesehen und entsprechend gehandelt. Als Vizerektor für quasi zwei Ressorts, Personal auf der einen Seite und Infrastruktur auf der anderen Seite, war Vizerektor Wieser einer großen Belastung ausgesetzt, die er durch unermüdlichen Einsatz meisterte, sodass sein Arbeitstag in diesen Jahren oft schon sehr früh begann. Vizerektor Wieser ist somit wesentlich am guten Start der Universität Innsbruck in dieser Phase beteiligt, die die Basis für eine sehr gedeihliche Entwicklung gelegt hat und mit zu dem heute sehr guten Standing der Universität Innsbruck in Österreich, aber auch im internationalen Vergleich geführt hat.

Mit HR Wieser geht eine Persönlichkeit in den Ruhestand, die sich weit über seine enge Funktion als Bibliotheksdirektor hinaus um die Belange der Universitätsbibliothek, die Universität Innsbruck, das Land Tirol, aber auch für die Republik verdient gemacht hat. Er zeigte sich einerseits als Pionier und unermüdlicher Geist Neuerungen im Bibliotheks- und Universitätsbereich stets aufgeschlossen, machte sich andererseits aber auch um die Wahrung des Kulturgutes Buch verdient. Beleg für letzteres ist die von ihm geförderte Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek.

Das große Engagement von HR Wieser kam und kommt nicht nur der Universitätsbibliothek und den Universitäten Innsbrucks zu Gute, sondern hat auch entscheidend dazu beigetragen, die Sichtbarkeit des Wissenschaftsstandorts Tirol und nicht zuletzt auch die Sichtbarkeit Österreichs auf der internationalen Wissenschaftslandkarte zu erhöhen. Unter seiner Leitung ist die Universitätsbibliothek Innsbruck nicht nur zur führenden Wissensbibliothek in Westösterreich geworden, sondern auch zu einer führenden in der Republik. Dies beweisen eindrucksvoll die Fakten: 3.500.000 Bände, über 61.000 online verfügbare Zeitschriften und Zeitungen, fast 19.000 lizenzierte E-Journals und Zeitungen, knapp 22.300 E-Books, 4.817 abonnierte gedruckte Zeitschriften, die von 186.000 registrierten Benutzerinnen und Benutzern, davon 25.663 aktiv, täglich genutzt werden. Diese führen jährlich rund 5 Millionen Suchanfragen in Online-Katalogen sowie 2,5

Millionen in Datenbanken durch, sehen sich über 1 Million Zeitschriftenartikel jährlich voll an und nehmen über 400.000 Entlehnungen vor.

Mit der Ruhestandsversetzung von HR Wieser endet die Ära der beamteten Vorstände der Universitätsbibliothek nach 268 Jahren. Diese älteste Universitätsbibliothek Österreichs, sie wurde 1735 bewilligt und 1746 eröffnet (die Universitätsbibliothek Wien wurde erst 1777 neu eröffnet), berief sich über lange Zeit auf ihre Eigenständigkeit, da sie als öffentliche Staatsbibliothek fungierte, war aber stets eng mit den Interessen der Universität verbunden. Das UOG 93 sowie das UG 2002 führten zur rechtlichen, organisatorischen und administrativen Eingliederung der Universitätsbibliotheken in die Universitäten. Seither unterstanden die Leiter nicht mehr direkt dem Bundesministerium, sondern dem jeweiligen Rektor bzw. zuständigen Vizerektor. HR Wieser hat all diese Veränderungen nicht nur miterlebt, sondern maßgeblich mitgetragen und die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol zu einer der führenden Bibliotheken des Landes befördert. Dafür sei ihm an dieser Stelle ausdrücklich Dank und Anerkennung ausgesprochen, und es freut uns, dass seine vielfältigen Tätigkeiten von Seiten des Bundes anlässlich der Ruhestandsversetzung durch die Verleihung des Großen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich gewürdigt werden.

*Ad multos annos!*

Tilman Märk, Rektor

Wolfgang Meixner, Vizerektor für Personal

*Werner Schlacher*

## **Geleitwort des Präsidenten der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare**

Manche Menschen bekommen anlässlich eines markanten Geburtstags und/oder ihrer Pensionierung eine Ehrung in Form einer Nadel, eines Ringes, eines Ordens oder eines Titels verliehen. Dazu ist es notwendig, dass sich unter den Kolleginnen und Kollegen, den Weggefährten, Freunden oder Verwandten zumindest eine Person bereit findet, einen entsprechenden Antrag bei der dafür zuständigen Institution oder Gebietskörperschaft zu stellen. Der weitere Ablauf ist erfahrungsgemäß mehr oder weniger Formsache. Einzelnen Personen aus dem akademischen Umkreis – weitaus nicht den meisten und unter Bibliothekaren und Bibliothekarinnen noch seltener als sonst – wird hingegen eine besondere Auszeichnung in Form einer Festschrift zuteil. Aber warum? Was sind die Gründe dafür und welche Bedingungen muss man erfüllen, um in den Genuss einer solchen Ehrung zu kommen?\*

Eine wichtige Voraussetzung besteht wohl darin, dass man in seiner beruflichen Karriere einigermaßen erfolgreich gewesen sein muss. Schon um es in den Kreis potentieller Festschriftenwärter zu schaffen, bedarf es des Aufstiegs in eine Leitungsfunktion im österreichischen Bibliothekswesen. Aber das allein genügt nicht, denn es braucht dazu vorwiegend auch das Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, wie es Martin Wieser selbst einmal ausdrückte! Um sich aber die Anerkennung einer breiten Kollegenschaft zu erringen, sind solche Zufälligkeiten keinesfalls ausreichend. Dazu bedarf es einer über Jahrzehnte andauernden, weitgehend konstanten und auf großer Sachkenntnis beruhenden Leistung, innovativer Ideen und manchmal auch unkonventioneller Entscheidungen und eines Charakters, der all diese Attribute für das Umfeld erträglich macht.

Martin Wieser vereint in seiner Person all die erforderlichen Eigenschaften, und es verwundert daher nicht, dass sich eine große Anzahl von FreundInnen und BerufskollegInnen bereitgefunden hat, einschlägige Beiträge für diese Festschrift zu verfassen, die die langjährige Verbundenheit und anhaltende Wertschätzung zum Ausdruck bringen. Die Mehrzahl der AutorInnen sind Mitglieder der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB), jenes Zusammenschlusses von Personen, denen es ein

\* Dass einem eine Festschrift nach einem früher geltenden Regelwerk für die formale Erschließung in Bibliotheken auch noch einen so genannten Sternchenverweis eingebracht hätte, sei hier für jüngere Kolleginnen und Kollegen nur am Rande erwähnt. Es ist nicht weiter von Bedeutung, da man dieses Sternchen weder am Bande noch ohne selbiges am Revers tragen konnte.



Anliegen darstellt, das Bibliothekswesen in Österreich durch ihr Engagement in dieser Gemeinschaft zu fördern. Martin Wieser hat der VÖB seit fast vierzig Jahren – also nahezu sein gesamtes Berufsleben – angehört und damit unsere Ziele nachhaltig unterstützt. Als Beispiel dafür sei hier die Organisation des 31. Österreichischen Bibliothekartages in Innsbruck 2011 durch die KollegInnen der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol angeführt, die zu diesem Zeitpunkt unter Martin Wiesers Leitung stand.

Als Präsident der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare darf ich die Gelegenheit wahrnehmen und Martin Wieser an dieser Stelle den Dank und die Glückwünsche aller Mitglieder überbringen.

*Martin Wieser*

## **Keine österreichische Bibliotheksgeschichte der letzten 40 Jahre: Ein sehr persönliches Resümee**

Vortrag gehalten beim Verbundtag in Graz am 14.05.2014

Meine sehr geehrten Damen und Herren!  
Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen!

Ich bin gebeten worden, nachdem ich im heurigen Jahr in den Ruhestand gehe, einen Rückblick auf mein bibliothekarisches Leben zu machen und vielleicht auch eine Vorschau auf die Zukunft im Bibliothekswesen zu wagen.

Es war auch von Anfang an vereinbart, dass es eine sehr persönliche Sicht der Angelegenheit wird. Haben Sie also keine Angst davor, dass es hier um 40 Jahre Bibliotheksgeschichte oder Ähnliches gehen würde.

Und mit einer persönlichen Bemerkung möchte ich auch gleich beginnen:

Meine Damen und Herren, ich wollte genau genommen nie Bibliothekar werden, obwohl ich durchaus familiär in dieser Hinsicht vorbelastet bin, da auch mein Vater schon als Bibliothekar gearbeitet hat.

Sondern es war so, dass ich 1975 an einer gewissen Wegscheide gestanden bin. Ich habe seinerzeit am Institut für Alte Geschichte in Innsbruck dissertiert und wollte eigentlich eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen. Nachdem jedoch kurz vor mir ein Kollege sein Studium abgeschlossen und eine Assistentenstelle angeboten bekommen hatte, war klar, dass hier auf Jahre hinaus beruflich keine Aussicht bestanden hätte. Darüber hinaus hatte ich geheiratet und brauchte schlicht und einfach einen Job. Und da hab ich mich dann an der Universitätsbibliothek beworben und begann am 2. Mai meinen Dienst.

An den ersten Arbeitstag kann ich mich noch sehr gut erinnern. Damals war es an allen Bibliotheken üblich, eine „hands on-Ausbildung“ in den einzelnen Abteilungen zu durchlaufen. Begonnen hat man normalerweise in der Titelaufnahme, die zu der Zeit in Innsbruck von einer Frau Amtsrätin geleitet wurde, die ursprünglich Volksschullehrerin war und alle ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auch wie ihre Schüler behandelt hat.

Die Aufgabe war, Bücher nach dem einst gebräuchlichen Regelwerk, den Preußischen Instruktionen, zu beschreiben. Ich entsinne mich bis heute, wie ich in diesen Raum gekommen bin, in dem ungefähr 5 oder 6 weitere Kolleginnen und Kollegen an mehreren

Schreibtischen und einem langen Tisch gesessen sind. Ich bekam einen Platz ganz links außen zugewiesen und gleichzeitig wurde mir eine mechanische Schreibmaschine älteren Typs ausgefolgt. Ein vorsichtiger Blick in den Raum hat mir schnell deutlich gemacht, dass anhand der Schreibmaschinentypen eine gewisse Hierarchie feststellbar war. Jüngere KollegInnen hatten eine mechanische Schreibmaschine, und bereits ältere MitarbeiterInnen waren zu einem elektrischen Modell fortgeschritten. Eine der ersten Überlegungen, die ich hatte, war jene, wie viele Jahre würde ich wohl dort sitzen müssen, bis ich ebenfalls in den Genuss einer elektrischen Schreibmaschine kommen würde.

Der Arbeitsablauf in der Titelaufnahme war früher so, dass man auf Konzeptpapier mit Bleistift und Schönschrift einen Entwurf der Titelaufnahme gemacht hat. Dieser wurde zur Überprüfung an die Leiterin der Titelaufnahme abgegeben, welche mit rotem Kugelschreiber die Korrekturen vornahm, oft ergänzt durch einschlägige mündliche „Erläuterungen“. Danach hat man eine bestimmte Anzahl von Wachsmatrizen ausgefasst und mit Schreibmaschine die Titelaufnahme getippt; was für mich einigermaßen schwierig war, da ich nie richtig Maschineschreiben gelernt hatte und mit meinem Zwei-Finger-System eigentlich vom Tempo her gar nicht mithalten konnte.

Die Zahl der Wachsmatrizen wurde vorher abgezählt, und wenn man sich vertan hatte, musste man sich außertourlich eine weitere beschaffen gehen, was meistens von eher unangenehmen Kommentaren begleitet wurde. Die erfolgreich beschriebenen Wachsmatrizen dienten schließlich als Grundlage für die Abzüge der Katalogzettel mit einer großen Rotaprintmaschine. Aus dem Geschilderten können Sie bereits entnehmen, dass dies nicht der zentrale Punkt meines bibliothekarischen Lebens werden sollte. Trotzdem war die Ausbildung, die sehr realitätsbezogen und intensiv war und bei der man, wie gesagt, alle Abteilungen der Bibliothek kennen lernte, gründlich und bildete eine solide Basis für eine nachfolgende Entwicklung und Spezialisierung.

Im Zuge dieses Durchlaufs durch die Bibliothek war unter anderem ein Einsatz in der Benutzungsabteilung, lange „Katalog“ genannt, vorgesehen, und die Tätigkeiten dort, Bibliographieren und Ähnliches, kamen mir sehr entgegen. Ich war sie ja zum Teil von meiner Studienzeit, wenn auch aus einem anderen Blickwinkel, gewohnt. Letztlich sollte genau dieser Benutzungsbereich, obwohl ihm innerhalb des Betriebes der Ruf einer „Strafkompanie“ vorauselte, zum Schwerpunkt meiner Bibliothekslaufbahn im weitesten Sinne werden.

Einen zusätzlichen Meilenstein innerhalb meiner bibliothekarischen Entwicklung stellte der Ausbildungskurs dar, der im Jahr 1979 und 1980 zum ersten Mal nach der neuen Verordnung durchgeführt wurde. Gerade der zweite, zentrale Teil, welcher in Wien an der Nationalbibliothek stattfand, war für mich von nachhaltiger und besonderer Bedeutung. Diejenigen von Ihnen, die damals diesen Kurs absolvierten, werden sich daran

erinnern, wie umfangreich er war. Wir wurden buchstäblich mit ganzen Stapeln von Unterlagen eingedeckt, und die Themen, die behandelt wurden, waren breit gestreut und gingen in vieler Hinsicht über den klassischen bibliothekarischen Kernbereich hinaus. Gerade Themen wie Dienstrecht, aber auch Bibliotheksbau, die von uns KursteilnehmerInnen in erster Linie als zusätzliche Belastung empfunden wurden, sollten sich langfristig für mich als äußerst wichtige Grundlage für meine späteren Tätigkeiten erweisen.

Der Anfang der 80er Jahre fiel in Innsbruck mit dem Abschluss eines ambitionierten Bauprogramms der Universität zusammen. So wurden der sogenannte GEIWI-Turm und andere Gebäude am Campus Innrain bezogen. Leider war es weder dem Ministerium noch der Bibliotheksdirektion im Vorfeld gelungen, die Gelegenheit für die Neubauten dazu zu nutzen, um Institutsbibliotheken zu größeren Fach- oder Fakultätsbibliotheken zu verschmelzen. Die Zusammenführung der Institutsbibliotheken im GEIWI-Bereich gelang erst 20 Jahre später und fand ihren Abschluss in dem Projekt des UBI-NEU-Baus, den manche von Ihnen ja kennen.

Bei den Juristen hingegen leiden wir nach wie vor unter der seinerzeitigen Fehlentscheidung der Fakultät, die eine ambitionierte Fakultätsbibliothek in einem der Innenhöfe des Hauptgebäudes der Universität einfach verhindert hat.

Auf leisen Sohlen hielt zu Beginn der 80er Jahre immer mehr Technologie Einzug in das Bibliothekswesen. Nicht nur, dass man sich schon länger mit Kopierern in vielfältiger Form beschäftigt hatte, was vor allem im Benutzungs- und Fernleihbetrieb einen hohen Stellenwert besaß, sondern es wurden darüber hinaus Informationsvermittlungsstellen zu verbesserten Literaturversorgung eingerichtet, und Arbeitsabläufe wie das Anfertigen von Katalogzetteln gingen dank des Einsatzes neuer Geräte plötzlich wesentlich leichter von der Hand. Statt der großen und betreuungsintensiven Rotaprintmaschinen wurde ein UBIX-Katalogkartenkopierer beschafft, der als Tischgerät weniger Raum benötigte und eine wesentlich gezieltere und flexiblere Produktion von Katalogzetteln erlaubte.

Hier wurde für mich zum ersten Mal der Zusammenhang zwischen technologischer Innovation und optimierter Raumnutzung augenscheinlich, ein Zusammenspiel, das mich auch in Zukunft öfter beschäftigen sollte.

Für mich persönlich bedeutete dann das Jahr 1984 eine prägende Zäsur. Ich hatte die Gelegenheit, nicht zuletzt durch Unterstützung des Bundesministeriums im Rahmen eines Fulbright-Stipendiums, mehrere Monate in den USA zu verbringen, konkret gesagt in Minneapolis an der University of Minnesota, wo ich meinen beruflichen Horizont erweitern und manche Anregung aufnehmen konnte.

Ich kam zu diesem Aufenthalt eigentlich eher unverhofft, und die Vorgeschichte möchte ich kurz erzählen:

Ich war damals hauptsächlich im Benutzungsbereich eingesetzt, und eines Tages kam eine ältere Dame, die mich auf Englisch anredete und der ich bei der Literatursuche helfen konnte. Hinterher gab sie sich als Mitarbeiterin der amerikanischen Botschaft in Wien zu erkennen und fragte mich, ob ich nicht Interesse hätte, mich in den USA in einer Bibliothek weiterzubilden. Seitens der Botschaft wurde schließlich die Möglichkeit eröffnet, über ein Fulbright-Stipendium so ein Programm zu realisieren, was ich, wie gesagt, im Frühjahr 1984 gemacht habe.

Dieser Aufenthalt, der ganz konkret dem Thema „User-Education und Bibliographic Instruction“ dienen sollte, war für mich natürlich von herausragendem Interesse. Ich war bei einer sehr netten Familie in Minneapolis untergebracht. Ich konnte während dieser Zeit viele Facetten des amerikanischen Bibliotheksbetriebes, natürlich in erster Linie unter dem Aspekt der Benutzung, kennenlernen. Abgesehen von Minneapolis bot sich mir zudem die Chance, Bibliotheken in anderen Städten zu besuchen, und ich habe auch eine Zeitlang in San Francisco und Berkeley verbracht.

Meine mehrmonatige Anwesenheit in den USA hat mir gezeigt, dass dort zwar natürlich alles größer und in vieler Hinsicht fortgeschrittener war, sich aber trotzdem viele Abläufe im Bibliotheksbereich nicht grundsätzlich von den unseren unterscheiden haben. Verhaltensmuster wie der Umgang mit den BenutzerInnen und LeserInnen sowie auch Einblicke in den Führungsstil amerikanischer Bibliotheken hinterließen bei mir jedoch bleibenden Eindruck und waren wertvoll für meine spätere Berufslaufbahn.

Eine der direkten Konsequenzen, die sich aus meinen Beobachtungen in den USA ergaben, war ein grundsätzlicher Ausbau unserer Aktivitäten im Benutzungsbereich. So ist es zum ersten Mal gelungen, eine professionell gestaltete Informationsbroschüre zu erstellen, und darüber hinaus konnten wir Mitte der 80er Jahre das Aufkommen an Benutzerschulungsveranstaltungen um über 60% steigern, was auch im direkten Zusammenhang mit der Curriculumentwicklung an der Universität gesehen werden musste.

Die Mitte der 80er Jahre war - und das war mir schon in den U.S.A. klar geworden - praktisch der Endpunkt des konventionellen Bibliotheksbetriebes.

In einer ganzen Reihe von Abläufen zeigte sich, dass die klassische bibliothekarische Vorgangsweise den Anforderungen letztlich nicht mehr gerecht werden konnte. Auf der einen Seite betraf dies das bisher in der Buchbearbeitung angewandte System – ich katalogisiere und erstelle Katalogzettel, die dann in Katalogschubladen den Benutzern zum Nachweis der Bücher dienen –, zumal vor allem der Arbeitsaufwand für die Pflege und den Aufbau der Zettelkataloge immer größer wurde. Andererseits ergab sich ein ähnlicher Befund bei der traditionellen Entlehnung über Leihscheine, die auf Grund des gestiegenen Aufkommens kaum mehr zu bewältigen war.

Es lag also auf der Hand, dass es hier zu grundlegenden und tief greifenden Veränderungen kommen musste. Im österreichischen Bibliothekswesen wurde dieser Umbruch 1987 durch den Beschluss des Ministeriums, die Bibliotheken auf EDV umzustellen, eingeläutet. Innsbruck, vertreten insbesondere durch die Kollegen Dr. Hauffe und Dr. Auer, hat dabei schon in der Planungsphase federführend mitgewirkt. Außerdem war die UB Innsbruck auch eine der ersten Bibliotheken, die dann 1988 im August in Betrieb gegangen ist.

Rückblickend kommt man freilich nicht umhin festzuhalten, dass wir eigentlich mit großem Optimismus und einer gewissen Blauäugigkeit in diese Periode fundamentaler Umwälzungen eingetreten sind. Es gab zwar für alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen äußerst intensive Schulungen für BIBOS, was allerdings diese einschneidenden Umstellungen an organisatorischen und betriebspsychologischen Auswirkungen mit sich bringen würden, spielte bestenfalls eine untergeordnete Rolle und wurde kaum thematisiert. Der Begriff „Change Management“ und dessen inhaltliche Besetzung waren zu der Zeit überhaupt weithin unbekannt.

Aus der Sicht der Benutzung bedeuteten die mehr oder weniger abrupte Einstellung der Produktion von Katalogzetteln und die Einführung des OPAC einen sehr großen Wandel der täglichen Anforderungen. In erster Linie waren davon die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Abteilung betroffen, die bisher jeden Tag stundenlang Katalogzettel in die Kataloge eingelegt hatten, da bei uns das Bestreben nach einem möglichst aktuellen Katalog immer im Vordergrund stand. Durch den Wegfall dieser Tätigkeit musste die Arbeit komplett neu organisiert werden. Auf der anderen Seite waren im Bereich der Benutzerschulung sämtliche bisherigen Unterlagen weitgehend obsolet geworden und mussten neu aufgebaut werden.

Man darf auch nicht vergessen, dass es in der Übergangsphase nicht nur bei manchen Kolleginnen und Kollegen Widerstände gegen diese Neuerungen gegeben hat, sondern sich insbesondere die Benutzer und Benutzerinnen gegen den totalen Bruch mit bislang Gewohntem auflehnten. In unseren Benutzerschulungen waren wir plötzlich gefordert, uns abseits vom Fokus auf die Handhabung des OPAC praktisch um die „psychologische Betreuung“ der Benutzerinnen und Benutzer zu kümmern. Man befand sich hier des Öfteren in einem gewissen Zwang zur Rechtfertigung.

So waren wir in Innsbruck in der glücklichen Lage, ein Team von Hauffe, Auer, meiner Wenigkeit und Brandauer gehabt zu haben, das sich der Implementierung von BIBOS auf unterschiedlichen Ebenen und unter allen erdenklichen Aspekten angenommen hat. Im Betrieb wurde unser Engagement allerdings nicht überall positiv bewertet, was uns manchmal die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Viererbande“ eintrug.

Unter anderem wegen der angespannten räumlichen Situation habe ich das Projekt initiiert, den Autorenkatalog, der unser vollständigster Zettel-Katalog war, als Mikrofichekatalog anzubieten und daran nahtlos anschließend mit dem BIBOS-OPAC weiterzufahren. Auf diese Weise konnte man Platz gewinnen für das Aufstellen zusätzlicher Terminals, und darüber hinaus konnte der in einer Vielzahl von Exemplaren beschaffte Mikrofichekatalog an die Fach- und Fakultätsbibliotheken sowie an die Institute verteilt werden, was zum ersten Mal die Möglichkeit eines dezentralen Bestandsnachweises eröffnete.

Der BIBOS-Einstieg brachte aber sozusagen durch die Hintertüre einen Paradigmenwechsel in der bibliothekarischen Arbeit und führte zu Verbesserungen, die heute längst selbstverständlich geworden sind:

So inkludierte das Bibliothekssystem BIBOS auch ein Mailprogramm, nämlich „BIBOS-Mail“, welches es den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erlaubte, ortsungebunden und schnell auf nationaler Basis zu kommunizieren. Das war für das Jahr 1988 ein vollkommenes Novum. Es war auch insofern ein Novum, als es zumindest in einer sehr hierarchisch organisierten Bibliothek wie der unseren bis dahin vollkommen undenkbar gewesen wäre, dass jeder Mitarbeiter und jede Mitarbeiterin selbständig mit Kolleginnen und Kollegen an anderen österreichischen Bibliotheken brieflich in Kontakt tritt. Im Regelfall war das lediglich AbteilungsleiterInnen innerhalb eines ganz bestimmten fachlichen Bereichs gestattet.

Ebenfalls ein neuer Aspekt bei der Einführung von BIBOS waren die Folgekosten, welche dadurch im Baubereich verursacht wurden. Nicht nur, dass die bisherigen Möbel der neuen Arbeitssituation angepasst werden mussten, auch jede Menge Kabel mussten verlegt werden. Grundsätzlich zeigte sich die Notwendigkeit, die technische Infrastruktur inklusive baulicher Maßnahmen als unmittelbare Teilkosten derartiger Umstellungsprozesse zu sehen und zu veranschlagen.

In etwa zeitgleich mit der Verbreitung der EDV innerhalb der Bibliotheken modifizierte sich die Verfügbarkeit von Datenbanken, die bisher nur über die Informationsvermittlungsstelle zugänglich waren. Die Firmen gingen zunehmend dazu über, CD-ROM-Datenbanken auf den Markt zu bringen. In Innsbruck reagierten wir in dieser Hinsicht sehr schnell und transferierten jene Datenbanken, die wirklich als CD-ROM-Datenbanken angeschafft wurden, von der Informationsvermittlungsstelle in die Informationsabteilung, wo sie für die BenutzerInnen und Benutzer vergleichsweise einfach und ohne jede Anmeldefristen verwendet werden konnten. Dies war der erste Schritt, die Benutzungsabteilung als Serviceeinrichtung auf diesem Gebiet zu etablieren.

BIBOS 2 konnte jedoch nur für einen Teil der bibliothekarischen Anforderungen Lösungen anbieten, zumal es sich um ein System handelte, das in erster Linie für die Buch-

und Medienbearbeitung konzipiert war. Unsere zunehmenden Probleme im Bereich der Benutzung wegen unseres konventionellen Entlehnkonzepts mit handgeschriebenen Zetteln blieben davon unberührt. Mit dieser Art die Entlehnung abzuwickeln, waren wir in der Zwischenzeit an die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit gekommen. Für die Benutzer und Benutzerinnen bestand beim Ausfüllen des Bestellscheines am Schluss nur mehr eine 50%ige Wahrscheinlichkeit, das gewünschte Buch auch tatsächlich zu erhalten, zumal natürlich nicht garantiert werden konnte, ob es nicht schon unmittelbar vorher ausgeliehen worden war. Das Mahnwesen hinkte ungeachtet eines beträchtlichen Arbeitsaufwandes hoffnungslos hinterher, und ganz allgemein stand der Personaleinsatz in keinem sinnvollen Verhältnis mehr zum Endergebnis. Zusätzlich schien sich beim Endverbraucher das Gefühl zu verstärken, die Bibliothek habe die Situation nicht mehr vollends im Griff.

Es war daher evident, dass wir unbedingt eine Automatisierung der Entlehnung anstreben mussten, um das zunehmende Entlehnvolumen abwickeln und den Benutzern ein zeitgemäßes Angebot machen zu können. Ein solches Entlehnsystem wurde damals seitens der EDV GesmbH unter dem Titel BIBOS 3 angeboten, und wir sind damit in Innsbruck im Bereich 1991/92 in Betrieb gegangen.

BIBOS 3 hat selbst heute noch bei manchen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die seinerzeit beteiligt waren, einen unverdient schlechten Ruf, obwohl das System, für sich genommen, vergleichsweise leistungsfähig war und einen Großteil jener Probleme, die ich im Zusammenhang mit dem bislang üblichen konventionellen Ansatz skizziert habe, gelöst hat. Die Anfangsschwierigkeiten, die sich ergaben, lagen eher daran, dass man einerseits die Komplexität der Prozesse bei Bestellung, Ausleihe und Rückgabe innerhalb einer großen Bibliothek unterschätzt hatte und auf der anderen Seite das Entlehnmodul vor Ort mit den bisher auf traditionelle Art und Weise arbeitenden Kollegen und Kolleginnen praktisch nicht zu betreiben war. Erschwerend kam hinzu, dass seitens der Bibliotheksleitung die sich abzeichnenden Schwierigkeiten und Konfliktfelder zu wenig oder gar nicht erkannt wurden. Dies hatte unmittelbar zur Folge, dass der Anfang von BIBOS 3 für viele Betroffene mit etlichen schmerzhaften und negativen Erfahrungen in Verbindung gebracht wurde und es länger als eigentlich notwendig gedauert hat, bis dieser Servicebereich EDV-basiert klaglos lief.

Zu Beginn der 1990er Jahre beschleunigten sich zudem Entwicklungen, die ich schon vorhin erwähnt habe. Während in den 1980er Jahren die Informationsvermittlungsstellen dafür zuständig waren, Datenbankrecherchen durchzuführen und diesbezüglich beinahe ein Monopol innehatten, kamen in den 1990er Jahren immer mehr CD-ROM-Datenbanken auf den Markt, die gekoppelt mit den aufkommenden PCs neue Perspektiven in der Informationsbereitstellung eröffnet haben.



Wir haben in Innsbruck den Einsatz von CD-ROM-Datenbanken sukzessive von der Informationsvermittlungsstelle organisatorisch in den Benutzungsbereich verlagert. So konnten sowohl das Angebot für die Benutzer und Benutzerinnen qualitativ verbessert als auch das Handling entscheidend vereinfacht werden. Als weitere logische Konsequenz gingen wir alsbald daran, diese Einzelplatzstationen in einem CD-ROM-Netz zusammenzufassen.

Ich will rückblickend nicht verhehlen, dass gerade die Mitte der 1990er Jahre für mich persönlich nicht ganz einfach waren. Beruflich hatte ich das Gefühl „anzustehen“, was es für mich doch inzwischen sehr schwierig geworden, Veränderungen, vor allem im mir am Herzen liegenden Benutzungsbereich, umzusetzen.

Erst in den Jahren 1998/99 kam aus meiner Sicht wieder Bewegung in die Geschichte. Zum einen, weil die Stelle eines Bibliotheksdirektors frei wurde, auf die ich mich beworben habe, zum anderen, weil zu der Zeit in Innsbruck ein sehr umfassendes Bauprojekt, nämlich der Neubau für die SOWI-Fakultät, realisiert werden konnte. In der SOWI-Fakultät war auch eine Fakultätsbibliothek geplant, bei deren Projektierung ich eingebunden war.

Das alles spielte sich noch im UOG 75 ab, und der Baubeauftragte der SOWI, mit dem ich daher zusammenarbeitete, war Prof. Gantner, der uns später wieder begegnen wird.

Für die österreichischen Universitätsbibliotheken war 1998/99 die Zeitspanne, wo wir vom Bibliothekssystem BIBOS, in unserm Fall von BIBOS 2 und BIBOS 3, zu ALEPH gewechselt sind. Das „In-Produktion-Gehen“ mit ALEPH zu Beginn 1999 verlief dabei, verglichen mit den unerfreulichen Begleiterscheinungen bei der Implementierung von BIBOS, erstaunlich reibungslos.

Wie gesagt, war die Position des Direktors an der UB Innsbruck vakant und musste nachbesetzt werden, was sich in einem Zwischenstadium von UOG 75 und UOG 93 abspielte. Daher hat das Ministerium im Vorgriff auf die Regeln des UOG 93, bei dem die Bibliotheken ja dem Rektorat unterstanden, die Ausschreibung der Stelle bereits der Universität übertragen.

Es gab mehrere Bewerber, schließlich bin ich es geworden und habe dann im Mai 1999 diese Funktion übernommen. Zwei Monate später kippte die Universität Innsbruck in das UOG 93, wodurch die Universitätsbibliothek direkt in die Zuständigkeit des Rektorats fiel.

Das hatte natürlich, wie Sie sich ausmalen können, erhebliche Konsequenzen, obwohl die Zusammenarbeit mit dem Rektorat im Konkreten von Anfang an sehr gut war, insbesondere weil der damals neu im Rektorat für die Bibliothek budgetär zuständige Vize-

rektor eben jener Prof. Gantner war, mit dem ich ja schon vorher zu tun hatte und der ein ausgewiesener Bauexperte war.

Das durfte man durchaus als glückliche Fügung sehen, zumal in der Zwischenzeit der Plan, die Institutsbibliotheken aus dem GEIWI-Bereich zusammenzuführen, an Dynamik gewonnen hatte. Es gab einen entsprechenden Fakultätsbeschluss, und es war nun die Herausforderung, die entsprechenden organisatorischen und baulichen Maßnahmen in die Wege zu leiten.

Das Projekt, das mehrfach hinsichtlich seines Umfanges nachgeschärft werden musste, lief schlussendlich unter dem Titel „UBI-NEU“ und bewirkte, dass 3 Fach- und 17 Institutsbibliotheken in die Hauptbibliothek integriert wurden und strukturell ein einschichtiges Bibliotheksmodell realisiert werden konnte.

Dieses Vorhaben, von den ersten Ansätzen bis zur Eröffnung des Neubaus, nahm im Endeffekt zehn Jahre in Anspruch und spielte sich vor dem Hintergrund von drei Universitätsgesetzen und drei unterschiedlichen Rektoraten ab. Das einzige, was gleich geblieben ist, war der Bibliotheksdirektor.

Der Grund, warum ich solch großes Augenmerk auf dieses Projekt legte, war nicht zuletzt die Erkenntnis bzw. die leidvolle Erfahrung, dass Institutsbibliotheken aus der Sicht des Endverbrauchers äußerst ineffektiv sind. In unserem Fall waren die Öffnungszeiten vergleichsweise bescheiden und uneinheitlich, die Bestände waren auf zahllose Standorte verstreut, die Entlehnbedingungen differierten beträchtlich und daher hätte jede Kosten-Nutzenrechnung meiner Meinung nach ein sehr negatives Ergebnis bringen müssen.

Wie zutreffend diese Einschätzung war, hat sich im Übrigen, wie nicht anders zu erwarten, schnell bewahrheitet. Im Zuge der Retrokatalogisierung und Bestandskonzentrationen konnten wir durch den verbesserten Nachweis und das optimierte Serviceangebot in den ersten Jahren eine Steigerung der Nutzungsdaten im zweistelligen Bereich erzielen.

Die Periode von 1999 bis 2003, das heißt also jene Zeit, in der die Universität Innsbruck im UOG 93 war, lässt sich für die Bibliothek im Rückblick als Konsolidierungsphase im Hinblick auf das Bibliothekssystem ALEPH und die Etablierung der SOWI-Fakultätsbibliothek charakterisieren.

Darüber hinaus fand im Jahr 2000 eine radikale Zeitschriftenabbestellungsaktion statt, um das ausufernde Zeitschriftenbudget wieder einigermaßen unter Kontrolle zu bekommen. Hier konnte das Sparziel ohne wesentliche Qualitätseinbußen vorwiegend deswegen erreicht werden, weil nach wie vor in den diversen Institutsbibliotheken zahlreiche Mehrfachexemplare von laufenden Zeitschriften gehalten wurden, die wir nun mit guten Argumenten reduzieren konnten.

Im Wesentlichen jedoch fokussierten sich in jenen Jahren Arbeitsinhalt und -pensum auf die intensive Planung und Vorbereitung der damals noch zukünftigen Geisteswissenschaftlichen Bibliothek. Während die organisatorische Konzeption ausschließlich in der Zuständigkeit der Universitätsbibliothek lag, wurde die bauliche Umsetzung dieses innerhalb der Universität sehr umstrittenen Programms zudem tatkräftig vom damaligen Vizerektor Gantner gefördert.

Zunächst mussten wir unser Augenmerk allerdings auf die Finanzierung der ersten wichtigen operativen Maßnahmen richten. Dazu zählten ein umfassendes Retrokatalogisierungsprojekt für die älteren Institutsbestände, die noch nicht im OPAC erfasst waren, sowie die Installierung eines geregelten Bibliotheksbetriebs in den Institutsbibliotheken durch den Einsatz von studentischen Hilfskräften. Daneben wurde unser Tun von einer ungeahnten Dynamik bestimmt, zumal aus strategischen Überlegungen der Gesamtuniversität immer mehr Teilbibliotheken bis hin zur Erdwissenschaftlichen Fachbibliothek in den Zielentwurf aufgenommen wurden.

Für mich als Bibliotheksdirektor stellte die Zeit des UOG 93 eine ganz intensive Lernphase dar. Auf der einen Seite wurde ich in den Senat kooptiert und hatte über Jahre hinweg Gelegenheit, den entsprechenden „politischen Verhandlungen“ zu Punkten wie Budget, Personaleinsatz und Ähnlichem beizuwohnen, wodurch mir auch die handelnden Personen an der Universität allmählich vertraut wurden. Auf der anderen Seite hatte es – wie sich später erweisen sollte – den Vorteil, dass viele Universitätsangehörige mich bei diesen Anlässen kennengelernt haben.

Die Notwendigkeit, mit dem Rektorat direkt budgetäre Fragen der UB abzuhandeln, zeigte ebenfalls eine doppelte Wirkung. So konnte ich die Art und Weise, wie Budgetverhandlungen nach UOG 93, das heißt also in der doch sehr weitgehenden Autonomie der Universitäten abliefen, hautnah miterleben, die Mitglieder des Rektorates wiederum erhielten einen besseren Einblick in das Funktionieren und die Notwendigkeiten eines Bibliotheksbetriebes.

Aus bibliothekarischer Sicht jedenfalls konnten wir in dem Zeitabschnitt, wo das UOG 93 seine Gültigkeit hatte, iniges an Verbesserungen erreichen. Mir war es beispielsweise immer ein Anliegen gewesen, das Literatursortiment der Bibliothek insgesamt, vor allem jedoch im Zeitschriftensektor zu stärken und zugleich durch geeignete Maßnahmen sicherzustellen, dass dieses Angebot auch tatsächlich beim „Endverbraucher“ ankommt. Immerhin wusste ich aus langjähriger Erfahrung, wie schwierig es sich für den durchschnittlichen Benutzerkreis gestaltete, mit konventionellen Bibliographien auf Zeitschrifteninhalte zugreifen zu wollen. Daher war es aus meiner Perspektive unerlässlich, Suchwerkzeuge zu kreieren bzw. ausfindig zu machen, die genau dieses Problem lösen sollten. Einer der ersten Schritte in diese Richtung war die Einführung von MetaLib und

SFX als linking system, was die Suche über mehrere Datenbanken und zugleich, wenn vorhanden, auf die dazugehörigen Volltexte gewährleistete. Gerade MetaLib, das in Innsbruck 2002 in Betrieb gesetzt wurde, markiert in diesem Zusammenhang, obwohl technisch nicht besonders ausgereift, einen absoluten Meilenstein.

Im Zuge des Projektes UBI-NEU und der damit einhergehenden Bestandsverdichtung aus den zahlreichen Instituts- und Fachbibliotheken wurde es zunehmend erforderlich für Ausgleichsflächen zu sorgen, in denen insbesondere ältere Literatur komprimiert aufgestellt werden konnte. Im Jahr 2003 gelang es uns durch eine glückliche Fügung zu diesem Zweck ein Außenmagazin anzumieten. Es handelte sich dabei um Lokalitäten einer pleitegegangenen Möbelfirma, deren Räumlichkeiten sich baulich ohne wesentliche Adaptierungen für eine Magazinsfläche hervorragend eigneten und lediglich adäquat eingerichtet werden mussten. Das Neue an der Geschichte war jedoch, dass wir rechtlich zum ersten Mal die Möglichkeiten des UOG 93 ausschöpfen und eine „private Anmietung“ tätigen konnten.

Das Jahr 2003 war auch jenes Jahr, in dem sich die österreichischen Universitäten darauf vorbereiteten, das neue UOG 2002 zu implementieren, womit ja eine Ausgliederung der Universitäten aus dem hoheitlichen Bereich verknüpft wurde. Dieses Gesetz war im Vorfeld in Innsbruck äußerst umstritten, weil es unmittelbar die Abtrennung der Medizinischen Fakultät von der Leopold-Franzens-Universität und die Schaffung einer eigenständigen medizinischen Universität zur Folge haben würde.

Im Frühjahr des Jahres 2003 wurde ich vom Senatsvorsitzenden gefragt, ob ich nicht bei der Rektorswahl kandidieren möchte. Er habe gesehen, dass die Bibliothek ein sehr großes Budget habe, mehr Personal als die meisten Fakultäten und auch sonst mit Ressourcen und Infrastruktur gut umzugehen wisse. Mir war klar, dass hinter dieser ehrenden Aufforderung, sich zu bewerben, auch noch andere „politisch“ motivierte Gründe des Senats standen. Nach reiflicher Überlegung unter Abwägung aller Für und Wider und nach Rücksprache mit einigen Freunden und meiner Frau habe ich mich entschlossen, den Schritt einer Kandidatur zu wagen. Dies war insofern ein Novum, als bisher niemand, der nicht aus dem Kreis der Universitätsprofessorinnen und -professoren der Universität stammte, so ein Amt angestrebt geschweige denn ausgeübt hatte. Das Hearing, zu dem ich sodann eingeladen wurde, war für mich ein bemerkenswertes Ereignis.

Die Aula war vollgepackt mit Hunderten von Leuten, und die Stimmung war relativ angespannt. Ich hatte wie alle anderen Kandidaten eine Powerpoint Show vorbereitet, in der ich meine Vorstellungen einer zukünftigen Universität versuchte darzulegen. Anschließend an die Präsentation waren Fragen aus dem Publikum vorgesehen, und ein Aspekt ist mir deutlich in Erinnerung geblieben. Seitens der Vorsitzenden des Arbeitskreises für Gleichbehandlungsfragen wurde ich darauf angesprochen, dass es auch an

unserer Universität bisher wenige Frauen in Führungspositionen geben würde und was ich denn dagegen zu tun gedenke. Mit dieser Analyse hat die Vorsitzende alle Kandidatinnen und Kandidaten konfrontiert, und in einer ersten Reaktion war ich drauf und dran, eine Standardantwort nach dem Motto zu geben, man werde sich natürlich bemühen etc. Dann jedoch habe ich Folgendes gesagt: „In meiner Welt, in der Welt der Bibliotheken sind Frauen in Führungspositionen überhaupt kein Thema.“

Und es war für mich tatsächlich ein Leichtes, von der Frau Generaldirektorin der Nationalbibliothek abwärts eine ganze Reihe von Kolleginnen zu nennen, die seit Jahren Leitungsfunktionen im österreichischen Bibliothekswesen bekleideten. Sogleich merkte ich, dass diese Aussage vom Publikum wohlwollend zur Kenntnis genommen und als genuin eingestuft wurde.

Trotzdem wurde ich nicht Rektor, und das war auch gut so. Aber ich glaube, ich habe mich ganz passabel geschlagen. Damit war das Thema für mich persönlich abgehakt, und ich hatte vor, mich wieder uneingeschränkt dem bibliothekarischen Tagesgeschäft zu widmen. Umso überraschter war ich, als ich im darauf folgenden Sommer vom designierten Rektor, Prof. Gantner, mit dem ich ja schon früher zu tun hatte, eingeladen wurde, das Ressort eines Vizerektors für Personal und Infrastruktur zu übernehmen. Nach kurzer Überlegung und in Abstimmung mit meiner Frau und Freunden habe ich zugesagt. Damit begann eine der fruchtbarsten, aber zweifelsohne auch hektischsten und stressbeladensten Phasen meines Berufslebens.

Ganz zu Beginn gab es spürbare Bedenken, ob jemand, der nicht der Professorenkurie angehörte, ein derartiges Amt überhaupt würde bekleiden und ausfüllen können, obwohl ich im Großen und Ganzen sagen muss, dass sich die meisten Einwände dieser Art bald verflüchtigten und die anfänglich tiefe Skepsis zunehmend einer professionellen Form der Zusammenarbeit Platz machte.

Das UOG 2002 war von seinem Ansatz her lediglich als Rahmengesetz gedacht, und so bestand für das Rektorat die eigentliche Herausforderung darin, diesen Handlungsspielraum zu nutzen und die innere Struktur der Universität zu modernisieren. Das bedeutete vor allem eine komplett neue Fakultätsgliederung und auch eine ganze Reihe anderer organisatorischer Maßnahmen. Weil das UOG 2002 in Innsbruck sehr umstritten – um nicht zu sagen absolut unbeliebt – war, entzündeten sich in der Folge immer wieder Konflikte mit dem Rektorat, die eigentlich aus der Ablehnung des Gesetzes an sich resultierten.

Für mich und meine Arbeit als Vizerektor waren die Erfahrungen aus dem Bibliothekswesen unentbehrlich. Ich konnte wirklich darauf zurückgreifen, dass ich sowohl im Personalbereich die Grundlagen von Personalrecht und Arbeitsrecht kannte, als auch von

Bau und IT Etliches verstand. Das verschaffte mir sehr schnell den Respekt der einzelnen Fachabteilungen in der Verwaltung und schuf die Basis für konstruktives Arbeiten.

Ich habe während dieser Zeit nie ein Hehl daraus gemacht, dass viele organisatorische Veränderungen, die ich versuchte umzusetzen, aus dem Bibliothekswesen stammten. Am deutlichsten zeigte sich das bei der Verwaltungsreform der neuen Fakultäten. Die Universität Innsbruck hatte bislang 7 Fakultäten, darunter die Medizin, deren Ausgliederung vom Gesetzgeber vorgegeben wurde. Die bestehenden, teils sehr großen Fakultäten, wurden nun neu gruppiert – in 15 kleinere, fachlich fokussiertere Einrichtungen, die aber die Bezeichnung „Fakultäten“ beibehalten sollten. Die Verwaltung der alten Fakultäten umfasste üblicherweise ein Dekanat und dazugehörige weitere Abteilungen. Geleitet wurden diese Dekanate von vergleichsweise mächtigen Dekanatsdirektoren und Dekanatsdirektorinnen. Für das Rektorat war es keine Option, diese klassische Dekanatsstruktur nach der Aufgliederung in 15 Fakultäten 1:1 weiterzuführen.

Ich habe daher vorgeschlagen, sich am Schema der Universitätsbibliothek zu orientieren und eine zentrale Verwaltungseinheit für die Fakultäten einzurichten, die an den einzelnen Universitätsstandorten analog zu den dortigen Fakultätsbibliotheken über Außenstellen verfügen sollte. Diese sogenannte Fakultätenservicestelle sollte gleichzeitig den Nukleus für eine zentralisierte Universitätsverwaltung bilden.

Das Vorhaben lieferte, wie nicht anders zu erwarten, Anlass zu zahlreichen kontroversen Diskussionen, zumal in erster Linie Dekane und dienstältere Dekanatsleiterinnen fürchteten, an Macht und Einfluss zu verlieren. Trotzdem hat sich die Fakultätenservicestelle bewährt, wenngleich sich ihr Aufgabenprofil etwas abgewandelt hat und man sich dort zunehmend mit Agenden der Lehre beschäftigt.

In punkto Personal und Bau war dieses erste Rektorat nach UOG 2002 eine ungemein dynamische Zeit. Vergessen Sie nicht, die Universitäten waren plötzlich aus der hoheitlichen Verwaltung gekippt, und gerade im Personalsektor wurden als direkte Konsequenz ab sofort alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht mehr nach dem Beamtendienstrecht und Vertragsbedienstetengesetz angestellt, sondern es mussten privatrechtliche Arbeitsverträge abgeschlossen werden. Da entgegen den ursprünglichen Planungen ein entsprechender Kollektivvertrag weiterhin nicht existierte, mussten wir für Dutzende unterschiedliche Arbeitsbereiche praktisch auf der Stelle Vertragsmuster entwerfen, was sich ungeachtet des immensen Arbeitsaufwandes letztlich lohnte, weil die Implementierung des Kollektivvertrages erst nach Jahren über die Bühne ging.

Bei der Infrastruktur wurde abgesehen vom Bau der neuen Bibliothek und Adaptierungen umliegender Gebäude die Errichtung eines neuen Komplexes für Chemie, Pharmazie und Theoretische Medizin vorbereitet. War dieses Unterfangen für sich genommen wegen der hohen Labordichte schon schwieriges technisches Terrain, so war bei den

Planungen außerdem eine intensive Koordination mit der Medizinischen Universität notwendig.

Es sei nicht verschwiegen, dass es vor allem in der zweiten Hälfte der Rektoratsperiode immer wieder zu Konflikten mit dem Betriebsrat und anderen Gremien gekommen ist, die zum Teil sogar über die Medien ausgetragen wurden. So gern jeder von uns in der Zeitung steht, wenn es sich um positive Ereignisse handelt, so unerfreulich wird es, wenn man in der Zeitung mit inhaltlich falschen und unhaltbaren Anschuldigungen konfrontiert wird. Das ist nicht nur für einen selbst oft schwer zu ertragen, sondern davon können, was manchmal übersehen wird, in beinahe gleichem Maße Familie, Freunde und Bekannte betroffen sein. Und wenn man in diesem Zusammenhang einmal von der eigenen, fast 90jährigen Mutter mit den Worten angerufen wird: „Junge, was machst du denn? Ich kann mich ja nicht mehr auf der Straße blicken lassen!“ – dann weiß man, dass vielleicht eine Grenze überschritten wurde. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass ich mir selbst heute, viele Jahre später, ab und zu Gedanken mache, wenn in der Presse und den Medien Personen oft mit Vorwürfen und Darstellungen in Verbindung gebracht werden, die durchaus zu berechtigten Zweifeln Anlass geben. Nicht selten sage ich bei solchen Gelegenheiten im Stillen zu mir, welche Auswirkungen mag das auf die jeweiligen familiären Verhältnisse haben. Trotzdem waren diese 4 Jahre als Vizerektor der Höhepunkt meiner beruflichen Laufbahn, denn wer hat schon in seinem Arbeitsleben die Chance dabei zu sein, wenn eine ganze Universität neu geplant und organisiert wird.

Am 1. Oktober 2007 kehrte ich wieder voll in meine angestammte Rolle als Bibliotheksdirektor zurück. Die Zeit von 2007 bis heute ist schnell geschildert. Zwei Ereignisse haben sie im Wesentlichen geprägt. Zum einen haben wir nach 10 Jahren Konzeptions- und nach 2 Jahren Bauzeit im Jahr 2009 unseren Neubau eröffnen und beziehen können. Die Akzeptanz dieses Baus hat alle Erwartungen derart übertroffen, dass sich binnen kurzem Engpässe abzeichneten und uns abermals kapazitätsmäßig an die Belastungsgrenze brachten.

Zum anderen gelang durch die Einführung eines „Discovery Services“ in Gestalt der Suchmaschine PRIMO gekoppelt mit PRIMO Central Index eine wesentliche konzeptionelle Verbesserung unseres Angebots. Damit ging für mich ein Traum in Erfüllung, da ich als jahrelang für den sogenannten bibliographischen Dienst Verantwortlicher die ungeahnten Möglichkeiten, die sich nunmehr eröffneten, ganz besonders zu schätzen wusste. Außerdem vertrat ich schon lange die Auffassung, dass wir technologisch ständig neue Wege beschreiten müssten, um die Kosten für die immer teureren Zeitschriften über deren Nutzung rechtfertigen zu können.

Abschließend, nach diesen ausführlichen Schilderungen meiner 40 Dienstjahre, erlaube ich mir noch einen Blick in die Zukunft, wie ich sie erwarte.

Das Schicksal der Universitätsbibliotheken ist in der Zwischenzeit ganz eng mit der Situation der jeweiligen Universität verknüpft. Dies betrifft Fragen der Ressourcen im Allgemeinen, insbesondere jedoch das Budget. Folgt man der Diskussion in den Medien, kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Budgets der Universitäten in den nächsten Leistungsvereinbarungsperioden nicht steigen, sondern sich im Gegenteil verringern werden. Das wird an den Bibliotheken gleichfalls nicht spurlos vorübergehen, weil diese erfahrungsgemäß in der universitätsinternen Nahrungskette leider ziemlich am Schluss rangieren.

Es wird daher wahrscheinlich für die Bibliotheken in den nächsten Jahren ein zentrales Thema sein, wie sich bei schrumpfenden Ressourcen das Leistungsniveau so weit als möglich halten lässt.

Die Tatsache, dass der ALEPH-Ablöseprozess auf Schiene ist, wird uns dabei helfen, weil zukünftige Bibliothekssysteme von den Arbeitsprozessen her anders und effizienter konfiguriert werden können. So gesehen bleibt die Zukunft für die Bibliotheken sicher spannend, selbst wenn, von meiner Warte aus, der Rückbau in Zeiten der Verknappung nicht so befriedigend sein kann, wie es die zum überwiegenden Teil sehr dynamische und expansive Aufbauphase während meiner Dienstzeit war.

Ich konnte summa summarum im Bibliotheksbereich, zumindest so weit es die Universitäts- und Landesbibliothek betrifft, einiges bewegen. Das wäre nie gegangen, hätte ich nicht immer das unverschämte Glück gehabt, mit sehr guten und motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern arbeiten zu können, ganz gleich, ob in der Bibliothek oder im Vizerektorat. Es waren die MitarbeiterInnen, die mich in vielen Fällen durch die Fährnisse getragen haben. Ihnen sei an dieser Stelle gedankt. Dass dazu auch noch viele Kolleginnen und Kollegen aus anderen Bibliotheken, anderen Gremien und Organisationen gekommen sind – einige sitzen ja auch hier im Saale – , sei ebenfalls mit Dankbarkeit erwähnt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lassen Sie mich abschließend einige Worte zu meinem persönlichen Selbstverständnis sagen:

Ich bin ein alter Beamter, und ich bin stolz darauf. Ich hatte nie beim Stichwort „Beamter“ die Assoziation mit „Amtskappl“ und „Ärmelschoner“. Hier bin ich sicher durch mein Elternhaus und meine Familie geprägt, in der es seit fast 300 Jahren Beamte gibt. Mir persönlich fällt zum Stichwort „Beamter“ immer eine Passage aus einem Stück von Arthur Schnitzler, dem „Professor Bernhardt“, ein. Manche von Ihnen kennen es vielleicht, und es geht kurz gesagt um antisemitische Umtriebe in einem Wiener Krankenhaus in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Diese Affäre weitet sich aus und schwappt hinauf in das zuständige Ministerium, wo es in der Folge zu einer Reihe von Gesprächen zwischen dem zuständigen Minister und seinem Spitzenbeamten, einem Hofrat Winkler,



kommt. Und im Zuge einer dieser Diskussionen sagt der Hofrat zum Minister: „Ja, es scheint, Exzellenz – als Beamter hat man nur die Wahl – Anarchist oder Trottel.“

Nun ich glaube, ein Trottel war ich weniger, ein Anarchist im ursprünglichen Sinn des Wortes jedoch manchmal schon. Ich habe die meisten Regeln und Situationen nicht gottgegeben hingenommen, sondern immer versucht, etwas zu verändern und damit vielleicht etwas Neues zu schaffen. Und ich hatte, und das war das Schöne an meiner beruflichen Laufbahn, auch die Möglichkeit, genau solche Veränderungen umsetzen zu können.

Und so kann ich jetzt nach 40 Jahren an dieser Stelle vor Ihnen stehen und im Brustton der Überzeugung sagen: Es hat unheimlich Spaß gemacht.

Danke schön.

*Reinhold Bichler*

## **Alexander der Große und die Skythen**

Eine Reminiszenz an Martin Wiesers ‚Kleinkrieg in der Antike‘

Vor vierzig Jahren behandelte Martin Wieser in einem Kapitel seiner Dissertation die schweren militärischen Probleme, die Alexander während seines Aufenthalts in Baktrien und der Sogdiane meistern musste (329-327 v. Chr.). Wiesers kritische Bemerkungen zu den Tendenzen, Alexanders Erfolg zu beschönigen, vor allem die Folgen der siegreichen Schlacht zu überschätzen, die gegen die Skythen, die am ‚europäischen‘ Ufer des Syr Darja bei Khudjand ausgefochten wurde, sind noch immer bemerkenswert. Seine Analyse der Hauptquellen, das sind Curtius und Arrian, war von seinem Interesse als Militärgeschichtler geleitet. Ich füge nun eine vergleichende Analyse der Erzählstrategie der beiden Autoren an, da diese Alexanders Konfrontation mit den Skythen nutzten, um ihr unterschiedliches Bild des berühmten makedonischen Eroberers zu schärfen.

### *Zur Thematik*

Im Sommer des Jahres 329 v. Chr. erreichte das Heer Alexanders auf dessen Eroberungszug durch das Reich der Perser die nördliche Grenzregion am Syr Darja. Dort ließ Alexander zur Sicherung des Gebiets eine befestigte Garnisonsstadt errichten, Alexandria Eschate, im Bereich der heutigen Stadt Khudjand in Tadschikistan. Noch während des Baus erhielt er die Nachricht von einer gefährlichen Aufstandsbewegung und sah sich nun einem Feind gegenüber, der ihm auf doppelte Weise zusetzte. Alexanders harte Herrschaftspraxis hatte die lokale Führungsschicht in der Sogdiane vor den Kopf gestoßen und unter der Bevölkerung Schrecken verbreitet, so dass sich eine große Widerstandsbewegung in den Städten und den Bergfestungen formierte, die bald auch auf das schon eroberte Baktrien übergriff. Dazu wurden Allianzen mit den Steppenbewohnern in der Region zwischen Amu Darja und Syr Darja geschlossen, die mit ihren äußerst kampftüchtigen Reiterkriegern eine starke Bedrohung darstellten. Der Kleinkrieg sollte sich über zwei Jahre hinziehen, in denen Alexander jeweils in Baktrien überwinterte, bis er im Sommer des Jahres 327 abermals den Hindukusch überquerte, um den Feldzug in Richtung Indus fortzusetzen.

Konnten nun die Gebiete nördlich des Hindukusch als ‚befriedet‘ gelten? Schließlich hatte Alexander nach dem Tod des militärisch fähigsten Gegners, des Regionalfürsten Spitamenes, und der Einnahme letzter widerständiger Bergfestungen sogar zum Mittel der Heiratspolitik (mit Rhoxane) gegriffen, um sich der Loyalität der einheimischen Vasallen zu versichern und nicht nur auf seine Garnisonen angewiesen zu sein (vgl. etwa Heckel 2008, 97-100; Nawotka 2011, 274-284). Und er hatte schon in der ersten Phase der Aufstandsbewegung in einer groß inszenierten Aktion den Syr Darja überquert und

den dort konzentrierten skythischen Reiterkriegern ein Gefecht geliefert, das propagandistisch als nachhaltiger Sieg dargestellt wurde: „a show of Macedonian strength to persuade the Scythians to recognize the borders of the province“ (Heckel 2008, 97f.).

Doch so stabil war die Lage nicht. Zudem hatte Alexander in diesen zwei Jahren auch zunehmend Probleme mit der Loyalität von Teilen seiner makedonischen Elite, die sich durch den Wandel im Herrschaftsstil Alexanders, der das legitime Erbe der Großkönige beanspruchte, zurückgesetzt sahen. So finden sich in der Forschung auch durchaus kritische Stimmen, die nicht so rasch eine positive Bilanz über Alexanders Erfolg in den oberen Satrapien ziehen wollen (vgl. etwa Müller 2014, 193f., 225-228). Diesen Stimmen würde gewiss auch der Adressat dieser Festschrift beipflichten, wenn man von jenem Kapitel seiner Dissertation ausgehen darf, in dem er damals „Alexanders Kämpfe gegen Spitamenes und die Skythen“ behandelt hatte. Sehen wir kurz auf das Resümee: „Ich möchte zusammenfassen, daß es hier den Makedonen zwar gelang, die Skythen aus dem Felde zu schlagen und im Weiteren auch die skythischen Einfälle in Sogdien und Baktrien zumindest teilweise zu unterbinden, daß aber von einer endgültigen Lösung dieses militärischen Problems keine Rede sein kann“ (Wieser 1976, 60-98, bes. 75).

Die *opinio communis* freilich neigt – damals wie heute – nicht zu solcher Skepsis. So bescheinigt etwa David Lonsdale, dass Alexander damals in Sachen „Military Operations in Low-Intensity-Conflict“ durch seine Lernfähigkeit modellhaft gewirkt habe (Lonsdale 2007, 91-97). Lehren von zeitloser Gültigkeit aus Alexanders Erfolgen als Strategie zu ziehen – „This work has identified the most important lessons we can learn from this most remarkable of strategic careers“ (ebd. 145) –, ist aber kein unproblematisches Unterfangen. Martin Wieser hat das zu seiner Zeit anhand einer Auseinandersetzung mit entsprechenden Bemühungen gezeigt. Ein prominentes Beispiel seiner kritischen Analyse war die Art und Weise, in der J.F.C. Fuller in seinem Klassiker *The Generalship of Alexander the Great* die strategische Leistung seines Helden zu erfassen trachtete (Fuller 1958; Wieser 1976, 74f., 94f.). Noch ein halbes Jahrhundert später indes stützte sich Paul Cartledge auf Fuller's Systematisierung von Alexanders strategischen Leistungen, um diese selbst zu preisen (Cartledge 2004, 129-160, bes. 142f.). Und inzwischen wurde, dem Zeitgeist verpflichtet, Alexanders strategisches Genie auch als Vorbild für das erfolgreiche Handeln von Wirtschaftsführern entdeckt (vgl. etwa Bose 2005). Diese wenigen Hinweise können genügen, um eine Ahnung davon zu geben, dass auf meinen Freund und Studienkollegen Martin Wieser eine lohnende, aber mühevoll Aufgabe zukäme, sollte er – rund vierzig Jahre nach seiner Promotion – wieder zur Feder greifen, um das einschlägige Kapitel seiner Dissertation für eine Publikation à jour zu bringen. Nun, er hat sicher noch genug Anderes und Besseres zu tun, so möge die folgende Betrachtung nur als kleine Reminiszenz an seine Dissertation dienen, die sich neben einem guten Maß

an Skepsis gegenüber idealisierenden Tendenzen in der Forschungsliteratur auch durch sorgfältige Quellenkritik ausgezeichnet hat.

Von der Frage nach der möglichen Rekonstruktion des militärischen Geschehens und seiner Folgen führt diese Betrachtung nun freilich weg und fasst andere Aspekte ins Auge. Der Erfolg von Alexanders sorgfältig inszenierter Kampagne gegen die Skythen auf der anderen Seite des Syr Darja ist in militärstrategischer Hinsicht wohl – im Sinne Wiesers – zu hinterfragen. Doch er war als Manifestation von Alexanders Herrschaftsrepräsentation durchaus bemerkenswert. Der Syr Darja (bzw. Jaxartes) wurde nämlich als Oberlauf des Tanaïs (Don) betrachtet, der nach der antiken Geographie als Grenzfluss zwischen Asien und Europa galt (vgl. Atkinson 1994, 172). Mit seiner demonstrativen Überschreitung konnte Alexander – im unmittelbaren Anschluss an die Herrschaftsauffassung der Perserkönige – den Anspruch auf eine theoretisch (!) unbegrenzte Herrschaft über die Oikumene erheben, ein Anspruch, der in einer langen Tradition altorientalischer Königsideologie steht (vgl. zu dieser Tradition Rollinger-Ruffing 2014, 93-134). Die antike Historie hat diesen Anspruch gern als ein faktisches Streben nach Weltherrschaft interpretiert, ein Umstand, der auch das antike Alexander-Bild und dessen Rezeption geprägt hat. Alexanders Konfrontation mit den Reiterkriegern aus den Steppen beiderseits der Grenzen des von ihm eroberten Perserreichs bildete daher über das reale militärische Geschehen hinaus ein dankbares Sujet, um den Machtanspruch Alexanders als Erbe der Perserkönige zu beleuchten.

In der folgenden Betrachtung soll es daher um die erzähltechnische Funktion gehen, die den Reiterkriegern aus den Steppen in den beiden Hauptquellen zur Geschichte Alexanders, Curtius und Arrian, zukommt, und speziell um die Rolle, die sie für deren jeweiliges Alexander-Bild spielen. Ohne auf die notorischen Probleme der Quellenforschung hier einzugehen, sei nur vorweg festgehalten, dass Curtius mit großer Wahrscheinlichkeit vor Arrian geschrieben, dieser aber Curtius nicht benutzt hat. Beide Autoren haben aus der älteren, uns im Original verlorenen Alexander-Literatur geschöpft, aber eine unterschiedliche Auswahl getroffen, die ihrem jeweiligen Alexander-Bild entsprach.

*Das erste Auftreten der Reiterkrieger aus den Steppen:  
Die Entscheidungsschlacht bei Gangamela (330 v. Chr.)*

Schon lange bevor Alexander in die Steppenregionen der oberen Satrapien und damit in die Heimat der Reiterkrieger kommt, wird er mit deren Kampfkraft konfrontiert, ja mehr noch: Die von diesen Verbänden ausgehende Bedrohung wird bei beiden Autoren schon vor der ersten Feindberührung antizipiert. Zunächst zu Curtius. Bald nach seiner Niederlage bei Issos (im Spätherbst 333 v. Chr.) hoffte der Perserkönig, Dareios III., auf eine Verstärkung seiner Truppen durch die Reiterei der Baktrier. Denn diese sind nicht durch den sprichwörtlichen Luxus der Perser verweichlicht worden. Ihre Nachbarn

nämlich sind die wilden Skythen, die als Krieger und Räuber eine ständige Herausforderung darstellen (Curtius 4.6.3). Dareios blickte daher vor der entscheidenden Schlacht bei Arbela mit Zuversicht auf den starken Zuwachs durch Baktrier und Skythen (4.9.2). Parmenion hingegen, Alexanders bewährter, aber durch eine gehässige Überlieferung angeschwärtzter General, sorgte sich vor diesen gefährlichen Kämpfern und riet Alexander zu einem nächtlichen Überraschungsangriff. Die Soldaten würden nämlich bei Tag vor dem furchtbaren Anblick der Baktrier und Skythen zurückschrecken. Curtius lässt Parmenion dabei jenes Klischeebild wilder Barbaren evozieren, das zu seiner Zeit gerne auch auf Gallier und Germanen angewandt wurde. Alexander aber verschmähte nicht nur Parmenions Rat, sondern begegnete in einer Rede an seine Männer sogleich deren zu erwartenden Ängsten: Sie, die Makedonen, seien ihrer Tapferkeit wegen überall bekannt, was seien dagegen Skythen und Kadusier (zur Nennung der Kadusier vgl. Bosworth 1980, 290 und 298). Die Scharen der Barbaren mit ihrer mangelnden Ordnung im Kampfgeschehen seien doch nicht zu fürchten (4.14.3-5).

Arrian bietet zwar keinen expliziten Vorverweis auf die besondere Gefährlichkeit der Steppenkrieger, mit denen es die Makedonen in der Schlacht zu tun bekommen werden, weist aber darauf, dass mit den Saken, asiatischen Skythen, freie Bundesgenossen des Königs und keine Untertanen des Provinzfürsten im Felde stehen (*Anabasis* 3.8.3). Sein Hinweis auf die Ungebundenheit dieser Steppenkrieger deutet jedenfalls ihre Kampfkraft an.

Auch in der Schilderung der Schlacht selbst wird die Rolle dieser Reiterverbände unterschiedlich gewichtet. Die ganze Problematik der disparaten und widersprüchlichen Quellenlage kann hier nur pauschal angedeutet werden. Die krassen Divergenzen reichen von der Aufstellung und der Truppenstärke auf Seiten der Perser bis zum konkreten Verlauf des Schlachtgeschehens und insbesondere dem Zeitpunkt und den Umständen von Dareios' Flucht (eine Übersicht findet sich bei Bichler 2009; für Details vgl. die Kommentare bei Atkinson 1980 und Bosworth 1980). Nur einige Eckpunkte des Geschehens stehen in der gemeinsamen Überlieferung weitgehend fest. Ein erster Angriff der Sichelwagen auf Alexanders Front hatte nicht den von persischer Seite erhofften Erfolg. Auch eine gefährliche Umzingelung von Alexanders rechtem Flügel durch die gegnerische Reiterei konnte abgewehrt werden. Ein Durchbruch feindlicher Reiterei bis zu Alexanders Tross schuf nur vorübergehend Bedrängnis, blieb aber letztlich wirkungslos. Auch der durch die Umzingelung höchst gefährdete linke Flügel Alexanders, den Parmenion kommandierte, konnte letztlich standhalten, wobei sich die Thessaler besonders auszeichneten. Und, last but not least: Nachdem die persische Frontlinie gerissen war, konnte Alexander mit dem verwegenen Angriff auf das Kommandozentrum des Großkönigs die alles entscheidende Wende hin zur Flucht des Perserkönigs bewirken, sein Entkommen aber nicht verhindern. Der Zeitpunkt, zu dem diese Flucht erfolgte,

wird aber höchst verschieden angesetzt. Die von Arrian gebotene Version, nach der Dareios schon früh aus Angst floh, geht wahrscheinlich auf Kallisthenes zurück (vgl. Plutarch, *Alexander* 33). Die sogenannte *Vulgata*, der auch Curtius folgt, lässt dagegen Dareios erst nach tapferer Gegenwehr den Rückzug antreten (vgl. Diodor 17.59-60; Justin 11.13-14).

Doch nun zur Rolle, die jeweils den gegenständlichen Reiterkriegern zugeschrieben wird.

Ich beginne in diesem Fall mit Arrian, dessen Bericht üblicherweise als Basis moderner Rekonstruktionen des Schlachtverlaufs dient, auch wenn er notorisch einige Probleme bietet. Dareios' linker Flügel hatte demnach mit einem Angriff auf Alexanders rechten Flügel die Schlacht eröffnet. Die baktrischen und skythischen Reiter bildeten eine Übermacht, der die von Menidas geführten Reiter weichen mussten. Doch dann konnte die Reiterei der Paionen unter Aretes' Kommando die drohende Umzingelung abwehren (3.13.2-4). Aretes' Erfolg auf dem rechten Flügel schuf Platz für Alexanders Vorstoß auf das Zentrum des Dareios, der zur frühen Flucht des Großkönigs führte (3.14.1-3). Ein gegnerischer Vorstoß von Teilen der Inder und der Reiterei der Perser bis zum Tross der Makedonen hatte hingegen nur periphere Bedeutung, da – Arrian zu Folge – zu diesem Zeitpunkt schon die Flucht des Zentrums der Perser eingesetzt hatte. Nur der linke Flügel der Makedonen stand noch unter schwerem Druck (3.14.4-6).

Anders Curtius. Die Sprengung der drohenden Einkreisung von Alexanders rechtem Flügel durch die Perser wird bei ihm den Agrianen zugeschrieben (4.15.21-22). Zuvor aber war schon der Angriff der Perser auf den Tross der Makedonen erfolgt, der dramatische Szenen auslöste. Nach Curtius unternahm Menidas einen Versuch, den schon eroberten Tross zurückzugewinnen, wurde aber von Kadusiern und Skythen zurückgeschlagen. Erst Aretes konnte den Tross wieder gewinnen, nachdem er den *dux* der Skythen getötet hatte (4.15.5, 8). Zuletzt erfahren wir auch noch, dass die Baktrier, die den Tross geplündert hatten, bereits zurückkamen, als noch der Kampf zwischen den beiden Königen und ihrer Umgebung auf seinem Höhepunkt war (4.15.20, 22).

Was zeigt nun der Vergleich? Dort, wo es um ein entscheidendes Moment im Kampfgeschehen geht, um die Abwehr der drohenden Umzingelung von Alexanders rechtem Flügel, bieten beide Autoren – ungeachtet der differierenden Angaben über die konkreten Akteure auf Alexanders Seite (vgl. Bosworth 1980, 305f.) – eine ähnliche Einschätzung der Bedrohung durch die gegnerischen Reiterverbände. Curtius aber hatte die Gefährlichkeit dieser Reiterkrieger aus den Steppen schon im Vorfeld weitaus deutlicher herausgestellt als Arrian, und er gewichtet auch ihren Angriff auf Alexanders Tross wesentlich stärker. Doch das ist dem literarischen Effekt geschuldet. Wir können so stärker das Risiko dieser entscheidenden Schlacht und das Glück des Sieges verspüren.

*Eine Vorausschau auf die künftigen Kämpfe mit den wilden Reiterkriegerern*

Curtius' Erzähltechnik bewährt sich weiterhin. So sollen Hinweise auf die wilden Krieger der Steppe zu einem Zeitpunkt, bei dem sich Alexander noch auf dem Marsch in die oberen Satrapien befand, schon eine Ahnung von den künftigen militärischen Herausforderungen vermitteln. Als Alexander in die Parthyene im Südosten des Kaspischen Meers kam, erklärt Curtius, dass die Parther, die zu seiner Zeit die Herren der Länder jenseits von Euphrat und Tigris waren (vgl. dazu Atkinson 1994, 171f.), damals eine wenig bekannte *gens* gebildet hatten, hält es aber für wichtig, nochmals deren Herkunft von den Skythen in Europa zu betonen (6.2.12-14; vgl. 4.12.11). Er informiert damit sein Publikum im Voraus über die besondere Gefährlichkeit der Skythen, die außerhalb des Machtbereichs der Großkönige Asiens beheimatet sind und sich ihrer Unabhängigkeit erfreuen.

In der Folge verdichten sich diese Vorverweise auf den Gegner jenseits des Tanaïs. Als Alexander erfuhr, dass sich der Königsmörder Bessos zu Dareios' Nachfolger erklärt hatte und Skythen sowie die übrigen Anwohner des Tanaïs um sich sammelte, wurde er jäh aus einer Phase ausschweifender Untätigkeit und überheblicher Selbstvergötterung gerissen: Sein Heer, das schon zu murren begann, sollte wieder diszipliniert werden. So nahm er eilig die Verfolgung des Usurpators auf und marschierte nach Baktrien (6.6.1-18). Die Nachricht vom vermutlichen Eingreifen der Skythen war für Alexander ein Alarmzeichen, für Bessos aber sollte sich das Vertrauen auf ihre Hilfe als trügerisch erweisen. Der setzte, schon berauscht, seine ganze Hoffnung auf die Unterstützung aus den Randzonen des Perserreichs und von jenseits der Grenzen, auf Chorasmier, Daher, Saken, Inder und die Skythen von jenseits des Tanaïs. Von denen sei keiner so klein, dass er nicht einen Makedonen um einen Kopf überrage. Auf die eindringliche Warnung vor Alexanders Tüchtigkeit reagierte Bessos in blindem Zorn (7.4.1-20). Doch sein düsteres Schicksal zeichnete sich schon ab. Als zu Alexander die Nachricht drang, dass seinem Gegner die Skythen von jenseits des Tanaïs tatsächlich zu Hilfe kommen wollten (7.4.32), war dies für den Usurpator schon zu spät. Alexander aber sollte es bald mit diesen Skythen zu tun bekommen.

Arrian hingegen zeigt sich wie fast immer nüchterner. Er bringt keine entsprechenden Szenen. Zwar erfährt Alexander nach seinem Sieg über Dareios, dass diesem Skythen und Kadusier als Bundesgenossen zu Hilfe kommen wollen, doch hört er bald darauf, dass der Großkönig von seinen Truppen verlassen wurde und auf der Flucht ist (3.19.3-4). So bleibt der Hinweis auf diese Reiterkrieger eher blass. Erst wenn die Makedonen vor Ort mit diesen Reitervölkern konfrontiert werden, wird Arrian ihre gefährliche Kampfweise schildern, um die Herausforderung, die Alexander meistern musste, ins rechte Licht zu setzen.

*Die Schlacht mit den Skythen Europas*

Für Curtius hat Alexander mit dem entscheidenden Sieg über Dareios III. den Punkt erreicht, von dem weg die dunklen Züge seiner Persönlichkeit immer stärker die hellen überdecken werden. Aber es ist ein Auf und Ab, bei dem Alexander immer noch heroische Züge zeigen und vorbildlich handeln kann. Das Schillern des Charakterbilds korrespondiert mit einer Erzähltechnik, die mit scharfen Kontrasten und rasch kippenden Stimmungen arbeitet. Doch nun zur konkreten Geschichte der Ereignisse und ihrer Position in der Erzählfolge.

Im Sommer des Jahres 329 v. Chr. war Alexander in die Sogdiane vorgedrungen und wurde dort in Kämpfe mit rebellischen Bergvölkern verstrickt und dabei verwundet. Noch kaum genesen, erreichte ihn in Marakanda, dem heutigen Samarkand in Usbekistan, eine Delegation, die von einer besonderen Gruppe der Skythen entsandt worden war, den Abiern. Als solche wurden sie in der Überlieferung – wohl zu Ehren Alexanders – benannt, um sie mit den bei Homer ihrer Gerechtigkeit wegen gerühmten *Abiern* gleichzusetzen (vgl. *Ilias* XIII 6). Alexander empfing die Abier freundlich. Dann sandte er einen Vertrauten ins Land der europäischen Skythen, mit der Botschaft, sie sollten den Tanaïs nicht überschreiten, und mit dem Auftrag, das Land auszukundschaften. – Nach diesem kurzen Intermezzo erwähnt Curtius Alexanders Plan zur Errichtung einer Garnison am Tanaïs, doch wurde dessen Ausführung zunächst durch den Beginn des Aufstands in Baktrien und der Sogdiane verzögert. In den nun ausgebrochenen Kämpfen wurde Alexander bei der Belagerung von Kyropolis erneut verwundet, hielt aber eisern durch. Doch nun schiebt Curtius – in lapidarer Kürze (7.6.24) – eine böse Nachricht ein: Alexander schickte ein Heer mit 3000 Mann und 800 Reitern nach Marakanda, da sich Spitamenes der Stadt bemächtigt hatte. Dann kehrte Alexander an den Tanaïs zurück und trieb den Bau der Garnison voran (7.6).

Arrian bietet bis dahin *grosso modo* die gleiche Abfolge der Ereignisse, inklusive der Verwundungen Alexanders (3.30.10 - 4.4.1). Bei der Erwähnung des Besuchs der autonomen Abier präzisiert Arrian zudem, dass diese zu den Skythen in Asien gehören (4.1.1). Für das Heer aber, das Alexander nach Marakanda zu Hilfe schickte, bietet er andere Zahlen als Curtius und nennt einen anderen Kommandeur (4.3.6-7). Um diese bekannten Divergenzen soll es hier jedoch nicht gehen (vgl. dazu Bosworth 1985, 22-25), sondern um die weitere Erzählfolge. Arrian geht nun nämlich gleich zur Konfrontation mit den Skythen am jenseitigen Ufer des Tanaïs über. Damit trennen sich die Wege des Erzählens deutlich. Ich setze zunächst mit Arrian fort, auf dessen Bericht sich das militärhistorische Interesse zumeist konzentriert.

Nach Arrian war es das provozierende Verhalten der Skythen am anderen Ufer des Stroms, das Alexander erzürnte und zum Angriff reizte. Unheil anzeigende Opfer verzö-



gerten zunächst das Unternehmen, was Alexanders gekränkten Ehrgeiz noch steigerte. Er wollte nicht, erzählt Arrian ausdrücklich, den Skythen so zum Spott werden wie einst Dareios. Gemeint ist damit Dareios I., von dessen missglücktem Zug gegen die Skythen Herodot eine weithin bekannte Erzählung hinterlassen hatte. So drängte Alexander zum Kampf. Ziemlich zügig schildert Arrian nun die Überquerung des Flusses (vgl. Rollinger 2013, 7-9) und die Schlacht am jenseitigen Gelände. Von den Folgen der letzten Verwundung Alexanders berichtet Arrian (im Gegensatz zu Curtius) nichts. Alexander hielt das Gefecht tapfer durch, obwohl ihm Hitze und eine schwere Durchfallerkrankung zusetzten. Seine Bewunderung für diese Leistung verhehlt Arrian nicht, und er würdigt ihre Wirkung: Bald erschien nämlich eine Delegation des Königs der Skythen, um Alexanders Wohlwollen zu erbitten (4.4.4 - 4.5.1). Damit wird der Erfolg dieser Schlacht unterstrichen.

Erst nachdem dieser positive Aspekt beleuchtet wurde, richtet Arrian die Aufmerksamkeit auf die kritische Lage in Marakanda und berichtet vom fatalen Schlachtgeschehen am Fluss Polytimetos (Zeravshan) im heutigen Usbekistan, in dem die Skythen und die Reiter des Spitamenes das Aufgebot der Makedonen vernichtet hatten (4.5.2-9). Mit Referenz auf Aristobulos schließt Arrian noch eine Betrachtung über die hinterhältige Kampfestaktik dieser Skythen an und versucht, die Schuld am Debakel von Alexander fernzuhalten (4.6.1-2). Dann setzt er sogleich mit dem Bericht darüber fort, wie Alexander im Eiltempo zum Ort des Schlachtgeschehens zog, sich um die Bestattung der Gefallenen kümmerte, den fliehenden Gegnern noch nachsetzte, Order gab, die ganze Gegend um den Polytimetos zu verwüsten, und die geflüchteten Einheimischen niedermachen ließ (4.6.3-6). Eingerahmt zwischen der erfolgreichen Skythen-Schlacht am Tanais und diesen Vergeltungsaktionen verliert das Debakel am Polytimetos an Gewicht. Martin Wieser hatte sich in seinem Urteil freilich nicht blenden lassen: „Einer der Hauptgründe für diese Niederlage ist vielmehr bei Alexander selbst zu suchen, der in falscher Einschätzung der Situation eine Abteilung unter – vom militärischen Standpunkt aus – mangelhafter Führung, falscher Zusammensetzung (keine Bogenschützen) und von zu geringer Stärke für dieses Unternehmen einsetzte“ (Wieser 1976, 66).

Jetzt aber wieder zum Vergleich der beiden Hauptquellen. Curtius nämlich liefert in der Verzahnung der Schlacht gegen die Skythen am Tanais und dem Debakel am Polytimetos eine dramaturgische Meisterleistung. Er setzt mit der Reaktion des Skythenkönigs auf die Errichtung der Garnison an Tanais ein. Unter der Führung seines Bruders Karthasis sollte eine Schar von Reiterkriegern die lästigen Makedonen vertreiben. Das gibt dem Autor den Anlass für einen kleinen Exkurs zu Skythien. Alexander sah sich jetzt genötigt, Krieg gegen diese Skythen zu führen, obwohl er noch schwer an seiner Verwundung litt. Darüber stürzte er in einen Zustand der Depression und des Aberglaubens und suchte beim Opferbeschauer Aristander Rat. Zugleich hielt er vor

seinen Freunden mit schwacher Stimme eine starke Rede, um zu zeigen, wie wichtig es nun sei, jenseits des Grenzflusses, in Europa, ein Zeichen der Stärke zu setzen (7.7.1-20). Doch seine Freunde wollten zum jetzigen Zeitpunkt von einer Schlacht nichts wissen und machten die schlechten Vorzeichen geltend. Der König aber nötigte Aristander, auf seine, Alexanders, *fortuna* zu vertrauen und die Opfer erneut zu befragen – und der meldete nun günstige Vorzeichen (7.7.20-29).

Just in diesem Moment schiebt Curtius die dramatische Nachricht vom Debakel am Polytimetos und den hohen Zahlen an Gefallenen ein. Dabei schildert er kurz das fatale Schlachtgeschehen. Alexander verbot sogleich die Weitergabe der schlimmen Nachricht und verbrachte die Nacht mit der Planung des Übergangs über den Fluss. Am Morgen zeigte er sich erstmals wieder in seiner Rüstung dem Heer und erweckte sogleich Begeisterung. Alle Vorbereitungen zur Querung des Flusses wurden freudig getroffen (7.7.30-7.8.7).

Doch da kommt schon die nächste Unterbrechung: Eine skythische Delegation erschien und beehrte Alexander zu sprechen. Curtius hebt nun diese Skythen charakterlich von sonstigen Barbaren ab: Sie sind nicht roh und ungebildet. Daher sei auch die Rede des Ältesten der Skythen, die er jetzt wiedergebe, von aktuellem Interesse (7.8.8-11). Sie ist in der Tat ein rhetorisches Lehrstück (7.8.12-30). Einem edlen Wilden belehrende Worte über die Nichtigkeit des Verlangens nach immer weiteren Eroberungen in den Mund zu legen, gehörte zu den festen literarischen Konventionen. Curtius könnte daher eine entsprechende Szene schon in der Überlieferung vorgefunden haben (vgl. Baynham 1998, 87-89). Aber er gestaltete sie eigenständig aus und schuf dabei ein schillerndes Bild: Die Kritik an der Maßlosigkeit von Alexanders Eroberungstreben wird dadurch gemildert, dass der König in der Reaktion auf die grandiose Rede des Skythen noch ein Stück Größe zeigt. Er gerät nicht etwa in Zorn, sondern erklärt, er wolle wohl die Warnungen vor unbesonnenem Handeln beherzigen, vertraue aber seiner *fortuna* (7.7.8-7.9.1). Und in der Tat stand ihm *fortuna* noch zur Seite.

Curtius schließt jetzt den ausführlichen Bericht über die Querung des Tanaïs und die darauf folgende Schlacht an, wobei er Alexanders unerschütterlichen Mut und seine Ausdauer – trotz der Folgen seiner Verwundung – rühmt (7.9.2-16). Der unmittelbare Erfolg der Schlacht ließ auch nicht auf sich warten. Alexander hatte sich nach dem Sieg über die Skythen, die als unbesiegbar galten, großmütig gezeigt und wurde nun von ihnen respektiert. Nach Curtius' Worten hatte Alexander damit zugleich einen Sieg über Asien errungen, das schon im Aufruhr begriffen war (7.9.2-19). Nun schließt Curtius den Bericht darüber an, wie Alexander an den Ort des Debakels am Polytimetos eilte, die Gefallenen bestatten ließ und seinen General Krateros mit Vergeltungsmaßnahmen beauftragte (7.9.20-22).

Trotz der evidenten Unterschiede in der Erzählstrategie folgen beide Autoren in der Abfolge der zentralen Ereignisse derselben Chronologie. Arrian aber gelingt es, Alexander weitgehend souverän agierend zu zeigen, auch wenn er in der Motivation der Schlacht gegen die Skythen jenseits des Syr Darja Alexanders gekränkten Ehrgeiz und sein emotionales Verlangen nach Ruhm herausstellt. Auch sucht er, das Debakel am Polytimetos nicht zu sehr ins Gewicht fallen lassen. Auch bei Curtius zeigt sich Alexander immer wieder heldenhaft, so im Kampf gegen die Skythen. Aber durch seine rasante Schnittfolge, in der jäh die Stimmungen wechseln, und durch den Einschub rhetorischer Gustostücke wirkt sein Alexander als Persönlichkeit viel schillernder, zunehmend schwankend in seiner Gemütslage. Diese Dramaturgie eines rasch wechselnden Auf und Ab, in dem Alexanders Handlungen und das Geschick des Feldzugs bald in hellen Farben, bald in düsterem Licht erscheinen, wobei aufs Ganze gesehen das Dunkel stetig zunimmt, diese Dramaturgie bewahrt Curtius auch für die Darstellung der folgenden Ereignisse im Kleinkrieg gegen Spitamenes und seine verbündeten Reiterkrieger.

#### *Die Reiterkrieger und der fortgesetzte Kleinkrieg*

Dem erbarmungslosem Strafgericht an den Aufständischen in der Sogdiane, das auf das Debakel am Polytimetos folgte, stellt Curtius eine Episode gegenüber, in der Alexander, vom Mut und der Charakterstärke einer Gruppe sogdischer Edler beeindruckt, diese verschonte und ihre Loyalität gewann (7.10.1-9). Arrian lässt die entsprechende Szene aus. Dann geht es nach Baktrien ins Winterquartier (329/328). Zu den Ereignissen des nächsten Jahres gehört – immer nach Curtius, die krasse Divergenz mit Arrians Chronologie stellt ein notorisches Problem dar – die spektakuläre Eroberung einer sogdischen Bergfestung, die mit der grausamen Hinrichtung des Kommandanten, seiner Familie und zahlreicher Nobler endete (7.11). Nach dieser breit ausgewalzten, aber zuletzt durch Alexanders Gnadenlosigkeit überschatteten Erfolgsgeschichte kommt ein lapidarer Bericht über den Fortgang der Unruhen, an denen die Reiterkrieger aus den Steppen beteiligt waren. Ein von Attinas geführter Trupp von 300 makedonischen Reitern war in einen Hinterhalt aufständischer Baktrier, die von 800 massagetischen Reitern unterstützt waren, geraten und umgekommen (vgl. zu Attinas Berve 1926 II, nr. 185). Als Alexanders General Krateros herbeieilte, waren die Massageten geflüchtet, doch konnte er 1000 Reiter vom Volk der Daher überwältigen (8.1.3-6).

Auf diesen knappen Ausblick auf die anhaltenden Probleme des Kleinkriegs folgt ein friedlicher Kontrast. Alexanders zu den Skythen Europas entsandter Diplomat und Kundschafter kam zurück und mit ihm eine Delegation der Chorasmier und der Skythen. Sie zeigten sich botmäßig. Alexander wurde auch ein Heiratsangebot mit einer Skythen-Prinzessin unterbreitet, auf das er freundlich distanziert reagierte (8.1.7-10). Diese Episode, die der Idealisierung von Alexanders Beziehungen zum Raum der Step-

penbewohner jenseits des Syr Darja dient und als ein Vorverweis auf die spätere Heirat mit Rhoxane aufgefasst werden kann, wird bei Curtius eher beiläufig angeführt. Arrian hingegen wird sie an bedeutender Stelle platzieren. Dazu aber später. Bei Curtius jedenfalls steht diese Episode ganz im Schatten der folgenden breit ausgemalten Szenen, die Alexanders Verhältnis zu engsten Vertrauten beleuchten und deren traurigen Höhepunkt die Bluttat an seinem Lebensretter Kleitos bildet. Nachdem er noch von des Königs Scham über seine Untat berichtet hat, nimmt Curtius wieder das Thema des Kleinkriegs auf und berichtet von einer misslichen Episode, die nochmals einen Blick auf die militärisch schwierige Lage bietet: Alexander war in eine Region gekommen, die an Skythien grenzt. In ihr hatten aus Baktrien vertriebene Aufständische Zuflucht gesucht. Beim Herannahen des Königs nun wurden sie von den Einheimischen vertrieben und suchten in aussichtsloser Lage den Kampf. Es waren wilde Reiterkrieger, an ein räuberisches Leben gewöhnt. Sie attackierten einen von Amyntas geführten Trupp (vgl. zu Amyntas Berve 1926 II, nr. 60). In einer heftigen Schlacht konnten sich zwar die Makedonen behaupten, doch waren auch ihre Verluste mit 80 Toten und 350 Verwundeten keineswegs gering. Auch dieses blutige Ereignis im Zuge des Kleinkriegs behandelt Curtius nur knapp (8.2.13-18). Spektakulär hingegen schildert er die Belagerung einer Bergfestung und deren Übergabe.

Aber was wurde aus Spitamenes und der Bereitschaft der Reiterkrieger in den Steppen, die lokalen Aufstände in Baktrien und der Sogdiane zu unterstützen? Curtius gibt – anders als dann Arrian – einer dramatischen Überlieferung über Spitamenes' Ende durch die Hände seiner attraktiven Frau den Vorzug und verbindet diese Geschichte mit der süffisanten Feststellung, dass Alexander noch geplant hatte, gegen die Daher, zu denen Spitamenes geflüchtet war, zu Felde ziehen, doch seine *fortuna* ihm dies ersparte (8.3.1-16).

Nun zu Arrian. Zunächst stoßen wir auf ein Meisterstück, das der Autor im Dienste seines idealisierenden Alexander-Bilds leistet. Auch er konnte nicht an den spektakulären Ereignissen aus der Zeit des Aufenthalts in den oberen Satrapien vorübergehen, die den Kritikern von Alexanders Persönlichkeit als Standardargumente galten. So nahm er, nachdem er noch schilderte, dass Alexander und sein Heer ins Winterlager (329/328) in Baktrien zogen (4.7.1), Zuflucht zu einem großen Exkurs. Als Auslöser dient ihm die brutale Hinrichtung des Bessos, die er als barbarisch tadelte (4.7.3-5). Er fasst nun – in einem Vorgriff bis zu Ereignissen des Jahres 327 – das traurige Schicksal von Kleitos und Kallisthenes samt der Pagenverschwörung und Reflexionen über Alexanders Annahme persischer Hofsitte in eine generelle Betrachtung der Schattenseiten in Alexanders Persönlichkeit zusammen (4.8-4.14). Auch dabei bemüht er sich, das Bild des Königs nicht zu sehr zu verdunkeln (vgl. Bosworth 1995, bes. 45-47). Danach kehrt er zu den Ereignissen des Jahres 328 zurück und setzt die Erzählung mit der Ankunft der

Delegationen der Chorasmier und Skythen fort. Im Vergleich mit Curtius' Chronologie zieht er diese Episode zeitlich vor und gestaltet sie imposanter aus. So soll der König der Chorasmier Alexander angeboten haben, behilflich zu sein, falls er gegen die Amazonen ziehen wolle. Arrian kommt damit gleich auch auf künftige Eroberungspläne Alexanders zu sprechen (4.16.1-3). Was aber im Vergleich mit Curtius schwerer wiegt, ist die unterschiedliche Gestaltung vom Fortgang des Kleinkriegs mit den Reiterkriegern der Steppe und von Spitamenes' Ende.

Der war mit Aufständischen aus der Sogdiane zu den massagetischen Skythen geflohen, überfiel mit 600 ihrer Reiter einen befestigten Platz in Baktrien und machte Beute. Eine Schar von Alexanders Hetairenreitern attackierte nun die Massageten, hatte zunächst dabei Erfolg, geriet aber dann in einen Hinterhalt des Spitamenes (4.16.4-7). Die Episode entspricht im Grund dem von Curtius erwähnten Debakel des Attinas (siehe oben), zeigt aber in der konkreten Ausgestaltung deutliche Unterschiede (vgl. Bosworth 1995, 114f.). Bei beiden Autoren erscheint nun plötzlich Alexanders bewährter General Krateros. Der zog sofort gegen die feindlichen Reiterkrieger zu Felde. In einer harten Schlacht fielen nach Arrian 150 skythische Reiter, das Gros aber konnte sich in Sicherheit bringen (4.17.1-2). Nach Curtius wären – wie oben schon gesagt – 1000 Daher überwältigt worden (8.1.6). Der entscheidende Unterschied zu Curtius aber ist die bei Arrian unmittelbar angeschlossene Version vom Ende des Spitamenes.

Arrian allein bringt nun einen Bericht über eine Schlacht, die von Alexanders General Koinos geführte Truppen gegen rund 3000 Skythen, die noch mit Spitamenes' und dessen Anhängern verbündet waren, ausfechten mussten. Ausdrücklich hebt Arrian dabei die Wildheit dieser Reiterkrieger hervor. Sie leiden an Mangel, haben keine Besitztümer, um die sie sich sorgen müssen, und sind jederzeit bereit, sich zu kriegerischen Aktionen überreden zu lassen. Gegen einen solchen Gegner nun siegten die Makedonen, und es fielen über 800 feindliche Reiter. Der Rest der massagetischen Skythen floh mit Spitamenes, wandte sich dann aber gegen ihn und schlug ihm den Kopf ab (4.17.3-7). Curtius kennt diese Geschichte nicht, Arrian wiederum erwähnt die oben schon behandelte, bei Curtius überlieferte Reiterschlacht nicht, die Amyntas schlug. Doch die Differenzen der beiden Autoren gehen ins Grundsätzliche.

Curtius' Version vom Ende des Spitamenes durch dessen eigene Frau ist nicht nur ihrer Verschränkung von Erotik und Brutalität wegen eindrucksvoller, wenn auch nicht gerade überzeugender. Sie ist vor allem so platziert, dass sie nicht mehr als unmittelbare Konsequenz des makedonischen Militäreinsatzes erscheint und Alexander seiner *fortuna* dafür danken kann, dass ihm eine weitere Kampagne gegen die Reiterkrieger der Steppe erspart blieb. Bei Arrian steht deren negative Bewertung am Ende der Ereignisfolge des von Spitamenes geleiteten Aufstands. Sein Alexander hat sich durch eigene Tüchtigkeit gegen einen barbarischen Gegner durchgesetzt.

*Die Reiterkrieger im Ausblick und Rückblick*

Mit dem kläglichen Ende des Spitamenes ist die Rolle der Reiterkrieger aus den Steppen in Curtius' Werk noch nicht zu Ende. Nur stehen sie bzw. Abteilungen aus ihren Reihen jetzt auf der Seite des Siegers. Skythen und Daher bewähren sich in der großen Schlacht gegen den Inder-König Poros in der Offensive (8.14.5.). Und als sich Alexander am Hyphasis von seinen mutlos murrenden Makedonen im Stich gelassen fühlt, weist er voll Trotz darauf hin, dass jetzt schon Skythen und Baktrier, Daher und Sogdianer im Heer dienen, doch nicht ihnen, sondern den Makedonen sein ganzes Vertrauen gelte. Wenn diese aber jetzt schlapp machen, so würden eben künftig Skythen und Baktrier ihn begleiten (9.2.24-25,33). Ob es tatsächlich am Hyphasis zu einer Meuterei kam und Alexander dadurch gezwungen wurde, von weiteren Eroberungsplänen Abstand zu nehmen und die Marschrichtung zu ändern, ist eine andere Frage (vgl. dazu Howe- Müller 2012). Jedenfalls klingt in solchen Szenen noch ein Respekt vor der Tüchtigkeit dieser Reiterkrieger nach.

Wenn Arrian später noch auf die Steppenkrieger zurückkommt, so ist der Ton anders. In seiner Version von der Meuterei am ‚Hyphasis‘ erinnert Alexander in seinem vergeblichen Bemühen, die Makedonen zum Weiterziehen zu bewegen, an die glorreichen Leistungen, die sie schon erbracht hatten: So hätten sie unter anderem sogar die Region jenseits des Tanaïs erobert und die Skythen in die Wüste zurückgeworfen (5.25.5). Und als er von den Gesandtschaften berichtet, die Alexander nach dessen Rückkehr in Babylon ihre Aufwartung gemacht haben sollen, nennt er neben anderen Ankömmlingen aus weiter Ferne wie Aithiopen, Karthager, Kelten und Iberer auch die europäischen Skythen (7.15.4). Die Souveränität von Alexanders Herrschaft wird bei Arrian auch zu dieser Gelegenheit legitimiert.

Auch bei Curtius gedenkt Alexander in einer entscheidenden Krisensituation, von seiner schwersten, in Indien erlittenen Verwundung kaum genesen, in Gegenwart seiner besorgten Gefährten ihrer ruhmreichen Taten. Dabei bildet die Überschreitung des Tanaïs einen Höhepunkt. Um eine realistische Einschätzung des Erfolgs seiner Schlacht gegen die Skythen am Syr Darja geht es in dieser von Curtius komponierten Rede natürlich nicht. In seiner Darstellung gewinnt Alexanders Eroberungsstreben mit Fortschreiten seines Feldzugs immer maßlosere Dimensionen. Das machen auch Alexanders stolze Worte klar: „Aus Asien bin ich im Zeitraum einer einzigen Stunde zu den Grenzen Europas hinübergewandert. Glaubt ihr, dass ich, der Sieger über beide Erdteile – *victor utriusque regionis* –, ...aufhören kann, meinen Ruhm zu vermehren, dem allein ich mich geweiht habe?“ (9.6.21; Übersetzung nach Siebelis-Jenik).

Diese erklärende Einschätzung des Erfolgs im eintägigen Feldzug gegen die Skythen am jenseitigen Ufer des Syr Darja, die Curtius dem König – in durchaus kritischer Ab-

sicht – in den Mund legt, zeugt zugleich von der Wirkung, die Alexanders inszenierte Kampagne in der literarischen Rezeption erzielte. Um wieder auf den Boden der Realität zu kommen, empfiehlt es sich, zum Ausgangspunkt der hier angestellten Betrachtungen zurückzukehren. Sehen wir daher abschließend nochmals auf Martin Wiesers Einschätzung des Erfolgs von Alexanders Krieg gegen die Reiterkrieger der Steppe: „Man kann zusammenfassen, daß es in der Antike vielleicht zwar möglich war, auf Grund taktischer Überlegenheit örtliche Erfolge über die Nomaden zu erzielen, was jedoch nichts über eine grundsätzliche Schwäche gegenüber diesen Reitervölkern, zumindest im grenznahen Gebiet, hinwegtäuschen darf“ (Wieser 1976, 83).

### *Literatur*

- Arrian, Der Alexanderzug. Indische Geschichte, griechisch - deutsch, herausgegeben und übersetzt v. G. Wirth - O. von Hinüber, München - Zürich 1985.
- Q. Curtius Rufus, Geschichte Alexanders des Großen, Bd. 1, lateinisch - deutsch, übersetzt von J. Siebelis, überarbeitet und kommentiert v. H. Koch, Darmstadt 2007.
- Q. Curtius Rufus, Geschichte Alexanders des Großen, Bd. 2, lateinisch - deutsch, übersetzt von J. Siebelis, überarbeitet v. Ch. Hummer - Ch. Fröhlich - A. Jenik - F. Fabian, Darmstadt 2007.
- Atkinson, J. E., A Commentary on Q. Curtius Rufus' *Historiae Alexandri Magni*. Books 3 and 4, Amsterdam 1980; Books 5 to 7.2, Amsterdam 1994.
- Baynham, Elizabeth, *Alexander the Great. The Unique History of Quintus Curtius*, Ann Arbor 1998.
- Berve, Helmut, *Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage*, Bd. 1: Darstellung, München 1926.
- Bichler, Reinhold, Probleme und Grenzen der Rekonstruktion von Ereignissen am Beispiel antiker Schlachtbeschreibungen. Zur Fragestellung im Rahmen des Generalthemas der Tagung, in: Martin Fitzenreiter (Hg.), *Das Ereignis. Geschichtsschreibung zwischen Vorfall und Befund* (IBAES Vol. X = Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie. Druckfassung), London 2009, 17-34.
- Bose, Partha, *Alexander der Große. Die Kunst der Strategie. Die zeitlosen Führungsprinzipien des erfolgreichsten Eroberers der Geschichte*, Wien 2005 (engl. 2003).
- Bosworth, A. B., *A Historical Commentary on Arrian's History of Alexander the Great*, Vol. 1: Commentary on books I - III, Oxford 1980.
- Bosworth, A. B., *A Historical Commentary on Arrian's History of Alexander the Great*, Vol. 2: Commentary on Books IV-V, Oxford 1995.
- Cartledge, Paul, *Alexander the Great. The Hunt for a New Past*, London 2005 (2004).
- Fuller, F. C., *The Generalship of Alexander the Great*, London 1958.
- Heckel, Waldemar, *The Conquests of Alexander the Great*, Cambridge 2008.
- Timothy Howe - Sabine Müller, *Mission Accomplished. Alexander at the Hyphasis*, AHB 26, 2012, 21-38.
- Lonsdale, David J., *Alexander the Great. Lessons in Strategy*, London - New York 2007.
- Müller, Sabine, *Alexander, Makedonien und Persien*, Berlin 2014.
- Nawotka, Krzysztof, *Alexander the Great*, Cambridge 2010.

- Rollinger, Robert, Alexander und die großen Ströme. Die Flussüberquerungen im Lichte altorientalischer Pioniertechniken (Classica et Orientalia 7), Wiesbaden 2013.
- Robert Rollinger - Kai Ruffing, World View and Perception of Space, in: Nicolas Zenzen - Tonio Hölscher - Kai Trampedach (Hgs.), Aneignung und Abgrenzung. Wechselnde Perspektiven auf die Antithese von ‚Ost‘ und ‚West‘ in der griechischen Antike (Oikumene 10), Heidelberg 2014, 93-161.
- Wieser, Martin, Der Kleinkrieg in der Antike. Beiträge zur Militärgeschichte aus der Sicht der Vergleichenden Geschichtswissenschaft, Diss. Innsbruck 1976.





*Christoph Ulf*

## **Vom Kleinkrieg zum Frieden**

Schon in den 1970er Jahren untersuchte Martin Wieser das Phänomen Kleinkrieg unter der Perspektive, welche Formen von Kriegen vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis in die byzantinische Zeit diesem Begriff unterzuordnen sind. An seine Schlussfolgerung, dass Kleinkriege eher politisch als militärisch erfolgreich waren, wird mit der Frage angeknüpft, wie die modernen Peace Studies zu dieser Auffassung stehen. Am Beispiel des Bürgerkriegs in El Salvador von 1980 bis 1992 werden die Faktoren benannt, die für einen politischen Erfolg, der gleichzeitig auch das Ende des Krieges bedeutet, verantwortlich sind. Von hier ausgehend wird dann skizziert, dass dem athenischen Historiographen Thukydides zwar wesentliche dieser Faktoren bewusst waren, er sie aber dennoch nicht für die Analyse und Bewertung des ihm zeitgenössischen peloponnesischen Krieges nutzbar machte.

Mein Freund von Schultagen an und späterer Studienkollege Martin Wieser behandelte in seiner Dissertation mit dem Titel „Der Kleinkrieg in der Antike“ (Wieser 1976) ein Gebiet, das in den 1970er Jahren in den Altertumswissenschaften weitgehend Neuland war. Sie war angeregt durch die nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmenden kleinkriegsartigen Auseinandersetzungen im Widerstand gegen die Absicht, eine neue Weltordnung aus dem Geist des nationalstaatlichen Denkens festzuzurren. Inzwischen ist Krieg einschließlich des Phänomens Kleinkrieg – dieser erscheint meist unter den Begriffen Guerilla-Krieg oder asymmetrischer Krieg – zu einem (wieder) viel behandelten Thema geworden. In einer Rezension zu einer 2005 erschienenen deutschsprachigen Publikation darüber heißt es unter anderem: „Germans formerly discussed asymmetrical war as Kleinkrieg. An Austrian dissertation examined its role in antiquity thirty years ago, when Germans supposedly were not thinking about war.“ (Wheeler 2006) Der Rezensent gibt damit indirekt zu erkennen, dass vieles, was nun neuerlich analysiert und diskutiert wird, in Martins Wiesers Dissertation schon behandelt worden ist.

Unter dem Gesichtspunkt der möglichen Zuordnung zur Kategorie ‚Kleinkrieg‘ beschäftigte sich Martin Wieser mit einer Vielzahl an kriegerischen Auseinandersetzungen, mit ganz bekannten aus der Zeit des Peloponnesischen Kriegs im fünften Jahrhundert v. Chr. bis zu solchen, die nach wie vor kaum im Blickfeld stehen aus byzantinischer Zeit um 1000 n. Chr. Da das Ziel seiner Analysen die Möglichkeit dieser Kategorisierung ist, werden politische und gesellschaftliche Kontexte nur insofern erwähnt, als sie dafür von Bedeutung sind. Die Feststellung, dass mit der Taktik des Kleinkriegs militärische Unterlegenheit kompensiert werden soll, verbindet sich mit einem in den 1970er Jahren durchaus noch gängigen evolutiven Denken, dass Kleinkrieg eine ‚primitivere‘ Form des Krieges darstelle. Daneben steht jedoch eine andere, ganz wesentliche Feststellung, dass es den Aufständischen nie gelang, einen vollständigen Sieg zu erringen. Und zudem:

„Eine Kompensation der militärischen Schwäche des Guerillakämpfers kann nur auf politischer Ebene erfolgen, was ja bei modernen Bewegungen dieser Art auch der Fall ist, in der Antike jedoch praktisch nicht gegeben war.“ (Wieser 1976, 189-190). Daran schließt sich die Bemerkung an, dass „Kleinkriege in jüngster Vergangenheit“ politisch oft erfolgreicher waren als militärisch. Als Gründe werden genannt: die Beeinflussung der Weltöffentlichkeit durch die Propaganda ausländischer Schutzmächte, Existenz eines Kriegsrechtes, Genfer Konvention, Rotes Kreuz, und schließlich: das Vorhandensein eines „Weltgewissens“ – all das erschwere die Ausrottung ganzer Völker. Dieser letzten Überlegung möchte ich im Folgenden nachgehen, indem zuerst mit Bezug auf die Analysen der modernen Peace Studies die Berechtigung der von Martin Wieser genannten Faktoren unterbaut, aber auch präzisiert wird. Von diesen Präzisierungen ausgehend wird dann an einem Beispiel skizziert, dass auch in der griechischen Antike darüber nachgedacht wurde, wie die militärischen Auseinandersetzungen zwischen den ‚Großen‘ und den ‚Kleinen‘ beendet werden könnten.

#### *Die Farabundo Marti National Liberation Front (FMNL) in El Salvador*

Die Peace Studies (z.B. Cheledin 2008; Ramsbotham 2011) beschäftigen sich vorwiegend mit zwei Fragen: Wie können Konflikte gelöst werden, und: Was macht getroffene Vereinbarungen dauerhaft? Antworten auf diese Fragen werden über die Beschreibung der Prozesse geboten, die zu erfolgreichen Verhandlungen geführt haben. Für den Erfolg werden die folgenden Faktoren genannt. Es ist nötig, dass die Konfliktparteien eine Reevaluierung der gegebenen Lage vornehmen. Eine solche kommt dann zustande, wenn zwischen den Parteien vertrauensbildende Maßnahmen gesetzt werden. Um das zu erreichen, wird in der Regel externe Hilfe benötigt. Diese besteht in einer von beiden Seiten akzeptierten dritten Partei, die als Schiedsrichter fungieren kann. Für die Anerkennung dieses Schiedsrichters ist eine einfache Willenserklärung der Streitparteien nicht ausreichend. Der Schiedsrichter muss in der Lage sein, auch Druck ausüben zu können. Die Grundlage dafür ist seine persönliche moralische Qualität. Nicht weniger wichtig ist aber, dass dann, wenn seine Ratschläge bzw. Vorgaben nicht anerkannt werden, für die Streitparteien erkennbare Nachteile entstehen. Das Erkennen der Nachteile wird im Rahmen der „theory of ripeness“ als „a mutually hurting stalemate“ bezeichnet, welches erst alle anderen Faktoren zum Tragen kommen lässt.

Von 1980 bis 1992, also mehr als 10 Jahre, wurde in El Salvador ein Bürgerkrieg zwischen den so genannten „Fourteen Families“ und „the majority of the rural campesinos, urban poor, and even the middle class“ über „wealth and property“ ausgetragen, in den „military, rebel forces and paramilitary death squads“ involviert waren (Pugh 2009, Zitate: 83-84). Er kostete 75.000 Menschen das Leben. „After three years of negotiations the government and the largest rebel group signed a historic comprehensive peace accord

that brought an end to the war and instituted wide-reaching political and social reforms.“ Als Grund, warum dieser Frieden schließlich zustande kam, wird die Situation eines *mutually hurting stalemate* angegeben. Dazu haben vor allem die „reduction of resources“, das Auftreten von „strong and empowered political entrepreneurs on both sides, a war-weary population, and third-party mediation“ geführt. Folgende wichtige politische Veränderungen waren für das Eintreten dieser Situation verantwortlich.

Mit dem Wechsel von der Ronald-Reagan-Administration zur George-W.-Bush-senior-Administration in den USA ging eine kontinuierliche Reduktion der Unterstützung der salvadorianischen Armee einher. Gleichzeitig reduzierte auch das Ende des Kalten Kriegs 1989 „the likelihood that Communist countries would provide aid over a long term to the FMLN“. Mit dem Ausbleiben der finanziellen Mittel wurde für die politischen Führer deutlich sichtbar, dass die Bevölkerung des Krieges müde war, der kaum eine Verbesserung ihrer Lebenssituation brachte. Der aus der Ressourcenreduktion und der Kriegsmüdigkeit folgende interne Druck bewirkte eine Neubewertung der Situation durch die führenden politischen Akteure auf beiden Seiten. Sie verloren den Glauben, über überlegene Mittel zu verfügen und so die Auseinandersetzung einseitig, das heißt zu ihren Gunsten entscheiden zu können. „Both sides were forced by changing realities over time and by events on the ground to reconsider their relative positions, their chances of decisively defeating the other side militarily, and the cost-benefit ratio of continued fighting versus a political settlement.“ Anders formuliert: Es wurde beiden Parteien klar, dass sie sich in einem *mutually hurting stalemate* befanden. Nachdem letzte Versuche fehlgeschlagen waren, sich mit Gewalt einen Vorteil zu verschaffen, waren die politischen Führer bereit, ernsthafte Verhandlungen zu beginnen, die Gegenstimmen in der eigenen Partei in Zaum zu halten und einer Mediation durch eine dritte Partei zuzustimmen. Diese „provided some degree of reassurance to deeply distrustful parties that feared the consequence of any concession to their enemies.“ (Pugh 2008, 87). Erst unter dieser Voraussetzung konnten die vom UN Special Representative Alvaro de Soto aus Peru vorgeschlagenen Kompromisse durchgesetzt werden. Die Umsetzung der Vereinbarungen in eine formelle Vereinbarung wurde durch einen weiteren „externally imposed pressure“ erleichtert. Denn die Amtszeit des von beiden Seiten respektierten UNO-Sekretärs Perez de Cuellar lief ab. In den Chapultepec Peace Accords stimmten beide Seiten der ausgehandelten Beilegung des Konflikts zu. Entscheidend für Haltbarkeit der Vereinbarung war, dass der FMLN garantiert wurde, in die neu geformte „Civil Police“ eingegliedert zu werden. Dadurch wurde sie zu einem Teil der partiell neu strukturierten salvadorianischen Gesellschaft, die auf diese Weise auch eine neue Identität annahm.

*Sizilien im Jahr 424 v. Chr.*

Im Sommer 424 v. Chr. (zum Folgenden: Ulf im Druck c) trafen sich Vertreter aller Städte in Gela, um den Konflikt zwischen Kamarina und Gela, in den beinahe alle sizilischen Städte involviert waren, zu bereinigen (IV 58). Vor dieser Versammlung (*xynodos*) lässt Thukydides den Syrakuser Hermokrates eine lange Rede halten (IV 59-64), in der er erläutert, wie ein Friede zwischen den Städten zu erreichen ist (zur Datierung: Hinrichs 1981).

Gleich am Beginn nennt Hermokrates das Ziel seiner Argumentation: Es geht um die Überlegung (*gnome*), welche die beste für ganz Sizilien ist. Die Kriege, welche die Städte in Sizilien untereinander führen, sind von der Überlegung geleitet, dass man für sich selbst dabei einen Zugewinn (*pleon*) erreichen könne. Dieser Gewinn auf Kosten des jeweils anderen (*kerdos*) wird mehr geschätzt als die aus dem Krieg entstehenden Gefahren gefürchtet. Er vergleicht das Verhältnis der sizilischen Städte zueinander mit dem verderblichen Zwist (IV 61, 1: *stasis*; IV 61, 8: *diaphorá*) unter Bürgern einer Stadt. Gegen diesen Blick allein auf den eigenen Vorteil (*to idion*) fordert Hermokrates zur Kommunikation miteinander auf, deren Ergebnis der gleiche Anteil (*to ison*) für jeden sein soll. Wenn diese Einheit nicht erreicht würde, würden sie die Athener, von Natur aus ihre Feinde, zum Schiedsrichter (*diallaktes*) über sich machen.

In einem nächsten Schritt wechselt Hermokrates von dem Diskurs der verderblichen *stasis* zum ethnischen Diskurs. Er warnt davor zu glauben, dass die Zuordnung zu dem Doriertum (*dorie*) bzw. der gemeinsamen ionischen Herkunft (*xyngeneia*) Sicherheit bedeute. Denn diese Art der Verbindung bedeutet den Athenern nichts: Sie sind an den Gütern interessiert, welche die sizilischen Städte – wie Hermokrates sagt – *gemeinsam* besitzen. Den Athenern will Hermokrates dieses Verhalten, das der menschlichen Natur (*to anthropeion*) entspreche, nicht vorwerfen. Die Sikelioten sollten aber das Verhalten der Athener erkennen. Um dem entgegenwirken zu können, sei es eine ‚heilige Pflicht‘, sich gemeinsam gegen die von Athen ausgehende Gefahr zu stellen. Das wäre am schnellsten erreicht, wenn sie aufeinander zugehen und Frieden schließen. Dann hätten die Athener in Sizilien keinen Rückhalt mehr. Sie müssten abziehen, und es gäbe Frieden, der für jeden von Vorteil ist.

Gegen den möglichen Einwand, dass der individuelle Vorteil dadurch verloren ginge, verweist Hermokrates darauf, dass es ihnen schon oft zum eigenen Nachteil gereicht habe, etwas aufgrund von Rechtsgründen oder mit Gewalt gegeneinander erreichen zu wollen. Deswegen und wegen der Gefahr durch die Athener sollten sie sich, am besten für immer, zusammenschließen (4, 63, 1) oder wenigstens die sie selbst betreffenden Streitigkeiten (*idiai diaphorai*) durch Verträge auf später verschieben.

Diese Aufforderung zur Nachgiebigkeit mündet in eine Vision des Zusammenlebens aller als Nachbarn und Mitbewohner des einen Landes, die einen gemeinsamen Namen der Sikelioten tragen. Diese Vision blendet nicht aus, dass sie sich wie die Bürger in einer Stadt auch in Zukunft wieder bekriegen werden (IV 64, 5: *oikeios pólemos*). Sie enthält aber auch die Perspektive, dass sie diese Streitigkeiten ohne einen Vermittler von außen lösen werden. So werde Sizilien zu einem freien Land, frei von Fremden (IV 64, 4: *allophyloí*).

*Wieso scheitert Hermokrates? oder: Thukydides' Dilemma*

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Thukydides mit den Vorschlägen, die Hermokrates in seiner Rede in Gela macht, einen Hinweis geben will, wie Konflikte zwischen den sizilischen Stadtstaaten, aber auch zwischen Athen und Sparta gelöst werden könnten. Verglichen mit dem, was die Peace Studies als notwendige Elemente für eine dauerhafte Vereinbarung nennen, fehlen der von Hermokrates vorgeschlagenen sikeliotischen Ordnung wichtige Elemente. Es ist nicht klar, wie die sikeliotische Identität alle sizilischen Stadtstaaten als gleichwertige Partner integrieren könnte. Das ist wohl der Grund, warum von diesem Vorschlag kein wirklicher *pull-effect* ausging, aber auch, warum Hermokrates die sizilischen Städte nicht dazu überreden konnte, keine Vereinbarung mit externen Kräften, im Besonderen mit Athen, einzugehen.

Wenn der von Hermokrates formulierte Vorschlag auf das griechische Festland übertragen werden soll, dann steht man – so wie Thukydides die Sachlage darstellt – vor noch größeren Schwierigkeiten. Denn nach Thukydides ist es nicht möglich, die Einheit zu benennen, welche die Integration der Konfliktparteien erlauben würde. Thukydides findet keine klaren Charakteristika dafür, was hellenisch ist bzw. wer die Hellenen sind (vgl. Ulf im Druck a). Mit guten Gründen verzichtet er aber bei seiner Suche danach auf die sonst häufig genannte Genealogie des Hellen. Denn unabhängig davon, wann (dazu: Hirschberger 2004) und wo die Genealogie des Hellen entstanden ist, sie ist als Genealogie nicht in der Lage, eine Gemeinsamkeit herzustellen, in der die Mitglieder als einander gleichwertig betrachtet werden. Jede Genealogie ist notwendigerweise hierarchisch strukturiert. Das lässt sich am besten mit dem in der Anthropologie verwendeten Begriff des *conical clan* verdeutlichen. Entscheidend in einer solchen Genealogie ist, dass alle Personen mit dem Ahnen verbunden werden. Die Art und Weise, wie das der Fall ist, entscheidet über ihren Rang in der Genealogie. Der Rang wird über die Geburt entsprechend dem Prinzip der Seniorität festgelegt. Die Genealogie des Hellen ist von ihrem ersten Beleg an nach diesem Schema konstruiert. Im (pseudo-)hesiodischen Frauenkatalog erscheint Ion als Sohn des gleichsam anonymen Xuthos. Im Gegensatz dazu ist Doros der erste Sohn des Hellen. Dadurch sind die Ränge der beiden fixiert – es kann kein Zweifel an der politischen Intention hinter dieser Festlegung bestehen (Osborne 1996, 36-37). Dagegen setzte Euripides in seiner Tragödie *Ion* (v. 1553-1605) Ion an

die erste Stelle und somit über Doros. Auch wenn das vielen Athenern im 5. Jahrhundert gefallen haben mag, es blieben viele der anderen Hellenen in allen diesen Genealogien unberücksichtigt (Hall 1997, 168-171).

Doch Thukydides verzichtet auch auf die andere Möglichkeit, Gemeinsamkeit durch den Verweis auf die gemeinsame religiöse Welt herzustellen, obwohl das ganz bewusst schon in der *Ilias* Homers getan und diese Art der Gemeinsamkeit von Herodot aufgegriffen wurde (Ulf 2010; Ulf 2012; Ulf im Druck b). Daraus resultiert ein Dilemma für Thukydides. Denn offensichtlich wollte er mit der Rede des Hermokrates einen Weg aufzeigen, der aus den gewalttätigen Konflikten seiner Zeit hinausführen könnte. Er hatte jedoch kein überzeugendes Mittel zur Hand, um seine Zeitgenossen zu überzeugen, nicht an die Möglichkeit zu glauben, den jeweiligen Gegner besiegen zu können. Und er konnte auf keine allgemein anerkannte hellenische Identität verweisen. Daher blieb ihm nur der Rückzug auf seine bekannte und viel zitierte Meinung, dass die amoralische Gier nach Macht der Grundzug des Menschen sei. Obwohl in der Beurteilung von Thukydides' Leistung als Historiograph dieser Auffassung nicht selten zugestimmt wird, erscheint sie mehr den Mangel an einem hinreichenden Mittel zur Analyse von Geschichte zu enthüllen als eine grundlegende Einsicht in die soziale und politische Natur des Menschen zu sein. So musste seine Suche nach einer Lösung für die endlosen, vielfach auch in Formen des Kleinkriegs ablaufenden Auseinandersetzungen zwischen den hellenischen Stadtstaaten erfolglos bleiben.

### *Literatur*

- Cheledin, Sandra/ Druckman, David/ Fast, Larisse (eds) (2008): *Conflict. From Analysis to Intervention*, New York, London: Continuum.
- Hall, Jonathan (1997): *Ethnic Identity in Greek Antiquity*. Cambridge: University Press.
- Hinrichs, F. T. (1981): Hermokrates bei Thukydides, in: *Hermes* 109, 46-59.
- Hirschberger, Martina (2004): *Gynaikon Katalogos und Megalai Ehoiai*. Ein Kommentar zu den Fragmenten zweier hesiodischer Epen, München/Leipzig: Saur.
- Osborne, Robin (1996): *Greece in the Making 1200-479 BC*, London/New York: Routledge.
- Prinz, Friedrich (1979): *Gründungsmythen und Sagenchronologie*, München: C.H: Beck.
- Pugh, Jeffrey: *The Structure of Negotiation: Lessons from El Salvador for Contemporary Conflict Resolution*, in: *Negotiation Journal* January 2009, 83-105.
- Ramsbotham, Oliver / Woodhouse, Tom / Miall, Hug (eds.) (2011): *Contemporary Conflict Resolution*, Cambridge: Polity Press.
- Ulf, Christoph (2010): *Zur Hybridität von Homers Ilias, oder: Wie die Ilias von Troia nach Ilion kam*, in: R. Rollinger / B. Gufler / I. Huber / M. Lang (Hgg.), *Die vielfältigen Ebenen des Kontakts: Interkulturelle Begegnungen in der Alten Welt (Philippika 34)*, Wiesbaden: Harrassowitz, 283-322;

- Ulf, Christoph (2012): Der Streit um Standards: die homerischen Epen als Diskussionsforum, in: T. L. Kienlin / A. Zimmermann (eds.), *Beyond Elites. Alternatives to hierarchical systems in modelling social formations*, Teil 2, Bonn: Habelt, 471-482;
- Ulf, Christoph (im Druck a): Deukalion und ein leeres Land – Wanderungen der Ioner und Dorier – Hellenengenealogie, oder: Die Hellenen kommen aus Hellas, in: M. Asche / U. Niggemann (Hrsg.), *Der Topos des Leeren Landes. Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft. Beihefte*. Stuttgart.
- Ulf, Christoph (im Druck b): Identity Building as a Means of Conflict Resolution, or: Hellenes versus Greeks, in: E. Moloney (ed.), *Peace and Reconciliation: Lessons from the Ancient World*, Swansea.
- Ulf, Christoph (im Druck c): Korrelationen des Wandels. Die Formierung von Identität und Fremdheit bei Thukydides, in: Tobias L. Kienlin (Hrsg.), *Formen der Fremdheit*.
- Wheeler, Everett L. (2006): Rez. Burkhard Meissner, Oliver Schmitt, Michael Sommer, *Krieg, Gesellschaft, Institutionen: Beiträge zu einer vergleichenden Kriegsgeschichte*. Berlin: Akademie Verlag, 2005, in: [bmc.brynmawr.edu/2006/2006-07-55](http://bmc.brynmawr.edu/2006/2006-07-55).
- Wieser, Martin (1976): *Der Kleinkrieg in der Antike. Beiträge zur Militärgeschichte aus der Sicht der Vergleichenden Geschichtswissenschaft*, Masch. Diss. Innsbruck.





Bruno Bauer & Robert Schiller

## Das Forum der Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo) und seine Vorgängergremien

### Geschichte und Entwicklung der Kooperationen der Universitätsbibliotheken

Der Beitrag beschreibt die Geschichte der Zusammenarbeit der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich seit 1956, insbesondere die Entwicklung der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheksdirektoren (ARGE Bibliotheksdirektoren, 1992-2010) und des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo, seit 2011). Neben einer Darstellung der jüngsten Kooperationen, Projekte und Initiativen der 20 Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten bringt der Beitrag auch eine Aufstellung jener 50 Personen, die seit 1992 ihre jeweiligen Einrichtungen als Mitglieder der ARGE Bibliotheksdirektoren bzw. des ubifo vertreten haben bzw. derzeit vertreten.

#### 1. Gremien der Zusammenarbeit der Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten 1956-2010

Als Beginn für die Kooperation der österreichischen Universitätsbibliotheken auf institutioneller Ebene kann das Jahr 1956 belegt werden, als der *Beirat für das Bibliothekswesen* eingerichtet wurde. Pioniere aus dem Bereich der Universitätsbibliotheken im *Beirat für das Bibliothekswesen*, der am 1. September 1956 erstmals zusammentrat, waren ObStBibl. Dr. Erhard Glas (Direktor der Universitätsbibliothek Graz), HR Dr. Josef Hofinger (Direktor der Universitätsbibliothek Innsbruck) und ObStBibl. Dr. Rudolf Dettelmaier (Direktor der Universitätsbibliothek Wien); weitere Mitglieder waren als Vorsitzender DI DDr. Josef Stummvoll (Generaldirektor der Österreichischen Nationalbibliothek) und ObStBibl. Dr. Hans Jancik (Direktor des Österreichischen Patentamtes). Aufgabe des Beirates war die Beratung des zuständigen Bundesministeriums in Fragen des wissenschaftlichen Bibliothekswesens.

Im März 1971 erfolgte durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung die Einrichtung eines *Arbeitskreises für Bibliotheksreform* mit der Zielsetzung, die rechtliche Stellung der wissenschaftlichen Bibliotheken in einem eigenen Bibliotheksgesetz zu definieren sowie die Einführung der elektronischen Datenverarbeitung im österreichischen Bibliothekswesen vorzubereiten. Im *Arbeitskreis* waren Hochschulprofessoren, Ministerialbeamte und Bibliothekare vertreten. An der ersten Sitzung am 29. April 1971 haben 23 Personen teilgenommen: Bundesministerin Hertha Firnberg, Gruppenleiter MR Leopold Obermann und MR Dr. Josef Zessner-Spitzenberg, weiters die Hochschulprofessoren o. Univ.-Prof. Dr. Rudolf Albrecht, o. Univ.-Prof. Dr. Hermann Baltl, o. Univ.-Prof. Dr. Gerhard Derflinger, o. Univ.-Prof. Dr. Hans Fasching, o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Fellner, o. Univ.-Prof. DI Dr. Ludwig Tschirf und HSch.Prof. Dr. Herbert Kraus; als Biblio-

thekevertreter dabei waren ASekr. Franz Hasse, OStBibl. Dr. Franz Kroller, ObStBibl. Dir. Dr. Albert Massiczek, wHR Dr. Josef Mayerhöfer, Sekt.Rat Dr. Herbert Paulhart, wHR Dir. Dr. Friedrich Rennhofer, Dr. Norbert Roszenich, StBibl. Dir. Gerhard Silvestri, wHR Dir. Dr. Michael Stickler, wiss.Ass. Dr. Karl F. Stock und ObStBibl. Dir. Dr. Oswald Stranzinger sowie der Generaldirektor der Österreichischen Nationalbibliothek, Dr. Rudolf Fiedler. Das Protokoll der Sitzung führte StBibl. Dr. Ferdinand Baumgartner.

Eine wesentliche Änderung für die Situation der Bibliotheken brachten die durch entsprechende Gesetze ermöglichten Reformen (Universitätsgesetz 1975, Kunsthochschulorganisationsgesetz 1970) mit sich. Durch die Bestimmungen der Gesetze wurden alle an den Universitäten vorhandenen Buch- und Bibliotheksbestände der jeweiligen Universitätsbibliothek eingegliedert. Damit wurde der Grundstein für eine einheitliche und professionelle Verwaltung der an den Universitäten vorhandenen wissenschaftlichen und künstlerischen Informationsträger gelegt (Stumpf-Fischer, Bauer, Katzmayer 2012).

Am 1. und 2. März 1979 wurde unter dem Vorsitz des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung die erste *Konferenz der Bibliotheksdirektoren der Universitäten* einberufen, in der die Bibliotheksdirektoren aller Universitäten (damals gab es noch keine Privatuniversitäten), die Österreichische Nationalbibliothek sowie das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung sowie das Bundesministerium für Unterricht und Kunst vertreten waren. Bereits in der dritten Sitzung am 11. Dezember 1979 erfolgte die Erweiterung der Konferenz um die Kunsthochschulen; das Gremium wurde in *Konferenz der Bibliotheksdirektoren der Universitäten und Kunsthochschulen* umbenannt.

Parallel dazu wurde ein weiterer Arbeitskreis im universitären Umfeld, der *Arbeitskreis der Bibliotheksdirektoren*, eingerichtet, der sich ab Februar 1992 *Erweiterter Arbeitskreis der Bibliotheksdirektoren der Universitäten* nannte. Ziel dieser Maßnahme war eine Institutionalisierung dieses Gremiums analog zum *Arbeitskreis der Universitäts- und Rektoratsdirektoren*. Noch im selben Jahr erfolgte eine weitere Umbenennung, nunmehr in *Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheksdirektoren*, eine Bezeichnung, die von Juni 1992 bis Ende 2010 verwendet wurde. Das von HR Dr. Ilse Dosoudil erstellte Protokoll dieser ersten Sitzung der *Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheksdirektoren*, die am 25.6.1992 in der Österreichischen Nationalbibliothek unter dem Vorsitz von HR Dr. Ferdinand Baumgartner stattgefunden hat, weist folgende Sitzungsteilnehmer aus<sup>1</sup>: Brigitte Böck (BWMF), Günter Amtmann (MHS Graz), Gertrud Wehrmann (UBWU), Günter Olensky (UB VUW), Manfred Lube (UB Klagenfurt), Lotte Jontes (UB Leoben), Helga Scholz (MHS Wien), Isabella Stift (HS für angewandte Kunst), Emmerich Kluger (UB Salzburg), Werner Hainz-Sator (UB

<sup>1</sup> Die Namen folgen der handschriftlichen Anwesenheitsliste.

BOKU), Sigrid Reinitzer (UB Graz), Karl Stock (UB TU Graz), Wolfgang Kerber (ZB für Physik), Walter Neuhauser (UB Innsbruck), Karl Stebegg (UB TU Wien), Robert Wagner (Akademie der bildenden Künste), Edith Stumpf-Fischer (BMWf), Magda Strebl (ÖNB). Mit den nachfolgend angeführten Themenfeldern haben sich die Mitglieder der *Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheksdirektoren* intensiv beschäftigt:

- Universitätenreform und Implementierung des Universitätsorganisationsgesetzes 1993 („UG 93“)
- Kunsthochschulenreform und Implementierung des Kunsthochschulorganisationsgesetzes 1998 („KUOG 98“)
- Österreichischer Bibliothekenverbund („BIBOS-Verbund“)
- Universitätsbibliothekenverordnung (UBV)
- Besoldungsreform (Arbeitsplatzbewertungen)
- Ausbildungsreform (Fachhochschulstudiengang Eisenstadt)
- Österreichische Bibliotheksstatistik
- Leistungsmessung für Bibliotheken
- Konsortien (Datenbanken und elektronische Zeitschriften)
- Österreichischer Bibliothekenverbund („Aleph-Verbund“) und Verbundstatut
- Österreichische Dissertationsdatenbank
- Universitätenreform und Implementierung des Universitätsgesetzes 2002 (UG 2002), Auswirkungen auf die Universitätsbibliotheken
- Langzeitarchivierung
- Suchmaschinen

## 2. Gründung und Entwicklung des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs seit 2011

Mit der durch das UG 2002 bedingten Entlassung der Universitäten in die Vollrechtsfähigkeit veränderten sich auch die Rahmenbedingungen für die Zusammenarbeit der Universitätsbibliotheken (Schiller 2013) (Seitz 2013). Durch die Bestimmungen des UG 2002 kann das zuständige Bundesministerium die Bibliotheksbelange nicht mehr direkt steuern, sondern nur mehr indirekt durch Wahrnehmung seiner Kontrollfunktionen für die Universitäten auf die Entwicklung der Universitätsbibliotheken Einfluss nehmen. Dieser Entwicklung Rechnung tragend, erfolgte im Jahr 2011 die Umbenennung der bisherigen *Arbeitsgemeinschaft der BibliotheksdirektorInnen* in *Forum Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo)*. Die erste Sitzung bzw. Klausur des *ubifo* fand von 25. - 27.5. 2011 in Baden bei Wien statt.

Mit dem vollen Wirksamwerden des Bundesgesetzes über die Organisation der Universitäten und ihrer Studien (Universitätsgesetz 2002) im Jahr 2004 sind die 20 Universitäts-

bibliotheken der bundesstaatlichen Universitäten sowie die Österreichische Nationalbibliothek als kooptiertes Mitglied auf Leitungsebene in der *ARGE Bibliotheksdirektoren* bzw. dem *Forum Universitätsbibliotheken Österreichs* vertreten. Voraussetzung für die Aufnahme in das Forum ist die Mitgliedschaft der jeweiligen Trägerinstitution in der österreichischen Universitätenkonferenz (uniko). Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol ist als Sonderfall zu sehen, weil sie für die Literaturversorgung der Universität Innsbruck und der Medizinischen Universität Innsbruck auf Basis eines Kooperationsvertrages zwischen den beiden Universitäten zuständig ist.

Im Forum Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo) sind folgende 21 Institutionen vertreten:

- Universitätsbibliothek Wien
- Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien
- Universitätsbibliothek der Technischen Universität Wien
- Universitätsbibliothek der Universität für Bodenkultur
- Universitätsbibliothek der Veterinärmedizinischen Universität Wien
- Universitätsbibliothek der Wirtschaftsuniversität Wien
- Universitätsbibliothek der Akademie der Bildenden Künste Wien
- Universitätsbibliothek der Universität für Angewandte Kunst Wien
- Universitätsbibliothek der Universität für Musik und Darstellende Kunst Wien
- Universitätsbibliothek der Universität Graz
- Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Graz
- Universitätsbibliothek der Technischen Universität Graz
- Universitätsbibliothek der Universität für Musik und Darstellende Kunst Graz
- Universitätsbibliothek der Universität Klagenfurt
- Universitätsbibliothek der Universität Leoben
- Universitätsbibliothek der Universität für Künstlerische und Industrielle Gestaltung Linz
- Universitätsbibliothek der Universität Salzburg
- Universitätsbibliothek der Universität Mozarteum Salzburg
- Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (zuständig für die Literaturversorgung der Universität Innsbruck und der Medizinischen Universität Innsbruck)
- Österreichische Nationalbibliothek

Das *Forum Universitätsbibliotheken Österreichs* verfolgt das Ziel, das gemeinsame Interesse der Universitätsbibliotheken zu fördern und zu repräsentieren, bei Initiativen und Projekten zu kooperieren, Strategien zur innovativen Entwicklung des Bibliothekswesens zu erarbeiten, die Rolle als Schnittstelle zur Universitätenkonferenz und zu den Fachabtei-

lungen im zuständigen Bundesministerium wahrzunehmen, fachspezifische Arbeitsgruppen einzurichten sowie mit dem zuständigen Bundesministerium, der Österreichischen Nationalbibliothek und anderen nationalen und internationalen Bildungs- und Forschungseinrichtungen zusammenzuarbeiten.



Abb. 1: Sitzung der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheksdirektoren (und Verabschiedung in den Ruhestand von Ilse Dosoudil) in der Universitätsbibliothek Wien (2003). – v.l.n.r.: Peter Kubalek, Robert Schiller, Robert Wagner, Manfred Lube, Sylvia Rabl-Altrichter, Bettina Schmeikal, Edith Jurkovitsch (BMBWK), Monika Schenk, Werner Hainz-Sator, Ilse Dosoudil, Helmut Leitner, Sigrid Reinitzer, Martin Wieser, Peter Seitz (BMBWK), Anton Breidfuss, Günter Olensky, Wolfgang Kerber, Gabriele Jurjevec-Koller, Lotte Jontes, Susanne Eschwè. In dieser Sitzung wurde Martin Wieser zum Vorsitzenden der ARGE gewählt.

Mit der Namensänderung erfolgte auch die Einrichtung einer gemeinsam von den ubifo-Mitgliedern finanzierten Koordinationsstelle, die von einem Mitarbeiter der Universität Wien im Ausmaß von 10 Wochenstunden besetzt wird, die Überarbeitung der Website (<http://www.ubifo.at>) sowie eine Professionalisierung der internen Arbeit und Kommunikation. So konnten alle Sitzungsprotokolle und Unterlagen des ubifo sowie der Vorgängerinstitution (im Übrigen eine wichtige Quelle für den vorliegenden Beitrag) in

Phaidra, dem digitalen Langzeitarchivierungssystem der Universität Wien eingestellt und für alle ubifo-Mitglieder passwortgeschützt online zugänglich gemacht werden (Bauer, Schiller 2012) (Bauer, Schiller 2013).



Abb. 2: Klausur der *Arbeitsgemeinschaft der BibliotheksdirektorInnen* in Ligist (2010). - v.l.n.r.: Manfred Kammerer, Eva Ramminger, Eva Bertha, Edeltraud Haas, Ulrike Kortschak, Doris Reinitzer, Robert Schiller, Maria Seissl, Susanne Eschwé, Werner Schlacher, Ursula Schachl-Raber, Nikolaus Berger, Bruno Bauer (© Forum Universitätsbibliotheken Österreichs)

### *3. Kooperationen, Projekte und Initiativen der Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten*

Die Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten in Österreich arbeiten traditionell in vielen Bereichen sehr eng miteinander zusammen (Bauer 2013). Für viele Kooperationen fungierten das Forum Universitätsbibliotheken Österreichs bzw. seine Vorgängergremien gleichsam als Pate; zukunftsweisende Themen und Projekte wurden bearbeitet, die vielfach über den universitären Bereich hinaus für das wissenschaftliche Bibliothekswesen von großer Bedeutung waren und sind.

- Einrichtung der *Kooperation E-Medien Österreich (KEMÖ)* sowie Aufbau der zentralen Koordinationsstelle mit dem Ziel, die Zusammenarbeit von Bibliotheken und Forschungseinrichtungen im Bereich des konsortialen Erwerbs von Lizenzen für elektronische Ressourcen zu intensivieren und zu optimieren (Hartmann, Bauer 2013; Stieg 2013);
- Implementierung von Suchmaschinentechnologie im österreichischen Bibliothekenverbund (Knitel 2011; Hamedinger 2011);
- Ablöse des bestehenden Bibliotheksverbundsystems und möglichst verbundweiter Wechsel zu einem den Anforderungen digitaler Bibliotheken gerecht werdenden Bibliotheks- und Informationsverwaltungssystem (Bauer, Hinterhofer, Lindpointner, Neuböck, Steiner 2011; (Schiller 2012; Hamedinger 2013);
- Bibliotheksautomation (Bertha 2013) und der Aufbau digitaler Bestände (Pipp 2013);
- Etablierung der Österreichischen Bibliotheksstatistik (ÖBS) unter Nutzung der Infrastruktur der Deutschen Bibliotheksstatistik (DBS) (Bauer, Schmidt 2005);
- Ermöglichung der Teilnahme am Bibliotheksindex (BIX) (Erasmus, Bauer 2006);
- Forcierung von NS-Provenienzforschungsprojekten an einzelnen Universitätsbibliotheken (Bauer, Köstner-Pemsel, Stumpf 2011; Alker, Stumpf 2013);
- Open Access Publishing an österreichischen Universitäten (Blechl, Blumesberger 2013);
- Verteilte Archivierung von gedruckten Zeitschriftenbeständen innerhalb des Netzwerkes der Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten (Kromp, Mayer 2013);
- Unterstützung der Lehrlingsausbildung für den Lehrberuf Archiv-, Bibliotheks- und InformationsassistentIn (Schneider 2013);
- Neue Aufgaben für Universitätsbibliotheken: Archiv (Bastl 2013), Universitätsverlag (Krießmann 2013), Bibliometrie (Hasitzka, Gorraiz, Gumpenberger 2013);
- Hochschulraumstrukturmittelprojekte „Entwicklung und Umsetzung eines Beschaffungsprozesses für österreichische Universitätsbibliotheken“ bzw. „E-Infrastructures Austria“.

Die Bedeutung und Leistungsfähigkeit des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs für die Entwicklung des universitären, darüber hinaus auch des wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Österreich lässt sich exemplarisch am Projekt „E-Infrastructures Austria“ erkennen, das als eines der vom Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft in Auftrag gegebenen Hochschulraumstrukturmittelprojekte den koordinierten Aufbau und die Weiterentwicklung von Repositorieninfrastrukturen für Forschung und Lehre in ganz Österreich zum Ziel hat. Unter der Projektkoordination der Universität Wien sind insgesamt 25 Institutionen, zumeist vertreten durch ihre Bibli-



otheken, an diesem Projekt beteiligt, darunter 20 Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten, die Österreichische Nationalbibliothek und die Österreichische Bibliothekenverbund und Service GmbH (Sánchez Solís 2014). Mit diesem Projekt kann das Ziel, eine nationale Repositoriumslösung zu entwickeln – dafür hatten sich die Universitätsbibliotheken im Kontext der UG-Novellierung 2009 erfolgreich eingesetzt, letztlich fiel die bereits Gesetz gewordene wichtige Innovation den Budgetbegleitgesetzen 2010 zum Opfer (Pauser 2011; Bauer, Klien 2012) – 2014 bis 2016 unter geänderten Rahmenbedingungen weiterverfolgt werden. Nachdem das Projekt vom zuständigen Bundesministerium nicht verordnet worden ist, sondern sich alle Partnerinstitutionen autonom dafür entscheiden mussten und auch die weitere Kooperation für das Erreichen der angestrebten Ziele partnerschaftlich zu erfolgen hat, war es von entscheidender Bedeutung für das Zustandekommen des Projektes, dass ein tragfähiges Kommunikations- und Informationsnetz besteht, auf das sich die Projektpartner stützen können: Diese Erfolgsvoraussetzung besteht in der bewährten Zusammenarbeit vieler Projektpartner im Österreichischen Bibliothekenverbund und im Forum der Universitätsbibliotheken Österreichs (Bauer, Birkner, Braidt, Ferus, Glanz, Ramminger, Schilhan, Schlacher, Seissl, Weiner 2014).

Neben den konkreten Projekten und Initiativen spiegelt sich die Tätigkeit des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs bzw. der Vorgängergremien auch in von ihr in Auftrag gegebenen bzw. vorgelegten Studien zu wichtigen Themen:

- Langzeitarchivierung (Bauer, Böllmann, Fessler, Hrusa, Kann, Mayer, Stern-Erlebach, Totschnig 2007);
- Pay-per-use (Bauer, Fessler, Hartmann, Kromp, Pavlovic, Pipp, Stieg 2009);
- Open Access an österreichischen Universitäten (Bauer, Gumpenberger, Haas, Katzmayr, Ramminger, Reinitzer 2012; Bauer, Gumpenberger, Haas, Katzmayr, Ramminger, Reinitzer 2013).

Um für die Unterhaltsträger und die interessierte Öffentlichkeit fundierte Informationen über die Situation an den Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten in Österreich sowie über zukunftsweisende gemeinsam betriebene Projekte und Initiativen vorlegen zu können, wurde 2013 ein Sammelband veröffentlicht, der folgende Facetten in fünf Abschnitten abdeckt (Bauer, Gumpenberger, Schiller 2013):

- Vorstellung des Forums Universitätsbibliothek Österreichs (ubifo)
- Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten
- Neue Rollen für Universitätsbibliotheken
- Die Universitätsbibliotheken aus der Sicht bedeutender Kooperationspartner
- Porträts der Universitätsbibliotheken der öffentlichen Universitäten Österreichs

Das Forum Universitätsbibliotheken Österreichs und seine Vorgängergremien haben in den vergangenen Jahren eindrucksvoll unter Beweis gestellt, dass sie für die Entwicklung der Universitätsbibliotheken an den öffentlichen Universitäten in Österreich eine bedeutende Rolle bei der Umsetzung wichtiger Innovationen einnehmen – von der Implementierung des ersten automationsunterstützten Bibliothekenverbundsystems über die laufende Verbesserung der IT-Infrastruktur bis hin zur gemeinsamen Lizenzierung von elektronischen Ressourcen. Die vorbildlichen Kooperationen in der Vergangenheit sind zugleich Auftrag und Verpflichtung, auch die Herausforderungen der Zukunft – von neuen Modellen der Lizenzierung elektronischen Contents über Open Access bis zur Langzeitarchivierung – kooperativ mit dem Ziel zu bewältigen, die Informationsinfrastruktur an den einzelnen Universitäten, aber auch auf nationaler Ebene laufend weiterzuentwickeln.



Abb. 3: Sitzung des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs (und Verabschiedung in den Ruhestand von Martin Wieser) in der Universitätsbibliothek Salzburg (2014). – v.l.n.r.: - v.l.n.r.: Eva Ramminger, Michael Staudinger, Eva Bertha, Maria Seissl, Susanne Casagrande, Bruno Bauer, Robert Schiller, Lydia Zellacher, Martin Wieser, Werner Schlacher, Ursula Schachl-Raber, Claudia Hausberger, Josef Steiner, Christian Gumpfenberger (Kordinator des ubifo). (© Forum Universitätsbibliotheken Österreichs)

4. Die Bibliotheksdirektorinnen und Bibliotheksdirektoren der Arbeitsgemeinschaft der BibliotheksdirektorInnen bzw. des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs

In der nachfolgenden Tabelle sind die Bibliotheksdirektorinnen und Bibliotheksdirektoren der *Arbeitsgemeinschaft der BibliotheksdirektorInnen* (1992-2011) und des *Forums Universitätsbibliotheken Österreichs* (seit 2011) unter Verzicht auf die Angabe von Titeln in alphabetischer Reihenfolge mit den Daten ihrer Zugehörigkeit angeführt; sie verzeichnet ferner die Vorsitzenden und deren StellvertreterInnen. Die Daten wurden aus den Sitzungsprotokollen der beiden Gremien gewonnen.

Name	Bibliothek	Mitglied	Funktion
Amtmann Günter	UB Kunstuniversität Graz	1992 - 2002	
Bastl Beatrix	UB Akademie der Bild. Künste Wien	2005 -	
Bauer Bruno	UB Medizinische Universität Wien	2005 -	Vors. 2009-2013
Baumgartner Ferdinand	UB Universität Wien	1992 - 1993	Vors. 1992-1993
Berger Nikolaus	UB Wirtschaftsuniversität Wien	2010 -	
Bertha Eva	UB Technische Universität Graz	1998 -	
Casagrande Susanne	UB Universität Linz	2010 -	
Dosoudil Ilse	UB Universität Wien	1993 - 2003	Vors. 1993-2003
Eschwé Susanne	UB Universität für Musik und Darstellende Kunst Wien	2001 - 2011	
Haas Edeltraud	UB Universität Klagenfurt	2008 - 2011	
Hainz-Sator Werner	UB Universität für Bodenkultur	1992 - 2007	
Hasenhüttl Christian	UB Universität Leoben	2007 -	
Hausberger Claudia	UB Veterinärmedizin. Universität Wien	2012 -	
Hörl Martina	UB Universität für Bodenkultur	2008 -	
Jontes Lotte	UB Universität Leoben	1992 - 2007	
Jurjevec-Koller Gabriele	UB Universität für Angewandte Kunst Wien	1993 -	
Kammerer Manfred	UB Universität Mozarteum Salzburg	2003 -	
Kerber Wolfgang	Österreichische Zentralbibliothek für Physik	1992 - 2004	
Kluger Emmerich	UB Universität Salzburg	1992 - 1994	
Kortschak Ulrike	UB Medizinische Universität Graz	2004 -	
Kubalek Peter	UB Technische Universität Wien	1992 - 2009	

Lechner Manfred	UB Kunstuniversität Linz	2003 -	
Leitner Helmut	Österr. Zentralbibl. für Medizin	1994 - 2005	
Lube Manfred	UB Universität Klagenfurt	1992 - 2007	
Marte Hans	Österreichische Nationalbibliothek	1994 - 2001	
Neuhauser Walter	UB Universität Innsbruck	1992 - 1998	
Olensky Günter	UB Veterinärmedizinische Universität Wien	1992 - 2009	Stv. Vors. 2003-2009
Rachinger Johanna	Österreichische Nationalbibliothek	2001 - 2004	
Rainer Werner	UB Universität Mozarteum Salzburg	1992 - 2001	
Ramminger Eva	UB Technische Universität Wien	2010 -	
Rehberger Robert	UB Universität Linz	1992 - 1995	
Reinitzer Sigrid	UB Universität Graz	1992 - 2007	
Reinitzer Doris	UB Veterinärmed. Universität Wien	2010 - 2012	
Schachl-Raber Ursula	UB Universität Salzburg	2004 -	
Schenk Monika	UB Universität Linz	1995 - 2009	
Schiller Robert	UB Kunstuniversität Graz	2002 -	Vors. 2014 - , Stv. Vors. 2009-2013
Schlacher Werner	UB Universität Graz	2004 -	
Schmeikal Bettina	UB Wirtschaftsuniversität Wien	2000 - 2009	
Scholz Helga	UB Universität für Musik und Darstellende Kunst Wien	1992 - 2000	
Seissl Maria	UB Universität Wien	2003 -	Vorsitzende 2006-2009
Staudinger Michael	UB Universität für Musik und Darstellende Kunst Wien	2011 -	
Steiner Josef	Österreichische Nationalbibliothek	2004 -	
Stift Isabella	UB Universität für Angewandte Kunst Wien	1992 - 1993	
Stock Karl	UB Technische Universität Graz	1992 - 1997	
Strebl Magda	Österreichische Nationalbibliothek	1992 - 1994	
Unterrainer Christine	UB Universität Salzburg	1995 - 2002	
Wagner Robert	UB Akademie der Bild. Künste Wien	1992 - 2004	
Wehrmann Gertraud	UB Wirtschaftsuniversität Wien	1992 - 2000	
Wieser Martin	Universitäts- u. Landesbibliothek Tirol	1999 -	Vors. 2003-2006
Zellacher Lydia	UB Universität Klagenfurt	2012 -	

## *Literatur*

- Alker, Stefan; Stumpf, Markus (2013): NS-Provenienzforschung an den österreichischen Universitätsbibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz – Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 226-237.
- Bastl, Beatrix (2013): Die Zuordnung der Universitätsarchive an die Universitätsbibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 180-189.
- Bauer, Bruno (2012): Braucht Österreich eine Schwerpunktinitiative „Digitale Information“? Status quo und Perspektiven für die Hochschulbibliotheken. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 65, H. 3-4, S. 394-415.
- Bauer, Bruno (2013): Kooperationen der österreichischen Universitätsbibliotheken auf nationaler und internationaler Ebene. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 33-46.
- Bauer, Bruno; Böllmann, Elisabeth; Fessler, Georg; Hrusa, Hans; Kann, Bettina; Mayer, Adelheid; Stern-Erlebach, Georg; Totschnig, Johanna (2007): Bericht über die Langzeitarchivierung digitaler Objekte an österreichischen Universitätsbibliotheken; erstellt im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der BibliotheksdirektorInnen der österreichischen Universitätsbibliotheken und der Österreichischen Nationalbibliothek. Wien 2007. Online verfügbar: <https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:63607/bdef:Content/get>
- Bauer, Bruno; Birkner, Michael; Braidt, Andrea; Ferus, Andreas; Glanz, Michaela; Ramminger, Eva; Schilhan, Lisa; Schlacher, Werner; Seissl, Maria; Weiner, Ute (2014): e-Infrastructures Austria – aus der Perspektive beteiligter Institutionen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 67, H. 2, S. 205-214.
- Bauer, Bruno; Fessler, Georg; Hartmann, Helmut; Kromp, Brigitte; Pavlovic, Karlo; Pipp, Eveline; Stieg, Kerstin (2009): Stellungnahme der ARGE BibliotheksdirektorInnen zur Anfrage des Forums Budget der Österreichischen Universitätenkonferenz zum Thema „Pay-per-use Abkommen mit Verlagen“ (inklusive Stellungnahme zu Rückfrage). Wien 2009. Online verfügbar: [https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:103329/bdef:Container/get/Stellungnahme\\_Pay\\_per\\_View\\_I.pdf](https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:103329/bdef:Container/get/Stellungnahme_Pay_per_View_I.pdf), [https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:103329/bdef:Container/get/Stellungnahme\\_Pay\\_Per\\_View\\_II\\_nach\\_Rueckfrage\\_der\\_UNIKO\\_.pdf](https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:103329/bdef:Container/get/Stellungnahme_Pay_Per_View_II_nach_Rueckfrage_der_UNIKO_.pdf)
- Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Haas, Ingrid; Katzmayer, Michael; Ramminger, Eva; Reinitzer, Doris (2012): Open Access an österreichischen Universitäten 2012: Umfrage im Auftrag des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 65, H. 2, S. 213-217.
- Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Haas, Ingrid; Katzmayer, Michael; Ramminger, Eva; Reinitzer, Doris (2013): Open Access Bestandsaufnahme an österreichischen Universitäten: Ergebnisse einer

- Umfrage im Auftrag des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo). In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 66, H. 3/4, S. 535-558o.
- Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13).
- Bauer, Bruno; Hinterhofer, Christine; Lindpointner, Rudolf; Neuböck, Inge; Steiner, Josef (2011): Zukunftsperspektiven für den österreichischen Bibliothekenverbund – Anforderungen an ein zukünftiges Bibliothekssystem aus der Perspektive der Österreichischen Nationalbibliothek, der Universitätsbibliotheken, der Landesbibliotheken, der Bibliotheken der pädagogischen Hochschulen und der Verwaltungs- und Amtsbibliotheken. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 64, H. 1, S. 128-142.
- Bauer, Bruno; Klien, Peter (2012): „Wenn man die Geschichte aller Wissenschaften und des Wissens überhaupt betrachtet, war die Bibliothek immer ein zentraler Ort“. Interview mit Bundesminister o.Univ.-Prof. Dr. Karlheinz Töchterle. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 65, H. 3/4, S. 341-351.
- Bauer, Bruno; Köstner-Pemsel, Christina; Stumpf, Markus (Hg.) (2011): NS-Provenienzforschung an österreichischen Bibliotheken: Anspruch und Wirklichkeit. Graz – Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 10).
- Bauer, Bruno; Schmidt, Roland (2008): Deutsche Bibliotheksstatistik (DBS): Konzept, Umsetzung und Perspektiven für eine umfassende Datenbasis zum Bibliothekswesen in Deutschland. 10 Fragen von Bruno Bauer an Ronald Schmidt, Leiter der DBS. In: GMS Medizin Bibliothek Information 8, H. 1, Doc05.
- Bauer, Bruno; Schiller, Robert (2012): Forum Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo): Struktur, Aufgaben und Projekte der Kooperation bundesstaatlicher Universitäten in Österreich. In: Klaus Niedermair (Hg.): 31. Österreichischer Bibliothekartag, Innsbruck 18.-21.10.2011. Die neue Bibliothek: Anspruch und Wirklichkeit. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 11), S.197-205.
- Bauer, Bruno; Schiller, Robert (2013): Forum Universitätsbibliotheken Österreichs (ubifo). In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 13-22.
- Bertha, Eva (2013): Bibliotheksautomation an österreichischen Universitätsbibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 130-141.
- Blechl, Guido; Blumesberger, Susanne (2013): Open Access an österreichischen Universitätsbibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 198-215.

- Bundesgesetz über die Organisation der Universitäten und ihre Studien (Universitätsgesetz 2002, Novelle 2009).
- Erasmus, Elisabeth; Bauer, Bruno (2006): BIX – Beteiligung von sechs österreichischen Universitätsbibliotheken am Bibliotheksindex 2006. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 59, H. 3, S. 9-20.
- Hamedinger, Wolfgang (2011): Aktuelle und künftige Verbundentwicklungen. Einheit in der Vielfalt. In: Klaus Niedermair (Hg.): 31. Österreichischer Bibliothekartag, Innsbruck 18.-21.10.2011. Die neue Bibliothek: Anspruch und Wirklichkeit. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 11), S. 197-205.
- Hamedinger, Wolfgang (2013): Der Österreichische Bibliothekenverbund als Partner für die Universitätsbibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 248-256.
- Hartmann, Helmut; Bauer, Bruno (2013): Bibliothekskonsortien in Österreich: Helmut Hartmann, Pionier für Konsortien elektronischer Medien in Österreich und erster Leiter der Kooperation E-Medien Österreich, beantwortet 11 Fragen von Bruno Bauer. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 66, H. 3/4, S. 422-447.
- Hasitzka, Katharina; Gorraiz, Juan; Gumpenberger, Christian: Bibliometrie in Österreich – Ein neues Aufgabengebiet für Bibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 216-225.
- Hauffe, Heinz (1998): Bibliotheksautomation in Österreich – State of the Art. In: Bibliotheksmanagement – Kulturmanagement. 24. Österreichischer Bibliothekartag. Congress Innsbruck 3.-7.9.1996. Innsbruck: Österreichische Nationalbibliothek (Biblos-Schriften 168), S. 113-126.
- Knitel, Markus (2011): Die konsortiale PRIMO-Instanz der OBVSG im Überblick. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 64, H. 2, S. 179-196.
- Kromp, Brigitte; Mayer, Wolfgang (2013): Gemeinsame Archivierung an den Universitätsbibliotheken – Neues Geld statt altem Raum. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 87-98.
- Krießmann, Ulrike (2013): Verlag der Technischen Universität Graz: Erweiterung des Serviceportfolios der Bibliothek. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 190-197.
- Pauser, Josef (2011): „Error!“ – „Zentrale Datenbank für wissenschaftliche und künstlerische Arbeiten“ wurde Ende 2010 beendet. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 64, H. 1, S. 120-124.
- Pipp, Eveline (2013): Das E-Medien-Angebot österreichischer Universitätsbibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus:

- Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 142-153.
- Sánchez Solís, Barbara (2014): e-Infrastructures Austria. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 67, H. 2, S. 195-204.
- Schiller, Robert (2012): Der Österreichische Bibliothekenverbund und sein Umfeld – Strategisches und Strategisches zu Strategischem. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 65, H. 3/4, S. 372-387.
- Schiller, Robert (2013): Das Universitätsgesetz 2002 und seine organisationsrechtlichen Auswirkungen auf die Universitätsbibliotheken Österreichs. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 23-32.
- Schneider, Monika (2013): Bibliothekarische Ausbildung in Österreich. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 166-178.
- Seitz, Peter (2013): Die Universitätsbibliotheken aus der Perspektive des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 239-247.
- Stieg, Kerstin (2013): Die Kooperation E-Medien Österreich als Partner für die Universitätsbibliotheken. In: Bauer, Bruno; Gumpenberger, Christian; Schiller, Robert (Hg.) (2013): Universitätsbibliotheken im Fokus: Aufgaben und Perspektiven der Universitätsbibliotheken an öffentlichen Universitäten in Österreich. Graz - Feldkirch: Neugebauer (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 13), S. 257-266..
- Stumpf-Fischer, Edith; Bauer, Bruno (2011): Die politische Rolle der Wissenspeicher und -vermittler Bibliothek. Potenzial und Perspektiven für klassische Think Tanks. In: Thomas Köhler; Christian Mertens (Hg.): Jahrbuch für politische Beratung 2010/2011. Eine klassische Alternative. Wien – Köln - Weimar: Böhlau, 2011, S. 165-180.
- Stumpf-Fischer, Edith; Bauer, Bruno; Katzmayr, Michael (2012): Die Entwicklung des österreichischen Bibliothekswesens in den 1980er und 1990er Jahren. Neun Fragen an Edith Stumpf-Fischer, Leiterin der Abteilung für wissenschaftliches Bibliotheks-, Dokumentations- und Informationswesen des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung 1981-1995. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 65,H. 3/4, S. 453-464.





*Maria Seissl*

## **Viel mehr als früher!**

### Das Aufgaben- und Serviceportfolio der Universitätsbibliothek der Universität Wien

In den letzten 15 Jahren hat sich das Aufgaben- und Serviceportfolio von Universitätsbibliotheken aufgrund der rasanten technischen Entwicklung und den damit verbundenen NutzerInnenanforderungen grundlegend geändert. In Österreich hat auch die Universitätsgesetzgebung zum Wandel beigetragen, da sie es den einzelnen Universitäten ermöglicht, ihre eigene Binnenstruktur zu bestimmen. In vielen Fällen wurden der Universitätsbibliothek zusätzliche Aufgaben zugeteilt, etwa die Betreuung des Universitätsarchivs oder die Forschungsdokumentation. Im vorliegenden Beitrag wird das sich laufend ändernde Aufgaben- und Serviceportfolio der Universitätsbibliothek der Universität Wien beschrieben.

Die Universität Wien hat im Jahr 2004 die Universitätsbibliothek, die bis dahin selbständige Österreichische Zentralbibliothek für Physik und das Archiv der Universität Wien in der Dienstleistungseinrichtung Bibliotheks- und Archivwesen zusammengeführt. Seit 2010 obliegt dieser Organisationseinheit auch die Koordination und Sichtbarmachung der Sammlungen der Universität.

Die Universitätsbibliothek unterstützt die Aufgaben der Universität Wien als aktive Partnerin von Forschung, Lehre und Studium durch benutzerInnenorientierten und effektiven Zugang zu ihren hochwertigen Bibliotheksservices und ihren digitalen und analogen Beständen.<sup>1</sup> Sie ist die größte wissenschaftliche Bibliothek in Österreich<sup>2</sup> und gleichzeitig mit dem Gründungsjahr 1365 die älteste Universitätsbibliothek im deutschen Sprachraum.

Das Archiv der Universität Wien bewahrt und erschließt die 650-jährige Überlieferung der Universität Wien und bereitet sie für Forschung und Lehre auf.<sup>3</sup> Für das 650-Jahr-Jubiläum der Universität im Jahr 2015 wird eine interaktive Webseite zur Geschichte der Universität Wien erstellt.

Die etwa 100 Sammlungen und Einrichtungen an der Universität Wien, die zur Unterstützung von Lehre und Forschung angelegt wurden, umfassen mehrere Millionen Objekte von hohem didaktischen, wissenschaftlichen und wissenschaftshistorischen Wert. Sie spiegeln die jahrhundertelange Geschichte und Forschungstätigkeit der Universität

<sup>1</sup> <http://bibliothek.univie.ac.at/zukunftskonzept.html> [zuletzt besucht: 14.09.2014]

<sup>2</sup> Im Jahr 2013 umfasste der Bestand 7 Millionen Bücher, 47.000 E-Books, 62.000 E-Journals, 9.000 Print-Journals und über 1.300 Datenbanken.

<sup>3</sup> <http://bibliothek.univie.ac.at/archiv/> [zuletzt besucht: 14.09.2014]

wider und stellen auch einen Teil des nationalen Kulturerbes dar. Die Sammlungsbeauftragte, die als Stabstelle der Universitätsbibliothek zugeteilt ist, trägt zur Entwicklung einheitlicher Standards im Umgang mit Sammlungen bei. Sie koordiniert die Maßnahmen zur sachgerechten und sicheren Aufbewahrung des Sammlungsgutes und leistet Unterstützung bei Übersiedlungen sowie bei Erwerb, Leihverkehr, Tausch und Ausstellungstätigkeit im In- und Ausland. Sie verwaltet außerdem die Budgetmittel, die die Universität Wien für konservatorische Maßnahmen der Sammlungen bereitstellt und leitet Restaurierungsmaßnahmen ein.<sup>4</sup> Die Sammlungen der Universität Wien sind Thema einer großen Ausstellung, die im Jubiläumsjahr 2015 in Kooperation mit dem Naturhistorischen Museum durchgeführt wird.

Um den historischen Beständen und der universitären Überlieferung gerecht zu werden, wurden schwerpunktmäßige Digitalisierungsprojekte durchgeführt sowie bestandserhaltende Maßnahmen gesetzt. Schon seit längerem arbeitet die Universitätsbibliothek die eigene Bestandsgeschichte im Rahmen der NS-Provenienzforschung kontinuierlich auf und restituiert NS-Raubgut bzw. listet bei vorläufig ergebnisloser Suche nach Erben oder Rechtsnachfolgern Bestände in der Kunst-Datenbank des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus. Diese Aufarbeitung der Bestandsgeschichte wird auch auf die Archiv- und Sammlungsbestände der Universität ausgedehnt.

Kamen organisatorisch gesehen die Aufarbeitung und Sichtbarmachung der historischen Bestände der Universität Wien zu den Aufgaben hinzu, so hat die Universitätsbibliothek selbst, den internationalen Trends folgend, einen Wandel hin zur Bibliothek als Lernort vollzogen und konnte so ihre stark identitätsstiftende Wirkung für die Universität ausbauen. Bibliotheken sind oft der einzige Ort, wo sich Studierende in Zeiten des Blended Learning längere Zeit aufhalten und so das Zugehörigkeitsgefühl zu ihrer Universität stärken können. Auch die Rolle als Teaching Library wurde verstärkt und die Vermittlung von Informationskompetenz auch auf SchülerInnen ausgeweitet.

Im Bereich der Learning Library ist die Universitätsbibliothek sowohl im Bereich Lehrlingsausbildung im Lehrberuf Archiv-, Bibliotheks- und InformationsassistentIn, in der Ausbildung für Tätigkeitsbereiche Mittlerer Qualifikation als auch im Universitätslehrgang Library and Information Studies aktiv. Ein Zertifikatskurs für die bibliothekarische Fortbildung ist in Vorbereitung, ein weiterer Akzent der Fortbildung liegt im internationalen Austausch durch Förderung der Teilnahme der MitarbeiterInnen an Kongressen sowie an der Begegnung mit KollegInnen anderer Bibliotheken im Rahmen des Erasmus Staff Mobility Programms.

<sup>4</sup> <http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/> [zuletzt besucht: 14.09.2014]

Erfolgreich implementiert wurden die Handlungsfelder des Innovationsmanagements und der Corporate Social Responsibility. Das Engagement für umfassend verstandene Barrierefreiheit, die von baulichen Maßnahmen über das bestehende Literaturservice für blinde und sehbeeinträchtigte Menschen bis hin zu bewusstseinsbildenden Maßnahmen reicht, wird kontinuierlich ausgebaut.

Das Streben nach Offenheit durchzieht alle Services der Universitätsbibliothek: Sie ist öffentlich zugänglich, die Services können also auch von Nicht-Universitätsangehörigen genutzt werden, sie unterstützt und fördert den Open-Access-Gedanken und steht für den dauerhaft freien Zugang zu Information.

Die Dienste und Services, die neu entwickelt wurden, um den Studien-, Lehr- und Forschungsbetrieb optimal zu unterstützen und den Forschungsoutput möglichst gut sichtbar und zitierbar zu machen, unterliegen ebenfalls dem Prinzip der Openness.<sup>5</sup>

Seit 2004 ist der Bereich Forschungsdokumentation an der Universitätsbibliothek angesiedelt. Mit u:cris wurde im 2013 ein State-of-the-art Forschungsinformationssystem implementiert, das den WissenschaftlerInnen die Möglichkeit bietet, leicht und unkompliziert ihren Forschungsoutput zu dokumentieren und zu präsentieren. Das u:cris-Team ist für Support und Schulungen sowie für die Qualitätssicherung der Forschungsinformationen und Metadaten zuständig. In ständigem Dialog mit den NutzerInnen werden technische und inhaltliche Weiterentwicklungen von u:cris vorgenommen, in Kooperation in nationalen und internationalen Netzwerken die Entwicklungen bei Informationssystemen beobachtet.

Im Bestreben, die Forschungsleistungen der Universität besser sichtbar zu machen, wurde an der Universitätsbibliothek ein Bibliometrischer Service eingerichtet. Das Team Bibliometrie versorgt WissenschaftlerInnen, Institute, Fakultäten und andere EntscheidungsträgerInnen mit bibliometrischen Daten und unterstützt bei deren Interpretation. Es führt Basisschulungen in bibliometrischen und anderen Datenbanken durch, bietet bibliometrische Beratung zur Optimierung und Personalisierung des Publikationsoutputs an und zeigt evaluatorische Anwendungen bibliometrischer Datenbanken auf. Das Team führt auch bibliometrische Analysen durch und erstellt entsprechende Expertisen. Es wendet auch neue Verfahren zur wissenschaftlichen Impact-Messung an.

Forschungsunterstützend ist auch das Serviceangebot im Bereich Open Access konzipiert. Das Open Access Office stellt – verstärkt seit Veröffentlichung der Open Access

<sup>5</sup> Siehe dazu: Lohmeier, Felix. Leitbild Openness – Bibliotheken als Wächter für den (dauerhaft) freien Zugang zum Wissen. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte//2014/1654/> [zuletzt besucht: 14.09.2014]

Policy durch die Universitätsleitung im Jahr 2014 - die erste Anlaufstelle für Fragen zum Thema Open Access an der Universität Wien dar. Es berät sowohl AutorInnen und HerausgeberInnen im Bereich Open-Access-Publizieren, gibt einen kurzen Überblick über relevante Rechtsfragen und verwaltet den zentralen Publikationsfonds, der Forschenden der Universität Wien finanziell und organisatorisch das Veröffentlichen in Open Access Journals durch die Übernahme von Publikationsgebühren erleichtern soll. Im Bereich des Open Access Office ist auch das Management für u:scholar, das institutionelle Repositorium der Universität Wien, angesiedelt. Die Betreuung des Zeitschriftenredaktions- und -publikationssystems OJS<sup>6</sup> rundet das Serviceangebot für WissenschaftlerInnen ab. Darüber hinaus stellt die Vernetzung mit Initiativen in Österreich und z.B. im Open Access Netzwerk Austria (OANA) eine wichtige Aufgabe des Open Access Office dar.

Das institutionelle Repositorium u:scholar ist eine Anwendung des Digital Asset Management Systems der Universität Wien PHAIDRA (Permanent Hosting, Archiving and Indexing of Digital Resources and Assets). Daneben enthält der Hochschulschriftenserver E-Theses Metadaten und Volltexte von seit 1965 an der Universität Wien approbierten Diplomarbeiten, Masterarbeiten und Dissertationen und ist mit einem Workflow zur automatisierten Plagiatsprüfung hinterlegt, für dessen First Level Support die Universitätsbibliothek verantwortlich ist. PHAIDRA selbst wurde entwickelt, um Daten aus der Lehre, der Forschung und der Verwaltung zu dokumentieren und auf lange Zeit zu archivieren. Waren es am Anfang Daten, die aus Digitalisierung von analogen Medien entstanden waren, so verlagerte sich das Augenmerk vermehrt auf originär digitale Daten. Dies hat eine Hinwendung zum Themenkomplex Forschungsdaten und deren Aufbewahrung, Wiederauffindbarkeit und Wiederverwendbarkeit nach sich gezogen.

In einem der Workpackages im Rahmen des Projektes e-Infrastructures Austria<sup>7</sup> ist eine Umfrage bezüglich des Umgangs mit Forschungsdaten an österreichischen Universitäten geplant. Diese Umfrage wird auf vergleichbaren, bereits durchgeführten Umfragen an Hochschulen und Forschungseinrichtungen in anderen Ländern basieren und sich primär an das wissenschaftliche Personal richten. Aus der Umfrage sollen Kenntnisse über

<sup>6</sup> Open Journal Systems (OJS) ist eine Open-Source-Software für die Verwaltung und Veröffentlichung von peer-reviewed Open-Access-Zeitschriften. OJS wurde vom Public Knowledge Project entwickelt und unter der GNU General Public License veröffentlicht. Quelle: Wikipedia (de): Open Journal Systems [14.09.2014]

<sup>7</sup> Das Kooperationsprojekt e-Infrastructures Austria hat es sich zum Ziel gesetzt, die Repositorieninfrastruktur an österreichischen Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen auf- und auszubauen und dient als notwendige Vorbereitung auf das EU-Förderprogramm für Forschung & Innovation Horizon 2020. Siehe <http://www.e-infrastructures.at/> [14.09.2014]

die Heterogenität der Forschungsdaten, über Policies für den Umgang mit Forschungsdaten, über bevorzugte Speicherorte und Arten des Zugriffs sowie über rechtliche Aspekte gewonnen werden.

Die rasante Entwicklung des Internet und vor allem der Social-Media-Plattformen hat nicht nur zu einer Veränderung des Publikationsprozesses, sondern auch der Forschungspraktiken überhaupt geführt. Neue Online-Werkzeuge machen es leicht, Forschungsdaten mit KollegInnen aus dem Fach zu teilen und gemeinsam zu nutzen, wissenschaftliche Wikis und Blogs können zur Publikation von Ergebnissen dienen.<sup>8</sup> Auch die Einbeziehung der interessierten Öffentlichkeit in den Forschungsprozess wird durch diese Anwendungen erleichtert. Diese Partizipationsmöglichkeit wird unter dem englischen Begriff Citizen Science oder Science 2.0 subsumiert. „Mit Citizen Science (Bürgerwissenschaft) wird im angelsächsischen Sprachraum eine Form der Wissenschaft bezeichnet, bei der Projekte unter Mithilfe oder komplett von interessierten Amateurinnen und Amateuren [lat. amator „Liebhaber“] durchgeführt werden. Sie melden Beobachtungen, führen Messungen durch oder werten Daten aus.“<sup>9</sup> Als Illustration mag das Projekt Roadkill der Universität für Bodenkultur dienen. In diesem Projekt wird mit Hilfe der Bevölkerung per Online-Formular oder E-Mail erhoben, welche Tiere auf Straßen zu Tode kommen und welche Gründe es dafür geben könnte. Mit den gewonnenen Daten werden Hotspots identifiziert, und die Projektbetreiber versprechen, zu versuchen, diese Hotspots zu entschärfen.<sup>10</sup>

Kritiker von Citizen Science fragen angesichts der entstehenden Datenmengen: „Wer soll das verwalten?“. Hier sind Universitätsbibliotheken aufgefordert, dafür Sorge zu tragen, dass Forschungsdaten auch nach Projektende zugänglich bleiben, wiederauffindbar sind und wiederverwertet werden können. Der Umgang mit Daten, das Ordnen, Erschließen und Zurverfügungstellen ist seit jeher das Kerngeschäft von Bibliotheken, dem sie weiterhin verpflichtet sind und damit weiterhin fest im Lehr- und Forschungsprozess der eigenen Institution verankert bleiben.

Die eigentliche Herausforderung für die nächsten Jahre wird sein, genau die richtigen Services zu entwickeln, die das Arbeiten, Forschen, Lehren und Studieren im digitalen Zeitalter optimal unterstützen, die Zukunft voranzutreiben, ohne die schriftliche Überlieferung und die Erhaltung des Kulturgutes zu vernachlässigen.

<sup>8</sup> Die neuen Arbeitsgewohnheiten von WissenschaftlerInnen, die in Zusammenhang mit den modernen Technologien des Internet entstehen, werden u.a. vom Leibniz-Forschungsverbund Science 2.0 erforscht. Siehe <http://www.leibniz-science20.de/> [14.09.2014]

<sup>9</sup> Quelle: Wikipedia (de): Citizen Science [14.09.2014]

<sup>10</sup> Quelle: <http://www.citizen-science.at/projekte/roadkill/> [14.09.2014]

Hier gilt es, Strategien zu entwickeln, die es erlauben, dass Ressourcen gebündelt werden und national sowie international in gemeinsame Unternehmungen fließen. Im digitalen Zeitalter wachsen die verschiedenen Informationseinrichtungen näher zusammen, weil sie sich denselben Herausforderungen stellen müssen. Die aktive Annahme von neuen Herausforderungen und neuen Aufgaben sowie die zeitgerechte Entwicklung von forschungsunterstützenden Services wird Bibliotheken helfen, die immer wieder auftauchende Sinnfrage „Wozu braucht es in Zeiten von Internet und Open Access überhaupt noch wissenschaftliche Bibliotheken?“ zu beantworten. Denn nur was sich ändert, bleibt.<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Sprichwort; Motto des 88. Deutschen Bibliothekartages 1998.

*Johannes Andresen*

## **Landesbibliotheken und Stadtbibliothek unter einem neuen Dach**

Das „Bibliothekenzentrum Bozen“ – eine bibliothekarische und kulturelle Großbaustelle

Das Bibliothekenzentrum ist unter kulturpolitischen, ökonomischen und organisatorischen Aspekten ein Großprojekt. Der Bau dieses gemeinsamen Hauses für die Landesbibliotheken Dr. Friedrich Teßmann und Claudia Augusta sowie die Stadtbibliothek von Bozen beschäftigt Südtirol seit knapp zwei Jahrzehnten. Ein Medienhaus für die nächste Generation soll entstehen. Es darf durchaus vermutet werden, dass mit dem Bau ein gesellschaftspolitischer Entwicklungsprozess begleitet und architektonisch verankert werden soll. Der Beitrag schildert den komplexen Entstehungsprozess, die Leitideen des Gebäudes und die Schwierigkeiten bei der Umsetzung.

Was vereint die ansonsten doch recht unterschiedlichen Städte Bozen, Mönchengladbach, Paris, Luzern, Wien, Sydney und Groningen? In allen genannten Orten sind in den letzten Jahrzehnten komplexe Kulturbauprojekte im „Spannungsfeld von Politik, Medien und Architektur“ entstanden, so der Untertitel eines Buches zu ihrer Entstehungsgeschichte. Soviel sei vorweggenommen: Das Bauvorhaben „Bibliothekenzentrum Bozen“ hätte aufgrund seines komplexen Entstehungsprozesses und seiner vielen Akteure mit Fug und Recht als weiteres Fallbeispiel in die genannte Publikation aufgenommen werden können.<sup>1</sup>

Seine Anfänge reichen bis ins ferne Jahr 1995 zurück. Doch mehr als der voraussichtliche Realisierungszeitraum von einem Vierteljahrhundert fasziniert das vielschichtige gesellschaftspolitische Gefüge, in dem die Idee eines Bibliotheks- und Kulturgebäudes mit seiner Strahlwirkung auf die Stadt Bozen und das gesamte Land entstanden ist. Schnittpunkte der Matrix sind die Beziehungen zwischen der Hauptstadt Bozen und der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol mit voneinander abweichenden politischen und gesellschaftlichen Mehrheitsverhältnissen, der Spannungsbogen zwischen der jeweiligen Identität der einzelnen Sprachgruppe und ihrem Aufeinanderzugehen sowie auf fachlicher Ebene die Nahtstellen zwischen wissenschaftlichem und öffentlichem Bibliothekswesen in Südtirol. Wie noch zu schildern sein wird, hat auch die öffentliche Meinung den Planungsprozess phasenweise massiv beeinflusst.

<sup>1</sup> Größere Gegner gesucht! Kulturbauten im Spannungsfeld von Politik, Medien und Architektur, hrsg. vom Architekturzentrum Wien, Basel, Boston, Berlin 2001.



In gewisser Hinsicht kann daher die Entstehungsgeschichte des Bibliothekenzentrums als Parabel einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung der Südtiroler Gesellschaft nach Paketabschluss und Autonomiestatut gelesen werden.

*Wie alles anfing*

Schon bei Errichtung der Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann vor mehr als 30 Jahren war auf politischer Ebene vereinbart worden, auch eine italienische Landesbibliothek zu gründen. Diese Gründung konkretisierte sich Mitte der 90er Jahre und so entstand zunächst die Idee, eine zweite bibliothekarische Ansiedlung in der näheren Umgebung der bereits bestehenden Landesbibliothek zu schaffen. Ein Neubau sollte die an ihrem jetzigen Sitz nur unzureichend untergebrachte Stadtbibliothek von Bozen und die noch zu gründende italienische Landesbibliothek beherbergen, eine unterirdische Verbindung den Neubau mit dem Altbau der Teßmann-Bibliothek verbinden.

Nicht zuletzt aufgrund der Raumnot der Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann und des Südtiroler Landesarchivs im selben Gebäude kam man von dieser Idee ab und favorisierte nun einen gemeinsamen Neubau für alle drei genannten bibliothekarischen Einrichtungen. Eine Integration der Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann in den Neubau hatte zudem den Vorteil, dass durch den Auszug der Bibliothek auch der Platzmangel des Südtiroler Landesarchivs im Bestandsgebäude gelöst werden konnte. Eine Machbarkeitsstudie kam zu dem Ergebnis, dass auf dem ehemaligen „Longon-Areal“, einem nicht mehr benötigten Schulgelände, ein entsprechendes Raumprogramm umgesetzt werden konnte.

Die politischen Aussagen aus dem Jahr 2001, die sich größtenteils textidentisch im Auslobungstext des Architekturwettbewerbs 2003 wiederfinden, geben einen ersten Einblick in die Zielsetzung des geplanten Gebäudes. Auf dem ehemaligen „Longon-Areal“ soll ein Bibliothekenzentrum errichtet werden. Es soll die Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann, die Stadtbibliothek Bozen und die italienische Landesbibliothek Claudia Augusta beherbergen, „wobei die drei Bibliotheken auch weiterhin autonome Einrichtungen bleiben, sich nach außen hin aber mit einer möglichst einheitlichen Benutzeroberfläche präsentieren [sollen]“.<sup>2</sup>

Ein Zusammenleben der drei Bibliotheken unter einem Dach bedeute keine „reine Addition der bisherigen Leistungen“, sondern solle „für den Benutzer insgesamt einen

<sup>2</sup> Autonome Provinz Bozen, Beschluss der Landesregierung Nr. 2088 vom 25.06.2001, Änderung und Präzisierung des Raumprogramms und der überschlägigen Kosten für die Errichtung eines Bibliothekszentrums im Ex-Longon-Areal in Bozen, Anlage A, S. 3. Die folgenden Zitate finden sich auf den Seiten 4-6.

Mehrwert an bibliothekarischen Leistungen mit sich bringen“. Das Bibliothekszentrum habe „als umfangreichste bibliothekarische Einrichtung in Südtirol eine Vorreiterrolle in Bezug auf die Entwicklung des Südtiroler Bibliothekswesens“ zu spielen. Folgende drei Grundfunktionen waren sicherzustellen:

- Zentrale wissenschaftliche Universalbibliothek für Südtirol mit einem Schwerpunkt an landeskundlichem Schrifttum und dem Pflichtexemplar für Südtirol
- Mittelpunktbibliothek<sup>3</sup> für die deutschen und italienischen Bibliotheken in den Gemeinden im Einzugsgebiet von Bozen
- Bibliothek für die Bevölkerung der Stadt Bozen

Um diese Funktionen zu gewährleisten, sollen „alte und neue Medien“ parallel angeboten werden und allen Bevölkerungsschichten der drei Sprachgruppen sowie allen Altersstufen die Nutzung von Medien und der Zugang zu Informationen „jeder Art zum Zwecke der Information, der Bildung und Unterhaltung“ ermöglicht werden. Dabei unterstützt qualifiziertes Personal den Benutzer in inhaltlichen und technischen Fragen. Neben ihrer Kernfunktion übernehmen die drei Bibliotheken außerdem die Rolle eines Bildungs- und Kulturzentrums sowie die Funktion eines Treffpunkts innerhalb der Stadt Bozen.

Die ursprüngliche Planung sah eine Hauptnutzfläche von 11.000 m<sup>2</sup> vor, von denen gut 7.000 m<sup>2</sup> im Freihandbereich lagen. 2.600 m<sup>2</sup> sollte der Magazinbereich umfassen, knapp 1.300 m<sup>2</sup> ein gemeinsamer Verwaltungstrakt für einen Personalstand von max. 70 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Insgesamt kalkulierte man mit einem Zielbestand von 1,1 Mio. Medien, ca. 450.000 davon in den Freihandbereichen. Man rechnete mit rund 400.000 Besuchern pro Jahr, denen das Gebäude an 6 Wochentagen und 68 Öffnungsstunden pro Woche zur Verfügung stand. Über Selbstverbuchungsterminals und eine 24-Stunden-Rückgabe sollten die geschätzten 600.000 Ausleihen pro Jahr erfolgen. Die Gesamtausgaben wurden mit 78 Mio. Lire (40 Mio. Euro) veranschlagt.

#### *Wie es weiterging*

Nach einem zweistufigen internationalen Architekturwettbewerb mit 238 Teilnehmern stand der Bozner Architekt Christoph Mayr Fingerle im Frühjahr 2006 als Sieger fest. Wie nahezu alle eingereichten Projekte sah auch sein Entwurf den Abriss des ehemaligen Schulgebäudes aus den 30er Jahren vor, das in Form und Statik nicht den Anforderungen an ein zeitgemäßes Bibliotheksgebäude entsprach.

<sup>3</sup> Mittelpunktbibliotheken übernehmen gemäß der Südtiroler Bibliotheksgesetzgebung Koordinierungsfunktionen für die haupt- und ehrenamtlichen Bibliotheken des jeweiligen Bezirks und erhalten eine dementsprechende Personalförderung.

Schon in den ersten Wochen nach Bekanntgabe des Siegerprojektes in der Öffentlichkeit formierte sich eine massive Kampagne zum Erhalt der sogenannten „Pascoli-Schule“ auf dem Longon-Areal, die sich in das Gedächtnis vieler italienischsprachiger Stadtbewohner als Teil ihrer kulturellen Identität eingepägt hat. In der Folge wurde der zweigeschossige Eingangsbereich der Schule als zusätzlicher Baukörper in das Siegerprojekt integriert, wodurch sich einerseits die Nutzflächen vergrößerten, andererseits Gebäudezugänglichkeit und Wegeführung neu zu denken waren (Abb. 1).



Abb. 1: Alt und Neu! Die drei Baukörper des Bibliothekenzentrums. Rechts im Bild ist das derzeitige Gebäude der Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann erkennbar, © Christoph Mayr Fingerle



Abb. 2: Blick in das Erdgeschoss mit Café-Zone und Zeitschriftenbereich, © Christoph Mayr Fingerle

Dies geschah durch eine eingesetzte Arbeitsgruppe, der neben den Direktionen der drei Bibliotheken auch das deutsche und das italienische Fachamt für das Bibliothekswesen

in der Landesverwaltung angehörten. Die Mitarbeiterstäbe waren über regelmäßige Workshops und institutionsübergreifende Themengruppen in den Entwicklungsprozess eingebunden. Den eigentlichen Bauplanungsprozess koordinierte und dirigierte die Abteilung Hochbau. Seit 2014 garantiert ein politisch besetztes Lenkungsgremium die notwendige Verzahnung zwischen fachlicher Expertise und Kulturpolitik.

So wurden in den Jahren 2007-2013 (mit mehreren Phasen des Projektstillstands) auf fachlicher Ebene Nutzungskonzept und Ausführungsprojekt ausgearbeitet und auf politischer Ebene in langjährigen Verhandlungen die vermögens- und verwaltungsrechtlichen Aspekte zwischen den beiden Grundstückseigentümern Stadt Bozen und Land Südtirol gelöst. Standen zu Beginn des Planungsprozesses Abgrenzungsfragen im Vordergrund, konnte man mit zunehmender Planungsdauer eine Entwicklung wahrnehmen, die verstärkt das Gesamtgebäude und eine Orientierung an den Bedürfnissen der zukünftigen Nutzer ins Zentrum rückte. Damit war eine Profilbildung aller drei Einrichtungen verbunden, die in ihrer Autonomie weiterhin bestehen bleiben sollen.



Abb. 3: Ein Lernort von vielen. Blick in den Lesesaal des Gebäudes, © Christoph Mayr Fingerle

Für die Gebäudefunktion „public library“ war es wichtig, einen niederschweligen Zugang zu ermöglichen, was durch eine einladende Café-Zone und großzügige Zeitschriftenangebote im Erdgeschoss erreicht wurde (Abb. 2). In den wissenschaftlichen Stockwerken wurden inspirative Lernorte geplant, die für die Schülerinnen und Schüler der

umliegenden Oberschulen, aber auch für die Studierenden der Freien Universität Bozen eine Vielzahl von attraktiven Einzel- und Gruppenarbeitsplätzen unterschiedlichster Formate bereitstellen (Abb. 3 und 4).



Abb. 4: Ein Lernort von vielen. Lounge-Zone mit Ausblick ins Grüne, © Christoph Mayr Fingerle

Von den veranschlagten Gesamtkosten von 67,8 Mio. Euro entfallen 56,6 Mio. Euro auf den Bau, 11,2 Mio. Euro betragen die Einrichtungskosten. Dies entspricht bei einer Kubatur von ca. 120.000 m<sup>3</sup> einem Preis pro Kubikmeter von 360,00 Euro.<sup>4</sup> Die Nutzfläche umfasst 15.000 m<sup>2</sup>, von denen 10.000 m<sup>2</sup> dem Freihandbereich zugeordnet sind. Durch ein zweites Untergeschoss wurde der Magazinbereich auf 3.800 m<sup>2</sup> vergrößert, so dass nun ein Zielbestand von 2 Mio. Medien untergebracht werden kann.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Gemäß den aktuellen Richtpreisen der Abteilung Hochbau liegt das Bibliothekenzentrum damit deutlich unter dem Kubikmeterpreis von Bürohäusern (470,00 Euro) und Schulgebäuden (430,00 Euro) und nur geringfügig über jenen von Turnhallen (330,00 Euro).

<sup>5</sup> Der Ausbau des Magazins war u.a. notwendig, um historische Buchbestände aus Pfarreien und Klöstern im Ausmaß von ca. 400.000 Medien unterzubringen.

*Wie es weitergeht*

Die gesamtstaatlich angespannte Wirtschaftssituation hat Auswirkungen auf Südtirol. So gibt es zwar weiterhin klare Bekenntnisse aus der Stadt- und Landespolitik zum Bau des Bibliothekenzentrums, allerdings wurden die Kosten im Mai 2014 auf 60 Mio. Euro gedeckelt. Maßnahmen zur Kosteneinsparung waren die Folge. Am augenscheinlichsten ist der Verzicht auf das auskragende vierte Obergeschoss, das die Verwaltungsräumlichkeiten beherbergte. Sie werden nun im Altbau untergebracht, was wiederum zu einer Verlagerung von Gruppenarbeitsräumen und Spezialräumen vom Altbau in den Neubau führen wird. Die diesbezüglichen Planungen sind noch nicht abgeschlossen. Dafür scheint inzwischen die mehrjährige Finanzierung gesichert<sup>6</sup>, so dass als Baubeginn das Jahr 2016 ins Auge gefasst werden kann, womit sich ein Eröffnungstermin im Jahr 2019 abzeichnet.

Auch Einsparungen können positive kollaterale Nebeneffekte haben. Die wirtschaftlichen Überlegungen haben zu einer intensiven Auseinandersetzung der Politik mit dem Gebäude und seinen Aufgaben geführt. Dabei traten gerade die landesweiten und gesamtgesellschaftlichen Agenden verstärkt ins Blickfeld. Bewusster als vor einigen Jahren wird das Bibliothekenzentrum als sprachgruppenungebundenes Medienhaus, als Lernwelt und Kulturort gesehen. Es wird als Herz der Südtiroler Bibliotheks- und Medienlandschaft wahrgenommen und soll zentrale Aufgaben für das System übernehmen.

Nicht abwegig scheint wohl auch die Vermutung, dass mit dem Bau des Bibliothekenzentrums ein gesellschaftspolitischer Entwicklungsprozess begleitet und architektonisch verankert werden soll. Es gibt in Südtirol keine andere nicht kommerzielle Einrichtung, die ein Drittel der Bevölkerung erreicht. Im Umkehrschluss bedeutet dies aber auch, dass Bibliotheken eine starke gesellschaftspolitische Verantwortung haben. So ist das Bibliothekenzentrum als offener und niederschwelliger Kultur- und Kommunikationsort konzipiert. Es fühlt sich dem Ideal verpflichtet, allen die Teilhabe an Gemeinschaft zu ermöglichen: durch offene Begegnungsräume, durch Angebote, welche die eigene Identität entwickeln und das Verständnis für fremde Kulturen vermitteln helfen, durch außerbibliothekarische Serviceleistungen, die die Menschen in ihrem Lebensalltag begleiten (Bürgerschalter, Kinderbetreuung, Berufs- und Studienberatung etc.).

Damit das Bibliothekenzentrum diese Aufgabe leisten kann, braucht es eine Ausweitung der Angebote in zwei Richtungen: 1) den massiven Ausbau von attraktiven digitalen Angeboten und internetgestützten Dienstleistungen; 2) ein Gebäude mit Inspirations- und Kommunikationsräumen, Lernräumen für Einzelne oder Gruppen abseits der insti-

<sup>6</sup> Dolomiten vom 02.09.2014.

tionalisierten Bildungseinrichtungen sowie Gestaltungsräumen, geeignet, die persönliche Entwicklung des Einzelnen und die soziale Entwicklung eines Gemeinwesens zu fördern. So wird das Bibliothekszentrum zum so oft zitierten „Dritten Ort“ mit hoher Aufenthaltsqualität, in dem jeder seinen Platz und ein für ihn passendes Angebot findet.

Viele der neuen Dienstleistungen, wie der Aufbau von digitalen Bibliotheken (Biblio24 und Biblioweb), der Südtiroler Leihverkehr, die Bürgerkarte als südtirolweiter Leseausweis, landesweite Leseprojekte, Fortbildungsangebote oder die Betreuung des Gesamtkatalogs im Internet sind zentral zu konzipieren und zu organisieren. Das Bibliothekszentrum ist dazu der richtige Ort. Hier treffen sich deutsches und italienisches Bibliothekswesen (auch durch die Integration von Aufgaben der derzeitigen Bibliotheks- und Medienämter), hier kann durch die Integration der Mediatheken ein einmaliges, sprachgruppenübergreifendes attraktives Film- und Musikangebot geschaffen werden, hier führt die Bündelung des bibliothekarischen Know-hows zu einem ThinkPool, der die Weiterentwicklung der Südtiroler Bibliotheks- und Medienlandschaft garantiert.

#### *Chronologie der Ereignisse*

- 1995: Erste Überlegungen, eine noch zu gründende italienische Landesbibliothek und die Stadtbibliothek Bozen in dem Gebäude gegenüber der heutigen Landesbibliothek „Dr. Friedrich Teßmann“ unterzubringen und beide Gebäude unterirdisch durch einen Tunnel zu verbinden.
- 1996: Eine Machbarkeitsstudie wird in Auftrag gegeben, um zu überprüfen, ob die gemeinsame Unterbringung der Landesbibliothek „Dr. Friedrich Teßmann“, einer italienischen Landesbibliothek und der Stadtbibliothek Bozen auf dem „Longon-Areal“ möglich ist.
- 2000: Genehmigung des Raumprogramms der Machbarkeitsstudie durch die Landesregierung. Mit Beschluss der Landesregierung Nr. 2088 vom 25.06.2001 erfolgt eine „Änderung und Präzisierung des Raumprogramms und der überschlägigen Kosten für die Errichtung eines Bibliothekszentrums im Ex-Longon-Areal in Bozen“.
- 2003: Europaweite Ausschreibung des Ideenwettbewerbes. 238 Projekte werden eingereicht. Fünf Projekte werden ex aequo mit einem zweiten Preis ausgezeichnet und zu einer zweiten Phase eingeladen.
- 2006: Das Projekt des Bozner Architekten Christoph Mayr Fingerle wird in der zweiten Phase mit dem ersten Preis bedacht. Das Siegerprojekt wird in der Folge überarbeitet, um den Erhalt des Eingangsbereichs, der Hauptfassade und der Haupttreppe der ehemaligen Pascoli-Schule zu ermöglichen.

- 2010: Mit Beschluss der Landesregierung Nr. 912 vom 31.05.2010 wird eine „Ergänzung des Raumprogramms, der Ausstattung und Einrichtung des Bibliothekenzentrums“ vorgenommen, um vor allem die Magazinflächen zu vergrößern. Für die Errichtung des Bibliothekenzentrums werden Kosten in Höhe von 67,8 Mio. Euro festgelegt.
- 2013: Autonome Provinz Bozen und Stadt Bozen einigen sich hinsichtlich der Vermögensfrage. Die Stadt Bozen stellt ihren Grundstücksanteil dem Land zur Verfügung. Das Land übernimmt die gesamten Baukosten und stellt im Gebäude für die Funktion der Stadtbibliothek ca. 1/3 der Fläche bereit.
- 2014: Aufgrund der angespannten wirtschaftlichen Situation soll das Bibliothekenzentrum in reduzierter Form realisiert werden. Die Baukosten werden auf ca. 60 Mio. Euro gedeckelt. Teile des Gebäudes müssen umgeplant werden.
- 2016: Voraussichtlicher Baubeginn
- 2019: Geplante Eröffnung

### *Das Gebäude<sup>7</sup>*

Das Siegerprojekt des Architekten Christoph Mayr Fingerle basiert auf räumlich versetzten Baukörpern und auskragenden Leseplattformen. Bildhafter Bezugspunkt ist ein Bücherstapel von lose übereinander geschichteten Büchern, die durch unterschiedliche Größe und Position, Vor- und Rücksprüngen in Form von geschlossenen und offenen Volumen eine räumliche Figur und Leselandschaft bilden. Wie die gestapelten Bücher sind die drei Bibliotheken mit den unterschiedlichen Angeboten auf die einzelnen Ebenen verteilt.

Der Eingangsbereich und die Treppenanlage des bestehenden Gebäudes blieben erhalten und sind in das Wettbewerbsprojekt integriert worden. Der Dialog zwischen Alt und Neu wird auch thematisch erfasst und baulich umgesetzt. In Zusammenarbeit mit dem Künstler Manfred Alois Mayr (der bereits beim Wettbewerb mitgearbeitet hat) wird für das gesamte Gebäude ein Material- und Farbkonzept ausgearbeitet.

Die angrenzende Longonstraße wird zu einer verkehrsberuhigten Zone für Fußgänger und Fahrräder umgestaltet. Dadurch kann der Außenbereich an der Ostseite der Bibliothek akustisch beruhigt und für bibliothekarische Zwecke besser nutzbar gemacht wer-

<sup>7</sup> Der folgende Absatz ist eine stark gekürzte und überarbeitete Fassung des Beitrags von Christoph Mayr Fingerle, Bibliothekenzentrum Bozen. Die Bibliothek als Leselandschaft und inspirativer Ort, in: Die Teßmann. Friedrich-Teßmann-Sammlung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (1957-2012). Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann (1982-2012), Wien, Bozen 2012, S. 201-207.



den. Die Einschreibung des Baus in den vormaligen Standort ermöglicht es, den heutigen Baumbestand weitgehend zu erhalten, der seinerseits zur Verschattung des Gebäudes beiträgt und daher ein wichtiger Bestandteil des Projektes ist. In der Gebäudehöhe nimmt die Bibliothek nordseitig Bezug auf die angrenzende Wohnanlage (Baujahr 1925) von Clemens Holzmeister. Im Süden wird das Haus höher und stellt sich in Dialog zu den Arkadenbauten der Freiheitsstraße.



Abb. 5: Das zentrale Atrium erschließt die einzelnen Lese- und Lernplattformen, © Christoph Mayr Fingerle

Die Erschließung des Bibliothekenzentrums erfolgt primär über die historische Treppenanlage im Süden und von Norden über die A.-Diaz-Straße. Durch das Erdgeschoss führt eine Art „Passage“, die als gedeckter Verbindungsweg die Frontkämpferstraße im Süden mit der A.-Diaz-Straße im Norden verbindet und vom bunten Straßenleben (einmal in der Woche gibt es hier einen Markt) direkt in das Innere des Bibliothekenzentrums und zu den öffentlichen Veranstaltungsräumen führt. Die vertikale Verbindung wird über das zentrale Atrium (ähnlich den Lichthöfen der Bozner Laubenhäuser) hergestellt, das durch die Transparenz und die differenzierte räumliche Gliederung eine leichte Orientierungsmöglichkeit und eine schnelle Erkennbarkeit der einzelnen Leseplattformen ermöglichen soll (Abb. 4). Eine direkte Anbindung der Obergeschosse erfolgt über zwei Treppenkerne und zwei Aufzugspaare als zentral liegende Kerne. Diese haben eine tragende Funktion und dienen auch der statischen Aussteifung des Gebäudes.

Wesentlicher Grundsatz bei der räumlichen Gestaltung und Anordnung der verschiedenen Funktionsbereiche war die Flexibilität der Innenräume. Die Verschiebung von Funktionen und die Umnutzung von Räumlichkeiten entsprechend zukünftiger neuer Bibliothekskonzepte sind so jederzeit möglich.

#### *Duft der Veränderung*

Das Bibliothekenzentrum ist unter kulturpolitischen, ökonomischen und organisatorischen Aspekten ein Großprojekt. Organisatorisch ist es mit einer professionellen Projektstruktur zu begleiten, inhaltlich stehen alle Akteure in der Verantwortung, dass es nicht dem Paradigma des kleinsten gemeinsamen Nenners folgt, sondern der Idee eines Medienhauses für die nächste Generation entspricht. Die Liste der noch offenen Fragen ist lang. Im Moment überwiegt der bauliche Planungsprozess.

Unverkennbar ist, dass alle drei Bibliotheken massive Veränderungen erleben, den Wandel aber auch gestalten können. Er betrifft bei weitem nicht alleine veränderte Bibliothekskonzepte, Organisationsabläufe und Erschließungsmethoden. Ein Leben im gemeinsamen Haus setzt zunächst eine gemeinsame Vision und vor allem eine gemeinsam getragene Verantwortung voraus. Vor dem Hintergrund der geschichtlichen Gründungskontexte ist dies keine Selbstverständlichkeit und wird sich nur langfristig entwickeln können. In diesen Prozess sind alle einzubeziehen. Gemeinsame Studienfahrten, offene Fortbildungsangebote, bibliotheksübergreifende Themengruppen, Workshops und Gremiensitzungen wurden bereits positiv aufgenommen. Der Anfang ist geschafft, der Weg bis zur Eröffnung im Jahr 2019 noch zurückzulegen.



*Roland Sila*

## **Die Universitätsbibliothek Innsbruck und die Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum**

### Beispiele einer Freundschaft zwischen zwei Bibliotheken

Die Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum verbindet mit der Innsbrucker Universitätsbibliothek eine beinahe 200jährige Freundschaft und Zusammenarbeit. Beginnend mit einem Schriftentausch, der parallel von beiden Institutionen im 19. Jahrhundert begonnen und ausgebaut wurde, sind die Gemeinsamkeiten in der Dokumentations- und Sammelarbeit im heutigen Bestand sichtbar. In den 1950er Jahren diente daher auch das Ferdinandeum als Asyl für knapp 100.000 ausgelagerte Bücher während des Umbaus der Universitätsbibliothek. Zum 250jährigen Gründungsjubiläum wiederum richtete das Ferdinandeum die Jubiläumsschau für die Universitätsbibliothek aus. In den letzten Jahren wurden zahlreiche gemeinsame Digitalisierungsprojekte, u.a. von historischen Tiroler Zeitungen, umgesetzt.

Betritt man heute den Vorraum der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, so sieht man sofort die 2003 installierte Ehrentafel der Gönner und Förderer dieser wissenschaftlichen, vorrangig landeskundlichen Bibliothek. Neben den großen Geschenkgebern wie Johann und Ludwig von Wieser<sup>1</sup>, Franz Winkler oder Franz Werner<sup>2</sup> sind zahlreiche Institutionen angeführt, die den Bestand der Bibliothek zahlenmäßig, aber auch wertvoll und inhaltlich wesentlich ergänzt haben. Und natürlich ist auch die Universitätsbibliothek Innsbruck auf dieser Tafel zu finden.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass der Großteil der Direktoren der Innsbrucker Universitätsbibliothek auch Mitglieder des Museumsvereines waren und somit ihre Verbundenheit mit den Anliegen des Museums, das historische Tirol umfänglich in seinen Sammlungen abzubilden, diese zu dokumentieren und wissenschaftlich aufzubereiten, ausdrückten. Eine große Rolle innerhalb des Museums kam insbesondere im 19. Jahrhundert hier der Bibliothek zu, da die heute existierende fachliche Aufteilung des Bestandes bzw. der Zuständigkeiten innerhalb des Museums noch nicht installiert waren und daher die Tätigkeiten deutlich stärker auf die Bibliothek konzentriert waren. Dies erklärt auch die Entwicklung innerhalb des Hauses, die Bibliothek bis zum heutigen Tag neben den klassischen Aufgaben einer wissenschaftlichen Bibliothek auch mit jenen einer eigenständigen Sammlung zu betrauen.

<sup>1</sup> Vgl. Hastaba, Ellen: Das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum und seine Bibliothek, in: *Tiroler Heimat* (68), 2004, 141-237, hier 186-187.

<sup>2</sup> Ebd., 190-193.

Gefördert wurde diese Entwicklung durch die Gründung der Ferdinandeumszeitschrift, die mit unterschiedlichen Titeln und kurzen Unterbrechungen seit 1825 bis heute<sup>3</sup> existiert. Sehr rasch setzte ein bis heute anhaltender Schriftentausch<sup>4</sup> ein, der die Bestände mit zahlreichen nicht nur tirol-relevanten Beständen bereicherte. Somit hatte Innsbruck neben der Universitätsbibliothek eine zweite Bibliothek, die auf einen breiten wissenschaftlichen Tausch verweisen konnte. Erfreulich war von Beginn an, dass sich diese Bestände gegenseitig ergänzten und nie der Gedanke einer Konkurrenz aufkam. Vielmehr lässt sich in unzähligen Bänden der Bibliothek des Ferdinandeum der Eingangsvermerk nachlesen, dass es sich um ein Geschenk der Universitätsbibliothek handelt. So konnte der Bestand des Landesmuseums mit Hilfe dieses wichtigen Partners mit wesentlicher Literatur bereichert werden. Diese Unterstützung war jedoch nicht nur eine einseitige, vielmehr konnten auch von der deutlich kleineren Ferdinandeumsbibliothek immer wieder wichtige Werke an die Universität abgegeben werden. Beinahe ausgeglichen werden konnte diese Entwicklung dann im 20. Jahrhundert, als sich durch die Abtrennung der südlichen Landesteile durch den Friedensvertrag von St. Germain im Jahre 1919 neue Rahmenbedingungen für die Arbeit der Bibliotheken ergaben. Die Museumsbibliothek konnte ihre Ausrichtung, Tirol in seinen historischen Grenzen zu sammeln und zu dokumentieren, aktiv beibehalten, war doch diese Bibliothek von einem privaten Verein (dem die Bestände bis heute als Eigentümer zustehen) geführt. Deutlich schwieriger war dies für die Bundesinstitution Universität, der nur mehr das Bundesland Tirol als Zuständigkeitsgebiet zugewiesen war. Bis heute darf dieser Schriftentausch, der in kollegialster Weise funktioniert, als Beispiel für unkomplizierte Zusammenarbeit dienen.

Die oben erwähnte Bedeutung der Ferdinandeumszeitschrift für die regionale Forschung machten sich im Laufe der Jahrzehnte auch zahlreiche Mitarbeiter der Universitätsbibliothek zu Nutze. Bereits 1870 publizierte der spätere Direktor Ludwig von Hörmann seine Beiträge zur Mythologie im Trentino in der Museumszeitschrift<sup>5</sup>. Etwas später veröffentlichte der Leiter der UBI ab 1903, Anton Hittmair, die erste umfassende Betrachtung zur Geschichte der Universitätsbibliothek in diesem Organ<sup>6</sup>. Auch der langjährige Direktor

<sup>3</sup> Heute wird die Zeitschrift als „Wissenschaftliches Jahrbuch der Tiroler Landesmuseen“ fortgeführt, der Museumsverein publiziert seinen Jahres- bzw. Tätigkeitsbericht mit dem ursprünglichen Layout unter dem Titel „Veröffentlichung des Vereins Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum“.

<sup>4</sup> Heute tauscht die Bibliothek mit weltweit über 350 Institutionen.

<sup>5</sup> Hörmann, Ludwig v.: Mythologische Beiträge aus Wälschtirol mit einem Anhang wälschtiroler Sprichwörter und Volkslieder, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Dritte Folge, 15. Heft, 1870, 209-244.

<sup>6</sup> Hittmair, Anton: Geschichte der k. k. Universitätsbibliothek in Innsbruck, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Dritte Folge, 54. Heft, 1910, 1-164.

der Universitätsbibliothek Walter Neuhauser<sup>7</sup> hat vereinzelt die Ferdinandeumszeitschrift als Publikationsorgan genutzt. Verdienstvoll aber ist auf alle Fälle die enge Bindung Neuhausers zum Ferdinandeum, wo er für die Bearbeitung historischer Manuskripte in dessen Bibliotheksbestand grundlegende Arbeiten vorlegte.

Die bereits erwähnte politische Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg bedingte, dass sich die beiden Bibliotheken trotz der vielen bereits erwähnten Gemeinsamkeiten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hauptsächlich parallel entwickelten. Sah sich die Universitätsbibliothek einer immer breiter werdenden Wissenschaft, sowohl was die Anzahl der Fächer als auch der Teilbereiche innerhalb der verschiedenen Disziplinen anbelangt, und der Herausforderung einer zahlenmäßig immer größer werdenden Studentenschaft gegenüber, kam es im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum zu einer noch stärkeren Fokussierung auf die landeskundlichen Aufgaben. Auch die Nutzung der Bibliothek war bis in das späte 20. Jahrhundert strikt an die Mitgliedschaft im Museumsverein gebunden. Nichts desto trotz waren aber der große Teil der Benutzer Universitätsangehörige, seien es nun in einer großen Anzahl Lehrende oder auch Studierende. Deshalb blieb auch die intensive Zusammenarbeit und Partnerschaft zwischen den beiden Institutionen, die seit der Gründung des Ferdinandeum bestanden hatte, erhalten, und es verwundert nicht, dass für Hilfestellungen gegenseitig angefragt wurde.

In einem Schreiben an den Direktor der Innsbrucker Universitätsbibliothek, Josef Hofinger, äußert der Vorstand des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Ernst Durig, den Wunsch, durch eine wissenschaftliche Bibliothekskraft (die aus Bundesmitteln bezahlt werden sollte) unterstützt zu werden. Insgesamt weist er sehr wertschätzend auf die engen Beziehungen zwischen der Universitätsbibliothek und der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum hin<sup>8</sup>:

„Zwischen der Universität Innsbruck und dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum bestehen seit vielen Jahren enge, beiderseits wertvolle Beziehungen. Das Ferdinandeum unterhält mit etwa zweihundert auswärtigen wissenschaftlichen Anstalten einen Schriftenaustausch und geht dabei im Einvernehmen mit der Universitätsbibliothek vor, um den Tauschverkehr möglichst fruchtbar zu gestalten, den Bezug ausländischen wissenschaftlichen Schrifttums für Innsbruck zu sichern und zugleich jede Doppelgleisigkeit zu vermeiden. ...“

Eine gewisse Arbeitsteilung wird auch insofern gepflegt, daß das Ferdinandeum auf die Vollständigkeit seiner Tirolensien-Bibliothek ständig bedacht ist und dadurch die Universitätsbibliothek Innsbruck entlastet.“

<sup>7</sup> Eine umfassende Würdigung seiner Tätigkeit mit einer Zusammenstellung der wichtigsten Schriften in: SCHRETTNER, Claudia / Zerlauth, Peter (Hg.): *In libris. Beiträge zur Buch- und Bibliotheksgeschichte Tirols von Walter Neuhauser, Schlern-Schriften 351*, Innsbruck 2010.

<sup>8</sup> TLMF, Museumsakten 1956/155.

Auch wenn es mit der Zuteilung einer Bibliothekskraft nichts wurde, so blieb der Kontakt intensiv. Nur wenig später, im Jahre 1958, wurde aufgrund des Platzmangels in den Depots der Universitätsbibliothek ein Vertrag mit dem Ferdinandeum abgeschlossen, der die temporäre Übernahme von Beständen zusicherte<sup>9</sup>. Es ist ein durchaus immer wiederkehrender Prozess, dass nach Ablauf dieses ersten Mietvertrages im Jahre 1962 noch kein einziger Schritt der Umsetzung für einen dringend benötigten Neubau gesetzt worden war. Vielmehr war in der Lokalpresse zu lesen:

„**Ein Notschrei aus der Universitätsbibliothek.** Der geplante Speicherbau soll endlich beginnen.

[...] Die ‚Schatzkammern des Geistes‘ bersten, es ist kein Platz mehr da für die ständig anfallenden neuen Werke, und von den rund 140.000 Bänden, die behelfsmäßig im Ferdinandeum eingelagert wurden, müssen die Bibliotheksbeamten täglich gewünschte Bände per Fahrrad hin und zurück transportieren.“<sup>10</sup>

Es darf gemutmaßt werden, dass sich die Kondition der Fahrrad fahrenden Bibliothekare auch in den Folgejahren verbessert haben dürfte, denn mit dem Bau wurde erst 1964 begonnen und erst 1967 konnte der neue Speicher komplett bezogen werden<sup>11</sup>. So ist denn auch verständlich, dass eine gewisse Erleichterung im Ferdinandeum zu spüren war, als nach knapp zehn Jahren die Räumlichkeiten im Museum, das wie alle Museen stets mit Platzproblemen zu kämpfen hatte, wieder verfügbar waren. Der damalige Direktor Erich Egg berichtete jedenfalls:

„Durch den Auszug der eingelagerten Bücher der Universitätsbibliothek konnte die Studiensammlung der Gemäldegalerie jetzt in einem geschlossenen und gutbeleuchteten Raum untergebracht werden.“<sup>12</sup>

Für einen anderen Teil des wertvollen Bestandes der Universitätsbibliothek wurde knapp 30 Jahre später das Ferdinandeum für eine kurze Zeit neue Heimat. Die UBI hatte sich entschlossen, zum 250jährigen Gründungsjubiläum eine Ausstellung mit den bedeutendsten historischen Exponaten der Bibliothek zu veranstalten und trat an das Tiroler Landesmuseum heran, diese große Schau zu veranstalten. Die Ausstellung wurde der Entwicklung innerhalb des Bibliothekenwesens entsprechend „Vom Codex zum Computer. 250 Jahre Universitätsbibliothek Innsbruck“ genannt und lief von November 1995 bis Jänner 1996 in den Räumlichkeiten des Tiroler Landesmuseums. Spätestens mit die-

<sup>9</sup> TLMF, Museumsakten 1958/50.

<sup>10</sup> Tiroler Tageszeitung 1962, 6. Dezember 1962, Nr. 282, 5.

<sup>11</sup> Vgl. Stranzinger, Oswald: Die Universitätsbibliothek Innsbruck von 1826 bis 1975, in: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Hg.): Vom Codex zum Computer. 250 Jahre Universitätsbibliothek Innsbruck, Innsbruck 1995, 147-153, hier 152.

<sup>12</sup> Egg, Erich: Jahresbericht 1966, in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Bd. 47, 1967, 154.

ser gut besuchten Ausstellung<sup>13</sup> wurde auch die freundschaftliche Partnerschaft öffentlich unterstrichen, und ein schöner Ausstellungskatalog<sup>14</sup> belegte diese fruchtbare Zusammenarbeit in für Bibliotheken üblicher Form. Im Jahresbericht der UBI wurde dieses erspriessliche Projekt gewürdigt<sup>15</sup>.

In den folgenden Jahren waren es weniger Ausstellungsprojekte, die gemeinsame Anstrengungen benötigten, vielmehr waren es die Herausforderungen, die die veränderten Kommunikationswege an die Bibliotheken stellten, die die Bibliotheken zu gemeinsamen Initiativen anregte. Nachdem die Südtiroler Landesbibliothek Dr. Friedrich Tessmann vorgeschlagen hatte, im Sinne einer Sicherung des kulturellen Tiroler Erbes die Zeitungen des Historischen Tirol digitalisieren zu lassen, konnte im Jahr 2006 mit einem Gemeinschaftsprojekt der Südtiroler Landesbibliothek mit den beiden Innsbrucker Bibliotheken mit dem Ziel eines gemeinsamen Portals begonnen werden.

Heute sprechen die freundliche Unterstützung der Kolleginnen und Kollegen der Universitätsbibliothek in allen Belangen für die anhaltende innere Verbundenheit mit deren Kolleginnen und Kollegen in der Bibliothek des Ferdinandeum – und 2023, im Jahr des Gründungsjubiläums des Tiroler Landesmuseums, darf dann von einer bereits 200jährigen Freundschaft gesprochen werden.

<sup>13</sup> Knapp 4000 Besucher zählte die Ausstellung in den zwei Monaten der Laufzeit, vgl. Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Bd. 77, 1997, XLV.

<sup>14</sup> Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Hg.): Vom Codex zum Computer. 250 Jahre Universitätsbibliothek Innsbruck, Innsbruck 1995.

<sup>15</sup> Jahresbericht der Universitätsbibliothek Innsbruck über das Jahr 1995, Innsbruck 1996, 100-103.





René Thalmair

## Partnerschaft vs. Konkurrenz?

Zum Verhältnis zwischen einer Landesamtsbibliothek und einer Universitätsbibliothek

Lässt sich aus einer engeren Zusammenarbeit zwischen einer Landesamtsbibliothek und einer Universitätsbibliothek ein Mehrwert benennen? Gibt es Vorteile aus einer Partnerschaft? In diesem Essay<sup>1</sup> werden folgende Aspekte näher betrachtet: sich überschneidende NutzerInnenkreise, unikale Bestände, InformationsspezialistInnen, Fort- und Weiterbildung sowie zukünftige Entwicklungen.

### *Vorbemerkungen*

Betrachtet man zwei so unterschiedliche Organisation(seinheit)en wie eine Landesamtsbibliothek<sup>2</sup> und eine Universitätsbibliothek und stellt die Frage nach den Potentialen einer möglichen Zusammenarbeit (Partnerschaft) bzw. einem potentiellen Konkurrenzverhältnis, so müssen zunächst Begriffe geklärt und Abgrenzungen gezogen werden. Die – zugegeben – blumige Wortwahl *Partnerschaft vs. Konkurrenz* soll lediglich verdeutlichen, dass in der Praxis ein Institutionenverhältnis der in Betracht kommenden Größenordnung nichtsdestotrotz von professionellen Kontakten, persönlichen Freundschaften oder auch möglichen Vorbehalten getragen sein wird. In der Regel darf eine geographische Nähe vorausgesetzt werden, da sowohl eine Landesamtsbibliothek, sofern sie der Versorgung des Amtes einer Landesregierung dient, beim Sitz einer Landesverwaltung und damit in einer Landeshauptstadt angesiedelt sein wird, wie auch eine Universitäts- (und Landes)bibliothek in einer Landeshauptstadt zu finden sein müsste.

Die größte Affinität sollte allerdings in den – wenn auch nicht zwingend zeitlich – sich überschneidenden NutzerInnenkreisen zu erkennen sein. Die zahlenmäßig bedeutsamste Zielgruppe an jungen Nachwuchskräften für eine Landesverwaltung stellt unzweifelhaft

<sup>1</sup> Die Ausführungen geben ausschließlich die persönlichen Auffassungen des Autors wieder. Für ihre große Unterstützung möchte ich insbesondere der Leiterin der Landesamtsbibliothek im Amt der Tiroler Landesregierung, Fr. Mag.a Hildegard Neuner, der Leiterin der Bibliothekarischen Zentralverwaltung der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck, Fr. Dr.in Karin Aßmann MSc, und dem Abteilungsvorstand Verfassungsdienst, Dr. Christian Ranacher MAS, danken.

<sup>2</sup> Um den besonderen Charakter der in dieser Arbeit untersuchten Bibliotheken hervorzuheben, präferiere ich überwiegend den Begriff Landesamtsbibliothek anstelle des Begriffes Amtsbibliothek. Österreichische Landesamtsbibliothekare (konkret jene aus Linz, Bregenz und Innsbruck) bevorzugen wohl aus ökonomischen Gründen den Begriff Amtsbibliothek in ihren Signaturen. Eine Landesamtsbibliothek kann im Wesentlichen als ein rechtswissenschaftliches Kompetenzzentrum für Informationsbeschaffung, -aufbereitung, -retrieval, -bereitstellung und -vermittlung umschrieben werden (Thalmair 2012, S. 36).

jene der an einer Universität ausgebildeten RechtswissenschaftlerInnen dar. Auch aus diesem Grund kann ein Naheverhältnis der beiden Institutionen nicht überraschen. Ein erschwerender Faktor der folgenden Überlegungen ist die sehr heterogene Bibliothekslandschaft in Österreich. Zum einen wäre es falsch, von neun österreichischen Bundesländern, d.h. neun Landesverwaltungen, auf neun österreichische Landesamtsbibliotheken zu schließen: Eigenständige Landesamtsbibliotheken gibt es in Österreich (bisher nur) in Oberösterreich, Vorarlberg, Salzburg und Tirol<sup>3</sup> (Thalmeir 2012). Zum anderen steht nicht in jedem österreichischen Bundesland eine *Janusköpfige*<sup>4</sup> Universitäts- und Landesbibliothek: Während es in Vorarlberg, Niederösterreich und dem Burgenland keine Universitätsbibliothek im eigentlichen Sinn gibt, sind in der Steiermark, Wien und Oberösterreich neben den *Universitätsbibliotheken* eigenständige *Landesbibliotheken* eingerichtet. In Kärnten wiederum, das eine Universitätsbibliothek vorweisen kann, gilt eine Landesbibliothek an sich als verzichtbar. So bleiben Salzburg und Tirol mit der für Österreich ungewöhnlichen Symbiose einer *Universitäts- und Landesbibliothek* in der Minderzahl.

Dieser kurze Überblick mag genügen, um zu zeigen, dass verallgemeinerungsfähige Aussagen und Schlussfolgerungen nicht möglich sind – weshalb sich dieser Essay eher als Diskussionsgrundlage eignet. Deswegen sollen im Folgenden Überlegungen angestellt werden, die ihren Ausgangspunkt in der Situation in Tirol haben, wo es in der Landeshauptstadt Innsbruck beide Institutionen gibt, sowohl eine Landesamtsbibliothek als auch eine Universitäts- und Landesbibliothek.<sup>5</sup> Konkret werden die Faktoren NutzerInnenkreise, unikale Bestände, InformationsspezialistInnen, Fort- und Weiterbildung und zukünftige Entwicklungen näher betrachtet. Davor darf die Prämisse der Betrachtungen offengelegt werden.

<sup>3</sup> Zur Entwicklung der Landesamtsbibliothek im Amt der Tiroler Landesregierung vgl. Neuner 2010.

<sup>4</sup> Der Januskopf als Symbol für Zwiespältiges und Widersprüchliches ist in diesem Zusammenhang keineswegs negativ konnotiert; vielmehr möchte ich die Frage – die unbeantwortet bleiben wird – aufwerfen, ob es angesichts knapper werdender personeller und finanzieller Ressourcen möglich und wünschenswert ist, die beiden komplexen und umfassenden Aufgabengebiete – eine Landesbibliothek und eine Universitätsbibliothek zu sein – gleichzeitig und ausgewogen wahrnehmen zu können. So bezeichnet die VÖB-Kommission für Landesbibliotheken die Frage nach den *Bibliotheksaufgaben und dem Bibliotheksmanagement im Umfeld der Landesverwaltungen* als Themenfeld, das für Landesbibliotheken besonders relevant ist. Vgl. <http://www.univie.ac.at/voeb/kommissionen/landesbibliotheken/> (Stand: 01.05.2014).

<sup>5</sup> Obwohl die Organisation Universitätsbibliothek angesprochen wird, da diese den Rahmen jeder Kooperation vorgibt, beziehen sich die Überlegungen einer engeren Zusammenarbeit in der Praxis auf eine rechtswissenschaftliche Fakultätsbibliothek einer Universität.

### Prämisse

Die Prämisse der folgenden Überlegungen besteht im Vorliegen einer Win-win-Situation, d.h. in einem wechselseitigen Wahrnehmen der Vorteile, die aus einer Kooperation entstehen können (Göckeritz 2010, S. 39). Ein Wohlwollen zur Kooperation kann auf Seiten der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULBT)<sup>6</sup> begründet angenommen werden. Im Tätigkeitsbericht 2012 der ULBT findet sich unter der Überschrift *Kooperationen und Projekte* der Satz: „Darüber hinaus ergibt sich immer öfter die Notwendigkeit mit anderen einschlägigen Institutionen Kooperationen auch auf regionaler Ebene einzugehen“ (Tätigkeitsbericht 2012, S. 19). Insbesondere die Landesamtsbibliothek im Amt der Tiroler Landesregierung steht nicht zuletzt angesichts erfolgreicher Kooperationen mit den Bezirkshauptmannschaften Tirols, dem Institut für Föderalismus<sup>7</sup>, dem Europäischen Ombudsmann-Institut<sup>8</sup> und der VÖB-Kommission für Amts- und Behördenbibliotheken einer engeren Zusammenarbeit aufgeschlossen gegenüber, womit eine grundsätzliche Bereitschaft beider Organisation(en) als gegeben angenommen werden darf.

Darüber hinaus existiert bereits eine *Kooperation* des Landes Tirol mit der ULBT: „Die ULB Tirol hat im Herbst 2007 einen Kooperationsvertrag mit dem Land Tirol abgeschlossen. Dieser spricht der Universität einen einmaligen finanziellen Zuschuss von 3 Mio. € seitens des Landes für den Neubau der Bibliothek zu. Weiters darf sich die Bibliothek offiziell Universitäts- und Landesbibliothek Tirol nennen. Im Gegenzug dazu verpflichtet sie sich für alle EinwohnerInnen Tirols zur Verfügung zu stehen, weiterhin das Sondersammelgebiet der Tirolensien wahrzunehmen, die Tirolensienbibliographie herauszugeben und die öffentlichen Büchereien Tirols zu betreuen“ (Tätigkeitsbericht 2012, S. 20). Aus dieser Vereinbarung lässt sich keine Kooperation der ULBT mit der Landesamtsbibliothek ableiten, dennoch kann von einem Naheverhältnis (konkret der Verpflichtung auf Dienstleistungen, die genuin eine Landesbibliothek, deren Träger in Tirol nicht das Land Tirol selbst ist, anzubieten hat) zwischen dem Land Tirol und der ULBT gesprochen werden.

Kooperationen werden in der Fachliteratur jeder Bibliothek angeraten.<sup>9</sup> In den Richtlinien für Behördenbibliotheken wird darüber hinaus eine Zusammenarbeit zwischen

<sup>6</sup> <http://www.uibk.ac.at/ulb/> (Stand: 01.05.2014).

<sup>7</sup> <http://www.foederalismus.at/> (Stand: 01.05.2014).

<sup>8</sup> <http://www.eoi.at/> (Stand: 01.05.2014).

<sup>9</sup> „Spezialbibliotheken stehen normalerweise mit niemandem in direktem Wettbewerb, mit dem sie sich messen könnten; deshalb ist ein Konzept des kooperativen Zusammengehens mit anderen Bibliotheken hier eigentlich geeigneter als ein Benchmarking-Verfahren“ (Morgenstern 1996, S. 32).

einer Behördenbibliothek und einer Universitätsbibliothek in der Region explizit empfohlen (Göckeritz 2010, S. 40), obwohl sie in Österreich in der Praxis kaum anzutreffen ist (Thalmair 2012, S. 91ff).

Ein Blick auf die Tiroler Verhältnisse zeigt, dass ein lose zu nennender beruflicher Kontakt zwischen den Leiterinnen der Landesamtsbibliothek im Amt der Tiroler Landesregierung und der Bibliothekarischen Zentralverwaltung der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck<sup>10</sup> besteht. Dieser führte einerseits zu einem Besuch des Teams der Bibliothekarischen Zentralverwaltung in den Räumlichkeiten der Landesamtsbibliothek im August 2011, andererseits zur Überlassung mehrerer hundert Dubletten juristischer Hochschulschriften, die den Bestand der Landesamtsbibliothek qualitativ bereichern. Darüber hinaus wurde auch der Kontakt zwischen dem Europäischen Ombudsmann-Institut und der Landesamtsbibliothek vermittelt, der schließlich zu einer sehr engen Kooperation führte (vgl. die Ausführungen im Kap. Unikale Bestände). Zusammenfassend lässt sich daher von einem beruflichen Kontakt der Leiterinnen sprechen, aber (noch) nicht von einer engeren Kooperation/strukturierten Partnerschaft, deren potentielle Vorteile in den folgenden Überlegungen herausgearbeitet werden sollen.

Nach Offenlegung und Begründung der Prämisse (beide Institutionen profitieren von einer engeren Zusammenarbeit/Partnerschaft) können die sich überschneidenden NutzerInnenkreise analysiert werden.

### *NutzerInnenkreise*

Eine – zugegeben – offensichtliche Beobachtung sind die teils sich überschneidenden NutzerInnenkreise. Eine Landesamtsbibliothek unterscheidet sich von anderen Bibliotheken charakteristisch dadurch, dass ihre HauptnutzerInnengruppe (vorwiegend Verwaltungsfachleute) homogen strukturiert ist. Allein dieser Umstand legt schon einen bestimmten Bibliotheksauftrag und ein bestimmtes -ziel nahe, nämlich die Informationsversorgung von Verwaltungsbediensteten. Im Vergleich dazu hat die Bibliothek einer rechtswissenschaftlichen Fakultät kaum Verwaltungsbedienstete im engeren Sinne zu betreuen. Sie wird vor allem Studierende und Lehrende der Rechtswissenschaften sowie ForscherInnen im Allgemeinen mit entsprechenden Informationen zu versorgen haben.

Die sich überschneidenden NutzerInnenkreise können nun darin erkannt werden, dass einige Studierende die Karriereplanung auf eine Laufbahn in der Landesverwaltung ausrichten. Einerseits darf es nicht verwundern, wenn bereits das Thema einer Diplomarbeit bzw. der Titel einer Masterarbeit eine Problemstellung aufgreift, die einer konkreten Abteilung bzw. einem Sachgebiet einer Landesverwaltung zugeordnet werden kann.

<sup>10</sup> [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/rewi/](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/rewi/) (Stand: 01.05.2014).

Themen wie die Tiroler Bauordnung oder das Pensionsrecht der Tiroler Landesbeamten können eine Karriereplanung durchaus positiv beeinflussen, da sie eine Spezialisierung und ein fachliches Interesse an einem für eine Landesverwaltung wichtigen Sachgebiet zum Ausdruck bringen. Unter dieser Rücksicht ist auch das in den letzten Jahren zunehmend etablierte Kooperationsverhältnis zwischen dem Institut für Öffentliches Recht, Staats- und Verwaltungslehre<sup>11</sup> und der Abteilung Verfassungsdienst – die Landesamtsbibliothek ist Teil der Abteilung Verfassungsdienst – zu werten. Dieses kommt neben Kontakten im Bereich der Lehre (z. B. Exkursionen ins Landhaus bzw. in die Landesamtsbibliothek im Rahmen von Lehrveranstaltungen) und der Forschung (z. B. im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Begleitung verfassungs- und verwaltungsrechtlich relevanter Entwicklungen wie jüngst die Einrichtung von Landesverwaltungsgerichten) insbesondere auch in der Möglichkeit für NachwuchswissenschaftlerInnen des Instituts, neben ihrer universitären Tätigkeit im Rahmen eines spezifischen Verwaltungspraktikums in der Abt. Verfassungsdienst wertvolle Praxiserfahrungen zu sammeln (vgl. dazu auch den nächsten Absatz), zum Tragen. In einer Berufswelt, die kompetitiv und selektiv zugleich ist, wird eine strategische und methodische Karriereplanung schon beinahe gefordert, wenn nicht vorausgesetzt.

Durch rechtliche Rahmenbedingungen wird diese Entwicklung noch gefördert. Im Bundesgesetz vom 15. Dezember 1987 über die Gerichtspraxis der Rechtspraktikanten (Rechtspraktikantengesetz - RPG) § 2 Abs. 1 findet sich die Bestimmung: „Auf die Zulassung zur Gerichtspraxis besteht in dem Ausmaß ein Rechtsanspruch, in dem die Gerichtspraxis gesetzlich als Berufs-, Ernennungs- oder Eintragungserfordernis vorgesehen ist“. Demnach ist die Justiz verpflichtet, angehenden JuristInnen eine Gerichtspraxis zu ermöglichen. Die Gerichtspraxis ist in der Berufsrealität eine unumgängliche Voraussetzung für Berufe wie Rechtsanwältin oder Rechtsanwalt, NotarIn, RichterIn, aber in der Regel auch für die Zulassung zum Verwaltungsjahr. Das Verwaltungspraktikum ermöglicht über einen Zeitraum von einem Jahr den Erwerb von Berufserfahrungen im Landesdienst, wobei kein Rechtsanspruch auf ein Verwaltungspraktikum besteht. Das Land Tirol bietet jährlich einige Dutzend Stellen für VerwaltungspraktikantInnen an und rekrutiert seine juristischen Nachwuchskräfte zu einem gewissen Prozentsatz aus diesem Pool. Die/der dann übernommene und einer Abteilung bzw. einem Sachgebiet zugeteilte JuristIn wird Zeit ihrer/seiner weiteren Laufbahn von einer Landesamtsbibliothek hinsichtlich ihres/seines Informationsbedarfes betreut. Einem – wie soeben beschrieben – vorausplanenden Studierenden der Rechtswissenschaften könnte durch eine enge Kooperation zwischen einer Landesamtsbibliothek und einer Universitätsbibliothek ein auf

<sup>11</sup> <http://www.uibk.ac.at/oeffentliches-recht/> (Stand: 01.05.2014).

wissenschaftliche, rechtsrelevante Informationsbeschaffung und -vermittlung spezialisiertes Mentoring angeboten werden (Göckeritz 2010, S. 41).

Ein Blick auf die – historisch gewachsenen – Gegebenheiten der Teilbibliotheken der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck zeigt, dass deren Aufstellung dezentral an 18 Teilbibliotheken erfolgt (mit teils voneinander abweichenden Öffnungszeiten), drei der 18 sind in umliegenden Gebäuden untergebracht, die übrigen 15 verteilen sich im Universitätshauptgebäude auf vier Stockwerke, und zudem sind insgesamt 27 verschiedene Ansprechpersonen zuständig.<sup>12</sup> Dabei verfügen die Institutsbibliotheken weitgehend nicht über bibliothekarisches Fachpersonal (Aßmann 2009, S. 73). Aus meiner Sicht liegt die Schlussfolgerung nahe, dass einige fachlich spezialisierte Institutsbibliotheken den Informationszuwachs auf einen kleinen ExpertInnenkreis zu beschränken versuchen. Als ein Positivbeispiel darf indes die Institutsbibliothek des bereits erwähnten Instituts für Öffentliches Recht, Staats- und Verwaltungslehre genannt werden.

Ohne empirische Daten angeben zu können, ist dennoch anzunehmen, dass strategisch denkende angehende JuristInnen einen solchen Service (Mentoring) zu schätzen wüssten. Das Mentoring könnte bereits in einer Phase einsetzen, die für Nachwuchskräfte, die eine Laufbahn in einer Landesverwaltung planen und anstreben, von entscheidender Bedeutung ist. Akademisch und wissenschaftlich gebildete MitarbeiterInnen, die darüber hinaus auch ein hohes Maß an Informationskompetenz besitzen, sind für ein modernes Dienstleistungsunternehmen (ein Anspruch, den eine moderne Landesverwaltung heute einzulösen hat) ökonomisch gesprochen ein entscheidender Produktionsfaktor. Stellt die frühzeitig einsetzende Begleitung und Betreuung eines Studierenden durch eine Landesamtsbibliothek keineswegs eine Einmischung, viel eher eine Ergänzung einer Universitätsbibliothek dar, bietet sich für die Landesamtsbibliothek die Gelegenheit, die Qualität einer Landesverwaltung insofern positiv zu beeinflussen, als informationskompetente zukünftige MitarbeiterInnen unterstützt werden können. Das angesprochene Mentoring muss in einem engen Zusammenhang mit dem jeweiligen Bestand, den personellen Ressourcen und schließlich den InformationsspezialistInnen einer Landesamtsbibliothek gesehen werden. Darum soll in einem nächsten Schritt der Aspekt InformationsspezialistInnen bei einer engeren Kooperation zwischen einer Landesamtsbibliothek und einer Universitätsbibliothek näher betrachtet werden.

<sup>12</sup> „Durch die räumliche Trennung, den erhöhten Koordinationsbedarf, die unterschiedlichen Öffnungszeiten und Zugangsberechtigungen wird der Zugriff auf einen wesentlichen Teil der rechtswissenschaftlichen Literaturbestände erschwert“ (Aßmann 2009, S. 73).

### *InformationsspezialistInnen*

Sowohl in einer Landesamtsbibliothek als auch in einer Universitätsbibliothek stehen InformationsspezialistInnen den NutzerInnen für Anfragen zur Verfügung (der gesamte Themenkomplex Personaleinsparung, mangelnde fachliche Aus- und Fortbildung sowie Ressourcenknappheit kann an dieser Stelle nicht diskutiert werden, vgl. dazu die entsprechenden Kap. Vorteile einer/s Informationsexpertin/en in einer Landesamtsbibliothek in: Thalmair 2012). Dabei erscheint das Anforderungsprofil an InformationsspezialistInnen sehr breit gefächert: von bibliothekarischen (Informationsrecherche, Content Evaluierung, Mediienschließungsmethoden, bibliothekarische Regelwerke, Buchbearbeitung, Medienkompetenz, geschulter Umgang mit Datenbanken) über technische (Newsletter, Homepage, E-Content) bis hin zu Managementfertigkeiten (Organisation der Abläufe, Marketingkenntnisse, Koordination von Anfragen, Bestellungen und Services), von einer Wissenschafts- (Vertrautheit mit den neuesten Entwicklungen und Veränderungen, Antizipieren sinnvoller Bestandsergänzungen), über eine unternehmensbezogene (Repräsentation nach außen, Entwicklung eines Schulungs- und Führungskonzeptes) bis hin zu sozialen und persönlichen Kompetenzen (Kundenbetreuung, Berücksichtigung der Eigenart der NutzerInnengruppen, Entwicklung innovativer Ideen, Kontaktpflege zu und Zusammenarbeit mit anderen InformationsexpertInnen) (Thalmair 2012, S. 213). Um all diese Anforderungen erfüllen zu können, sind Fortbildungen, aber auch ein regelmäßiger Austausch mit KollegInnen von entscheidender Bedeutung. Der angesprochene Erfahrungsaustausch dient allen teilnehmenden KollegInnen. Stimmen eine hinreichende Anzahl an Interessen überein, so erscheint es angebracht eine Kooperation anzudenken. Kooperationen lassen Arbeitserleichterungen und Effizienzsteigerungen erwarten, indem praktische Erfahrungen ausgetauscht werden. Die erzielbaren Synergieeffekte lassen sich durch eine erhöhte Motivation, durch Qualitätssteigerungen sowie durch Zeit- und Ressourceneinsparungen begründen. Wird eine Kooperation angedacht, sollte diese, egal ob formell oder informell, jedenfalls strukturiert werden. Die Struktur kann dabei in eine schriftliche Vereinbarung münden, um Klarheit und Planbarkeit zu gewährleisten (Göckeritz 2010, S. 39). Erfahrene InformationsspezialistInnen werden bereits etablierte eigene Kontakte und Netzwerke in die Zusammenarbeit einbringen. Der besondere Reiz einer solchen Zusammenarbeit/Partnerschaft ist allerdings die Erweiterung von Wissen und Erfahrungen. In diesem Zusammenhang können besondere Lernformen und Fortbildungen, die gemeinsam genutzt werden können, vereinbart werden.

### *Fort- und Weiterbildung*

Eine engere Kooperation könnte den Druck bzw. die Notwendigkeit, fach einschlägige Fortbildungen für InformationsspezialistInnen anzubieten, erhöhen. Berufsorientierte und praxisnahe Fortbildungen steigern die Effektivität der entsprechenden Veranstal-



tung und maximieren den Nutzen für den in einer rechtswissenschaftlichen Bibliothek Beschäftigten. Ein Blick über unsere nördliche Grenze lässt erkennen, dass spezifische Fortbildungen längst eine Selbstverständlichkeit sein könnten. Ein prominentes Beispiel darf als Vorbild genannt werden: Die Arbeitsgemeinschaft der Parlaments- und Behördenbibliotheken bot im Frühjahr 2014 eine Fortbildung zum Thema *Informationsspezialisten in Parlaments- und Behördenbibliotheken heute – Expertennwissen proaktiv vermitteln* an.<sup>13</sup> Insbesondere Fortbildungen, die die Informations- und Medienkompetenz verbessern, könnten sich als gemeinsame fach einschlägige Fortbildungen eignen (Aßmann 2009, S. 73).

Die Zusammenarbeit zwischen einer Landesamtsbibliothek und einer Universitätsbibliothek im Bereich der Weiterbildung könnte unter dem Titel innovative Personalpolitik stattfinden, indem das Konzept Jobrotation angewandt wird. Gablers Wirtschaftslexikon definiert Jobrotation als: „Systematischer Arbeitsplatzwechsel zur Entfaltung und Vertiefung der Fachkenntnisse und Erfahrungen geeigneter Mitarbeiter oder zur Vermeidung von Arbeitsmonotonie und einseitiger Belastung im Sinn einer Humanisierung der Arbeit, wobei i.d.R. nur der Tätigkeits-, nicht aber der Entscheidungsspielraum erweitert wird.“<sup>14</sup>

Das Konzept Jobrotation ist seit den 1950er Jahren bekannt.<sup>15</sup> Im Bibliothekswesen lassen sich zwar an prominenter Stelle Bezüge herstellen, von einer anerkannten und weithin geübten Praxis kann allerdings nicht gesprochen werden. Anfang der 1990er Jahre findet das Konzept Jobrotation im industriellen Sektor skandinavischer Länder Anwendung. Bereits 1996 beurteilt Gabriele Greve Jobrotation als Maßnahme, das Konzept Lean Management umzusetzen. Dabei würden Fehler in Routinen und Abläufen eher erkannt und Vielfalt und Abwechslung in der täglichen Arbeit erhöht werden (Greve 1996, S. 15f). 1997 stellt Klaus Ceynowa erneut das Konzept Jobrotation als *Schlankmacher* im Zusammenhang mit dem Managementmodell Lean Management vor (Ceynowa 1997, S. 1501). 2001 beschäftigt sich Konrad Umlauf mit dem Konzept Jobrotation und verortet es im Rahmen der Weiterbildung als Vermittlungsform on the job, d.h. im Betrieb während der Aufgabenwahrnehmung, wobei der jeweilige Mitarbeiter insoweit im Mittelpunkt steht, als die Maßnahmen individuell zugeschnitten sein müssen. Umlauf beschreibt Jobrotation als Maßnahme der Arbeitsstrukturierung, die dazu diene, durch Wechsel der Aufgabengebiete sowie der Weisungs- und Verantwortungsstrukturen Chancen für Kompetenzerweiterungen zu bieten (Umlauf 2001, S. 12f).

<sup>13</sup> [http://www.apbb.de/weblog/?page\\_id=127](http://www.apbb.de/weblog/?page_id=127) (Stand: 01.05.2014).

<sup>14</sup> <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/57351/jobrotation-v9.html> (Stand: 01.05.2014).

<sup>15</sup> Als vermutlich Erster beschrieb Eric Lansdown Trist, ein britischer Sozialpsychologe auf dem Gebiet der Organisationsentwicklung, das Konzept der Jobrotation (Trist 1951).

Gegenwärtig kann Ulrike Kraß als Stimme in der Wüste angesehen werden. Kraß ordnet das Konzept Jobrotation in den Bereich der Personalentwicklung ein. Praxisbezug und realitätsnahe Vermittlung seien die Stärken dieses Modells. Jobrotation müsse als arbeitsplatzorientierte Lernform und – wie bereits Umlauf ausführt – als ein training on the job betrachtet werden (Kraß 2009). Der Arbeitsplatzwechsel kann dabei von einer bloßen Hospitation bis zu einer verantwortlichen Aufgabenübernahme reichen. Die Jobrotation kann alle Kompetenzfelder positiv beeinflussen. Während die Fachkenntnisse erweitert werden (Fachkompetenz), können durch neue Perspektiven die Planungs- und Entscheidungsfähigkeiten trainiert, d.h. die Methodenkompetenz geschult werden. Durch den kollegialen Kontakt werden kommunikative und kooperative Konfliktlösungs- und Anpassungsfähigkeiten trainiert, d.h. die Sozialkompetenz erweitert. Jobrotation setzt bei den MitarbeiterInnen eine Offenheit für neue Erfahrungen voraus und erhöht die Abwechslung im Beruf, dies entwickelt die Personalkompetenz (Kraß 2010, S. 546).

Das Konzept Jobrotation entfaltet seinen besonderen Charme in der Art und Weise, wie aktives Lernen ermöglicht wird. Arbeit und Lernen werden zu einer untrennbaren Einheit<sup>16</sup>. Insofern könnte man dieses Lernmodell als ein praxisbezogenes und reifes beschreiben. Synergien können durch die Steigerung der Handlungskompetenz, durch Etablierung von Vernetzungen und durch persönlichen Erfahrungsaustausch generiert werden.

Es kann davon ausgegangen werden, dass eine Landesamtsbibliothek und der Fachbereich Rechtswissenschaften einer Universitätsbibliothek hinreichende Ähnlichkeit hinsichtlich Aufgaben, Bestand und Dienstleistungen haben, um das Konzept Jobrotation zumindest versuchsweise realisieren zu können. Eine besonders reizvolle Konstellation bietet sich dann, wenn die Landesamtsbibliothek als OPL geführt wird. Das Abgrenzungsmerkmal einer OPL zu größeren Einrichtungen ist die Eigenart, alle Arbeitsabläufe in einer Hand zu behalten (Thalmair 2013, S. 297). Dieser Systemwechsel sollte einen besonderen Anreiz für BibliothekarInnen, die in einzelnen Organisationseinheiten (Erwerbung, Buchbearbeitung, Ausleihe usw.) überwiegend tätig sind, bieten. Für einen One-Person-Librarian hingegen kann gerade die Vertiefung in einen einzelnen Schritt des Buchkreislaufes eine willkommene Herausforderung zur Professionalisierung von Fachkenntnissen darstellen. Das Konzept der Jobrotation entfaltet seine volle Wirksamkeit, sobald jeweils ein/eine MentorIn vor Ort installiert wird, der/die auch während der

<sup>16</sup> „Andere bei ihrem Tun zu beobachten, ihnen dabei Fragen zu stellen, ist noch immer der beste Weg, nämlich durch eigene Anschauung, etwas hinzuzulernen. Kein Fachartikel, kein Vortrag kann die Vorteile ersetzen, die sich durch den Vergleich mit dem Arbeitsstil anderer Kollegen ergeben.“ (Morgenstern 1996, S. 31).

Aufgabenübernahme AnsprechpartnerIn bleibt. Im Rahmen der Jobrotation ist es denkbar, dass InformationsspezialistInnen mit den Beständen der Partnerbibliothek Neuland betreten, da es sich um Bestände handelt, die in der jeweils anderen Bibliothek nicht vorhanden sind oder unikale Bestände darstellen.

### *Unikale Bestände*

Aus meiner praktischen Erfahrung möchte ich davon berichten, dass gelegentlich Anfragen von Lehrenden der Universität Innsbruck an die Landesamtsbibliothek gerichtet werden.<sup>17</sup> Die Beantwortungen können an sich als Routine gewertet werden, da sie mithilfe des Bestandes der Landesamtsbibliothek recherchiert werden können.

Nun kann es nicht überraschen, wenn auch eine Fakultätsbibliothek der Rechtswissenschaften mit knapper werdenden Ressourcen sich darauf konzentrieren wird, die wesentlichen (und nicht alle) rechtsrelevanten Informationen vorrätig zu halten, sodass die Weiterleitung der einen oder anderen Anfrage an eine spezialisierte Bibliothek das Angebot der Fakultätsbibliothek zumindest indirekt erweitert. Dieser Gedanke setzt allerdings voraus, dass sowohl die Kenntnis des Bestandes als auch eine minimale Kooperation der beiden Bibliotheken gegeben sein muss. Und es ist schließlich diese Zusammenarbeit, der das Wort geredet werden soll. Insoweit stellen umfangreiche Erkenntnisensammlungen, Gesetzesblattsammlungen (auf Bundes- wie auch auf Länderebene) genauso wie vollständige parlamentarische Materialien (auf Länderebene), Kommentare, Loseblattsammlungen und Fachzeitschriften wechselseitige Bereicherungen dar.

Darüber hinaus besitzt die Landesamtsbibliothek im Amt der Tiroler Landesregierung nicht zuletzt dank ihres 123jährigen Bestehens einen online einsehbaren, aufgearbeiteten Bestand an historischen Rechtsquellen, Kommentaren und Monografien. Weiter soll in den nächsten Monaten der bisher noch nicht online einsehbare, sehr spezialisierte Bestand des Instituts für Föderalismus soweit in den Web-OPAC der Tiroler Landesamtsbibliothek eingearbeitet werden, dass der Bestand nach bibliothekarischen Grundsätzen aufgearbeitet und durchsuchbar wird. Andererseits kann eine rechtswissenschaftliche Fakultätsbibliothek durch ihre Größe (im Falle der Teilbibliotheken der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck: rund 250.000 Bände) und durch ihre Ressourcen zu einem sehr attraktiven Partner für eine Landesamtsbibliothek werden. Es darf daher nicht verwundern, dass beispielsweise in einer Landesverwaltung, die ihren Verwaltungsfachleuten keine Landesamtsbibliothek zur Verfügung stellt, der Literatur-

<sup>17</sup> Diese Anfragen entspringen teils dem Kooperationsverhältnis der Abteilung Verfassungsdienst mit dem Institut Öffentliches Recht, Staats- und Verwaltungslehre.

bedarf zu einem Teil durch Kopieren, Scannen und (eventuell) Entleihen an der entsprechenden rechtswissenschaftlichen Bibliothek der Universität gedeckt wird.

Unikale Bestände sind für die nationale und internationale Forschung von besonderer Bedeutung. Die Landesamtsbibliothek im Amt der Tiroler Landesregierung genießt das Privileg, einen solchen unikalen Bestand beherbergen und erschließen zu dürfen (ca. 7000 Medien). Hierbei handelt es sich um den Literaturbestand des Europäischen Ombudsmann-Instituts, dessen Wiege 1982 in Innsbruck stand. Die zunächst locker institutionalisierte Europäische Ombudsmann-Akademie fand wachsende internationale Verankerung und wurde schließlich 1988 zu einem Verein, dem Europäischen Ombudsmann-Institut, einer akkreditierten NGO des Europarates. Die Statuten belegen, dass der Verein einerseits die wissenschaftliche Behandlung von Menschenrechts-, Bürgerrecht- und Ombudsmannfragen im nationalen, europäischen und internationalen Bereich, andererseits die Förderung des Erfahrungsaustausches auf nationaler, europäischer und internationaler Ebene verfolgt. Gegenwärtig zählt das Institut 116 institutionelle und 83 individuelle Mitglieder (darunter alle maßgebenden Ombudsmann-Einrichtungen West- und Osteuropas) sowie die assoziierten Mitglieder Indien, Burkina Faso, Ägypten, Japan und Pakistan. Dem Europäischen Ombudsmann-Institut ist es ein Anliegen, seinen Literaturbestand nach bibliothekarischen Grundsätzen aufstellen und vor allem erschließen zu lassen. Letztlich soll die Fachliteratur den Mitgliedern, aber auch Studierenden, Forschern und allen Interessierten aufbereitet zur Verfügung stehen, versteht sich doch das Institut auch als Kompetenzzentrum zum Austausch von Wissen und Information zwischen Ombudspersonen, Regierungen und Universitäten. Der Literaturbestand umfasst Expertisen, Hochschulschriften und Monografien zu Ombuds-Themen, Ombudsmann-Konferenz-Berichte, ausgesuchte Rechtsgrundlagen, eine Sammlung einschlägiger Aufsätze und Tätigkeitsberichte einer bedeutenden Anzahl europäischer und internationaler Länder. Im Kern zeichnen die in mehr als 30 Sprachen abgefassten Tätigkeitsberichte vor allem europäischer, aber auch internationaler Ombudsmann-Institutionen an ihre jeweiligen Parlamente den Literaturbestand als eine unikale Sammlung aus. Der Mehrwert eines nach bibliothekarischen Grundsätzen erschlossenen unikalen Bestandes, der – wie beschrieben – Menschenrechts-, Bürgerschutz- und Ombudsmannfragen im nationalen, europäischen und internationalen Bereich umfasst, für eine Universitätsbibliothek, insbesondere für eine rechtswissenschaftliche Fakultätsbibliothek und ihre BenutzerInnen, ist evident, der privilegierte Zugang zu einem solchen Bestand von besonderer Bedeutung.<sup>18</sup>

Am Ende unserer Überlegungen darf noch ein Blick in die Zukunft gewagt werden.

<sup>18</sup> <http://www.eoi.at> (Stand: 01.05.2014).

### *Zukünftige Entwicklungen*

Wie in diesem Beitrag gezeigt wurde, können gute Gründe für eine engere Kooperation zwischen einer Landesamtsbibliothek und einer Universitätsbibliothek genannt werden. Einige wurden bereits angesprochen, einige mehr könnten noch diskutiert werden. Einerseits könnte die Schließung von Bestandslücken durch einen Austausch von Mehrfachexemplaren angestoßen werden, andererseits können Best Practice Methoden bei der Beantwortung von Rechercheanfragen ausgetauscht werden. Ganz allgemein sollte der Erfahrungsaustausch, der Aufbau einer strukturierten Kommunikation, um Neuigkeiten, große Veränderungen und Anfragen mitteilen zu können, die gegenseitige Hilfe, das Teilen von Fachwissen und ein Problemlösen mit KollegInnen im Vordergrund stehen.

Als letzten Gedanken möchte ich eine persönliche Einschätzung zum Ausdruck bringen. In besonderem Maße Spezialbibliotheken, aber auch Fachbereiche einer Universitätsbibliothek werden in gar nicht so ferner Zukunft vor der Herausforderung stehen, dass ein immer höherer Anspruch an ehemals klassische BibliothekarInnen, heute InformationsspezialistInnen und morgen wohl WissensmanagerInnen<sup>19</sup> (embedded librarian) gestellt wird. Mit zunehmender Diversifikation der Informationen, Unüberschaubarkeit der Quellen und verkürzten Antwortzeiten bedarf es auch einer Spezialisierung und Einbettung der InformationsspezialistInnen in die Abläufe ihrer Organisation. Gerade hinsichtlich dieser Entwicklung können Vernetzungen und Kooperationen – wie im Kap. Prämisse dargestellt wurden in Tirol schon erste Schritte getan – von ausschlaggebender Bedeutung sein und werden. InformationsspezialistInnen sollten stets offen sein für neue, noch kaum ausgetretene Pfade wie etwa eine engere Partnerschaft zweier unterschiedlicher Bibliothekstypen, konkret einer Landesamtsbibliothek und einer Universitätsbibliothek.

### *Literatur*

- Abmann, Karin: Konzeption einer Fakultätsbibliothek für Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck aus bibliothekarischer Sicht. Historischer Rückblick, derzeitiger Stand, Zukunftsvision. (Master Thesis) Innsbruck 2009.
- Ceynowa, Klaus: Betriebsorganisation. „Toyotismus“ in der Bibliothek? Worauf sich Bibliotheken einlassen, wenn sie sich auf „Lean Management“ einlassen. In: Bibliotheksdienst 31(1997)8, S. 1501-1515.

<sup>19</sup> „Im anglo-amerikanischen Raum finden sich vermehrt Stellenausschreibungen wie ‘data librarian’, ‘data scientist’, ‘eResearch librarian’ etc., die zumeist an der Schnittstelle von Bibliothek und Forschung angesiedelt sind.“ (Neuroth 2012, S. 252).

- Göckeritz, Maria: Kooperationen von Behördenbibliotheken und anderen Bibliotheken. In: Richtlinien für Behördenbibliotheken. Bolt/Burge (Hrsg.). (IFLA professional reports ; 118) o. O. 2010, S. 39-42.
- Greve, Gabriele: Lean Management. (Arbeitshefte der Arbeitsgemeinschaft der Parlaments- und Behördenbibliotheken; 49) München 1996, S. 15f.
- Kraß, Ulrike: Weiter, immer weiter. Nachhaltige Lernformen in der Lernenden Bibliothek. In: BuB 9,5
- Morgenstern, Evelin: Strategien für Spezialbibliotheken. (Arbeitshilfen für Spezialbibliotheken ; 7) (Dbi-Materialien; 148) Berlin 1996.
- Neuner, Hildegard: Die Amtsbibliothek des Landes Tirol. In: Mitteilungen der VÖB 63(2010)1/2, S. 77-82.
- Neuroth, Heike: Bibliothek und Wissenschaft: Alte und neue Kooperationsszenarien für die nächste Generation von Forschung. In: Bibliotheken: Tore zur Welt des Wissens. 101. Deutscher Bibliothekartag in Hamburg 2012. Brintzinger/Hohoff (Hrsg.). Hildesheim 2013, S. 241-253.
- Tätigkeitsbericht 2012 Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Wieser, Martin (Hrsg.), Innsbruck 2014, online unter: [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/statistische\\_daten/jabe\\_ulb\\_2012.pdf](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/statistische_daten/jabe_ulb_2012.pdf)
- Thalmair, Rene: OPL ist tot, lang lebe die OPL. In: Mitteilungen der VÖB 66(2013)2, S. 295-316.
- Thalmair, Rene: Österreichische Landesamtssbibliotheken. Das unentdeckte Land. Vorteile ihrer Vernetzung. Saarbrücken 2012.
- Trist, Eric L./Bamforth, Ken W.: Some social and psychological consequences of the longwall method of coal-getting. An examination of the psychological situation and defences of a work group in relation to the social structure and technological content of the work system. In: Human relations 4(1951), S. 3-38.
- Umlauf, Konrad: Personalentwicklung in Bibliotheken. (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft; 94) Berlin 2001.



*Gregor Neuböck*

## **Alte Bücher – neue Leser/-innen**

Ein Bericht aus der Digitalisierungswerkstätte der Oö. Landesbibliothek

Gemessen an der Anzahl der Datensätze im Bibliothekenverbund ist die Oö. Landesbibliothek zur zehntgrößten Büchersammlung in Österreich angewachsen. Als Landesbibliothek liegt ihr jedoch die Pflege der Sammlungen aus und über Oberösterreich besonders am Herzen („Obderensia“). Mit dem Aufkommen der institutionellen Repositorien hat die Bibliothek begonnen, sich auch der Digitalisierung und Erschließung dieser urheberrechtsfreien Bücher anzunehmen. Es ist kein Zweifel, dass die Digitalisierung den Büchern ein „zweites Leben“ beschert hat. Die Bibliothek kann ihr Profil „schärfen“ und im Konzert der großen Informationsanbieter mit ihren unikalen Beständen mitmischen. Ein Nebeneffekt des weitgehend „inhouse“ organisierten Digitalisierungsprozesses ist der Aufbau von „Know-how“, der der Bibliothek eine informationstechnologische Kompetenz zurückgibt, die sie in Zeiten des „Outsourcings“ von technischen Informationsdienstleistungen schon stark aus der Hand gegeben hatte.

Die Oö. Landesbibliothek liegt im Zentrum von Linz an der Geschäftsstraße Landstraße in unmittelbarer Nähe zum neuen Musiktheater und bildet zusammen mit diesem und dem Wissensturm, einer gemeinsamen Dachmarke von Stadtbibliothek und Volkshochschule, einen neuen „Bildungsbezirk“ im Umfeld des Bahnhofsviertels. Sie ist eine klassische Universalbibliothek mit einer langen Tradition als älteste öffentliche Bibliothek des Landes Oberösterreich, über 100 Jahre als „Studienbibliothek“ und mit dem „Land Oberösterreich“ als Unterhaltsträger seit 1999. Ihrer Funktion nach ist sie Dienstleistungsbetrieb und Informationslieferant für die (vor)wissenschaftlichen Arbeiten der Mittelschüler, für das berufliche und private Lernen, sie ist aber auch Archivbibliothek für die Publikationen aus und über Oberösterreich, und als Bewahrerin des Büchererbes der aufgehobenen Klöster und Stifte ist sie auch eine museale Kultureinrichtung. Die Bibliothek hat aber auch regen Zulauf von Studentinnen und Studenten, die an anderen Studienorten eingeschrieben sind, die die Landesbibliothek als Quelle und Lernort für das Schreiben von Fach- und Diplomarbeiten nutzen.

Seit dem Beitritt der Landesbibliothek zum österreichischen Bibliothekenverbund im Jahr 2001 hat die Bibliothek einen stetig steigenden Zulauf von Leserinnen und Lesern quer durch alle Altersgruppen, weil ihre Bestände im Portal des Verbundes entsprechend abgebildet werden. Gemessen an der Anzahl der Datensätze im Bibliothekenverbund ist die Bibliothek zur zehntgrößten Büchersammlung in Österreich angewachsen und weist nahezu ebenso viele bibliographische Eintragungen auf wie die Universitätsbibliothek der Kepler-Universität. Neben der verbesserten Präsenz der Bestände im österreichweiten Datenpool brachte ein Zubau- und Sanierungsprojekt in zeitlicher Abstimmung mit



der Wahl von Linz als Kulturhauptstadt 2009 eine wesentlich attraktivere Präsentation der Bestände durch Freihandaufstellung, gut ausgestattete Lernplätze und automatisierte Ausleiheprozesse.

Als Landesbibliothek liegt ihr jedoch die Pflege der Sammlungen aus und über Oberösterreich besonders am Herzen („Obderennsia“), bedient sie doch gerade auch das Segment der Heimat- und Regionalforscher mit Literatur der historisch gewachsenen Sammlungen. Diese historischen Bestände mit einer Vielzahl von gemeinfreien Werken aus und über Oberösterreich wurden durch Konversion der Metadaten in den Verbundkatalog nach und nach im Portal suchbar gemacht und lösen somit die mittlerweile digitalisierten Zettelkataloge sukzessive ab.

Mit dem Aufkommen der institutionellen Repositorien hat die Bibliothek begonnen, sich auch der Digitalisierung und Erschließung dieser urheberrechtsfreien Bücher anzunehmen. Damit wollte man den stärker werdenden Bedürfnissen des Lesepublikums nach Volltexten einerseits entgegenkommen und andererseits die landeskundlichen Inhalte ortsunabhängig an den vernetzten Arbeitsplätzen der Benutzer auch außerhalb der Bibliothek und außerhalb Oberösterreichs verfügbar machen. Die Erwartung, wenig genutzte alte Bestände auf diese Weise wieder für historisch interessiertes Publikum zugänglich zu machen, hat sich mehr als erfüllt. Wie die Zugriffsstatistiken zeigen, erreichen die digitalisierten Bücher das Publikum weit über Oberösterreich hinaus, insbesondere in Osteuropa und im angloamerikanischen Sprachraum. Es ist kein Zweifel, dass die Digitalisierung den Büchern ein „zweites Leben“ beschert hat. Die Bibliothek kann ihr Profil „schärfen“ und im Konzert der großen Informationsanbieter mit ihren unikalen Beständen mitmischen. Ein Nebeneffekt des weitgehend „inhouse“ organisierten Digitalisierungsprozesses ist der Aufbau von „Know-how“, der der Bibliothek eine informations-technologische Kompetenz zurückgibt, die sie in Zeiten des „Outsourcings“ von technischen Informationsdienstleistungen schon stark aus der Hand gegeben hatte.

Nachdem die Gebäudesanierung und der Zubau wesentliche Ressourcen für die Bibliotheksentwicklung gebunden hatten, war der Blick nach der Eröffnung bzw. Wiedereröffnung des Standortes wieder frei für anstehende bibliothekarische Entwicklungen. Bedingt durch den Umstand, dass Linz erst in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts Universitätsstadt wurde, lagen bei der Studien- bzw. späteren Landesbibliothek die Sammlungsschwerpunkte immer schon bei der Literatur aus und über Oberösterreich und bei Beständen aus oberösterreichischen Klöstern, die im Zuge der Jesuitenaufhebungen nicht nach Wien oder in andere Universitätsstädte gekommen sind.

### 1. Chronologie der Entwicklung der „Digitalen Landesbibliothek Oberösterreich“ (DLOÖ)

Ende 2009 wurde an der Oberösterreichischen Landesbibliothek begonnen, ein Digitalisierungsprojekt zu entwickeln. Zunächst setzten wir uns mit Standards im Bereich der Digitalisierung auseinander. Dazu zählten insbesondere Dateiformate für Bilder, Meta- und Strukturdaten sowie OCR-Daten. Zusätzlich wurden verschiedene Bibliotheken und Firmen kontaktiert und besucht, die schon Erfahrungen in diesem Bereich vorweisen konnten.

Im Jahr 2010 legten wir dann unsere Kriterien für eine geeignete Software fest und entschieden uns Ende 2010 für die Open Source-Software<sup>1</sup> Goobi. Mangels geeigneter Personalressourcen lagerten wir die technischen Arbeiten an Goobi, die zur Vorbereitung nötig waren, an die Firma Intranda in Göttingen aus. Im März 2011 begannen wir schließlich nach einer halbtägigen Einschulung mit der operativen Arbeit auf einem gehosteten<sup>2</sup> Webespace, und schon kurze Zeit später erschienen unsere ersten urheberrechtsfreien Bücher im Internet.

In den ersten acht Monaten, der einem Probetrieb gleichzusetzen war, scanneten wir unsere Bücher auf einem Flachbettscanner. Dementsprechend digitalisierten wir in diesem Zeitraum nur kleinformatige Bücher, die in sehr gutem Zustand waren.

Mit der Anschaffung eines eigenen Servers inklusive Sicherungsservers sowie eines Aufsichtscanners der Marke CopyBook A2+ gegen Ende des Jahres 2011 machten wir dann den nächsten großen Schritt, denn damit hatten wir nun alle notwendigen Komponenten im eigenen Haus.

Dieser Schritt war auch deshalb besonders wichtig, weil wir gleich anfangs die Entscheidung getroffen hatten, unsere Werke mit einer hohen Auflösung zu digitalisieren. Bis auf wenige Ausnahmen, wie z.B. großformatige Kartenbeilagen, scannen wir ausschließlich im Format 600 dpi<sup>3</sup>. Die mit den großen Datenmengen verbundenen Probleme des Datenuploads zum externen Host zwangen uns praktisch zu einer Inhouse-Lösung, denn schon kleine Bücher benötigen bei dieser Auflösung mehrere GB<sup>4</sup> Speicherplatz.

<sup>1</sup> Open Source-Software bietet einen offenen Quelltext an, der verändert und frei genutzt werden darf. Lizenzrechtlich werden dabei die Lizenzbedingungen der Open Source Initiative anerkannt.

<sup>2</sup> Unter Webhoster versteht man Internetdiensteanbieter, die in erster Linie Webspace zur Verfügung stellen. Oft werden aber auch noch weitere Dienste wie z.B. E-Mail oder Datenbanken bereitgestellt.

<sup>3</sup> dpi steht für dots per inch und ist ein Maß für die Punktdichte. Diese bestimmt entscheidend die Qualität von Bildern.

<sup>4</sup> 1 GB entspricht dem Speicherplatzbedarf von 1 000 000 000 Byte.

Ab Dezember 2011 hatten wir dann ein kleines Digitalisierungs-LAN<sup>5</sup> aufgebaut. Damit konnten die Bilder nun direkt vom Scanner in die Goobi-Vorgangsordner eingespielt werden. Zusätzlich wurde ein 27-Zoll- iMac angeschafft, der wegen seiner großen Bild-diagonale und der sehr guten Darstellung von Bildern zur Qualitätskontrolle verwendet wird.

Als zusätzliche Komponente, speziell für die Digitalisierung von Handschriften und Büchern mit einem kleinen Öffnungswinkel, kauften wir im Dezember 2012 von VESTIGIA – The Manuscript Research Centre of Graz University – den Traveller, einen mobilen Digitalisierungstisch, der eine besonders schonende Digitalisierung erlaubt.

Seit Herbst 2013 besitzen wir außerdem, sowohl für Goobi als auch für unseren Viewer<sup>6</sup>, einen eigenen physischen Server. Zusätzlich werden diese beiden Systeme über einen Sicherungsserver gesichert. Als Datensicherung setzen wir zwei große NAS<sup>7</sup> mit Raid<sup>8</sup> Level 5 ein, auf denen alle Daten zusätzlich doppelt gesichert werden. Gegen Stromausfälle wird das gesamte System mit zwei USV<sup>9</sup> abgesichert.

Goobi und der Viewer werden seit ihrer Implementierung einer ständigen Weiterentwicklung bezüglich Anforderungen und Standards unterzogen. In enger Zusammenarbeit mit der Goobi-Community und unserer Betreuungsfirma werden die beiden Komponenten entsprechend den Marktanforderungen und technischen Änderungen angepasst.

## *2. Entscheidungskriterien für die Komponenten der DLOÖ*

Aus Platzgründen werde ich hier nur auf die Entscheidungsgründe im Bereich der Digitalisierungssoftware und des Scanners eingehen und übergehe alle anderen Komponenten wie z.B. NAS, Server, USV usw.

Ein wesentlicher Grund für die Auswahl von Goobi als Digitalisierungsplattform war für uns die Plattformunabhängigkeit. Das bedeutet, dass man im Gegensatz zu vielen Kon-

<sup>5</sup> LAN ist ein lokales Rechnernetzwerk, bei dem in unserem Fall Server, Scanner und einige ausgewählte Computer eingebunden sind.

<sup>6</sup> Als Viewer bezeichnen wir hier unser Präsentationssystem, basierend auf einer Eigenentwicklung der Fa. Intranada.

<sup>7</sup> NAS ist ein netzwerkgebundener Dateiserver, der in einem Rechnernetz Speicherkapazität zur Verfügung stellt.

<sup>8</sup> RAID steht für redundante Anordnung unabhängiger Festplatten, RAID 5 ist eine Anordnung von Festplatten mit einem guten Kompromiss zwischen Datendurchsatz, Redundanz und Kosten.

<sup>9</sup> USV ist eine unterbrechungsfreie Stromversorgung. Wird dazu eingesetzt, um bei Störungen im Stromnetz die Versorgung unserer Server zu garantieren.

kurrenzprodukten, die einen lokal installierten Software-Client<sup>10</sup> benötigen, nur einen Internetzugang und einen Browser benötigt, um im Produktionssystem arbeiten zu können. Als weitere Gründe sind noch das Fehlen von Lizenzgebühren zu nennen, was die laufenden Kosten massiv senkt, und die gute Konfigurierbarkeit des Systems, wodurch sich Goobi für uns zu einer Art Schweizermesser der Digitalisierung entwickelt hat.

Heute digitalisieren wir unterschiedlichste Werktypen wie z.B. Monographien, Zeitungen, Bandserien, Handschriften, Karten, Urkunden und Inkunabeln. Zur Einbindung externer Dienstleister, z.B. zur Digitalisierung sensibler Handschriften, wird von uns ein spezifischer Benutzerzugang eingerichtet. Die Bilder werden dann vom Dienstleister über das Internet in Goobi hochgeladen, noch bevor die Handschriften wieder im eigenen Tresor zurück sind. Es kommt auch vor, dass wir für Wissenschaftler einen exklusiven Zugang zu einer bestimmten Handschrift einrichten, damit besonderes Expertenwissen in deren Beschreibung einfließen kann. Der Zugang kann in wenigen Minuten exklusiv eingerichtet werden, und der Wissenschaftler kann nach kurzer Einschulung von seinem eigenen Computer, unabhängig von Zeit und Raum, an der Handschrift arbeiten. Dadurch profitieren nicht nur wir durch die bessere Erschließung unserer Handschriften, sondern auch die Handschriftenforscher weltweit.

Da wir ein sehr kleines Team von teilweise wechselnden Personen sind, ist die Browserbasiertheit sowie die Möglichkeit zum Anlegen unterschiedlicher Benutzergruppen und Benutzer ohne Lizenzgebühren oder andere Einschränkungen von sehr großem Vorteil.

Schlussendlich spielte auch die große Community, von der Goobi mittlerweile eingesetzt und weiterentwickelt wird, eine Rolle bei unserer Entscheidung. Denn diese stellt de facto eine Garantie für eine nachhaltige Entwicklung der Software dar, die zusätzlich auch noch durch den Verein „Goobi DIGITALISIEREN IM VEREIN“<sup>11</sup> rechtlich auf soliden Beinen steht. Im diesem Verein sind viele verschiedene Bibliotheken vertreten, die sich die – koordinierte – Weiterentwicklung von Goobi zur Aufgabe gemacht haben.

Für die Entscheidung betreffend den Auflichtscanner waren folgende Punkte maßgeblich: Wir forderten 600 dpi optischer Auflösung über eine Fläche von A2 in Farbe, eine Anforderung, die nur von wenigen Herstellern erfüllt werden konnte. Ausschlaggebend für das CopyBook von i2s war letztlich die Geräuschentwicklung und der Preis, da der Scanner in einer Büroumgebung mit mehreren Mitarbeitern eingesetzt wird. Dadurch,

<sup>10</sup> Software-Client ist ein Computerprogramm, das benötigt wird, um auf das Produktionssystem zugreifen zu können.

<sup>11</sup> Goobi. Digitalisieren im Verein e. V. <http://www.goobi.org/>

dass dieser Scanner mit einer Kamera arbeitet und kein Zeilenscanner ist, hat er kaum bewegliche Teile, damit einen geringeren Geräuschpegel als diese und weniger mechanische Teile, die sich abnutzen können.

### 3. Der Digitalisierungsworkflow der DLOÖ

Goobi bietet die Möglichkeit, eine beliebige Anzahl von verschiedenen Arbeitsschritten miteinander zu verknüpfen. Im Projekt der Oberösterreichischen Landesbibliothek werden derzeit folgende Schritte im Digitalisierungsworkflow eingesetzt: bibliographische Aufnahme, Scannen, Qualitätskontrolle, automatischer Kopier- und Tiffheaderschritt, Struktur- und Metadaten, OCR<sup>12</sup>, URN<sup>13</sup>-Generierung, Export in DMS<sup>14</sup>, URN-Eintragung und Archivierung. Die einzelnen Schritte können entweder automatisch oder manuell ablaufen und optional einer Validierung unterzogen werden. Der jeweils nächste Schritt kann erst nach erfolgreichem Abschluss des Vorgängerschrittes begonnen werden. Den einzelnen Arbeitsschritten können Benutzergruppen bzw. Benutzer zugeordnet werden. Man spricht in diesem Zusammenhang vom Prinzip des aufgeräumten Schreibtisches. Jeder Benutzer sieht nur die ihm zugeordneten Arbeitsschritte. Der Scanoperator sieht in seinem Workflow ausschließlich diejenigen Vorgänge, bei denen der Arbeitsschritt Scannen ansteht. Sobald dieser erfolgreich beendet ist, verschwindet der betreffende Vorgang für den Scanoperator. Das Gleiche gilt auch für den Metadatenbearbeiter, der die inhaltliche Strukturierung und Erschließung des Dokuments vornimmt. Hat dieser seine Arbeit erfolgreich abgeschlossen, verschwindet der Vorgang aus seinem Arbeitsbereich.

Da bei den einzelnen Schritten Fehler passieren können, hat Goobi ein internes Kommunikationssystem, mit dem ein Vorgang von einem Bearbeiter an einen vorhergegangenen Bearbeitungsschritt zurückgeschickt werden kann. Wenn z.B. der Metadatenbearbeiter bemerkt, dass Bilder nicht korrekt gescannt wurden oder Seiten fehlen, kann er den Vorgang an den Scanoperator zurückschicken, gleichzeitig mit einer Nachricht, die dies erleichtert, den Fehler zu entdecken und zu korrigieren.

<sup>12</sup> OCR steht für die automatisierte Texterkennung innerhalb von Bildern.

<sup>13</sup> URN ist ein eindeutiger und dauerhafter Name für Ressourcen. Mit diesem wird der Fehler 404 vermieden, da einer Ressource immer nur genau ein persistenter Identifier zugeordnet wird.

<sup>14</sup> DMS: Abkürzung für Dokumentenmanagement-System, im Text auch als Viewer bezeichnet

### *Bibliographische Aufnahme:*

Die Daten werden direkt aus der Aleph-Datenbank über die AC-Nummer via Schnittstelle Z39.50 übernommen. Bei Zeitschriftenbänden kann in Goobi eine Vorlage angelegt werden. Bei den einzelnen Bänden werden dann nur mehr die Bandangaben ergänzt. Unsere Handschriften befinden sich nicht in der Aleph-Datenbank. In diesem Fall wurde unser Handschriftenkatalog (PDF) geparkt und durch die Eingabe der Handschriften-Signatur werden die entsprechenden Daten einer Handschrift in Goobi importiert.

### *Scannen:*

Bücher werden bei uns ausnahmslos mit 600 dpi in Farbe gescannt. Entsprechende Datenmengen können nur dadurch bewältigt werden, weil unsere Server in einem kleinen LAN stehen und über eine Gigabit-Anbindung des Scanners die Dateien in Goobi eingespielt werden.

### *Qualitätskontrolle:*

Unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kontrollieren Vollständigkeit und Schärfe der Bilder auf einem iMAC mit 12 GB RAM. Hier kann bei Bedarf auch das schon zuvor erwähnte Rückmeldungssystem von Goobi eingesetzt werden. Sollten Fehler auftreten, so können diese in einem Textfeld beschrieben und an die betroffene Stelle (Scannen, Qualitätskontrolle ...) rückgemeldet werden.

### *Automatischer Kopier- und Tiffheaderschritt:*

In diesem Schritt werden die vorhandenen Mastertiffs in einen neuen Ordner kopiert und einer JPEG-Komprimierung unterzogen (ca. 15% Speicherplatz der Ausgangsdatei). Der Ordner mit den Mastertiffs wird später (siehe Schritt Archivierung) auf eine NAS verschoben, um Speicherplatz am Server zu sparen.

### *OCR-Volltexterfassung:*

Alle unsere Bücher, ob Antiqua- oder Frakturschrift, werden automatisiert über Abby Recognition-Server im Volltext erfasst. In den nächsten Wochen wird zusätzlich ein Web2.0-Crowdsourcing-Tool zur manuellen Verbesserung der OCR-Texte implementiert.

### *Struktur- und Metadatenerfassung:*

Der Metadateneditor in Goobi gliedert sich in die drei Hauptschritte Paginierung, Strukturdatenerfassung und Metadateneingabe.

Bei der Paginierung werden die Images den Seiten zugeordnet. Es kann arabische oder römische Paginierung, unnummeriert und Freitexteingabe gewählt werden.

Bei der Strukturdatenvergabe wird grundsätzlich, sofern vorhanden, das Inhaltsverzeichnis abgebildet. Zusätzlich werden alle Bilder, Tabellen, Einbände, Titelblätter, Anmerkungen, Gedichte usw. erfasst. Die bei uns verwendeten Strukturelemente verwenden die Standards der Library of Congress, um die Validität der ausgegebenen METS-Datei zu garantieren.

Bei der Metadateneingabe werden dann die zuvor erstellten Strukturelemente mit Inhalt befüllt.

### *URN-Generierung:*

Unsere URNs werden laut OBVSG-Policy automatisiert vergeben (z.B. urn:nbn:AT-OOeLB-9373) und durch den OBVSG-Resolver (<https://resolver.obvsg.at/>) aufgelöst. Zusätzlich kann Goobi auch seine eigenen URNs auflösen.

### *Export in DMS:*

In diesem Schritt werden alle Bilder, Meta- und Strukturdaten sowie eventuell vorhandene OCR-Ergebnisse automatisch nach Abschluss des vorhergehenden Schrittes in den Viewer kopiert.

In unserem Fall sind Viewer und Produktionssystem auf zwei physischen Maschinen getrennt installiert, um jegliche Beeinflussung durch gegenseitige Lastzugriffe zu vermeiden.

Goobi kann grundsätzlich mit einer Vielzahl an unterschiedlichen Viewern zusammenarbeiten (Typo3, Intranda Viewer, MyCoRe, DigiTool, DFG-Viewer).

### *URN-Eintragung:*

Derzeit werden noch alle unsere URNs an den OBVSG-Resolver gemeldet, und die URN wird manuell im Katalog eingetragen.

Unser System liefert allerdings jetzt schon alle Voraussetzungen, diese Daten automatisiert über OAI-Schnittstelle (<http://digi.landesbibliothek.at/viewer/oai/>) zur Verfügung zu stellen.

### *Archivierung:*

Alle unsere Daten (Meta- und Strukturdaten, OCR-Ergebnisse) werden auf eine NAS kopiert, die Mastertiffs werden verschoben. Die Dateien werden als TAR-Archiv mit einem Datumsstempel versehen. Die nachträgliche individuelle Archivierung von Metadaten oder OCR-Ergebnissen ist jederzeit möglich und wird durch den Datumsstempel sofort als die aktuelle Version kenntlich. Eine zusätzliche Sicherung auf eine weitere NAS wird in den Tresorraum verbracht.

Was ich als Administrator an der Arbeit mit Goobi am meisten schätze, ist die große Flexibilität, die mir diese Software gibt. Wird ein Buch oder eine Zeitschrift oder was auch immer zur Digitalisierung angefragt, so kann ich jeden Workflowschritt selber bestimmen, und manchmal dauert es nur wenige Stunden, bis ein angefragtes Buch online ist.

### *4. Womit kann man im Konzert der Großen bestehen?*

Wie kann man als mittelgroße oder kleine Regionalbibliothek mit den großen Bibliotheken mithalten oder vielleicht sogar noch besser sein?

Der Vorteil einer kleineren Bibliothek gegenüber den großen besteht nicht zuletzt darin, dass sie – weil Massendigitalisierung ohnehin eine Domäne der großen Bibliotheken ist – selektiv vorgehen kann und damit verbunden auch hohe Qualitätsstandards festlegen kann.

Durch die riesige Menge an Digitalisaten werden große Bibliotheken in der Regel zu einem niedrigeren Qualitätsniveau gezwungen, sowohl was die Qualität der Scans als auch was die Erschließungstiefe betrifft. Genau dort setzen wir als Landesbibliothek an. Alle unsere Werke werden mit einer Auflösung von 600 dpi Farbe gescannt (was sich wiederum in der Qualität des OCR niederschlägt), nur großformatige Karten werden mit 400 dpi gescannt. Bei der Erfassung der Struktur- und Metadaten bilden wir das Inhaltsverzeichnis ab, zusätzlich werden aber auch noch andere Elemente wie Illustrationen, Tabellen, Gedichte, Noten etc. als Strukturelemente erfasst.

Das Inhaltsverzeichnis und alle weiteren Strukturelemente werden nach dem Export im Viewer als verlinkte Navigation links vom Bild dargestellt. Alle erfassten Teile können selektiv in Faksimile-Qualität als PDF heruntergeladen werden. Die intensive Erschließung durch Struktur- und Metadaten wirkt sich letztlich auch auf das Ranking unserer Digitalisate bei der Suche in Google aus, wo diese regelmäßig auf vorderen Plätzen auftauchen.

Auch bei uns läuft jedes Buch, gleich ob es in Antiqua- oder Frakturschrift gedruckt wurde, durch einen automatisierten OCR-Schritt. Über diesen Volltext werden unsere



Bücher von Suchmaschinen leichter aufgefunden. Die Verfügbarkeit von Volltext wird gerne als Argument gegen die hohe Erfassungstiefe eingesetzt, so als sei diese unnützlich oder eine unnötige Fleißaufgabe. Abgesehen von der Zuverlässigkeit der Buchstabenerkennung durch OCR ist es aber für die Orientierung im Text dennoch wichtig, bei einem digitalisierten Buch auch die Struktur – das Inhaltsverzeichnis – abzubilden, um einen Überblick zu haben und sich im Text vernünftig bewegen zu können.

Neben der Qualität der Meta- und Strukturdaten ist auch die Bildqualität entscheidend. Insbesondere bei unseren Handschriften (<http://digi.landesbibliothek.at/viewer/fullscreen/471/28/>) kommt dies ganz deutlich zur Geltung. Hier werden über die Zoomfunktion und die Vollbildanzeige Details sichtbar, für die man beim Original eine Lupe bräuhete. Auch bei großformatigen Karten und Illustrationswerken (<http://digi.landesbibliothek.at/viewer/fullscreen/AC00969620/13/>) oder Atlanten (<http://digi.landesbibliothek.at/viewer/fullscreen/AC05371191/265/>) ist dies der Fall.

Als weiteren Service bieten wir auch das Vorziehen von angefragten Büchern im Digitalisierungsprozess. Damit diese rasch verfügbar sind, werden die Bücher nur mit den bibliographischen Metadaten versehen und sofort exportiert. Erst in weiterer Folge werden Inhaltsverzeichnisse strukturell abgebildet und später nachträglich exportiert. Damit können digitalisierte Bücher rasch zur Benützung freigegeben werden, und trotzdem kann der Anspruch auf hohe Qualität bei der Erfassung der Struktur- und Metadaten aufrecht bleiben.

Die konsequente Weiterentwicklung unseres Portals wird einerseits für Goobi durch die Community, andererseits für den Viewer durch eine intensive und laufende Zusammenarbeit mit unserer Betreuungsfirma Intranda gewährleistet.

Zuletzt haben wir eine neue Suche (<http://digi.landesbibliothek.at/viewer/search/>) entwickelt, die neben der Standardsuche eine differenzierte Suche, eine Jahressuche und eine Jahresansicht bietet.

Bei Handschriften haben wir ein Beschreibungsfeld realisiert, in dem HTML-Tags für Verlinkungen, Listen, Hervorhebungen usw. verwendet werden können. So können mit der Zeit auf wissenschaftlicher Basis sehr umfangreiche und detaillierte Handschriftenbeschreibungen entstehen. Der Zugriff auf dieses Feld ist nur über eine exklusive Benützerberechtigung möglich.

Benutzer mit einem OpenID-Konto<sup>15</sup> haben die Möglichkeit, sich eigene Sammlungen (Bücherregale) zusammenzustellen. So können je nach eigenem Interesse bestimmte Werke rasch auffindbar gemacht werden.

Die Normdatenanbindung direkt aus Goobi heraus wurde gerade realisiert. Nun werden die Normdatenanbindungen schon bei der „Bibliographischen Aufnahme“ in einen Vorgang importiert. Ein Tool mit Crowdsourcing<sup>16</sup>-Funktion zur Verbesserung der OCR-Ergebnisse wird in den nächsten Wochen freigeschaltet.

### *5. Zahlen und Fakten*

Neben dem fallweisen Einsatz von Praktikanten als Scanoperatoren arbeiten je nach Verfügbarkeit ca. 1 - 1,5 Vollzeitbeschäftigte an der DLOÖ.

Die Oberösterreichische Landesbibliothek besitzt ca. 40.000 Drucke des 16. - 18. Jahrhunderts, 800 Inkunabeln und ca. 1.000 Handschriften (davon ca. 350 mittelalterliche). Neben diesen Schätzen sind es vor allem die sogenannten Oberörensia, die Literatur aus und über Oberösterreich, die im Zentrum unserer Digitalisierungsbemühungen steht. Landeskundliche Literatur, die online gestellt wurde, wird plötzlich wieder gelesen, nachdem manche Bücher vielleicht 80 Jahre oder länger nicht ausgehoben wurden! Seit 2012 digitalisieren wir zusätzlich schwerpunktmäßig Literatur zum Thema Erster Weltkrieg. Diese Entscheidung hat unsere Zugriffszahlen stark erhöht, was ich angesichts der häufig schon digitalisierten Werke auf die unter Punkt 4 angeführten Fakten zurückführe.

Die Oberösterreichische Landesbibliothek setzt die Digitalisierung auch zum Bestandschutz ein: Werke, die digitalisiert sind, dürfen im Regelfall nicht mehr entlehnt werden. Gerade Werke um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sind häufig in einem schlechten physischen Zustand, weitere Beschädigungen durch Benützung können durch die Digitalisierung vermieden werden.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen zur Entwicklung unserer Zugriffe: Seit Dezember 2011 haben wir eine statistische Auswertung zur Verfügung. Damals, so sei erwähnt, hatten wir nur wenige Dutzend Werke online. Heute sind mehr als 2900 Werke online, die bis auf die Handschriften durchgängig im Volltext vorliegen.

<sup>15</sup> OpenID ist ein dezentrales Authentifizierungssystem das nur eine einmalige OpenID von einem Anbieter benötigt. Danach kann man sich bei verschiedensten Systemen ohne Passwort und Benutzername anmelden.

<sup>16</sup> Beim Crowdsourcing werden ursprünglich interne Arbeiten an die Internetcommunity ausgelagert (z.B. die Verbesserung von OCR-Ergebnissen).

Im Dezember 2011 hatten wir ca. 20 - 40 Zugriffe pro Tag bzw. 250 Seitenansichten. Im August 2014 waren es ca. 250 - 300 Besucher pro Tag oder bis zu 5.000 Seitenansichten aus mehr als 100 Ländern weltweit, und die Entwicklung setzt sich weiter positiv fort.

Zusätzlich sind wir über unsere OAI-Schnittstelle an verschiedene Portale wie z.B. „Zentrales Verzeichnis Digitalisierter Drucke“<sup>17</sup> oder „Europeana“<sup>18</sup> angebunden.

#### *Fazit und Ausblick:*

Eine Folge des Projektes ist, dass durch die nahezu vollständige Projektentwicklung im Hause und dadurch, dass der gesamte Workflow „inhouse“ bearbeitet wird, ein hohes Know-how erworben wurde. Während man durch „Outsourcing“ zwar Ressourcen spart, aber auch „Know-how“ verliert, ist es mit der DLOÖ gelungen, informationstechnologische Lösungen selber weiterzuentwickeln bzw. einfach „Learning by Doing“ zu betreiben.

Besonders überraschend für uns ist auch die Resonanz auf das digitale Angebot außerhalb der Region und außerhalb des deutschen Sprachraumes. Insbesondere zu den Digitalisaten rund um Publikationen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges erreichen uns Rückmeldungen aus der ganzen Welt, explizit aus dem angloamerikanischen Raum und aus Osteuropa. Die Resonanz und internationale Präsenz ist durchaus erwünscht, nahezu jede Veröffentlichung wird aber auch von den diversen Communities wahrgenommen und im Einzelfall per Rückmeldung oder in Foren kommentiert.

Die Oö. Landesbibliothek hat mit ihrem institutionellen Repositorium jedenfalls ein eigenständiges „Produkt“ entwickelt, das ihr im Umfeld der oberösterreichischen wissenschaftlichen Bibliotheken ein Alleinstellungsmerkmal ermöglicht.

#### *Literatur und Links*

Neuböck, Gregor *Oberösterreichische Landesbibliothek: Neues Leben für alte Bücher – oder wie man ein Digitalisierungsprojekt auf Schiene bringt! Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare*, 2013, vol. 66, n. 1, pp. 179-191.

<http://de.wikipedia.org/wiki/Hosting>

<http://de.wikipedia.org/wiki/Punktlichte>

[http://de.wikipedia.org/wiki/Gigabyte\\_%28Einheit%29](http://de.wikipedia.org/wiki/Gigabyte_%28Einheit%29)

[http://de.wikipedia.org/wiki/Local\\_Area\\_Network](http://de.wikipedia.org/wiki/Local_Area_Network)

[http://de.wikipedia.org/wiki/Network\\_Attached\\_Storage](http://de.wikipedia.org/wiki/Network_Attached_Storage)

<sup>17</sup> ZVDD [http://www.zvdd.de/dms/browsesammlungen/?tx\\_goobit3\\_search\[extquery\]=iswork%3A1&dc=zvdd.digi.landesbibliothek.at](http://www.zvdd.de/dms/browsesammlungen/?tx_goobit3_search[extquery]=iswork%3A1&dc=zvdd.digi.landesbibliothek.at)

<sup>18</sup> <http://www.europeana.eu>

<http://de.wikipedia.org/wiki/RAID>

[http://de.wikipedia.org/wiki/RAID#RAID\\_5:\\_Leistung\\_2B\\_Parit.C3.A4t.2C\\_BlockLevel\\_Striping\\_mit\\_verteilter\\_Parit.C3.A4tsinformation](http://de.wikipedia.org/wiki/RAID#RAID_5:_Leistung_2B_Parit.C3.A4t.2C_BlockLevel_Striping_mit_verteilter_Parit.C3.A4tsinformation)

<http://de.wikipedia.org/wiki/Texterkennung>

<http://de.wikipedia.org/wiki/OpenID>

<http://de.wikipedia.org/wiki/Crowdsourcing>

[http://de.wikipedia.org/wiki/Open\\_Source](http://de.wikipedia.org/wiki/Open_Source)



*Nikolaus Hamann*

## **Vom Versuch, eins zu werden**

Die Bemühungen des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (KRIBIBI) um ein einheitliches Bibliothekswesen in Österreich

Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte des Bibliothekswesens unter besonderer Berücksichtigung des Aspekts der Zugänglichkeit schildert der Beitrag die Entwicklung des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare in Österreich (KRIBIBI | [www.kribibi.at](http://www.kribibi.at)) von einer Organisation für BibliothekarInnen an öffentlichen Büchereien hin zu einer Gruppe, die das gesamte Bibliothekswesen im Blickfeld hat. Im Anhang findet sich eine Umfrage unter führenden und besonders aktiven VertreterInnen des Bibliothekswesens hinsichtlich einer Zustimmung oder Ablehnung der Ziele von KRIBIBI.

### *Einleitung*

Die Voraussetzung für das Entstehen von Archiven und Bibliotheken war die Entwicklung von Schrift. Vorher waren sie nicht notwendig, da das – zum größten Teil gemeinsame – Wissen ausschließlich mündlich weitergegeben werden konnte. Das ist an und für sich eine Binsenweisheit und braucht nicht weiter erläutert zu werden.

Interessanter ist, dass das Entstehen der ersten Schriften sich parallel zur sich über Tausende von Jahren erstreckenden „neolithischen Revolution“ vollzog, also parallel zum Übergang vom gemeinschaftlichen Eigentum der Horde oder des Stammes zum Privateigentum an Produktionsmitteln, also des Privatbesitzes an Grund, Boden und Viehherden. Schrift entstand also zur gleichen Zeit wie der Übergang von der Gesellschaft der Jäger und Sammler zu Ackerbau und Viehzucht, der Entstehung der ersten Klassengesellschaften und der ersten Gründungen von Staaten. Privateigentum musste be„schrieben“, staatliche Verordnungen und Verwaltungsakte schriftlich niedergelegt werden. Es ist daher nachvollziehbar, dass die ersten in Bibliotheken und Archiven gespeicherten „Dokumente“ Aufstellungen über Besitztümer bzw. Handels- und sonstige Verträge sowie Gesetze waren.

Archive und Bibliotheken begannen also als Erscheinungsformen des Klassenstaates zu existieren, folgerichtig musste der Zugang zu dem in ihnen gesammelten Wissen auf die Eliten begrenzt werden, was einerseits durch die Beschränkung der Kenntnis des Schreibens und Lesens auf wenige Personen bewirkt wurde, andererseits durch die Platzierung der Dokumente in nicht öffentlich zugänglichen Gebäuden.

An diesen Verhältnissen hat sich über viele Jahrtausende nicht viel geändert. Bis zum Ende des Mittelalters blieben sowohl Bildung als auch Zugang zum Wissen auf ganz

wenige Privilegierte beschränkt. Dies lässt sich auch an der engen räumlichen Verbindung zu weltlichen und später auch kirchlichen Zentren der Macht ablesen. Erst mit dem langsamen Aufkommen des Bürgertums in der Renaissance wurde es notwendig, den Zugang zu Wissen etwas zu erweitern – es entstanden Universitäten und mit ihnen die ersten Bibliotheken, die nicht an Fürstenhöfen und Klöstern situiert waren. Immer noch aber war Bildung ausschließlich Bildung der Eliten, für das Volk war solche nicht vorgesehen – und ökonomisch auch nicht nötig.

Das Entstehen von Manufakturen und ersten Industrien brachte das erste Mal die Notwendigkeit mit sich, auch den unterdrückten Klassen Basiskenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen zu vermitteln, was eine Verpflichtung zum Schulbesuch für alle erforderlich machte. Dies führte in allen Staaten, deren Gesellschaftsform sich vom Feudalismus zum Frühkapitalismus wandelte, zu gespaltenen Schulsystemen: Basisbildung für das Volk, erweiterte Bildung für die herrschende Klasse und für die, deren Aufgabe es sein sollte, die Herrschaftsverhältnisse zu stützen und zu sichern.

Die – ökonomisch notwendig gewordene – Verbreiterung des Zugangs zu Wissen war für die Eliten allerdings immer ein zweiseitiges Schwert; einerseits erforderlich, um die Wirtschaft weiter zu entwickeln, andererseits gefährlich, weil mehr Bildung auch zu mehr Einsicht in die Ungerechtigkeit der Klassengesellschaft und vor allem zu mehr Weitsicht bezüglich der Möglichkeiten, diese zu verändern, erlaubte. Folgerichtig entwickelten sich, unter aktiver Beteiligung der unterprivilegierten Schichten, nun neben den Bibliotheken der Elite sogenannte Volksbüchereien. In stärker demokratischen Gesellschaften wie in England, den Niederlanden und den skandinavischen Staaten wurden daraus die „Public Libraries“, die durchaus auch Funktionen von wissenschaftlichen Bibliotheken übernahmen, in den meisten Fällen durch Gesetze geregelt und abgesichert. In Österreich und Deutschland hingegen besteht die organisatorische Trennung zwischen „öffentlichen“ oder „Volks“büchereien und wissenschaftlichen Bibliotheken bis jetzt.

### *Zugang zu Wissen, Information und Werken der Kunst*

Wie ist die Situation heute? Die Freiheit, sich „über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten“ ist zum Grundrecht geworden (Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, Art. 19) und hat in die verfassungsrechtlichen Bestimmungen vieler Staaten Eingang gefunden.

De jure sind alle von der öffentlichen Hand geführten Bibliotheken für alle frei zugänglich, de facto haben sich aber die alten Verhältnisse tradiert; Nationalbibliothek und Universitätsbibliotheken werden nach wie vor von Personen mit niedrigen formalen

Bildungsabschlüssen wenig frequentiert, obwohl der Begriff des „lebenslangen“ Lernens mittlerweile Allgemeingut geworden ist. Das wahre Problem des freien und ungehinderten Zugangs zu – mittlerweile vor allem digital verfügbaren – Informationen, Wissen und künstlerischen Werken liegt aber nicht mehr in staatlicher Beschränkung, sondern vielmehr in der Politik der zunehmend als Monopole organisierten Verlage.

Während Bibliotheken im Zeitalter der physischen Medien Eigentum an Büchern, Zeitschriften, DVDs und CDs erwerben und diese auf Grund gesetzlicher Regelungen frei zur Verfügung stellen und verleihen konnten, können sie bei elektronischen Medien über privatrechtliche Verträge mit den Verlagen nur mehr Nutzungslizenzen erstehen. Auf diese Weise erhalten die Verlage nicht nur Einfluss auf die Bestandspolitik der Bibliotheken (denn sie können solche Lizenzen auch ohne Begründung verweigern), sondern auch auf die Verleihbedingungen. So dürfen z.B. ganz viele E-Medien nur in den Räumen der Bibliothek und nur an speziellen, ausschließlich das Lesen – nicht aber das Kopieren – ermöglichenden Bildschirmen eingesehen werden.

Als Gegenbewegung entstand im wissenschaftlichen Publikationswesen vor etwa 25 Jahren die Open-Access-Bewegung. Im Bereich der elektronischen Literaturmedien läuft erst jetzt eine Kampagne (The right to e-read) an, die erreichen soll, dass auch für E-Books die früheren Verleihbedingungen gelten sollen. Auf alle Fälle führt sowohl für die Öffentlichkeit als auch für die Bibliotheken kein Weg daran vorbei, sich mit urheberrechtlichen Bestimmungen, also mit den für das sogenannte „geistige Eigentum“ geltenden Regeln völlig neu auseinanderzusetzen.

Bibliotheken und Archive waren schon immer jene Institutionen, in denen Informationen, Wissen, literarische und andere künstlerische Werke gesammelt, geordnet, systematisiert, aufbereitet und bereitgestellt wurden. Für Bibliotheken – und damit für die Öffentlichkeit als deren Auftraggeberin – ist es daher auch in digitalen Zeiten notwendig, dass

- es eine gesetzlich geregelte flächendeckende Versorgung mit Bibliotheken gibt;
- alle Bibliotheken eines Landes in einem spartenübergreifenden System mit innerer Durchlässigkeit gemeinsam organisiert und weiterentwickelt werden;
- Bibliotheken jene finanziellen Mittel erhalten, die ihnen die Erfüllung ihrer Aufgaben ermöglichen;
- der Zugang zu veröffentlichtem Wissen in jeder Form für alle frei, kostengünstig und auch online von jedem Ort der Welt aus möglich ist;
- auch in privatwirtschaftlich organisierten Betrieben erarbeitetes Wissen öffentlich einsehbar ist;



- Verlagen kein Recht eingeräumt wird, über privatrechtliche Lizenzverträge den Zugang zu für die Öffentlichkeit wichtigen Informationen und Wissen sowie zu literarischen und anderen künstlerischen Werken zu beschränken;
- BibliothekarInnen bestmöglich ausgebildet werden, um diesen Anforderungen in ihrer Arbeit in ordentlichen Beschäftigungsverhältnissen gerecht werden zu können;

denn – wie der Artikel 27/1 der AEMR formuliert – „jeder hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich an den Künsten zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben.“ Erst wenn dieses Recht auch durch ein von allen strukturellen Einschränkungen befreites durchlässiges Bibliothekswesen, das also allen Bürgerinnen und Bürgern freien Zugriff auf Informationen, Wissen und Werke der Kunst und Literatur ermöglicht, gewährleistet ist, kann man von einer wahrhaft demokratischen Gesellschaft sprechen.

### *Bibliotheken in Österreich*

Das Bibliothekswesen in Österreich ist zerrissen und zersplittert wie kaum ein anderes. Der größte Riss ist der zwischen öffentlichen Büchereien (früher: Volksbüchereien) und (meist ebenfalls öffentlich zugänglichen) wissenschaftlichen Bibliotheken.

Um die öffentlichen Büchereien kümmern sich das Referat 4a der Sektion VI des Bundeskanzleramtes (Kulturförderung) und der BÜchereiverband Österreichs (BVÖ) als Dachverband. Im BVÖ arbeiten die sonst unabhängigen Organisationen Österreichisches Bibliothekswerk (der katholischen Kirche) und BÜchereiservice des ÖGB mit. Bis zu deren Schließung im Jahr 2003 gab es noch die Förderungsstellen des Bundes für Erwachsenenbildung, nachgeordnete Stellen des Unterrichtsministeriums, die mit den ihnen zugeordneten BÜchereistellen samt Wanderbücherei die kleinen Büchereien in ihrem Bundesland berieten und aktuelle Buchpakete zur Verfügung stellten. Die Kirche hat ihre diözesanen BÜchereistellen allerdings behalten und übt über diese einen erheblichen Einfluss auf die Pfarrbüchereien und damit auf das öffentliche BÜchereiwesen insgesamt aus.

Die – hauptsächlich (über 80%) von ehrenamtlichen Kräften geführten – öffentlichen Büchereien werden von verschiedenen Trägern eingerichtet und erhalten etwa 42% von Gemeinden, knapp 17% von der Kirche, etwas mehr als 4% von ÖGB oder AK, fast 30% durch Kooperation der obigen (meist Kirche und Gemeinde), der Rest in anderer Organisationsform.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Statistik 2012 des BVÖ, abgerufen 27.07.2014

Für die wissenschaftlichen Bibliotheken sind die Zuständigkeiten ebenfalls sehr zersplittert. Die Nationalbibliothek ist seit dem Jahr 2002 gemeinsam mit sieben Bundesmuseen aus der unmittelbaren Bundesverwaltung ausgegliedert und eine vollrechtsfähige „wissenschaftliche Anstalt öffentlichen Rechts des Bundes“ geworden. Die Universitätsbibliotheken wurden mit Inkrafttreten des UG 2002 am 1. Jänner 2004 den Rektoraten untergeordnet und sind nicht mehr eigenständig. Landesbibliotheken sind meist mit eigenen Landesgesetzen geregelt oder wurden überhaupt mit den Landesarchiven verschmolzen. Für Bibliotheken an Fachhochschulen und Pädagogischen Hochschulen fehlen Regeln überhaupt. Es gibt also eine Vielzahl von Bestimmungen, so dass von einer einheitlichen wissenschaftlichen Bibliothekslandschaft nicht gesprochen werden kann.

Und dann gibt es noch die Schulbibliotheken, für die es ebenfalls verschiedene Zuständigkeiten gibt. Für die Bibliotheken an Pflichtschulen sind die Gemeinden als Schulerhalter verantwortlich, jene an weiterführenden Schulen unterliegen den Vorschriften des Unterrichtsministeriums, wobei hier noch einmal zwischen AHS und BMHS unterschieden wird.

#### KRIBIBI

Der Arbeitskreis kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (KRIBIBI | [www.kribibi.at](http://www.kribibi.at)) ist die einzige bibliothekarische Organisation in Österreich, die das gesamte Bibliothekswesen im Auge hat. Der Büchereiverband (BVÖ) vertritt als Dachverband der öffentlichen Büchereien ausschließlich deren Interessen, dem Personenverband Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB) gehören – bis auf ganz wenige Ausnahmen – nur MitarbeiterInnen aus wissenschaftlichen Bibliotheken an.

Gibt man im Leitmedium der heutigen Zeit für Wissenshungrige (= Google) die Wortgruppe „öffentliche Büchereien und wissenschaftliche Bibliotheken gemeinsam“ (mit Anführungszeichen) ein, erhält man 16 Treffer. Sie beziehen sich ausschließlich auf Texte oder Aktivitäten des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (KRIBIBI)<sup>2</sup>. Diese singuläre Stellung kann zweierlei bedeuten: Entweder sitzt KRIBIBI einer Fehleinschätzung auf und niemand sonst ist an Gemeinsamkeit interessiert, oder wir sind unserer Zeit voraus. Faktum ist aber: Die Aufgaben öffentlicher Büchereien und wissenschaftlicher Bibliotheken nähern sich einander zunehmend an. Öffentliche Büchereien sind nicht mehr die nicht-kommerzielle Variante der Leihbüchereien des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts für sozial Schwache mit niedrigen formalen Bildungsab-

<sup>2</sup> aufgerufen 27.07.2014

schließen, sondern haben ihre Sach- und Fachbuchbestände kontinuierlich auf- und ausgebaut, sodass sie heute z.B. auch für Studierende interessant sind. Wissenschaftliche Bibliotheken haben erkannt, dass ihre überwiegende Mehrheit ebenfalls von der öffentlichen Hand unterhalten wird, und ihre Pforten auch für Nicht-WissenschaftlerInnen geöffnet.

Warum sollte einer Annäherung der Aufgaben nicht auch eine solche der Institutionen folgen? So genuin KRIBIBI ist diese Vorstellung ohnehin nicht. Die Bücherhallenbewegung hat solche Ziele bereits am Ende des 19. Jahrhunderts vorweggenommen. Die 1898 in diesem Sinn gegründete Städtische Volksbibliothek und Lesehalle Charlottenburg „verfolgte als erste Bücherhalle den konzeptionellen Gedanken der Einheitsbücherei. Dahinter stand die Zusammenfassung der bestehenden wissenschaftlichen Bibliotheken und Volksbibliotheken.“ Zielgruppe waren also nicht mehr die bis dahin von den Volksbibliotheken bedienten „unteren“ Schichten, sondern die ganze an Literatur und Wissen interessierte Bevölkerung.<sup>3</sup>

Die libertären Ziele der Bücherhallenbewegung konnten sich leider nicht durchsetzen. Stattdessen wurde der „hehre“ Status der wissenschaftlichen Bibliotheken gestärkt, und bei den Volksbüchereien hielt der – heute zum Glück überwundene – erzieherische Aspekt, das „Hinauf-Lesen“, Einzug.

KRIBIBI ist nun bei Weitem keine der Bücherhallenbewegung auch nur irgendwie vergleichbare Initiative, sondern eine lose Plattform fortschrittlicher BibliothekarInnen aus allen Bibliothekstypen. Vielleicht aber ist die heutige Zeit reif für ein Zusammenwachsen und Ineinander-Aufgehen der beiden – bzw. der drei (wenn man die Schulbibliotheken hinzunimmt) – Schwesternsysteme.

### *Entwicklung von KRIBIBI*

Die Kultur des Zusammenführen-Wollens wurde KRIBIBI bereits in die Wiege gelegt. Am Beginn stand der Versuch, unter dem Namen Max-Winter-Kreis die Zusammenarbeit fortschrittlicher VerlegerInnen, BuchhändlerInnen und BibliothekarInnen zu begründen. Leider scheiterte diese Idee, und es blieben die – meist in öffentlichen Büchereien arbeitenden – BibliothekarInnen übrig. Dementsprechend waren auch die Themen der zweimal im Jahr stattfindenden Seminare hauptsächlich auf diese Gruppe ausgerichtet, obwohl immer wieder auch KollegInnen aus dem wissenschaftlichen Bereich hereinschauten.

Bereits 1990 setzte sich KRIBIBI mit einem in Klagenfurt/Celovec durchgeführten Seminar zu Fragen des slowenischsprachigen Büchereiwesens in Kärnten für den Erhalt

<sup>3</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Bücherhallenbewegung>

der slowenischen Studienbibliothek ein – eine Mischform aus öffentlicher Bücherei und wissenschaftlicher Bibliothek mit Pflichtexemplarrecht für slowenische Medien, am ehesten dem anglo-amerikanischen Modell der Public Library vergleichbar. Die Studienbibliothek war durch einen Regierungswechsel in Slowenien und in Folge geringerer Subventionen in Existenznot geraten, da weder Österreich noch das Bundesland Kärnten bereit waren, die Bibliothek in dieser schwierigen Situation zu unterstützen. KRIBIBI-Vertreter betrieben erfolgreiche Lobbyarbeit und konnten dazu beitragen, dass das Unterrichtsministerium und in späterer Folge auch das Wissenschaftsministerium mit regelmäßigen Förderungen die weitere Existenz der slowenischen Studienbibliothek sicherten.

Ab 1992 standen Reformen der bibliothekarischen Ausbildung immer wieder im Zentrum der zweimal jährlich abgehaltenen Wochenendseminare. Gedacht wurde hierbei hauptsächlich an eine Fachhochschulausbildung, da es ja in Österreich keinen Lehrstuhl für Bibliothekswissenschaft gab (und immer noch nicht gibt) und die Errichtung eines solchen realistischweise auch nicht erhofft werden durfte. Die Ausbildung an einem Fachhochschulstudiengang hätte auch den Spagat zwischen wissenschaftlicher Fundierung (Voraussetzung für eine Anerkennung durch wissenschaftliche Bibliotheken) und berufspraktischem Training am besten erfüllen können.

Aus den Ergebnissen des März-Seminars 1992 wurden „Vorschläge zur Reform der Ausbildung von Bibliothekaren [sic!] an öffentlichen Büchereien“ erarbeitet – zu tief war KRIBIBI noch seinen Wurzeln als Arbeitskreis für öffentliche BibliothekarInnen verbunden. Im Inneren des Konzepts mit dem programmatischen Untertitel „Für die Schaffung einer Fachhochschule für Informationsberufe“ wurde eine solche Ausbildungsstätte aber durchaus für „Bibliothekare wissenschaftlicher Bibliotheken, öffentlicher Büchereien und Dokumentare“ gefordert. In einem Interview für den „Standard“ im März 1994 bekräftigte Heimo Gruber diese Forderung nach einer gemeinsamen Ausbildung schon mit sehr viel größerem spartenübergreifenden Selbstbewusstsein.

Damit zeichnete sich der weitere Weg von KRIBIBI hin zu einer Organisation, die das gesamte Bibliothekswesen und auch Archive und Dokumentationsstellen in ihr Blickfeld rückte, deutlich ab. Erster Beweis und Erfolg der neuen Linie war die Herbsttagung 1994, die erstmals auch VertreterInnen aus wissenschaftlichen Bibliotheken, aus dem Dokumentationsbereich und aus dem Wissenschaftsministerium zu einer Diskussion über Ausbildungsfragen zusammenbrachte mit dem Ziel, „in Zukunft mehrere verwandte Berufsgruppen unter dem organisatorischen Dach einer Fachhochschule für Informationsberufe zu versammeln“. Viele Ideen, aber auch zahlreiche Vorbehalte wurden diskutiert. Nachhaltigstes Ergebnis war der Vorschlag von Maria Hirsch von den Wiener Städtischen Büchereien, einen Verein als Vehikel für die weiteren Bemühungen um eine neue Ausbildungsform zu gründen.

Am 10. Mai 1995 fand die Gründungsversammlung des „Verein(s) zur Förderung der Errichtung einer Fachhochschule für Informationsberufe (FIB)“ statt, an der sich neben den bereits erwähnten Berufsgruppen auch der Generaldirektor des österreichischen Staatsarchivs Dr. Lorenz Mikoletzky beteiligte. Einziges Ziel des Vereins war, „eine gemeinsame, EU-Richtlinien entsprechende Berufsausbildung zu gewährleisten“. Die Arbeit dieses von Nikolaus Hamann von den Wiener Büchereien geleiteten Vereins hatte sicher Anteil an der Entscheidung, 1997 einen solchen Studiengang in Eisenstadt einzurichten. Sein Verdienst war aber auch, erstmals in Österreich eine institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen den Berufsgruppen des Informationsbereiches geschaffen zu haben.

Inhaltliche Fortsetzung des Herbstseminars 1994, diesmal aber unter ganz starker gemischter Beteiligung war die Tagung im November 1995 unter dem prägnanten Titel „Der eine wartet, dass die Zeit sich wandelt, der andere packt sie kräftig an und handelt“ (Dante Alighieri). Diskutiert wurden Fragen des zukünftigen Standorts, die notwendigen Inhalte und die Chancen auf Realisierung des Fachhochschulstudienganges. Spätestens mit diesem Wochenendseminar war KRIBIBI endgültig als für das ganze Bibliothekswesen und darüber hinaus arbeitende Gruppe anerkannt, was sich u.a. darin äußerte, dass an allen weiteren Treffen immer auch KollegInnen aus wissenschaftlichen und Schulbibliotheken teilnahmen, selbst wenn das Thema wieder einmal mehr auf öffentliche Büchereien ausgerichtet war.

Der Beginn der 2000er Jahre war gekennzeichnet von einigen groß gefeierten Eröffnungen von Bibliotheken (Hauptbücherei in Wien, „Wissensturm“ in Linz, bevorstehende Eröffnung der neuen Stadtbibliothek in Salzburg), gleichzeitig aber durch eine sehr viel größere Zahl an Schließungen wichtiger Einrichtungen im öffentlichen wie wissenschaftlichen Bibliotheksbereich. Um darauf aufmerksam zu machen, organisierte KRIBIBI 2004 gemeinsam mit Dr. Madeleine Wolensky von der Wiener AK-Bibliothek eine von Peter Huemer geleitete Podiumsdiskussion unter dem Titel „kalt/warm – Bibliotheken zwischen spektakulären Eröffnungen und unbemerkten Schließungen“, zu der auch Finanzminister a.D. Ferdinand Lacina einen Beitrag lieferte und die Forderung nach einer Lobby für Bibliotheken in den Raum stellte.

Diese Anregung nahm KRIBIBI zum Anlass und widmete sein Herbstseminar 2005 dem Thema „Öffentliche Büchereien und wissenschaftliche Bibliotheken in Österreich – Netzwerk als Ziel“. An der einführenden Podiumsdiskussion beteiligten sich Johanna Rachinger (ÖNB), Maria Seissl (UB Wien), Alfred Pfoser (BVÖ) und Klaus-Peter Böttger (Stadtbibliothek Mühlheim an der Ruhr). Moderator war Harald Weigel, Präsident der VÖB. Dabei wurden einige Themen angeschnitten, die mittlerweile verwirklicht wurden, wie die gemeinsame Lehrlingsausbildung, aber auch gemeinsame Kongresse von VÖB und BVÖ. Andere angedachte Vorhaben aber harren immer noch der Verwirkli-

chung: ein gemeinsamer Leseausweis für alle Bibliotheken und Büchereien (zumindest einmal in einer Region), eine Zusammenführung der Kataloge von ÖB und WB, ein gemeinsames digitales Bibliotheksportal sowie ein einheitliches Bibliothekslogo und der Ausbau der Fernleihe auch zwischen öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken.

2006 arbeiteten KRIBIBI-Vertreter gemeinsam mit Kollegen aus wissenschaftlichen Bibliotheken und der für diese zuständigen Abteilungsleiterin im Wissenschaftsministerium Dr. Edith Stumpf-Fischer an der „Bibliotheksinitiative Österreich“ mit, dem Bibliotheksprogramm der SPÖ (bis heute das einzige derartige Papier zur Bibliothekspolitik). Die in diesem Programm vorgeschlagenen Maßnahmen sind nach wie vor höchst aktuell und haben auch in den aktuellen Zielen von KRIBIBI ihren Niederschlag gefunden:

- ein gemeinsames Bibliotheksentwicklungskonzept
- ein Institut für Forschung – Entwicklung – Beratung der Bibliotheken
- ein alle Sparten umfassendes Bibliothekengesetz

Auch die Tagung im Mai 2007 mit dem Titel „Digital Divide und Bibliotheken“ hinterfragte eine höchst bedenkliche Entwicklung des gesamten Bibliothekswesens, nämlich den durch die Digitalisierung gefährdeten gleichen Zugang zu Information und Wissen (der auch schon in vor-elektronischen Zeiten nicht befriedigend gelöst war). Tenor der Veranstaltung war, dass Bibliotheken jeglicher Art, aber auch Archive und Dokumentationseinrichtungen einen wichtigen Gegenentwurf zur immer weiter zunehmenden Kommodifizierung von Information und Wissen, aber auch Werken der Kultur bildeten, ihre Rolle und Bedeutung im Zeitalter der Digitalisierung daher nicht ab-, sondern zunähme.

Gleich im Folgeseminar im November 2007 diskutierten die TeilnehmerInnen mit führenden VertreterInnen verschiedener Bibliothekstypen, BibliotheksfunktionärInnen und Bildungs- bzw. WissenschaftspolitikerInnen „politische Perspektiven des Bibliothekswesens“. Es verwundert nicht, dass die Befunde den Ergebnissen früherer Gespräche ähnelten: Der Mangel an finanzieller Unterstützung wurde beklagt, mehr Zusammenarbeit, stärkere Vernetzung und engere Verbünde angemahnt, die ultima ratio – ein einheitliches Bibliothekengesetz – einmal mehr gefordert.

Diese Forderung nach einer gemeinsamen gesetzlichen Regelung des gesamten Bibliothekswesens stand auch im Mittelpunkt eines „Offenen Briefes an die Abgeordneten zum österreichischen Nationalrat“, den KRIBIBI im Juni 2012 anlässlich einer Aussprache im Kulturausschuss des Parlaments über das öffentliche Büchereiwesen ausschickte; eine Aussprache, die leider wieder einmal die Chance am Wegrand liegen ließ, sich über alle Bibliotheken auszutauschen. KRIBIBI schrieb: „Sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete, wir als VertreterInnen des Arbeitskreises KRIBIBI ersuchen Sie eindring-

lich, sich für eine große Lösung der Probleme des österreichischen Bibliothekswesens einzusetzen und allen kleinformigen Reparaturversuchen eine Absage zu erteilen.“

Zur inhaltlichen Unterstützung dieser Aufforderung formulierte KRIBIBI auf seiner Webseite [www.kribibi.at](http://www.kribibi.at) die langfristigen Ziele für das österreichische Bibliothekswesen noch einmal detailliert aus:

- Ein Bibliotheksentwicklungskonzept, in dem der gesellschaftliche Auftrag an das österreichische Bibliothekswesen formuliert wird
- Zusammenführung der derzeit getrennten Schwestern wissenschaftliche Bibliotheken, öffentliche Büchereien und Schulbibliotheken zu einem gemeinsamen österreichischen Bibliothekswesen
- Ein alle Bibliothekstypen – einschließlich der Schulbüchereien – umfassendes Bibliothekengesetz nach internationalen Best-Practice-Beispielen
- Eine Verpflichtung der österreichischen Kommunen durch dieses Gesetz, öffentliche Büchereien einzurichten, mit angestellten BibliothekarInnen zu führen und zu erhalten
- Ein zentrales Institut für das gesamte Bibliothekswesen für Forschung, Entwicklung und Beratung der Bibliotheken als Instrument der strategischen Planung und organisatorischen Entwicklung
- Integration des Bibliothekswesens als größte außerschulische Bildungseinrichtung in alle bildungspolitischen Entscheidungen

Auch in anderen (Seminar-)Zusammenhängen versuchte KRIBIBI immer wieder, Teilbereiche in das Bibliothekswesen zu integrieren. So befassten wir uns bei zwei Seminaren mit Frauen als Kolleginnen und Leserinnen, dreimal mit den speziellen Arbeitsbedingungen von ehrenamtlich bzw. prekär beschäftigten BibliothekarInnen, je einmal mit der Rolle und den Problemen von Betriebsbüchereien und von Schulbibliotheken. Wir beschäftigten uns mit Bibliotheks- und Kulturmarketing sowie mit Bibliotheksmanagement und Sponsoring. AutorInnen, Verlage und BuchhändlerInnen standen ebenso im Mittelpunkt wie Fragen der Kinder- und Jugendliteratur, Leseverhalten, Lesedidaktik und literarischer Sozialisation. Hinsichtlich der Probleme, die das veraltete UrheberInnenrecht in digitalen Zeiten bereitet, formulierte KRIBIBI Stellungnahmen, gestaltete eine Tagung und nahm an einer parlamentarischen Enquete teil. Politische Fragen wie die Krise des Sozialstaates, Interkulturalität, Neoliberalismus und Globalisierung, Rechtsradikalismus (nicht nur in der Literatur) und allgemeine Ökonomisierung der Bildung waren für KRIBIBI als fortschrittliche politische Gruppe natürlich ein Muss. Aus diesem Grund gab und gibt es auch regelmäßige Kontakte zu PolitikerInnen von SPÖ und Grünen, aber natürlich auch zu den bibliothekarischen Organisationen Büchereiverband Öster-

reichs (BVÖ) und Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB), wo der Schreiber dieses Textes Mitglied im Vorstand sein darf.

Am 20. März 2014 startete KRIBIBI neuerlich eine Initiative und lud VertreterInnen der drei Bibliothekssparten sowie mit Bibliotheksfragen befasster zentraler Stellen zu einem Gedankenaustausch über „Perspektiven des österreichischen Bibliothekswesens“. Nach einer Einführung durch Nikolaus Hamann in die Sichtweise von KRIBIBI diskutierten die TeilnehmerInnen sowohl spezifische Probleme als auch mögliche Lösungen. Das Treffen wurde als so wichtig eingeschätzt, dass eine Fortsetzung in erweiterter Runde beschlossen wurde (die noch vor den Sommerferien 2014 stattfand). Angedacht wurde u.a. eine gemeinsame Publikation, in der die Problemfelder dargestellt und verbesserte Zusammenarbeit entworfen werden soll. KRIBIBI wird sich bemühen, diesen Dialog darüber hinaus zu ersten gemeinsamen konkreten Schritten zu entwickeln und so ein allgemeines Bewusstsein darüber entstehen zu lassen, dass die Zeit für ein einheitliches Bibliothekswesen in Österreich längst gekommen ist. Denn es kann nicht sein, dass Trinidad & Tobago sowie Papua-Neuguinea seit vielen Jahren solche Systeme besitzen, das gerne als kulturelle Großmacht vor die Weltöffentlichkeit tretende Österreich jedoch meilenweit davon entfernt ist.

Das „Paradies“, das sich Jorge Luis Borges „als eine Art Bibliothek“ vorgestellt hat, kann – auf irdische Verhältnisse umgelegt – nur ein einheitliches Bibliothekswesen sein, das jeder und jedem mit *einem* Entlehnausweis Zutritt zu allen Bibliotheken und Zugriff auf deren reale wie virtuelle Bestände erlaubt.

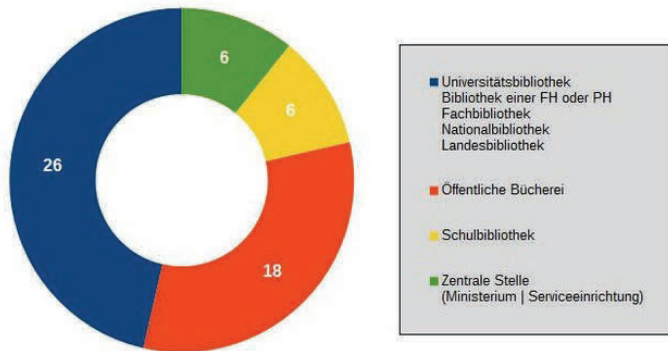


## Anhang

Um abzuklären, ob die Vorstellungen von KRIBIBI bei führenden bzw. besonders aktiven VertreterInnen der verschiedenen Bibliothekssparten auf positive Resonanz stoßen, hat KRIBIBI im April 2014 eine kleine – daher nicht repräsentative – Umfrage gestartet. Ausgesendet wurden 172 Fragebögen, von denen 56 retourniert wurden, was einem Rücklauf von 32,6% entspricht. Die Antworten lassen durchaus den Schluss zu, dass es im Bibliothekswesen eine gewisse Offenheit hinsichtlich des Zusammenwachsens aller Bibliothekstypen gibt. Diese offene Haltung zu einer bibliothekspolitischen Initiative weiter zu entwickeln und ihr damit Wirkmächtigkeit zu verschaffen, wird eines der wichtigsten Ziele des Arbeitskreises KRIBIBI sein.

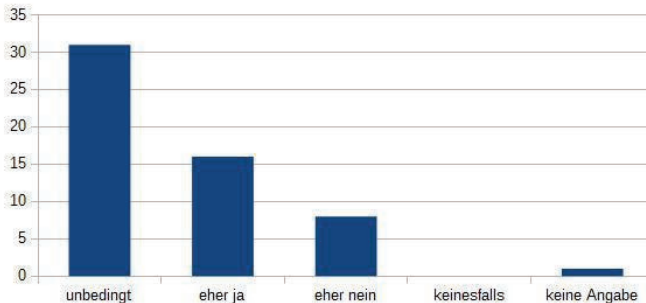
### Fragebogen einheitliches Bibliothekswesen – Auswertung

Welchem Bereich ordnen Sie sich zu?



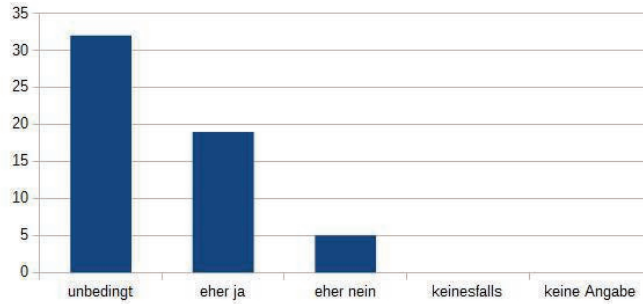
1. Ist ein einheitliches, alle Bibliothekssparten umfassendes Bibliothekswesen ein Wert „an und für sich“?

Frage 1



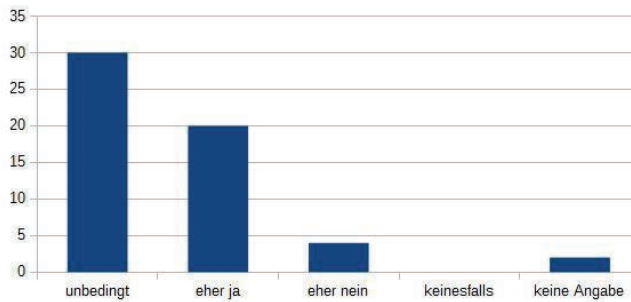
2. Sollten in Österreich Bemühungen unternommen werden, das Bibliothekswesen zu vereinheitlichen?

Frage 2



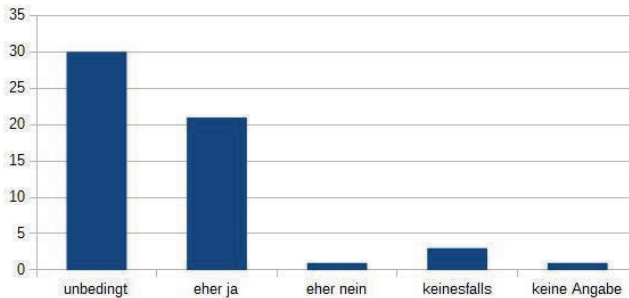
3. Sollte ein das gesamte Bibliothekswesen in den Blick nehmender Bibliotheksentwicklungsplan erarbeitet werden?

Frage 3

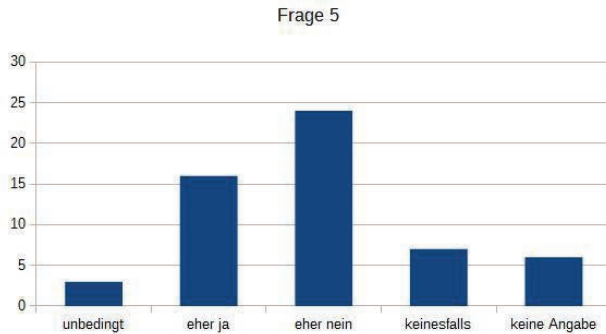


4. Sollte es ein alle Sparten umfassend regelndes Bibliothekengesetz geben?

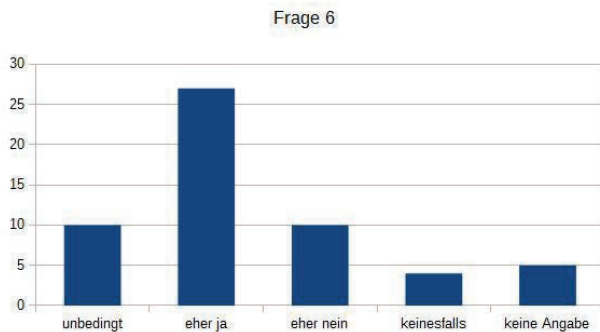
Frage 4



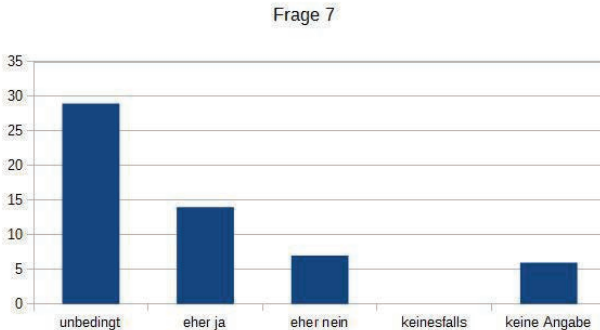
5. Sollte die gegenwärtige Struktur der unterschiedlichen Trägerschaft beibehalten werden? [Erläuterung: Drei verschiedene Ministeriumsstellen für Schulbibliotheken; ÖB von Kommunen, Pfarren, AK/ÖGB, Kooperationen derselben; unterschiedliche Regelungen und Zuständigkeiten für ÖNB, Universitätsbibliotheken, Fachhochschulbibliotheken etc.]



6. Sollten alle Bibliotheken einem gemeinsamen Amt für Bibliotheken unterstellt werden?

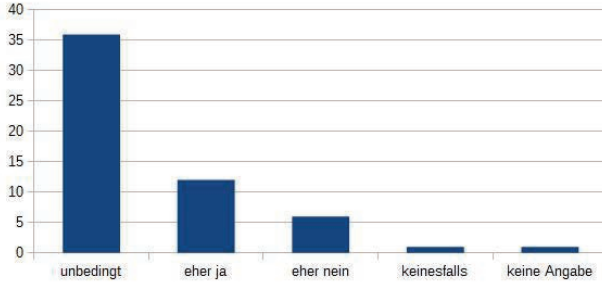


7. Sollte es ein für alle Bibliotheken arbeitendes Institut für Forschung, Entwicklung und Beratung geben?



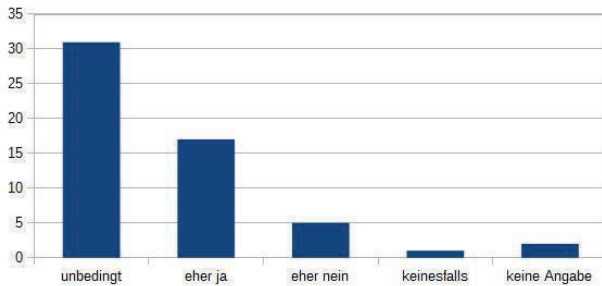
8- Sollte es einen zwischen allen Sparten funktionierenden Fernleihverkehr geben?

Frage 8



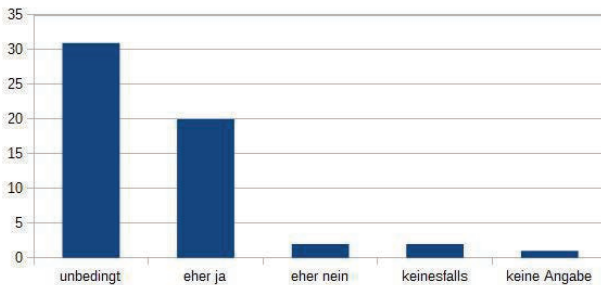
9- Sollte es eine nach einheitlichen Regeln gestaltete Katalogdatenbank für alle Bibliotheken geben?

Frage 9



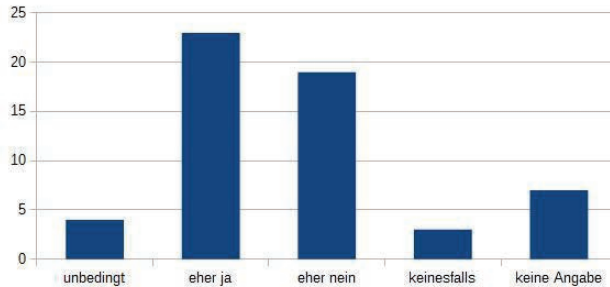
10. Sollte es – wie in Südtirol oder Dänemark – einen zur Nutzung aller Bibliotheken berechtigenden einheitlichen Leseausweis geben?

Frage 10



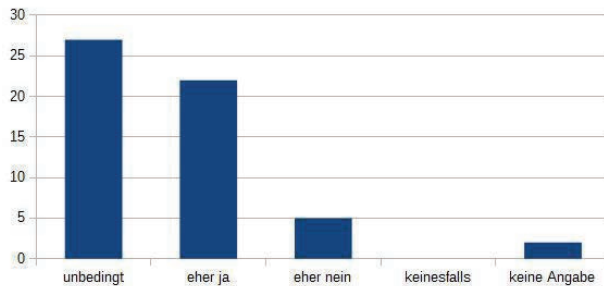
11. Sollte das österreichische Bibliothekswesen – wie in Norwegen – mit Museen und Archiven institutionell zusammengeführt werden?

Frage 11



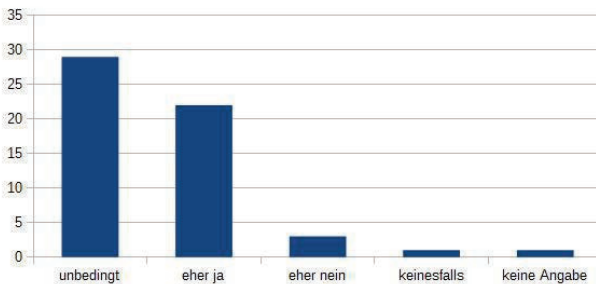
12. Sollten – so wie beim Lehrberuf – Ausbildung und Berufsbild von BibliothekarInnen auch des gehobenen und höheren Dienstes sowie an Schulbibliotheken gesetzlich geregelt werden?

Frage 12



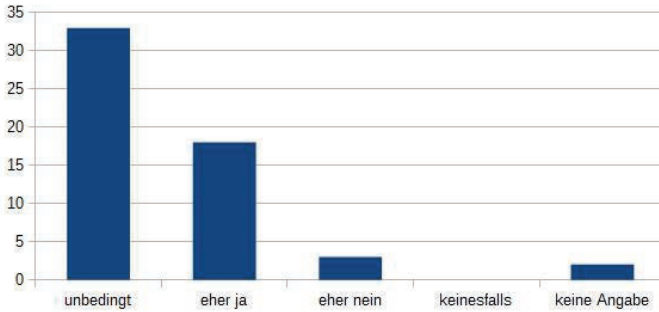
13. Sollte es – statt der derzeitigen, selbst zu bezahlenden Universitätslehrgänge – ein Regelstudium für BibliothekarInnen geben?

Frage 13



14. Sollte deshalb – und insgesamt zur Aufwertung des Berufsbildes und zur Förderung der Informations- und Bibliotheksinfrastruktur – in Österreich ein Lehrstuhl für Informations- und Bibliothekswissenschaft eingerichtet werden?

Frage 14





## **Open Access und neue Publikationsmodelle im 21. Jahrhundert**

Das Publikations- und Bibliothekswesen hat sich in den letzten 20 Jahren durch Internationalisierung und Digitalisierung stark verändert. Wurde bislang der freie Zugang zu wissenschaftlichen Resultaten vor allem durch öffentliche Bibliotheken gewährleistet, hat das Internet diese Situation stark verändert. Open Access bietet einen raschen, kostenlosen und lizenzfreien Zugang zu internationalen Forschungsergebnissen. Im Zuge dieser Bewegung sind viele Universitätsverlage, die Open Access unterstützen, entstanden, viele Open-Access-Zeitschriften werden gegründet. Die „Empfehlungen für die Herausgabe von Open-Access-Zeitschriften an österreichischen Forschungseinrichtungen“ sollen WissenschaftlerInnen sowie MitarbeiterInnen in universitären Serviceeinrichtungen wie Bibliotheken, Verlagen oder wissenschaftlichen Gesellschaften neue Publikationsmodelle aufzeigen.

### *1. Einleitung*

Die Art und Weise, wie wir Informationen konsumieren, erlebt derzeit einen radikalen Wandel. LeserInnen greifen immer öfter zum E-Book, und das wissenschaftliche Publikationswesen hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten durch Internationalisierung, vor allem aber durch die Digitalisierung und das Internet stark verändert. Der Digitaldruck ist mittlerweile nicht mehr nur preislich, sondern auch qualitativ eine Alternative zum Offsetdruck und ermöglicht es, maßgeschneiderte Auflagen zu produzieren. Und die Open-Access-Idee steht für einen lizenzfreien, kostenlosen und schnellen Zugang zu internationalen Forschungsergebnissen.

Wurde dieser freie Zugang zu wissenschaftlichen Resultaten bisher durch öffentliche Bibliotheken gewährleistet, hat sich diese Situation vor allem durch das Internet vollkommen geändert. Die Bibliotheken, über Jahrhunderte hinweg Orte der Wissensspeicherung, in denen sich Veränderungen nur sachte vollzogen, verlieren mit der fortschreitenden Digitalisierung zunehmend die Funktion als Sammlerinnen und Bestandswahrerinnen von gedruckten Büchern. Vielmehr übernehmen sie die Funktion der aktiven Informationsvermittlung und sind seit dem Ende des Mittelalters, als in Klöstern Handschriften angefertigt wurden, erstmals wieder direkt am Produktionsprozess beteiligt. Der Zugang zu Informationen löst den Erhalt eines physischen Bestands zunehmend als Hauptgeschäftsfeld ab.

Neben dem Management der kommerziellen elektronischen Zeitschriften, die vielfach nur noch in Paketen lizenziert werden können, dafür aber als digitaler Volltext abrufbar sind, gewinnt auch die Speicherung von Hochschulschriften und anderen Publikationen der Universität an Bedeutung. Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol hat auf diese Entwicklung mit der Einrichtung eines institutionellen Repositoriums, der „Visual



Library“ reagiert. Dieser Hochschulschriftenserver kann nicht nur für Preprints, sondern im Sinne des Open-Science-Gedankens auch für Rohdaten genutzt werden. Solche Primärdaten, wie Messreihen oder Befragungsergebnisse, wurden in traditionellen Publikationsverfahren aus Darstellungs- oder Platzgründen oft ausgespart.

## *2. Open Access*

Unter dem Namen Open Access formiert sich in den 1990er Jahren und vor dem Hintergrund der Bibliothekenkrise eine Bewegung, die sich für den freien Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen einsetzt. Aufgrund der vielfach neuerworbenen Monopolstellung von Verlagen steigen die Preise für Abonnements von Science-Technology-Medicine-Zeitschriften massiv. Gleichzeitig stagnieren die Budgets der Bibliotheken. Die daraus resultierenden starken Einschränkungen des Angebots an Publikationen, die an Universitäten und Forschungseinrichtungen verfügbar sind, führen zu einem Aufbegehren der betroffenen ForscherInnen.

Weiter angefacht wird die Diskussion durch die Rollenverteilung zwischen ForscherInnen, BibliothekarInnen und Verlagen. Die Bibliotheken, die für die mediale Versorgung der Universitäten verantwortlich sind, sollen trotz steigender Preise, fixierter Publikationsbündel und gleichbleibender Budgets nach den Präferenzen der WissenschaftlerInnen entscheiden. Open Access verspricht die Bibliotheksbudgets zu entlasten, da für Publikationen, die in diesem Modell erscheinen, keine Zugangsgebühren anfallen.

Die Gründung der Budapest Open Access Initiative (BOAI) erfolgt 2001 als Reaktion auf diese Überlegungen und markiert den Startpunkt der Open-Access-Bewegung. Im Oktober 2003 wird als Reaktion auf die BOAI sowie das Bethesda Statement on Open Access Publishing die Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen formuliert. Die darin formulierten Ziele gelten bis heute als Grundsatz der Open-Access-Bewegung.

Fast 500 Hochschulen, darunter auch die Universität Innsbruck, haben die Berliner Erklärung bis heute unterzeichnet und eine entsprechende Open-Access-Richtlinie ausgearbeitet, die den eigenen WissenschaftlerInnen die Publikation im Open-Access-Modell empfiehlt. Gleichzeitig entstehen, um die Open-Access-Publikation von Artikeln zu ermöglichen und zu fördern, Plattformen wie die BioMed Central (BMC) oder die Public Library of Science (PLoS). Diese Plattformen haben es teilweise innerhalb weniger Jahre geschafft, hohe Impactfaktoren zu erreichen und sind daher heute eine ernsthafte Konkurrenz zu den lange etablierten großen Zeitschriften.

Seit 2003 werden, teils auch auf Druck von Fördergebern und Forschungseinrichtungen, immer mehr Artikel im Open-Access-Modell veröffentlicht. Die britische Regierung hat sich dazu bekannt, dass ab 2014 alle mit öffentlichen Mitteln geförderten Publikationen

ab der Veröffentlichung allgemein kostenlos zugänglich sein sollen und reserviert dafür umfangreiche finanzielle Mittel im Wissenschaftsetat. Großbritannien sieht die derzeitige Situation als eine Übergangsphase und geht, so wie auch die EU Kommission, davon aus, dass Open Access in 10 bis 15 Jahren das vorherrschende Publikationsmodell sein wird.

Es gibt zwei Arten, auf denen die Open-Access-Veröffentlichung einer Publikation erfolgen kann. Dabei wird zwischen der Veröffentlichung in Open-Access-Publikationen (Goldener Weg) und der Selbstarchivierung in Repositorien (Grüner Weg) unterschieden.

Beim Goldenen Weg werden die Kosten für Publikation und Peer Reviews über Article Processing Charges (APC), die sich auf bis zu 5000 Euro belaufen, finanziert. Bei der Hybridvariante dieses Modells zahlen die AutorInnen die Article Processing Charges, um ihre Publikation vor Ablauf einer Sperrfrist auch für Nicht-Abonnenten zugänglich zu machen. Durch diese Vorgangsweise erfolgt eine Verlagerung der finanziellen Belastung von den AbonnentInnen der Zeitschriften zu den AutorInnen der Artikel. Die Finanzierung der Article Processing Charges erfolgt dabei in den meisten Fällen durch die Institutionen bzw. Fördergeber.

Hauptkritikpunkt am Goldenen Weg ist der Umstand, dass Gelder, die für die Forschung vorgesehen sind, für die Publikation der Forschungsergebnisse verwendet werden, was bislang freilich auch schon der Fall war. Schätzungen gehen teilweise davon aus, dass rund 1-2 Prozent aller Fördermittel mittelfristig in solche Publikationsbeiträge fließen werden.

Beim Grünen Weg, der auch als Selbst-Archivierung bezeichnet wird, werden Publikationen und Artikel durch die AutorInnen in institutionellen oder fachspezifischen Repositorien, beispielsweise dem von der Cornell University Library betriebenen arXiv-Server für Papers aus dem Bereich der Physik, abgelegt und stehen so einer breiten Öffentlichkeit sofort zur Verfügung. Im Normalfall wird entweder ein Preprint oder ein Postprint, das bereits ein peer-review-Verfahren durchlaufen hat, archiviert. Verlage mit einer Green Open Access Policy erlauben grundsätzlich die Selbst-Archivierung durch die AutorInnen.

Da die Selbst-Archivierung oft mit den Interessen kommerzieller Verlage kollidiert, versuchen Hochschulen und Forschungseinrichtungen in ihren Open-Access-Richtlinien eine Grundlage dafür zu schaffen. Aufgrund des Einflusses einiger großer Verlage ist darin allerdings meist eine Opt-Out-Klausel enthalten. Auch Initiativen in der Gesetzgebung, wie zum Beispiel das Anfang 2014 in Deutschland in Kraft getretene Zweitveröffentlichungsrecht, fassen vielfach zu kurz oder erweisen sich im Detail als problema-

tisch. So ist in den meisten Fällen eine anfängliche Sperrfrist von 12 Monaten vorgesehen, zu lange, um einen Zugriff auf aktuelle Forschungsergebnisse zu sichern.

Gleichzeitig ergeben sich durch den Umstieg auf elektronische Publikationskanäle massive Einschränkungen bei den Nutzungsrechten, und der Rückkauf dieser Rechte kann für die Universitäten sehr kostenintensiv sein. Vor allem renommierte ForscherInnen überlassen daher immer seltener das Copyright an ihren Publikationen kommerziellen Verlagen und stellen ihre Artikel als Preprints frei zugänglich online. Bei den NachwuchswissenschaftlerInnen stellt sich die Situation anders dar: Bei ihnen zählen vielfach noch die Reputation und die Impactpunkte von Fachverlagen, oder sie wollen aus Gründen des wissenschaftlichen Wettbewerbs ihre Forschungsergebnisse schützen.

Intensive Aufklärung darüber, dass Open Access keinesfalls bedeutet, das Urheberrecht an Forschungsergebnissen oder einer Publikation abzugeben (was juristisch gesehen gar nicht möglich ist), sondern nur den Zugang zu bereits publizierten Ergebnissen für alle Menschen zu erleichtern, ist also überaus wichtig. Ziel muss es sein, Open Access, besser noch Open Science als die beste, weil nachhaltigste Form der wissenschaftlichen (Zusammen-)Arbeit in den Köpfen der WissenschaftlerInnen zu verankern.

Vieles spricht dafür, die Rechte an wissenschaftlichen Publikationen – und nur von diesen ist hier die Rede – der community als Ganzes zuzuschreiben. Einerseits ist ohne Publikation Wissenschaft nicht möglich, andererseits werden wissenschaftliche Publikationen weniger denn je alleine im stillen Kämmerlein verfasst. Umfangreiche geisteswissenschaftliche Monographien mögen noch auf diese Art und Weise zustande kommen, doch zumindest in den Naturwissenschaften ist eine Publikation meist das Ergebnis der Arbeit eines Teams von Wissenschaftlern und auch von Nicht-Wissenschaftlern. Fünf und mehr Autoren eines Aufsatzes von wenigen Seiten – darunter Wissenschaftler und technische Mitarbeiter – sind gerade in den labororientierten Disziplinen keine Seltenheit. Bezieht man die referenzierte Literatur und die Fachdiskussion im Vorfeld einer Publikation ein, so wird deutlich, wie wenig sinnvoll und möglich es ist, die Inhalte solch einer Publikation im Sinne geistigen Eigentums einer Person zuzuordnen.

Open Access ermöglicht dagegen den Zugriff der gesamten scientific community auf die wissenschaftliche Kommunikation und ihre Ergebnisse. Hierzu ist es weder erforderlich, den Urheberschutz in toto für obsolet zu erklären noch die prekäre Haushaltslage der Bibliotheken heranzuziehen. Open Access entspricht dem Wesen der Wissenschaft vor dem Hintergrund der technischen Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts und löst zugleich das für die Zeitschriftenkrise wesentlich verantwortliche Allmende-Problem des Bibliotheksetats. Dies schließt die Beteiligung von Verlagen am Produktionsprozess ebenso wenig aus wie die Beteiligung der Bibliotheken an der Erschließung und Verbreitung von Informationen. (Brintzinger 2010, S. 345f.)

Die Verbreitung von Open Access hängt auch stark davon ab, welche wissenschaftliche Disziplin untersucht wird: In den naturwissenschaftlichen Fächern, vor allem den Life-Sciences, ist Open Access aufgrund der kürzeren Halbwertszeit der Forschungsergebnisse seit Jahren Usus: Wer nicht schnell publiziert, muss damit rechnen, dass ihm jemand zuvorkommt oder die Ergebnisse bereits überholt sind. JuristInnen reagieren hier wesentlich verhaltener, unter anderem wohl auch deshalb, weil Publikationen bisher finanziell honoriert wurden. In der Regel sind finanzielle Vergütungen für wissenschaftliche Publikationen jedoch unüblich. Anders in den Künsten, z.B. der Literatur, wo die AutorInnen auf eine Vergütung angewiesen sind, um für ihren Lebensunterhalt aufzukommen.

Der freie Zugang zu wissenschaftlichen Resultaten bietet für alle Beteiligten Vorteile: Ein freier Zugang erhöht die internationale Sichtbarkeit der Publikationen in der Scientific Community und erleichtert den Transfer der wissenschaftlichen Erkenntnisse in die Gesellschaft. Durch die offene Bereitstellung des elektronischen Volltextes im Internet werden außerdem Mehrwerte wie Indizierung, Verlinkung mit anderen Quellen, Einbindung multimedialer Inhalte und eine größere Verbreitung in interdisziplinären Kontexten erreicht. Während früher beispielsweise eine Dissertation nur in einigen ausgewählten Bibliotheken verfügbar war, kann eine elektronische Doktorarbeit, die im Repositorium einer Universitätsbibliothek gespeichert ist, weltweit im Volltext gefunden und auch eingesehen werden. Die Bibliothek sorgt dafür, dass die Publikation durch Metadaten und eine persistente elektronische Adresse (DOI, URN) dauerhaft verfügbar ist.

Der starke Anstieg von Publikationen in Open-Access-Zeitschriften sowie die Archivierung von Pre- und Postprints haben bis heute auch bewirkt, dass die Preissteigerungen der Verlage in den letzten Jahren abgeflacht sind. Viele Verlage bieten mittlerweile selbst Open-Access-Publikationen oder zumindest eine Publikation als Hybrid Open Access an. Die anfallenden Kosten werden dabei von den LeserInnen bzw. den Bibliotheksetats zu den AutorInnen und ProduzentInnen verschoben. Die dadurch anfallenden Personal- und Sachkosten tragen meist die Universitäten und Forschungseinrichtungen. Vor allem bei den Hybrid-Publikationen hat sich zudem eine Praxis des ‚Double-Dippings‘ entwickelt, bei der AutorInnen und AbonnentInnen für eine Publikation zahlen. Die Abschaffung dieser Vorgangsweise, die vor allem kleinere und weniger finanzstarke Einrichtungen und Regionen benachteiligt, ist eines der wichtigsten Ziele der nächsten Jahre.

### *3. Universitätsverlage*

Viele Universitäten, u.a. in Deutschland oder den Niederlanden, haben eigene Verlage eingerichtet, um den Open-Access-Gedanken zu etablieren. Auch der 2005 an der Universität Innsbruck von Rektor Tilmann Märk gegründete Verlag innsbruck university press (iup) ermöglicht es den WissenschaftlerInnen, ihre Forschungsergebnisse nicht nur

rasch, kostengünstig und qualitativvoll, sondern eben auch in Form von Open Access zu publizieren.

Seit Beginn werden jährlich rund 60 wissenschaftliche Publikationen und Lehrbücher aus allen Fakultäten verlegt, die in mehr als 50 Veranstaltungen pro Jahr präsentiert werden. Innsbruck University Press unterstützt die Aufgaben und Ziele der Universität, sowohl was ihren Forschungs- als auch ihren Bildungsauftrag betrifft und publiziert relevante Forschungsergebnisse sowie Publikationen, die das kulturelle Leben bereichern. IUP ist einer von wenigen Verlagen mit einem „Vollspartenprogramm“, die Schriftenreihen und Zeitschriften spiegeln die Vielfalt der Universität wider. Der Verlag garantiert Zitierfähigkeit, Authentizität und dauerhafte Verfügbarkeit der Forschungsergebnisse – auch im Internet.

Qualität steht bei allen Projekten an oberster Stelle: Der einfache und schnelle Zugang zum Internet birgt nämlich durchaus die Gefahr in sich, dass hohe Qualität in der Masse von Resultaten untergeht. Peer-review-Verfahren sind eine Möglichkeit, die Qualität in wissenschaftlichen Publikationen zu sichern, und hier liegt sicherlich auch eine der Stärken von Universitätsverlagen. Während diese Verfahren für einen privatwirtschaftlichen Verlag schwierig zu organisieren und zeitaufwändig sind, stellen sie für eine Universität nur einen Teil des ‚Tagesgeschäfts‘ dar. Organisationseinheiten, wie beispielsweise jene für Forschungsförderung und Qualitätssicherung in der Forschung, besitzen zahlreiche internationale Kontakte und können daher auf einen großen Pool von potentiellen GutachterInnen zurückgreifen. Publikationen, die ein blind-peer-review-Verfahren nach internationalen akademischen Standards durchlaufen haben, werden daher bei IUP im Rahmen einer kürzlich eingerichteten Premiummarke geführt und mit einem eigenen ‚peer-reviewed‘-Siegel gekennzeichnet.

Es ist geplant, in den kommenden Jahren im Bereich der Zeitschriften vor allem das Angebot für die Publikation von Online-Journals auszubauen und damit dem Wunsch vieler HerausgeberInnen, ihre Zeitschriften auf Open Access umzustellen, entgegenzukommen. Während in den Geistes- und Kulturwissenschaften Monographien nach wie vor eine große Rolle spielen, erfolgt in vielen Disziplinen, wie den Naturwissenschaften, der Architektur, der Politikwissenschaft oder der Soziologie wissenschaftliche Publikation vorwiegend als Veröffentlichung in einer Zeitschrift. Während Monographien nach wie vor meist auch in gedruckter Form erscheinen, ist bei den Zeitschriften der Trend in Richtung einer rein digitalen Publikation stärker, weil diese am Bildschirm oder e-Reader gut gelesen oder bei Bedarf selbst ausgedruckt werden kann und somit überall sofort verfügbar ist.

#### *4. Empfehlungen für die Herausgabe von Open-Access-Zeitschriften*

Da bei vielen WissenschaftlerInnen der Wunsch besteht, eine Open-Access-Zeitschrift zu gründen bzw. eine bestehende Zeitschrift frei zugänglich zu machen, erarbeitet eine vom Open Access Network Austria (OANA) eingerichtete Arbeitsgruppe, an der auch innsbruck university press beteiligt ist, derzeit Empfehlungen für die Herausgabe von Open-Access-Zeitschriften durch österreichische Forschungseinrichtungen. Die Resultate richten sich an WissenschaftlerInnen und Studierende akademischer Einrichtungen sowie die MitarbeiterInnen universitärer Serviceeinrichtungen wie Bibliotheken, Verlage oder wissenschaftliche Gesellschaften, die WissenschaftlerInnen bei der Herausgabe einer Open-Access-Zeitschrift beraten sollen.

Neben den inhaltlichen, formalen, technischen und vor allem qualitativen Kriterien werden auch die Bereiche Openness im Allgemeinen sowie Rechte und Lizenzen Teil des Papiers sein. Darüber hinaus sollen Ratschläge ausgearbeitet werden, wie die Sichtbarkeit von Artikeln durch Indizierung, Metriken und die Nutzung von Webtools erhöht werden kann. Ein Leitfaden zur Kostenkalkulation eines solchen Vorhabens soll das Papier vervollständigen. Die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen, und es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, auf die derzeitigen Ergebnisse näher einzugehen, deshalb soll abschließend der Stand der Diskussion nur kurz skizziert werden.

Die Herausgabe von wissenschaftlichen Zeitschriften stellt eine große Herausforderung für WissenschaftlerInnen dar, da es, abgesehen von vielen internationalen Kontakten einer hohen Kontinuität und eines zusätzlichen Arbeitseinsatzes bedarf, um ein rechtzeitiges und regelmäßiges Erscheinen der Zeitschrift zu gewährleisten. Beides sind, abgesehen von der inhaltlichen Qualität, wichtige Kriterien für die Aufnahme in Citation Indexes und damit den Erfolg und Fortbestand einer Zeitschrift.

Bei der Gründung einer Open-Access-Zeitschrift muss zunächst die thematische Ausrichtung festgelegt und sondiert werden, welche ähnlichen Zeitschriften es bereits gibt. Auf der Basis dieser Analyse sind dann die Zielgruppe und die Alleinstellungsmerkmale der neuen Publikation zu definieren. Es muss geklärt werden, ob es sich um eine rein digitale Publikation handeln wird oder ob auch eine gedruckte Version produziert werden soll; zudem muss geklärt werden, in welcher Frequenz die Zeitschrift erscheinen soll sowie welche Sprache, Länge und Art (Artikel, Rezensionen ...) die Artikel aufweisen sollen. Schlussendlich muss das Editorial Board, das Herausgebergremium, konstituiert werden.

Der Titel der Zeitschrift sollte – wenn möglich und sinnvoll – in Englisch gehalten sein, um eine Verbreitung im nicht deutschsprachigen Ausland zu unterstützen. Aus demselben Grund muss für die Zeitschrift auch eine ISSN (Internationale Standardnummer für fortlaufende Sammelwerke), sozusagen die ISBN für Zeitschriften, im ISSN-Center in

Paris beantragt werden. Auf der technischen Seite sind die Art des Hostings (Repository, Website) zu klären und so zu implementieren, dass die Langzeitarchivierung, aber auch die dauerhafte Zitierfähigkeit der Aufsätze garantiert werden kann. Eine eigene Webdomain sowie der Einsatz von Digital Object Identifiers (DOIs) helfen dabei, die eindeutige und dauerhafte digitale Zuordnung von Objekten zu sichern und stellen – wie die ISSN-Nummer für die gesamte Zeitschrift – sicher, dass einzelne Beiträge im Internet dauerhaft auffindbar sind. Um die Zeitschrift möglichst sichtbar und die Artikel auffindbar zu machen, gilt es, die Artikel zu indizieren und in einschlägigen Volltext- und Fachdatenbanken einzutragen. Metriken und Zitationsindizes können dabei helfen, diese Maßnahmen qualitätszusichern und die Auswirkung einzelner Maßnahmen messbar zu machen. Spezielle Journal-Management-Applikationen, wie beispielsweise das kostenlose Open Journal System (OJS), bieten heute gute Unterstützung bei der Erstellung und Erfassung der Artikel für die Publikation.

Als Medieninhaber der jungen Zeitschrift fungieren entweder die HerausgeberInnen selber oder jene Institution, die das Repository, in dem die Zeitschrift verfügbar ist, betreibt. Für die zukünftigen AutorInnen sollte, um bei der Einreichung von Manuskripten zu helfen, eine schriftliche Richtlinie erstellt werden, in der die Editorial, Review und Submission Policy sowie allfällige Publikationsgebühren geregelt sind. Auch die formellen Vorgaben an Formatierung und Inhalt (AutorInnen, Titel, Abstract, Keywords, Bibliographie ...) des Artikels sowie an sonstige Materialien wie Abbildungen sollten darin enthalten sein. Last but not least müssen sämtliche Copyrights (inkl. Bild- / Medienrechte) und Lizenzen geklärt werden. Eine langfristige Kosten- und Ressourcenplanung durch eine institutionelle Trägerschaft sowie Förderungen durch Sponsoren, die Personal- und Sachkosten decken, kann helfen zu sichern, dass die Herausgabe einer Open-Access-Zeitschrift zu einem erfolgreichen Vorhaben wird.

### *5. Zusammenfassung*

Mitte der 90er Jahre sehen sich viele Bibliotheken durch die Preispolitik einiger Wissenschaftsverlage gezwungen, Zeitschriften abzubestellen und den Kauf von Büchern einzuschränken. Daraus resultiert die Forderung, dass von öffentlicher Hand subventionierte Forschungsergebnisse im Internet frei zugänglich gemacht werden und damit auch die Kluft zwischen finanziell starken und finanziell schwachen Nationen verringert werden soll – die Geburtsstunde von Open Access. Der Open-Access-Gedanke ist heute wohl kaum mehr aufzuhalten, ein radikaler Umbau des Publikationsbereichs in vollem Gang. Aus Sicht der Universitäten muss es das langfristige Ziel sein, diesen Bereich so umzugestalten, dass wissenschaftliche Publikationen mit hohen Qualitätsstandards im Internet sofort bei Erscheinen für alle Menschen frei zugänglich sind: Denn Forschung wird erst durch Verbreitung ihrer Resultate zur Wissenschaft.

*Literatur*

- Brintzinger, K.-R. (2010): Piraterie oder Allmende der Wissenschaften? Zum Streit um Open Access und der Rolle von Wissenschaft, Bibliotheken und Markt bei der Verbreitung von Forschungsergebnissen. In: *Leviathan*, 38, 331-346, doi: 10.1007/s11578-010-0095-5
- Engström, Christian; Falkvinge, Rick (2012): *The Case for Copyright Reform*. Brüssel: Piratpartiet, The Greens in the European Parliament.
- Reckling, Falk (2011): Eine freie Wissenschaft braucht die freie Zirkulation ihrer Erkenntnisse. Zur aktuellen Entwicklung von Open Access aus der Perspektive des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF). In: *Nidermair, Klaus (Hg.): Die neue Bibliothek. Anspruch und Wirklichkeit*. 31. Österreichischer Bibliothekartag, Innsbruck 2011. Sattens: Neugebauer, S. 102-112.
- Lewis, D. (2012): The Inevitability of Open Access, in: *College & Research Libraries*, 73, 5, 493-506.
- Missomelius, Petra; Sützl, Wolfgang; Hug, Theo; Grell, Petra; Kammerl Rudolf (2014) (Hg.): *Media, Knowledge and Education: Freie Bildungsmedien und Digitale Archive*. Innsbruck: innsbruck university press.
- Rußmann, Uta; Beinstainer Andreas; Ortner Heike; Hug, Theo (Hg.) (2012): *Grenzenlose Enthüllungen? Medien zwischen Öffnung und Schließung*. Innsbruck: innsbruck university press.
- Sützl, Wolfgang; Stalder, Felix; Maier, Ronald; Hug Theo (Hg.) (2012): *Media, Knowledge and Education: Cultures and Ethics of Sharing*. Innsbruck: innsbruck university press.





*Michael Habersam & Klaus Niedermair*

## **Die Bibliothek im Zeitalter ihrer Automatisierbarkeit**

### Die Aufgaben der Bibliothek und die Darlegung ihrer Qualität

In diesem als Gespräch konzipierten Beitrag geht es um zwei Fragen: Welche Aufgaben soll die universitäre Bibliothek haben und wie ist eine Darlegung der Qualität ihrer Dienstleistung möglich? Es zeigt sich, dass für die Beantwortung dieser Fragen gerade die Automatisierbarkeit der bibliothekarischen Dienstleistung ein entscheidender Punkt ist. Zukunftsfähig sind vor allem jene Aufgaben der Bibliothek, die sich, im Gegensatz z.B. zu Suchmaschinen, gerade nicht automatisieren lassen. Dazu zählen primär Beratung und Schulung im Sinne einer aktiven, an Nutzer/innen orientierten Informationserschließung. Automatisierung kann hier nicht möglich sein, wenn man davon ausgeht, dass das Ziel des (universitären) Lehrens und Lernens nicht nur in Ausbildung, sondern v.a. auch in Bildung besteht. Mit selbstbestimmter kritischer Reflexion von Wissen, als Sinn von Bildung, ist z.B. eine automatisierte Informationsrecherche unvereinbar, da sie auf informationelle Selbstbestimmtheit verzichtet. Die Automatisierbarkeit hat auch Relevanz für die Frage, wie die Qualität der bibliothekarischen Dienstleistung dargelegt, gesichert und argumentiert werden kann. Eine nicht automatisierbare bibliothekarische Arbeit entzieht sich einer ausschließlichen Quantifizierung durch Leistungskennzahlen, sie ist Teil eines immateriellen, Wissen schaffenden Prozesses. Umgekehrt sind es vermutlich v.a. automatisierbare Dienstleistungen, deren Effizienz und Qualität quantifizierend darstellbar sind. Darin zeigen sich die Grenzen einer rein quantitativen Abbildung von Qualität. Abschließend wird die Möglichkeit einer am qualitativen Forschungsparadigma orientierten Beschreibung der Dienstleistungsqualität der Bibliothek skizziert, die auch immaterielle Werte sichtbar machen kann.

**N:** Lieber Michael, ich danke dir, dass du Zeit hast für dieses Gespräch. Wir kennen uns seit 1999, das ist das Jahr, als die Fakultät für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in das neue Gebäude übersiedelt ist und die SoWi-Bibliothek eröffnet wurde. Du hast immer ein reges Interesse für die Bibliothek gezeigt, eine Zeit lang warst du Bibliotheksbeauftragter deines Instituts und engagiert am Bestandsaufbau der Bibliothek beteiligt, etliche Bücher sind auf deinen Vorschlag hin angekauft worden, und wir hatten oft Gelegenheit zu anregenden und spannenden Gesprächen, unter anderem über Fragen zum Management und Controlling der Bibliothek.

Jetzt möchte ich mit dir ein Gespräch führen über die Aufgaben der Bibliothek, vor allem im Zusammenhang mit der universitären Lehre, und über Möglichkeiten der Qualitätsmessung und Evaluierung der bibliothekarischen Dienstleistung. Als Studiendekan der Fakultät für Betriebswirtschaft, als Forscher und Lehrender bist du maßgeblich verantwortlich für die Qualität der Lehre an deiner Fakultät. Mich interessiert, welche Zielsetzungen die universitäre Lehre im Kontext von Ausbildung und Bildung hat und welche Aufgaben der Bibliothek dabei zukommen. Ich weiß es zu schätzen, dass du dir die Zeit nimmst, und ich sehe dies als Zeichen, dass auch dir die Bibliothek wichtig ist.

**H:** Lieber Klaus, meinen „Werdegang“ in Bezug auf die SoWi-Bibliothek hast du ja genau geschildert und auch die Themen, die uns bei der Besprechung der gesammelten Bestellwünsche immer wieder beschäftigt haben. Ich habe mich immer sehr gefreut, dass du als Leiter der Bibliothek mit mir nicht nur über Buchbestellungen, sondern auch über die Entwicklung der Bibliothek geredet hast. Ich empfand Bibliotheken immer schon als inspirierende Orte und war übrigens zur Mit-Finanzierung meines Studiums wissenschaftliche Hilfskraft in unserer kleinen Fakultätsbibliothek in Witten/Herdecke mit „gefühl“ sechseinhalb Regalreihen auf 40 qm. Das war Bibliothekswesen in der Nusschale: Fernleihe, Bestellwesen, Inventarisierung, Katalogisierung, Verschlagwortung bis zum Einstellen ins Regal. Es war vom Charakter her eine Präsenzbibliothek, für mehr als ein Exemplar war selten Geld da, und so wurde eben viel kopiert. Das ist jetzt schon ein Weilchen her, und im Rückblick wird mir sehr deutlich, was sich in Bibliotheken verändert hat und was sich vielleicht nie verändern wird. Wenn ich heute eine Bibliothek betrete, finde ich eine elektronische Ausleihe vor, ich bezahle am Kassensautomat, vorgeordnete Bücher hole ich mir selbst aus dem Bereitstellungsregal, und die Recherche im Zettelkasten gehört der Vergangenheit an, weil heute ein Suchportal auf einem eventuell mobilen Endgerät den Einstieg in die Recherche darstellt. Die Form hat sich drastisch verändert, die Motivation, eine Bibliothek zu benutzen, wohl kaum. Mir kommt Neugier immer noch als zentrales Motiv vor. Und abgesehen davon war die Bibliothek immer auch ein Ort des Lesens in Ruhe und der Beginn vieler Freundschaften.

**N:** Zwei Dinge fallen mir da ein. Arbeit in der Bibliothek gehörte früher sehr häufig zur universitären Karriere, besonders als es noch die Institutsbibliotheken gab. Hans Moser, einer der Altrektoren unserer Universität, hat zum feierlichen Anlass des Amtsantrittes von Martin Wieser als Bibliotheksdirektor über seine eigene bibliothekarische Vergangenheit als Assistent erzählt und zum Schluss den berühmten Kennedy-Satz in einer Variation zitiert: Ich bin ein Bibliothekar! Dass Bibliotheksarbeit nur mehr von Bibliothekar/innen gemacht wird, ist natürlich ein Fortschritt und ein Gewinn für alle, aber es bedeutet auch Distanzierung. Die Dichotomie wissenschaftliches versus nicht-wissenschaftliches Personal ist ohnedies spürbar. Mit dem administrativen Bereich der Universität kooperiert die Bibliothek schon gut. Dazu hat sicher Martin Wieser in seiner Funktion als Vizerektor einiges beigetragen – abgesehen davon, dass die neue Gesetzeslage die Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung der Universität definiert und nicht mehr als selbständige Dienststelle des Ministeriums, demnach Kooperation schon organisatorisch notwendig ist. Was jedoch das bibliothekarische und das wissenschaftliche Personal betrifft, wäre mehr formelle und informelle Kommunikation angesagt. Für Fachreferent/innen ist es essentiell, informiert zu sein über Schwerpunkte in Forschung und Lehre – sie sind ja nicht von ungefähr auch *wissenschaftliche* Bibliothekar/innen. Ich habe die

Erfahrung gemacht, durchaus als kompetenter Ansprechpartner wahrgenommen zu werden.

Der zweite Punkt: Wir haben wohl beide eine sehr veränderungsintensive Etappe in der Geschichte der Bibliothek miterlebt. Ich bin jetzt mehr als 25 Jahre in der Bibliothek tätig, damals hat gerade das EDV-Zeitalter begonnen. Aus dem Benutzungsbereich verschwanden die großen Kataloge, die alten Suchportale, mit denen man Bücher finden konnte. Sie wurden abgelöst durch ein *interface*, Bildschirm, Tastatur, Maus. In der Buchbearbeitung wichen die Schreibmaschinen den Terminals und PCs, die neue Form der Datenerfassung war für einige Kolleg/innen eine starke Herausforderung, z.T. sah man darin sogar den Niedergang der wissenschaftlichen Bibliothek, weil die EDV und die EDV-Leute immer wichtiger wurden. Klar, zu Beginn war das System noch holprig, die Mitarbeiter/innen noch nicht vertraut mit der neuen EDV-Arbeitswelt. Manches ist besser, doch die Technologie steht seitdem im Zentrum.

Im zeitlichen Abstand kann man jetzt sagen, dass dies alles, auch die Veränderungen, von denen du gerade erzählt hast, nur Symptome der Technologisierung sind. Eigentlich betrifft dies nur die Oberfläche. Technologie in diesem Sinne ist wichtig, aber nicht alles, das sollten auch manche Bibliothekare nicht vergessen. Primär soll es um die Menschen gehen, die die Technik nutzen. D.h. aber auch, dass der wirkliche Wandel durch die Technologisierung sich bei der Bibliotheksnutzung abspielt.

Dieser Wandel greift so tief, dass man mitunter schon die radikale Frage gehört hat: *Braucht es noch Bibliotheken?* Natürlich brauchen wir sie, ich bin überzeugt davon, nicht nur, weil ich ein Bibliothekar bin. Trotzdem muss man sehen, dass sich die Kernaufgaben der Bibliothek verändert haben, ja man sollte deshalb eine ähnlich radikale Frage stellen: *Wozu braucht es Bibliotheken?*

**H:** Da sind wir durchaus einer Meinung. Die radikale Frage nach der Existenzberechtigung der Bibliothek kommt mir etwas überzogen vor. Die Frage nach dem *Wozu* gefällt mir demgegenüber sehr viel besser, weil sie grundsätzlich und wertschätzend zugleich ist. Sie zielt auf Transformation, nicht auf Abschaffung per se. Wohin geht eigentlich die Reise aus deiner Sicht?

**N:** Das ist eben die Frage. Aber wo haben wir die Reise begonnen? Die Bibliotheken sind in mehrfacher Hinsicht unter Druck geraten. Das liegt zum einen an der bereits genannten überall wahrnehmbaren Technologisierung und an den Veränderungen am Informationsmarkt: So stehen die Bibliotheken unter einem oft aussichtslosen Konkurrenzdruck durch kommerzielle Informationsanbieter und Suchmaschinen. Zweitens zeigt sich eine zunehmende Ökonomisierung, spürbar z.B. am Kostendruck durch stagnierende Budgets auf der einen Seite und steigende Kosten für Zeitschriften und E-Medien auf der anderen. Und nicht zuletzt hat sich der Wissenschaftsbetrieb verändert,

die Wissenschaftskommunikation und das Informationsverhalten der Forschenden, Lehrenden und Studierenden – das ist der zentrale Punkt, da geht es nicht nur um Technik, sondern um die Menschen, die sie nutzen.

**H:** Das hört sich für mich durchaus krisenhaft an: weniger Geld, weniger planbares Nutzungsverhalten, technologiegetriebene Angebotsvielfalt. Für meine Begriffe sind das genau die Herausforderungen, denen sich andere Organisationen im öffentlichen Sektor auch schon stellen mussten. Das ist keineswegs immer negativ ausgefallen, sondern kann auch in gemeinsame Entwicklung mit denjenigen münden, die vorher durch die Organisation primär „zwangsbeglückt“ wurden.

**N:** Falls ich dich – übersetzt in unseren Kontext – so verstehen kann, dass sich die Bibliothek viel mehr an Nutzer/innen orientieren sollte, sie also nicht zwangsbeglückt, dann bin ich deiner Meinung. Ich sehe dies sogar als *die* Überlebensstrategie der Bibliothek in der gegenwärtigen Krise, wenn wir schon von Krise reden wollen.

**H:** Letztlich ist weder die Technologieentwicklung noch die Budgetlage durch die einzelne Bibliothek stark beeinflussbar. Mir kommt es so vor, dass Geld für neue Technologien durchaus zu bekommen ist, nicht so leicht hingegen für die umfassende Bewusstseinsbildung im Umgang damit, d.h. „Hardware“ wird eher bezahlt als „Skillware“. Da geht es um symbolisches Kapital, wenn die technologisch topmoderne Bibliothek die Verwendung des Budgets sichtbar macht. „Skillware“ – also der kritisch reflektierende Umgang mit den neuen technologischen Möglichkeiten – ist demgegenüber unauffälliger und schnell in der Gefahr, substanziellen Einsparungen zum Opfer zu fallen. Demgegenüber wäre es notwendig, angesichts der rapiden Entwicklungen im Bereich der Technologien den kritisch reflektierenden Umgang damit als zukunftssträchtige Investition in unsere Wissensgesellschaft zu begreifen und zu forcieren. Das wäre der Unterschied zwischen ökonomistischem Spardiktat und ökonomischem Investitionsdenken.

Aber lass uns bei deinem dritten Aspekt bleiben, der Wissenschaftskommunikation. Da ich Kommunikation als wechselseitigen Prozess sehe, liegt hier vielleicht Gestaltungsmöglichkeit und Spielraum für die Schaffung von echtem Mehrwert bei der Nutzung von neuen Technologien und bestenfalls stagnierenden Budgets.

**N:** Wenn die Bibliothek die Orientierung an den Nutzer/innen ernst nimmt – und das ist die Überlebensstrategie –, heißt das, dass wir ein verändertes Informations- und Kommunikationsverhalten zum Focus unserer Arbeit machen müssen.

All diese Veränderungen haben dazu geführt, dass die traditionellen Kernaufgaben der Bibliothek ins Wanken geraten sind. Im alten UOG 74 und 93 gab es einen Passus, nämlich § 78 (1), in der die Aufgaben der Bibliothek so definiert wurden: „Beschaffung, Er-

schließung und Bereitstellung der zur Erfüllung der Lehr- und Forschungsaufgaben erforderlichen Informationsträger“. Das war eine brauchbare Formel für das, was Bibliothekar/innen tun: Wir beschaffen Bücher und Zeitschriften, erschließen sie in unseren Katalogen und stellen sie bereit. Doch seitdem hat sich einiges getan, es ist nicht mehr so einfach, die Aufgaben der Bibliothek zu beschreiben, und bezeichnenderweise wird das im UG 2002 gar nicht mehr versucht, abgesehen davon, dass die Bibliothek nur mehr marginal Erwähnung findet.

**H:** Vielleicht verstehe ich da etwas falsch, aber mir scheint diese ältere gesetzliche Definition eurer Aufgaben nach wie vor brauchbar, zumindest ausreichend allgemein, wenn von „Informationsträgern“ die Rede ist.

**N:** Grundsätzlich schon, aber dazu müssen diese drei Aufgaben neu definiert und erweitert werden. Immer mehr Informationen sind global in digitaler Form überall und zu jeder Zeit verfügbar, die Zahl der Print-Medien, die die Bibliothek vor Ort im Angebot hat, nimmt ab – vor allem in wissenschaftlichen Bibliotheken. Auf jeden Fall muss man die digitalen Medien dazurechnen, ob das noch „Informationsträger“ sind, ist fraglich. Vieles ist im Netz frei zugänglich, auch dank der *Open-Access*-Initiativen, das ist gut, schnell, komfortabel. Da stellt sich wieder die Frage: Braucht es dafür noch eine Bibliothek? Informationen, die viel Geld kosten, also E-Journals, E-Books, Volltextdatenbanken usw., kauft die Bibliothek zwar, doch für die Benutzer/innen ist es einerlei, wer dafür bezahlt, wichtig ist, dass sie an die Informationen herankommen. D.h. einerseits gibt die Bibliothek ihre Funktion der Informationsversorgung – die Beschaffung und Bereitstellung – mehr und mehr ab, andererseits wird ihr diese dort, wo sie sie noch hat, nicht immer zugeschrieben.

**H:** Mir fällt dazu ein alter Song ein: „Die Dinosaurier werden immer trauriger“... Sorry, aber du scheinst die *alleinige* Funktion der Informationsversorgung zu meinen, also dir bricht das Monopol weg, und dann wird es eben unübersichtlicher.

**N:** Man muss nicht gleich von einem Monopol sprechen – obwohl die Bibliothek früher tatsächlich ein solches hatte. Ich habe von den Kernaufgaben gesprochen, die ins Wanken geraten sind und die wir neu definieren müssen. Das gilt noch viel mehr für die zweite Aufgabe laut UOG, die Erschließung der Informationen. In Zeiten des UOG war damit gemeint, dass die Bibliothek alle Informationsträger, die sie erwirbt, formal und inhaltlich katalogisiert. Damit diese gesetzliche Formel weiterhin gültig sein kann, geht es nicht mehr nur um die Katalogisierung, sondern auch und viel mehr um Informationsvermittlung.

Die Erschließung im herkömmlichen Sinn, die Katalogisierung, bleibt natürlich weiterhin eine Kernaufgabe der Bibliothek. Das Ziel dieser personal- und kostenintensiven Tätigkeit ist, dass Benutzer/innen die nachgefragten Informationen finden können, einerseits über formale Suchkriterien wie bspw. Autor, Titel, Verlag, andererseits über inhaltliche wie Schlagwörter und Klassifikationen. Die Formalerschließung folgt relativ klaren und verbindlichen Regeln, die für alle Medien Anwendung finden, unabhängig vom Wissensbereich, unabhängig von ihrem Inhalt. Komplexer ist die Inhaltserschließung, sie bringt Medien in eine Ordnung, sie schafft so Möglichkeiten der Vernetzung von Inhalten, und sollte mit der Systematik einer Wissenschaftsdisziplin abgestimmt sein.

**H:** Das erinnert mich an deine Überlegungen und unsere gelegentliche Diskussion zur Aufstellungssystematik der SoWi-Bibliothek.

**N:** Ich sehe darin eine wertvolle Systematik, sie wurde in den 1990er Jahren konzipiert in Kooperation mit den Bibliotheksbeauftragten der Institute, und sie gibt nach wie vor eine strukturierte Übersicht der Schwerpunkte in Forschung und Lehre an unseren Fakultäten wieder, ein Abbild der Informationsinteressen vor Ort. Ich betone *vor Ort*, denn Re-Lokalisierung (wie das Ulrich Beck bezeichnet hat) ist im Zeitalter der Globalisierung auch ein Überlebensprinzip der Bibliothek – es ergibt sich konsequent aus dem Prinzip der Orientierung an den Nutzer/innen.

**H:** Diese Systematik mag nach wie vor wertvoll sein, allerdings betrifft sie nur einen relativ kleinen Teil der Informationen, mit denen Forschende und Studierende arbeiten. Die Zeitschriftenartikel sind in dieser Form nicht erschlossen und schon gar nicht die vielen digital verfügbaren Informationsquellen, da sind wir auf andere Suchwerkzeuge angewiesen.

**N:** Ja, in unserem Freihandbereich sind nur ca. 60.000 Bücher nach dieser Systematik erfasst, ein Mikrokosmos, aber mit diesem Beispiel wollte ich verdeutlichen, wie Bibliotheken mithilfe von Klassifikationen Ordnung schaffen – und ich betone nochmals: nutzerorientiert, re-lokalisiert. Deswegen wäre es ein Schaden, wenn diese Systematik aufgegeben wird – was nicht heißt, dass die Bücher nicht auch durch eine andere Systematik erschlossen werden können, um sie im Rahmen etablierter Klassifikationssysteme (wie die RVK oder die DDC) recherchierbar zu machen.

Bibliotheken ordnen Wissen darüber hinaus durch Beschlagwortung. Dabei muss man leider eine Diskrepanz feststellen zwischen dem intellektuellen Aufwand, den unsere Kolleginnen und Kollegen hier investieren, und der effektiven Nutzbarkeit in der Literaturrecherche. Es ist schade, dass unsere Kataloge und Discovery Systeme das in den Metadaten schlummernde Kapital nicht fruchtbar machen durch intelligente

Verlinkungen, durch Visualisierung von semantischen Netzwerken. Man muss sich vorstellen, die Schlagwörter sind Teil eines Thesaurus und könnten in ihren vielfältigen Vernetzungen abgebildet werden und so einen Mehrwert für die Literatursuche bringen.

**H:** Da kann ich mir auch ganz gut graphische Darstellungen von Begriffsassoziationen und *mind maps* vorstellen, aber mir scheint, dass bis dahin noch manches zu tun wäre. Doch kehren wir zu unserer Frage zurück: Wie ändern sich die Aufgaben der Bibliothek in den Zeiten von Google?

**N:** Was die weltweit digital verfügbaren Informationen betrifft, könnte es das Ziel der Bibliothek sein, auch diese formal und inhaltlich zu erschließen – das kann natürlich eine Bibliothek nur im kooperativen Verbund mit anderen, die Bibliotheken haben hier ja schon gute Erfahrungen mit der kooperativen Katalogisierung von Büchern und Zeitschriften. Es gibt einige Projekte zur Erschließung digitaler Medien, z.B. virtuelle Fachbibliotheken und Wissensportale, aber die haben es nicht leicht im Wettbewerb mit den Suchmaschinen, diese werden von den Nutzer/innen offensichtlich besser angenommen. Doch was tun die Bibliotheken? Sie bauen ihre Kataloge zu Suchmaschinen à la Google um.

Was bedeutet das? Suchmaschinen erschließen uns eine kunterbunte Menge von Dokumenten auf weltweit verteilten Web-Seiten durch automatische Indexierung und *Relevance Ranking*, ohne irgendeine intellektuelle Informationserschließung, ohne Selektion – außer wenn kommerzielle Interessen verfolgt und Angebote gezielt lanciert werden. Die auf Suchmaschinentechologie basierenden bibliothekarischen *Discovery Systeme* erschließen zwar qualifizierte Dokumente, aber auf der Grundlage von unterschiedlichen, z.T. unqualifizierten Metadaten. Da sind Dokumente dabei, die bibliothekarisch diszipliniert formal und inhaltlich katalogisiert sind, also von bester Qualität, aber in höherem Ausmaß auch Dokumente von Verlags- und sonstigen Publikationsservern mit Metadaten von minderer Qualität. Ausschlaggebend ist die Quantität verfügbarer Dokumente, die Inkonsistenz der Metadaten wird in Kauf genommen. Allerdings kann das die fatale Konsequenz haben, dass die qualifizierten bibliothekarischen Metadaten zu einer Minderheit werden, und sich schließlich eine ganz andere Strategie der Informationserschließung durchsetzt, nämlich die automatische Indexierung von Volltexten und deren *Relevance Ranking* nach nicht nachvollziehbaren Algorithmen: Dann sind wir ganz bei Google gelandet. Dass die Bibliothek so viel als möglich Dokumente im Volltext anbietet, ist ein anspruchsvolles Ziel, diesen Traum der Universalbibliothek gab es schon immer. Das Szenario, dass alle diese Dokumente nur noch vollautomatisch erschlossen werden, mag einigen Leuten gefallen, mir nicht, ich fürchte, das ist das Ende der Bibliothek.



**H:** Es könnte ja aber auch sein, dass die „vollautomatisierte Wissensfabrik“, in der ab und zu Bibliothekar/innen als „Wartungsingenieure“ durchlaufen wie in unseren hochtechnisierten Autofabriken gemessen an den Qualitätsmaßstäben der Nutzer/innen sehr gute Ergebnisse liefert.

**N:** Der Vergleich Bibliothek und Autofabrik gefällt mir überhaupt nicht. Wenn das die virtuelle Bibliothek sein soll, dann kann ich nur sagen: Nein danke! Diese virtuelle Bibliothek, in der auf qualifizierte intellektuelle Informationserschließung verzichtet wird, ist für mich keine Vision. Man sollte auch nicht die Auswirkungen auf die Bibliothekar/innen übersehen: Als Wartungsingenieure für IT-Infrastrukturen und technisches Daten- und Metadatenmanagement sind sie nicht mehr mit der Sache selbst, mit den Informationen, deren Ordnung und Erschließung, beschäftigt. So tun sie sich schwer, den wissenschaftlichen Diskurs zu verstehen, daran aktiv teilzunehmen, und verlieren ein Stück weit die professionelle Kompetenz, um Benutzer/innen beraten zu können – doch gerade darin liegt ja das Potential der Bibliothek der Zukunft.

**H:** Die Informationsflut führt unweigerlich in eine Selektionsnotwendigkeit. Welche Daten will ich zu relevanten Informationen machen, die dann vielleicht auch andere interessieren, die meinen Text lesen? Bieten Bibliothekar/innen wirklich bessere „Relevanzberatung“?

**N:** Ja, aber sie haben offenbar zu wenig Selbstbewusstsein, was die Qualität ihrer Informationserschließung betrifft, obwohl sie in dieser Hinsicht wirklich bessere Arbeit machen können als Google, auch aufgrund ihres historisch gewachsenen Erfahrungswissens – unser bibliografischer Blick ist eine unserer Kompetenzen. Aber mit dem Anschluss an Google wird die intellektuelle Informationserschließung in Frage gestellt und langfristig überflüssig gemacht. So handeln Bibliotheken eigentlich selbstschädigend – nicht nur, weil sie sich damit vielleicht selbst abschaffen, nein, sie schaden der Sache, denn die Ansprüche an die Qualität der Informationserschließung werden geringer.

**H:** Wenn du dieser „Selbstschädigung“, wie du es nennst, etwas entgegen setzen willst, dann braucht es aus meiner Sicht zwei Dinge: Erstens fehlt mir eine Rollenbeschreibung für Bibliothekar/innen, die nicht bei der Buchbeschaffung und Beschlagwortung stehen bleiben können, denn dann wären sie all zuleicht ersetzbar. Zweitens fehlt mir eine Beschreibung, wie Bibliothekar/innen ihre im Vergleich zur Suchmaschine qualitativ hochwertigere Kernkompetenz, ihren bibliografischen Blick, tagtäglich so „leben“ können, dass sich die Attraktivität einer Bibliothek primär darüber definiert.

**N:** Du setzt hier schon voraus, dass die Informationserschließung, die Bibliothekar/innen leisten, hochwertiger ist als jene der Suchmaschine. Aber ich will das noch begründen. Es geht um die informationelle Selbstbestimmtheit und die Qualität der wissenschaftlichen Forschung. Nutzer/innen verzichten auf ihre informationelle Selbstbestimmtheit, wenn sie nicht mehr selbst entscheiden können, was relevant ist, und blind einer Maschine vertrauen. Als wäre es ohnedies egal, was man – um es blumig zu sagen – surfend in den Wellen der Informationsflut findet. Eine solche Einstellung findet man häufig bei Studierenden. Der Verlust der informationellen Selbstbestimmtheit ist nicht nur eine philosophische Frage, das hat auch Konsequenzen für die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit. Mit welchen Quellen, also Theorien, Daten, Fakten, man sich auseinandersetzt und eigene Überlegungen begründet, darf keine Frage der Beliebigkeit sein. Die Recherche ist ein wesentlicher Teil der wissenschaftlichen Forschung, ihre Qualität leidet, wenn mit einem System gesucht wird, das irgendwelche Treffer bringt, die man sich nicht erklären kann, sortiert nach einem *Relevance Ranking*, das man prinzipiell nicht nachvollziehen kann.

**H:** In deiner Argumentation ist informationelle Selbstbestimmung ein grundlegender Wert. Der ist lebbar in einer Bibliothek der aktiv teilnehmenden Bibliothekare, die die Wissensgenerierung mit ihren Nutzer/innen als Dienstleistung im Moment der Nachfrage immer wieder neu und qualitativ hochwertig produzieren. Die Arbeits- und Organisationswelt nehme ich anders wahr. Für mich bleibt die Bibliothek hinter ihren Möglichkeiten zurück, wenn in diesem Sinne qualifizierte Bibliothekar/innen ihre Zeit mit Buchrückgabe, Inventarisierung und Einsortieren verbringen, also Tätigkeiten, die man zu einem Gutteil automatisieren kann, statt fachbezogen ihre Expertise für wissenschaftliches Personal aller Qualifikationsstufen und für Studierende bzw. weitere Gruppen von Nutzer/innen zur Verfügung zu stellen.

**N:** Im Personalbereich ist viel zu tun. Aber auch die Automatisierung ist noch nicht so weit, noch keine Selbstverständlichkeit, und Bibliothekar/innen verbringen viel zu viel Zeit damit, die Systeme zum Laufen zu bringen – wie es Walter Neuhauser, der Vorgänger von Bibliotheksdirektor Martin Wieser, einmal formuliert hat. Zudem wird Technologisierung oft auch zum Selbstzweck, neue Systeme sind ja spektakulär und versprechen symbolisches Kapital, wie du vorhin sagtest – m.E. geht das aber auf Kosten der wirklichen Aufgaben der Bibliothek, es verlagern sich klammheimlich die Schwerpunkte, und zwar weg von den anspruchsvollen Zielen der Informationsvermittlung, auch in den Köpfen der Bibliothekar/innen. Neulich in der Dienstbesprechung musste ich feststellen, dass das Bewusstsein, dass wir neben den einfachen Services wie Ausleihe usw. auch anspruchsvolle Beratung in der Literatursuche leisten sollten, im

Schwinden begriffen ist. Erschreckt hat mich, dass einigen Kolleginnen und Kollegen nicht klar ist, dass dafür eine professionelle Kompetenz erforderlich ist. Auch Bibliothekar/innen, die fachlich gut ausgebildet sind, müssen lebenslang lernen, um wirklich die Perspektive des Nutzers zu verstehen, seine Interessen im Kontext von Forschung, Lehre und Studium wahrzunehmen.

**H:** Weil du gerade den Begriff „fachlich gut ausgebildet“ verwendet hast und andeutest, dass das nicht reicht: Mit dieser Problematik steht die Bibliothek im gleichen Kontext wie die Universität selbst. Wenn ich mir „Universität“ vorstelle, dann ist das ein Freiraum für das Denken, wo ich meiner Neugier nachgehen und meine Persönlichkeit entwickeln kann, ohne sofort einer engen Zwecksetzung unterworfen zu sein. Im Studium probiere ich Handhabungsmöglichkeiten für komplexe Situationen aus, weil unsere Lebenswelt eine vernetzte ist im mehrfachen Sinn des Wortes. Ich erlebe die Vermittlung von Handwerkszeug – das ist die Pflicht – und ich erlebe kritische Reflexion über den Gebrauch des Handwerkszeugs – das ist die Kür. Wenn wir es heute mit zunehmender Performance-Messung, Evaluierung und Rankings zu tun haben, müssen wir uns die Frage stellen, was an Anreizwirkungen gewollt und ungewollt dabei herauskommt. Welchen Fiktionen unterliegen wir, wenn wir diese Indikatoren als Entscheidungs- und Handlungstreiber benutzen? Wenn diese kritischen Fragen fehlen, kann es dennoch zu guter Ausbildung im Sinne technischer Fertigkeit kommen. Dann wäre aber die Aufgabe der Universität nicht erfüllt, weil das vielleicht effiziente Ausbildung wäre, aber effektiv zu wenig Bildung.

**N:** Ähnliche Symptome sehe ich in der Bibliothek. Es wird akribisch an der Effizienz der Arbeitsabläufe gearbeitet, aber die Zielsetzungen werden nicht hinterfragt. Ich habe den Verdacht, dass Bibliothekar/innen in einer Wirklichkeit *sui generis* leben und ihrer Arbeit oft Effektivität unterstellen, die diese so nicht wirklich hat. Sie arbeiten ohne Zweifel effizient, nämlich (um es mit Peter Drucker zu formulieren) sie tun die Dinge richtig und arbeiten durchaus an der Optimierung dieser Effizienz, doch sie hinterfragen zu wenig die Effektivität ihrer Arbeit, nämlich, ob es wirklich die *richtigen* Dinge sind, die sie tun. Mit anderen Worten: Wenn der Befund zutrifft, dass Bibliothekar/innen so gesehen ihre Ziele nicht kritisch reflektieren, dann arbeiten sie zwar technisch gut ausgebildet, aber mit Bildung hat das wenig zu tun. Und ich wage die Behauptung, dass die Bibliothek auch im Hinblick auf ihre Aufgaben zu sehr der Zielsetzung der Ausbildung verpflichtet ist – dass das aber nicht ihre Zukunft sein kann.

**H:** Es geht offensichtlich in der Bibliothek genauso um das Spannungsverhältnis von *Bildung* und *Ausbildung* wie in der Universität schlechthin. Universitäre Bildung bringt die Vielfalt theoretischer und praktischer Methoden und Denkweisen auf ein persönliches

Wissensinteresse hin ins Spiel. Innovativ bleibt das nur durch Irritation. Ständig werden Argumente präsentiert, diese und ihre grundlegenden Annahmen werden kritisiert, der Widerspruch schärft das kritisierte Argument usw. usf. Und die forschungsgeleitete Lehre, egal auf welcher Stufe der Bologna-Studien, ist ein wesentlicher Transmissionsriemen dieser zyklischen Wissenschaftspraxis und ihrer Resultate in die Organisationswelt, in der unsere Studierenden ja meist auch schon während ihres Studiums aktiv sind, nicht erst im Status des Absolventen.

**N:** Wir müssen die Bibliothek ein Stück weit neu erfinden – im Diskurs mit unseren Benutzer/innen. Klar ist, dass Bibliotheken weiterhin die Kompetenzzentren der Informationsvermittlung sein sollen, auch im Zeitalter der globalen Verfügbarkeit von digitalen Informationen. Dass sie Kontinuität und Verlässlichkeit des gespeicherten Wissens garantieren. Das ist ihr Monopol, das unterscheidet sie von Suchmaschinen.

Kontinuität und Verlässlichkeit bedeutet aber nicht, dass sich die Bibliothek selbst nicht ändern soll, nein, die bibliothekarische Arbeit, die Kultur, das Denken müssen sich ändern, viel mehr auf den Nutzer orientiert. Das beginnt schon bei der Sprache: Wir Bibliothekare sagen, dass Bücher, die in unserer Bibliothek offen zugänglich sind, im Freihandbereich stehen. *Freihand?* Verstehen das unsere Benutzer/innen? Nur, wenn wir es ihnen erklären. *Selbstbedienung* z.B. klingt besser.

Die Bibliothek im Diskurs neu zu erfinden bedeutet nicht nur, dass wir Nachfrageprofile erheben und darauf reagieren, nein, wir sollten auch über den Bildungsauftrag der Bibliothek nachdenken.

Was erwartest du eigentlich von der Bibliothek in der von dir skizzierten forschungsgeleiteten Lehre, die neben Ausbildung auch Bildung zum Ziel hat?

**H:** Aufbau eines ausgewogenen Bestandes, Zugang zu Literatur, die nicht vor Ort ist, und schließlich der Zugang zu Literatur, an die auch der/die Forschende noch nicht gedacht hat. Kurz: Anderes Denken in Reichweite bringen.

**N:** Ja, es gehört zum Standardangebot einer Bibliothek, dass Benutzer/innen die Literatur finden, die sie bewusst gesucht haben. Wirklich gut ist eine Bibliothek, wenn sie Literatur finden, die sie benötigen *und* von der sie vorher nicht wussten, dass sie danach gesucht haben.

**H:** Die Schaffung dieses „Mehrwertes“ über das hinaus, was man ohnehin erwarten kann, würde Bibliothekar/innen voraussetzen, die sich für das Fachgebiet interessieren und verstehen, worauf sich die Neugier der Forschenden richten könnte. Und es würde Forschende voraussetzen, die diesen dialogischen Charakter der Beziehung zulassen und nicht von einem rein hierarchischen Bestell- und Liefervorgang ausgehen. Auch wenn

ich nicht vom Bibliothekar per se als Co-Autor reden würde, so sind Bibliothekar/innen doch unverkennbar mehr oder weniger einflussreicher Teil des Suchprozesses, in dem Daten beschafft werden, aus dem Forscher/innen für sich Wissen generieren und anderen zur Verfügung stellen. Diplomatisch ist hier die leise Pflöte gefordert, nicht das laute Selbstverständnis, letztlich die besseren Forscher/innen zu sein.

**N:** Ich glaube, dass Bibliothekar/innen hier ohnedies leise treten, zu leise. Und was wären Aufgaben im Hinblick auf die Studierenden?

**H:** Im Prinzip ähnlich gelagert, wobei da die handwerkliche Komponente im Sinne von *Recherchieren und Dokumentieren* hinzukommt – Forschende sollten das ja bereits beherrschen. Aber Neugier als Triebfeder kann auch bei Studierenden unterstellt werden, vor allem, wenn es um thematisch selbst gewählte Abschlussarbeiten geht, wo sich der Prozess der Literaturbeschaffung nicht mehr grundsätzlich unterscheidet von dem, was einem beim Einstieg in das eigene Dissertationsprojekt am Beginn einer wissenschaftlichen Karriere abverlangt wird. Vieles an Material, was später in Aufsätzen oder Büchern von Forschenden verwendet wird, ist von Studierenden zusammengetragen. Insofern ist eine Unterstützungsleistung der Bibliothek für diese Personengruppe immer auch eine Unterstützung der Forschenden. Forschende sind immer auch Studierende und umgekehrt. Die Lehr-Lerngemeinschaft sagt genau das aus, d.h. man ist mal Lehrender und mal Lernender und kaum permanent nur das eine oder das andere. Die A-priori-Unterscheidung von Wissenden und Unwissenden schreibt ein hierarchisches Gefälle fest, das produktive Wissensentstehung behindern kann. Die Befriedigung der Neugier ist eine a-hierarchische, egalitäre Tat. Und dies gilt letztlich für alle Bibliotheksnutzer/innen.

**N:** Ich frage mich in diesem Zusammenhang, was die Bibliothek als Teaching Library leisten kann. In unserer Bibliothek gibt es Kurse für Erstsemestrige auf Einstiegsniveau, hier wird erklärt, wie man mit Suchportal Primo im Print- und Online-Bestand der ULB Tirol sucht; wie Bücher bestellt, vorgemerkt, entlehnt, verlängert werden; wie man in Referenz- und Volltextdatenbanken suchen kann. Im Rahmen von Lehrveranstaltungen für Erstsemestrige werden zudem Themen des wissenschaftlichen Arbeitens behandelt, neben Recherchieren auch Dokumentieren, Zitieren und Plagiat. Speziell für Studierende, die an einer Abschlussarbeit schreiben, gibt es Aufbaukurse, anhand von konkreten Fallbeispielen werden Strategien und Techniken der Literaturrecherche und zum Teil Fragen der Forschungsmethodik besprochen. Schließlich noch der Kurs über Literaturverwaltung mit Citavi, hier geht es um formales und inhaltliches Dokumentieren im Kontext des wissenschaftlichen Arbeitens. Das Ziel dieser Kurse ist in der Hauptsache die Vermittlung von Informationskompetenz.

**H:** Ich sehe das als sehr guten Einstieg in die Vermittlung einer Kultur forschungsgeleiteter Lehre und als Beleg dafür, wie bei der Motivation „etwas zu suchen“ angesetzt werden kann, um kompetent mit dem massiven Angebot an Daten und der Erfahrung der Ermüdung bei der Selektion angemessen umzugehen. Wo früher der Mangel die Selektion geleistet hat bzw. das „ganze Wissen“ noch in eine Enzyklopädie gepasst hat, muss die Selektion heute aktiv betrieben werden. Darin könnte die hauptsächliche Dienstleistung der Bibliothek liegen: in der fragebezogenen Selektionsleistung.

**N:** Wer eine Frage hat, sucht Informationen – und zwar in einem spezifischen kulturellen, biografischen, kommunikativen, situativen Kontext. Bibliothekar/innen sollten einerseits sensibel und kompetent die Fragen der Informationssuchenden in deren Kontext verstehen und andererseits auf der Basis ihres Erfahrungswissens, ihres kulturellen Kontextes bei Suche und Selektion Unterstützung bieten – da ist Hermeneutik im Spiel, die eine Maschine nicht leisten kann. Die virtuelle, vollautomatisierte Bibliothek, die Informationen über Suchmaschinen bereit stellt, kann man vergessen.

**H:** Was hat Hermeneutik mit Suchmaschinen zu tun?

**N:** Eben gar nichts, da steigt die Maschine aus. Der/die Bibliothekarin ist ein Individuum mit einem kulturellen, biografischen Hintergrund. Dieser Hintergrund ist die Voraussetzung, einerseits die Fragestellung von Benutzer/innen zu *verstehen*, andererseits auch in der Suche und Selektion gezielt vorgehen zu können. Dabei kommt ein komplexes System von u.a. kulturell, biografisch bedingten *Relevanzkriterien* zum Tragen. Die Suchmaschine kann nicht verstehen, sie kann nur Suchbegriffe mit ihren Indexdateien abgleichen, die Suche ist reines Text-Matching. Auch in der Selektion, im *Relevance Ranking*, kommt ein – im Vergleich zur menschlichen Selektion – bescheidenes System von Kriterien zum Einsatz, das für manche Fälle gut funktioniert, z.B. in der alltäglichen Google-Suche, für wissenschaftliche Fragestellungen aber versagt, diese sind komplex und terminologisch offen. Suchmaschinen funktionieren nach dem Prinzip der Hegemonie und Gleichschaltung einer jeden Informationssuche und -selektion.

**H:** Das erinnert mich an den mythischen Geschichtenerzähler, der seinem Publikum seine Auswahl an Geschichten erzählt, ohne ihm Einblick zu gewähren, warum er welche Geschichte erzählt.

Dieses eher undemokratische Monopol hat die Bibliothek aufgebrochen, weil sie Bücher nebeneinander stellt, also eine Auswahl an Geschichten verschiedenster Geschichtenerzähler geboten wird, zwischen denen Leser/innen jetzt aktiv selbst wählen können. Und gute Bibliothekar/innen werden vielleicht auch eine Gegengeschichte parat haben, um dem Diskurs geistige Nahrung zu geben.

**N:** Obwohl uns Suchmaschinen die Illusion vermitteln, dass wir genau das finden, was wir suchen, sind wir nicht weit weg vom Geschichtenerzähler aus mythologischen Tagen. Wer wissenschaftliche Informationen mit Suchmaschinen sucht, unterwirft sich dem Diktat eines Algorithmus, ganz zu schweigen von den Manipulationen aufgrund von kommerziellen Interessen der Suchmaschinenbetreiber. Deshalb benötigen wir die Bibliotheken, und deshalb braucht die Bibliothek die Konkurrenz mit Suchmaschinen nicht zu fürchten.

**H:** Ich finde diesen Unterschied wesentlich und würde ihn gerne vertiefen – immer mit Blick auf die Qualitätsdebatte. Ein möglicher hermeneutischer Beitrag wäre die Präsentation von Position und Anti-Position in der Beschaffungspolitik, d.h. die Bibliothek kauft gezielt Bücher usw., welche die Vielfalt des wissenschaftlichen Diskurses repräsentieren.

**N:** Ja, Repräsentativität des wissenschaftlichen Diskurses ist ein altes Prinzip des Bestandsaufbaus, wobei die Selektion nicht einseitig sein kann, das würde in Richtung Zensur gehen, da habe ich informationsethische Bedenken. Bibliothekar/innen müssen neutral und wertfrei bleiben, dezidierte Selektion von Position und Anti-Position ist vielleicht schon zu viel.

**H:** Gehen wir davon aus, dass alternative Positionen in einer Bibliothek ausreichend repräsentiert sind. Aber wissen Studierende von der Quelle, die die andere Position beinhaltet? Ist es Aufgabe der Bibliothek, nicht nur Medien zu erwerben und sie gleichsam passiv über einen Katalog zur Verfügung zu stellen, sondern diese Quelle alternativer Positionen auch aktiv zu erschließen, zu kommunizieren?

**N:** Grundsätzlich schon, aber auch da bin ich skeptisch, wir wollen ja nicht bessere Lehrende sein und sollten nicht werten.

**H:** Ist es dann rein die Aufgabe von Lehrenden, die Alternativposition aufzuzeigen, und beschränkt sich damit die Serviceleistung der Bibliothek doch wieder nur auf die friktionsfreie Bereitstellung des konkret Nachgefragten? Da wären wir wieder bei der vollautomatisierten Wissensfabrik.

**N:** Du meinst, entweder Bibliothekar/innen fungieren in der Beratung der Studierenden als Quasi-Lehrende oder sie können wegautomatisiert werden.

**H:** Welche Rolle haben dann Bibliothekar/innen? Es bräuchte einen Unterschied, der überzeugt. Unterstützer im Dienst der Sache zu sein mag manchmal schwer sein, aber ich sehe keine Alternative.

**N:** Ich kann mir zwar vorstellen, dass wir, wenn wir fachlich kompetent sind, Hinweise auf eine alternative Theorie geben können, allerdings immer mit der salvatorischen Klausel: Ich würde das so sehen, aber man kann es auch anders sehen. Das darf nie in Richtung Indoktrinierung gehen. Also wenn du meinst, dass wir in der Beratung von Studierenden quasi wissenschaftliche Diskursräume eröffnen können, bin ich einverstanden. In diesem Sinne wären wir Bibliothekare *gatekeeper* im besten Sinne des Wortes. Allerdings sollten wir, ähnlich wie im Bestandsaufbau, neutral und wertfrei sein, zumindest dem Anspruch nach, fachkompetent sowieso.

**H:** Warum ist dir Neutralität und Wertfreiheit so wichtig?

**N:** Diese Prinzipien sind nicht ein Alibi der Bequemlichkeit, um ja nicht mit den Anliegen unserer Benutzer/innen und dem wissenschaftlichen Diskurs in Berührung zu kommen. Bibliothekar/innen, die vielleicht so denken, ist es egal, ob sie Bücher inventarisieren, katalogisieren, mit RFID-Chips versehen, entleihen, mit einem logistisch aufwändigen Shuttle-Dienst transferieren – oder Waren im Supermarkt oder Pakete wie bei der Post. Es gibt Bibliothekar/innen, die unter dieser Form der Entfremdung vom Buch leiden, in ihrer Logik wäre es durchaus konsequent, dass sie von der vollautomatisierten Bibliothek träumen.

Nein, Neutralität und Wertfreiheit sind informationsethische Prinzipien für die bibliothekarische Arbeit. Für den Bestandsaufbau und für die Informationserschließung, in der Klassifikation, in der Indexierung und in der Beratung der Benutzer/innen – die ja wie gesagt auch Informationserschließung ist. Eigentlich sind dies regulative Ideen, da in der Praxis absolute Neutralität und Wertfreiheit ohnedies nicht möglich ist, sonst käme es ja zu keiner Selektion. Aber ich bin überzeugt, dass diese Prinzipien wesentliche Fundamente einer Bibliothek sind, die ein Garant für Stabilität und Verlässlichkeit des gespeicherten Wissens sein soll – und auch der Grund, warum Benutzer/innen den Bibliothekar/innen *vertrauen* können, im Unterschied zu Suchmaschinen.

**H:** Vertrauen ist das flüchtigste Kapital, wenn ich mich da sinngemäß richtig erinnere an einen Ausspruch Edzard Reuters. Über lange Zeit aufgebaut und schnell zerstört. Kannst du noch näher ausführen, warum ich Bibliothekar/innen mehr vertrauen kann als einer Suchmaschine?

**N:** Erstens: Du hast von der Fähigkeit zu kritischer Reflexion gesprochen, die neben der Ausbildung für den Beruf ein wichtiges Ziel der universitären Lehre ist. Kritische Reflexion ist begründet auf dem Prinzip der Autonomie, welches Immanuel Kant formuliert



hat: Der Mensch muss „sich seines eigenen Verstandes bedienen“ lernen. Bildung beruht auf der selbstbestimmten, kritisch reflektierenden Auseinandersetzung mit Wissen.

Zweitens: Niemand verfügt aber über das gesamte Wissen, man muss auf externe Wissensquellen zurückgreifen – auf Information, also Wissen, welches benötigt wird. Auch für die Suche nach Information muss das Prinzip der Autonomie gelten, es kann ja nicht egal sein, mit welchem Wissen sich kritische Reflexion auseinandersetzt. Der Informationswissenschaftler Rainer Kuhlen hat dafür den Begriff der *informationellen Selbstbestimmtheit* geprägt, d.h., um es nach Kant zu formulieren, der Mensch soll sich in der Suche nach Information seiner Informationskompetenz bedienen.

Drittens: Der Mensch ist nun einmal ein Mängelwesen, er kann nicht nur nicht über das gesamte Wissen verfügen, auch seine Kompetenz, selbstbestimmt nach Information zu suchen, reicht nicht aus. Er muss demnach delegieren, sich dabei helfen lassen, wobei er seine informationelle Selbstbestimmtheit nicht aufgibt – unter der Voraussetzung, dass er dem, der hilft, *vertrauen* kann. Doch wem kann der Informationssuchende am ehesten vertrauen? Du ahnst schon meine Antwort: nicht der Suchmaschine, das hieße auf informationelle Selbstbestimmtheit verzichten – sondern dem Bibliothekar oder der Bibliothekarin.

**H:** Quasi als Robin Hood der informationell Entrechteten?! Das setzt dauerhaft gelebtes Professionsethos voraus, das professionsintern immer wieder erneuert wird, um in der Beziehung zu den Nutzer/innen wirksam zu werden. Selbstläufer ist das in keiner Profession.

**N:** Ja, da stimme ich dir zu. Ich denke, dass ich jetzt den *Mehrwert* der bibliothekarischen Dienstleistung formulieren und damit den Unterschied zur vollautomatisierten Wissensfabrik klar machen kann, den du so eindringlich eingefordert hast. Es geht genau um dieses Spannungsfeld: einerseits die professionellen, komplexen, durchaus auch subjektiven Relevanzkriterien, über die der Bibliothekar verfügt – nicht aber, wie gesagt, die Suchmaschine. Andererseits die regulativen Ideen der Neutralität und Wertfreiheit, die Bibliothekar/innen leiten, wenn sie aufgrund ihres Relevanzsystems Literatur auswählen – an diesen Prinzipien können sich Suchmaschinen nicht orientieren, auch nicht die Suchmaschinenbetreiber, im Gegenteil, eher geht es da um Marktführerschaft und kommerzielle Interessen. Die bibliothekarische Arbeit ist in diesem Spannungsfeld, wenn sie reflektiert gelebt wird, ein sensibler *Balanceakt*, d.h. gute Bibliothekar/innen machen es sich nicht leicht, und das ist letztlich der Grund, warum ihnen vertraut werden kann.

**H:** Ich sehe, du hast hohe Erwartungen, was die Zielsetzungen der Bibliothek und das Kompetenzprofil Deiner Mitarbeiter/innen angeht.

**N:** Mag sein. Vertrauen verdient der gute Bibliothekar, wenn er Fach-, Beziehungs- und Informationskompetenz hat, wenn er die Vertrauenswürdigkeit von Informationsressourcen abschätzen kann, also in hohem Maße informationell selbstbestimmt ist. Dann ist er Berater und Coach für alle, die Informationen suchen und die das im Modus der informationellen Selbstbestimmtheit nicht selbst tun können.

Dafür müssen natürlich auch Rahmenbedingungen geschaffen werden. Das Bibliotheksmanagement muss einen Paradigmenwechsel machen von der technikorientierten *Informationsversorgung* zu einer *Informationsvermittlung*, die sich an Nutzer/innen orientiert. Die technischen Infrastrukturen sollten selbstverständlich sein, die Bibliothek muss sich konzentrieren auf die Vermittlung der global verfügbaren Informationen und zwar zielgruppenorientiert.

Und es muss eine entsprechende Organisationsform der Bibliothek geschaffen werden, damit für die einzelnen Fakultäten, für spezifische Wissenschaftsdisziplinen und Studienfächer ein passendes Dienstleistungsangebot erbracht werden kann. Es ist nicht zielführend, die Informationsvermittlung nach einem einheitlichen Zuschnitt für eine ganze Universität zu verordnen und unterschiedliche Nachfragestrukturen zu standardisieren. Die zentrale Einrichtung kann unmöglich allein Ansprechpartner sein für alle wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen und Studierenden, da sie systembedingt auf Standardisierung und Vereinheitlichung orientiert ist. Es bedarf also dezentraler bibliothekarischer Einrichtung mit spezifischen Zuständigkeiten, und es wäre kontraproduktiv, die Aufgaben einer dezentralen Bibliothek auf basale Services herunterzufahren und bspw. nur mehr Arbeitsplätze für Studierende und Entlehnmöglichkeit im Selfservicebetrieb anzubieten. Ein solches Bibliotheksmanagement würde an der Diversität der Bibliotheksbenutzer/innen vorbei arbeiten. Die Orientierung auf Diversität ist die Zukunft der Bibliothek. Sie schafft Win-Win-Szenarien für die Stakeholder der Bibliothek. Für Forschende, Lehrende und Studierende, indem ihnen personalisiert Informationsvermittlung angeboten wird. Für die Mitarbeiter/innen der Bibliothek, die in einem Arbeitsfeld mit klaren Zuständigkeiten und Zielen auch mit ihrer Diversität und Vielfalt zur Optimierung der Orientierung an den Nutzer/innen und zu deren Zufriedenheit beitragen, woraus sie persönliche Motivation und Arbeitszufriedenheit gewinnen.

**H:** Wenn ich das recht sehe, kommt die wirkliche Aufgabe der Bibliothek dann in Sicht, wenn das Ziel universitärer Lehre in Ausbildung *und* in Bildung gesehen wird. Denn Bildung ist selbstbestimmte kritische Reflexion von Wissen, und dazu gehört es auch, selbstbestimmt Informationen suchen und selektieren zu können.

**N:** Ja, in Abwandlung des Slogans der Wirtschaftskammer kann man sagen: Geht es der Bildung gut, geht es der Bibliothek gut. Und richtig gut geht es der Bibliothek, wenn man nicht an ihre vollständige Automatisierbarkeit glaubt.

Wenn die Aufgabe der Bibliothek ausschließlich darin bestünde, die Studierenden mit Literatur, die sie konkret nachfragen, zu versorgen, wäre der Mehrwert der Bibliotheksarbeit nicht sichtbar, das wäre ein sehr flaches Versorgungskonzept – und ein automatisierbares Szenario. Der Studierende benötigt bspw. ein Lehrbuch, er findet es im Suchportal, löst per Mausklick eine Bestellung aus, sofort setzt sich ein Roboter in Bewegung und holt im Lager (so heißt das dann) mit Hilfe des RFID-Chips das Buch aus dem Regal usw. – in Krankenhäusern ist das gang und gäbe mit den in Papierform vorliegenden Krankengeschichten. Oder die Suchmaschine serviert dem Studierenden auf seine natürlichsprachliche Suchanfrage „Was versteht man unter Medienbildung?“ schön aufbereitet, gefiltert, sozusagen ad usum Delphini, im FAQ-Stil ein Textstück Lehrbuchwissen.

Hängt die Möglichkeit zu automatisieren nicht auch damit zusammen, dass Wissen im Sinne von Ausbildung nur zweckorientiert gesehen wird? Und könnte man demnach nicht allgemein die Hypothese wagen, dass Ausbildung, was ihre Inhalte und Praxis betrifft, automatisierbar ist, während Bildung es prinzipiell nicht sein kann? Denn ein ähnlich flaches, automatisierbares Versorgungskonzept ließe sich dann auch auf die Lehre anwenden: Lehrende versorgen Studierende mit standardisiertem Lehrbuchwissen, das diese in der Prüfung reproduzieren müssen, ebenso standardisiert z.B. als Multiple-Choice-Frage. Wo ist die Leistung der Lehre? Ihr Mehrwert? Gefälliges Entertainment?

**H:** Ja, diese Volte liegt nahe, aber ich würde das als alleinige Form für die Leistungserbringung in der Lehre genau so wenig wollen wie du für die Bibliothek. Sicher: Wenn Studierenden durch Lehrende nur das vorgelesen würde, was sie selbst im Lehrbuch lesen können, dann wäre das nicht zeitgemäß. Sobald allerdings in der Lehrveranstaltung z. B. eine Systematisierung des Stoffes geboten wird, die über das Lehrbuch hinaus geht, sobald ein Perspektivenwechsel durch neue Bezüge und die Kritik des Bestehenden geleistet wird, also über den Stoff gesprochen wird, statt ihn nur standardisiert zu präsentieren, oder indem eine technisch gestützte, interaktive Didaktik für große Gruppen genutzt wird, *dann* brauche ich engagierte Personen und keine ansprechende DVD oder sonstige Konservenlösung. Letztere mag in Teilbereichen eine Alternative sein, aber wie bei dir auch liegt der Bildungsmehrwert nicht in den standardisierten Lösungen.

**N:** Im Zusammenhang mit dem Bildungsauftrag der Universität sehe ich noch eine weitere Aufgabe der Bibliothek, die sie nicht nur als unterstützende Dienstleistungseinrichtung, sondern direkt in die Pflicht nimmt. Dass sich Benutzer/innen überhaupt an uns wenden und uns Vertrauen schenken, setzt voraus, dass sie sensibilisiert sind für die

Gefährdung der informationellen Selbstbestimmtheit, z.B. in der Benutzung von Suchmaschinen. Und das setzt kritische Reflexion voraus, die sich nicht nur auf Wissen *an sich* bezieht, sondern auch auf die Art und Weise, *wie* man zu Wissen *kommt*. Deshalb lehne ich es ab, wenn man Informationskompetenz als Handwerkszeug bezeichnet. Die Studierenden sollten bspw. in Abschlussarbeiten klarlegen, *wo* und *wie* sie welche Quellen gefunden haben, der Weg zu den Quellen sollte genauso, durchaus im forschungsmethodischen Sinn, intersubjektiv nachprüfbar sein. Im Prinzip kann man ja das Recherchieren und Dokumentieren wissenschaftlicher Informationen, was die Gütekriterien betrifft, mit der Erhebung und Auswertung von empirischen Daten vergleichen.

**H:** Das wäre eine nahezu subversive Aufgabe der Bibliothek, die Skepsis der Studierenden im Umgang mit Informationen zu fördern.

**N:** Sie kann Problembewusstsein bilden für einen selbstbestimmten, kritisch reflektierten Umgang mit der Vielfalt von Informationsressourcen, Suchmaschinen, Discovery Systemen, Katalogen, Referenz- und Volltextdatenbanken usw. Neben ihren üblichen Aufgaben – die Verlässlichkeit und Zugänglichkeit der Informationen zu garantieren und diese zu erschließen – hat die Bibliothek in der Informationsgesellschaft auch einen Bildungsauftrag, sie ist eine moralische Anstalt, sie hat einen pädagogischen Auftrag, sie soll ein Mahnmal für informationelle Selbstbestimmtheit sein.

**H:** D'accord, wenn auch mit weniger Pathos.

**N:** Mit Pathos überzeugt man, sagt Aristoteles in seiner Rhetorik, ähnlich wie mit Ethos und Logos.

**H:** Wenn wir schon beim Logos sind, dann wäre die konsequente nächste Frage die nach der *Qualität*, mit der die Bibliothek diese Rolle ausfüllt, konkret nach der *Qualitätsdarlegung*. Wenn ich mich an der Typologie der fünf Qualitätsdimensionen von Harvey & Green orientiere, dann geht es sinngemäß um Exzellenz, Null Fehler, Stakeholderzentriertheit, einen Gegenwert für den Steuer-Euro und letztlich um die Frage der Transformation, d. h. wie nachhaltig mich das Studium bzw. hier fokussierter die Nutzung der Bibliothek und die dadurch erschlossenen Quellen verändert haben. Gerade die letztgenannte Dimension geht über Service für Konsument/innen hinaus. Es hat vielmehr mit selbstbestimmtem Lernen durch Irritation, mit Perspektivwechsel und kritischer Reflektion von Standpunkten zu tun, und ich sehe sofort die Beziehung dieser Dimension zur Thematik der Bildung.

Aber genau in dieser Dimension habe ich auch die größten Probleme in der nachvollziehbaren Qualitätsdarlegung, denn wenn Qualität im Zusammentreffen der Beteiligten

in den Ausbildungs- und Bildungssituationen immer wieder neu entsteht und in Transformation mündet oder eben auch nicht, dann ist dieser Prozess schwer in eine Kennzahl zu verdichten.

Gleichzeitig hätten wir aber im Qualitätsmanagement gerne die relevanten Steuerungskennzahlen, die uns sagen, wann wir in welchem Ausmaß handeln sollen. Gibt es diesen Trend auch in der Qualitätsdarlegung der bibliothekarischen Dienstleistung?

**N:** Ein kurzer Blick zurück zeigt, dass es noch vor ca. 15 Jahren üblich war, dass Bibliotheken einen Jahresbericht erstellten. In diesem gab es überwiegend einen narrativen Teil, der mit statistischen Zahlen über Ausgaben für Bücher, Zeitschriften, Datenbanken, geschätzte Entlehnzahlen usw. garniert war. Man muss bedenken, dass die Erhebung der Daten sehr aufwändig war – Heinz Hauffe, unser EDV- und Datenbank-Experte der ersten Stunde und späterer Vizedirektor, hatte in den früheren 1980er Jahren ein Fortran-Programm für die sog. Erwerbungsstatistik entwickelt, ich durfte es in den 1990er in Pascal neu programmieren. Früher konnten auch die Verantwortlichen von Fakultäts- und Fachbibliotheken ein Jahres-Resümee verfassen – insgesamt eine wertvolle Dokumentation und aufschlussreicher, was die Geschichte des Hauses betrifft, als die Jahresberichte ab den 2000er Jahren. Hier hat sich das Verhältnis fast umgedreht, mehr Daten und Kennzahlen, der Text wird punktiv, plakativ, marketingorientiert.

Dass seitdem Zahlen im Zentrum stehen, hängt wohl auch mit dem UG 2002 zusammen, wonach die Universitäten eine Wissensbilanz erstellen müssen, in die einige Kennzahlen der Bibliothek einfließen, aber auch mit den knapper werdenden Budgets. Das hat zu einer Fokussierung auf Leistungsmessung und Qualitätsmanagement geführt.

Dafür gibt es etliche Standards und Normen für Leistungsmessung, Qualitätsmanagement und Zertifizierung. Viele Bibliotheken in Deutschland und Österreich stellen ihre Kennzahlen für den Bibliotheksindex (BIX) zur Verfügung, die als Indikatoren der Leistung einer Bibliothek interpretiert werden, was Rückschlüsse zulässt im Hinblick auf Infrastruktur, Nutzung, Effizienz und Entwicklungspotential einer Bibliothek sowie einen Vergleich mit anderen Bibliotheken möglich macht. Leistungsmessung und Qualitätsmanagement in quantitativer Hinsicht ist also gut entwickelt.

**H:** Vielleicht ist die hier anklingende Fokussierung auf derartige Quantitäten aber auch kontraproduktiv. An einen Aufsatztitel aus der Evaluationsdebatte erinnere ich mich, der heißt in etwa, dass das Schwein vom Wiegen nicht fetter wird. Natürlich ist es eine Qualitätsverbesserung, wenn das Buch „reist“ und nicht die Besteller, oder wenn Automaten geringere Wartezeiten ermöglichen – zumindest so lange sie funktionieren bzw. das noch vorhandene Personal in der Lage ist, Maschinendefekte zeitnah abzufangen. Da kann ich eingesparte Wege und Zeiten berechnen, und Frederick Winslow Taylor hätte seine helle

Freude an dieser Beseitigung von Verschwendung gehabt. Aber eine tayloristische Betriebsoptimierung ist nicht ohne Kosten im weiteren Sinn zu haben.

Am einfachsten einsehbar ist, dass das Messen selbst Ressourcen kostet. Die Rede von der „Evaluationitis“ verdeutlicht, dass das eine organisationale Krankheit werden kann, die selbst verschwenderische Züge in sich trägt, obwohl man mit Hilfe der Evaluation nur sich und anderen bestätigen wollte, wie effektiv und effizient man wirtschaftet. Werden die Kosten der Evaluation, oder meinetwegen auch von Controlling immer durch den Transparenzgewinn aufgewogen? Was geht an Produktivzeit verloren, in unserem Fall also an Beratungszeit für Bibliotheksnutzer/innen, während für das Qualitätsmanagement dokumentiert wird?

Weiters lenkt das Messen die Aufmerksamkeit auf das Messbare. Und Aufmerksamkeit ist ein sehr knappes Gut. Handlungen oder so genannte Managemententscheidungen, die aus dieser Form der Aufmerksamkeitslenkung resultieren, sind also messwertgetrieben, frei nach dem gemeinhin bekannten Spruch „what gets measured gets done“. Dagegen ist so lange nichts einzuwenden, solange bewusst bleibt, dass Quantitäten nur eine begrenzte Aussagekraft haben, weil sie nicht alle Qualitätsdimensionen gleichermaßen transparent machen können. Das ist kein Fehler der Messung, sondern ein Fehler in der *Erwartungsbaltung* an die Messung.

Folglich müsste ich mich im Management systematisch vom Messfetisch emanzipieren und fragen, wo meine Intervention notwendig ist, obwohl (oder gerade weil!) dort keine Messwerte vorliegen.

**N:** Dann heißt das doch ganz klar, wir müssen uns mit der Qualität der Bibliothek im Hinblick auf den nicht messbaren Anteil ihrer Dienstleistung beschäftigen, der *immaterielle* Anteil muss mehr beleuchtet werden. Das würde uns erlauben, die Legitimationsbasis der Bibliothek unter den Gegebenheiten knapper Budgets, technologischer Entwicklung und der sich verändernden Wissenschaftskommunikation zu verbreitern. Doch wie kann man sich das vorstellen?

**H:** Meine Kollegen, Martin Piber und Matti Skoog, und ich haben vor längerer Zeit an einer größeren staatlichen Universität in Österreich mit wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Personal gemeinsam zu klären versucht, was der spezifische Charakter universitären Wissens ist, was zu seiner Entstehung und Verwendung dazu gehört, ob die universitären Leistungsprozesse dazu passen und was von dem Wissen zwischenmenschlich weitergegeben, verschriftlicht, quantifiziert oder sonst irgendwie abgebildet werden könnte.

Das Ergebnis dieser Gespräche hat die Gemengelage deutlich gemacht, in der auch eine Bibliothek eingebettet ist: Wissen ist zentraler Bestandteil der Universität, hat in Summe aber ausdifferenziertere Eigenschaften, als es sich in den üblichen Metriken zur Darstel-

lung des intellektuellen Vermögens für eine Wissensbilanz wiederfinden lässt. Die Gesprächspartner haben kaum Berührungspunkte mit Kennzahlen, aber sie hinterfragen deren Sinn.

Die Entstehung und Weiterentwicklung von Wissen ist an basale Routinen des „Miteinander“ gekoppelt, also diskutieren, kommentieren, argumentativ widersprechen. Gleiches gilt für die Lehre. Studierende sollen Problemlösungskompetenz in fachlicher, sozialer und konzeptioneller Hinsicht erwerben. Das fordert die didaktischen Qualitäten des Lehrpersonals und im weiteren Kreis auch derjenigen, mit denen die Studierenden in diesem Sinne arbeiten wollen: also auch der Bibliothek. Diese kontextgebundenen, kommunikativen Prozesse finden sich aber nicht in einer abstrahierenden Wissensbilanz, sie entziehen sich in ihrer Dynamik weitgehend einer quantitativen Bilanzierung.

**N:** Können wir nicht nochmals überlegen, zumindest theoretisch, ob dafür nicht doch differenzierte quantifizierende Möglichkeiten geeignet sind? Gibt es nicht einen Indikator, der z.B. erfasst, wie viele alternative Denkmöglichkeiten dem nachfragenden Studierenden durch die Bibliothek vermittelt wurden?

**H:** Selbst wenn wir diesen Indikator kreieren, indem wir, vielleicht sogar mit vertretbarem Zeitaufwand, protokollieren, wie viele alternative Denkmöglichkeiten Bibliothekar/innen als Relevanzberater/innen im Verlauf des Beratungsprozesses bei diversen Anspruchsgruppen platziert haben – der Effekt im Sinne einer Qualität als Transformation dieser Stakeholder wäre darin kaum enthalten. Dafür müsste ich darstellen können, wie bei diesen ein Transformationsprozess passiert, wie alternative Denkmöglichkeiten deren Handlungen verändern. Aber wann setzt dieser Transformationsprozess ein? Ist er auf die Aktivität der Bibliothekar/innen rückführbar und zu welchem Anteil? Wir können Input auflisten (so viel Bestand wird aufgebaut) und Verwendung zählen (so viel davon wird entlehnt), aber nicht Wirkungen quantifizieren.

Wissen entsteht erst beim Suchenden im Betrachten der anderen Denkmöglichkeit, wodurch etwas gelernt wird, was vielleicht niemand bewusst gelehrt hat. Wissensgenerierung bzw. Lernen ist ein ergebnisoffenes Spiel. Entlehnstatistiken sagen aus, wie oft ein Buch physisch bewegt wird. Psychische Bewegung im Sinne von Lektüre und Erkenntnisgewinn ist als Prozess nicht direkt über diese Zahlen nachweisbar. Selbst wenn ein entlehntes Buch dann in einem Literaturverzeichnis auftaucht, ist das kein Indiz dafür, was dieses Buch beim Autor oder der Autorin ausgelöst hat. Auch der Einstieg in den Textabschnitt, in dem die Quelle verarbeitet wurde, erlaubt keinen vollständigen Aufschluss darüber – geschweige denn, was dies alles bei weiteren möglichen Leser/innen des Textes auslöst. Aus dieser Unsicherheit können uns die Entlehnzahlen nicht befreien, ihre Aussagekraft ist dazu nicht hinreichend. Da kommt die Metrik an ihre Repräsentationsgrenze.

**N:** Da zeigt sich für mich, dass die Techniken der Datenerhebung zur Messung dieser Wirkungsverläufe in dieser Form ins Groteske führen können. Und zudem stoßen wir noch auf eine andere Grenze des Messbaren, es gibt ja noch andere immaterielle Werte der Bibliothek: Sie ist sozialer Ort, Treffpunkt, ein Ort des Sehens und Gesehen-Werdens, ein Ort der Kontemplation, des disziplinierten und strukturierten Lernens, ein ästhetisches Bauwerk, ein Ort der Öffentlichkeit, des Egalitären, wo alle Bücher für alle gleichermaßen zur Verfügung stehen. Wie kann man aber diese Qualitäten, die ja wirklich Relevanz haben für Entscheidungen im Bibliotheksmanagement, z.B. in Budgetverhandlungen, darlegen?

**H:** Es wird wohl komplex bleiben, weil die Bibliothek, wie die Universität selbst ja auch, vieles gleichzeitig ist. Du hast ja auch Qualitäten gesagt, Plural, und das kommt mir treffend vor.

Wir sind für meine Begriffe an einer Weggabelung. Wir wissen einerseits: Noch mehr Messen löst das Problem der umfassenden Darlegung von Qualitäten nicht. Und wenn ich mir all die anderen Charakteristika der Bibliothek anschau, die du gerade genannt hast, dann wird das nur noch deutlicher. Wir wissen andererseits, dass generell dem Messbaren und Materiellen ein höherer Stellenwert eingeräumt wird als dem Nichtmessbaren und Immateriellen. Ergo werden wir die Aufmerksamkeit verschieben müssen: weg von raffinierteren Messmethoden, hin zu Methoden der Qualitätsdarlegung. Selbst in der Wissensbilanz gibt es einen narrativen Teil, die früheren Bibliotheksberichte waren ebenfalls stärker erzählend, und vielleicht müssen wir zum Teil dahin zurück ...

**N:** ... zu einer im Vergleich zur Indikatorenbildung und Messung offeneren Form der Darlegung?

**H:** Ja, denn im Bereich jenseits der Metrik würde es z. B. neben Rechenschaftslegung und Kontrolle darum gehen, wie sich eine Verbesserung in der Entwicklung einer Qualitätskultur darstellen ließe. Dazu mag es gehören, eine Selbsteinschätzung zu verfassen, sich danach extern begutachten zu lassen und sich mit dem Bericht dieser „Peers“ als Spiegel der Selbsteinschätzung auseinander zu setzen.

**N:** Die zur Zeit gängige Praxis, nämlich Statistiken und Quantitäten in einen sprachlichen Kontext zu stellen, ist sicher eine Herangehensweise, nur zeigt sich hier eher ein marketingtechnischer Gebrauch der Sprache. Da geht es in den Berichten darum, Zahlen nett zu illustrieren, also aufzuwerten. Da wird ein eigenständiger Wert der Qualitätsdarlegung über Sprache nicht sichtbar, Sprache verliert in dem Punkt an Authentizität.



**H:** Ja, das wäre eine fatale Banalisierung, die aber wiederum nur kommunikativ bzw. sprachlich zu relativieren wäre. Bis zu einem gewissen Grad beruhigend ist, dass sich Qualitätsentwicklung auch ohne unser Zutun permanent abspielt, weil sich die Universität, die Bibliothek und das darin tätige Personal täglich entwickeln. Das relativiert die Wirkung punktueller und primär quantitativer Berichte über Qualität. Angesichts dessen wäre zu überlegen, wie die Qualitätsdarlegung als konkreter Prozess und das Gespräch über die Qualitätsdarlegung als Metadiskurs in Bewegung gehalten werden könnte. Ich könnte mir ein „Bibliotheks-Café“ als sinnvolles Format vorstellen, als Forum, zu dem Bibliothekar/innen, wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Mitarbeiter/innen und Studierende kommen.

**N:** Ein solches Forum scheint mir ein möglicher Ort zu sein, um über die Qualitäten der Bibliothek offen zu reden. Aber das macht das, was dort diskutiert werden soll, für mich noch nicht greifbar.

**H:** Du hast Recht, das Format klärt noch keinen Inhalt.

**N:** Zuerst sollten wir zwei Ebenen der Diskussion unterscheiden. Man kann – wie wir das jetzt tun – auf einer Metaebene über die Möglichkeit der Beschreibung der Qualität bibliothekarischer Arbeit sprechen. Vor allem soll es aber auch um die Qualität konkret *einer* Bibliothek gehen, an einem Fallbeispiel sozusagen. Das Format dieses Gespräches, also wie man über Qualitäten in diesem Kontext sprechen kann, welche Schwerpunkte, welche Fragestellungen, welche Forschungsfragen dafür bedeutsam sind, könnte sich klären im Prozess und in der quasi forschungsmethodischen Reflexion dieses Prozesses. Ich kann mir das durchaus vorstellen als qualitatives Forschungsprojekt im Sinne der *action research*. Die Kommunikation zwischen den Stakeholder der Bibliothek ist ja wie schon mehrmals betont die Voraussetzung, um die Aufgaben einer Bibliothek konkret definieren zu können, v.a. um die Dienstleistung einer bibliothekarischen Einrichtung vor Ort gestalten zu können, die den spezifischen Wissenschaftsdisziplinen und Studienfächer gerecht wird. Kommunikation ist aber auch die Voraussetzung, um Qualität der Dienstleistung darlegen zu können.

Kommunikation muss also initiiert werden. Wissenschaftliche Mitarbeiter/innen, Studierende, Bibliothekar/innen finden sich im „Bibliotheks-Café“, wie du es angeregt hast, zu einer Gruppendiskussion, in der Perspektiven, Wünsche, subjektive Theorien usw. ausgetauscht werden. Die Diskussion wird aufgezeichnet, in einer qualitativen Datenanalyse ausgewertet und in einer Folgesitzung mit allen Beteiligten akkordiert, d.h. kommunikativ validiert. Zusätzlich könnte auch Textmaterial von Bibliotheksseite, also Jahresberichte oder Web-Seiten usw., in die Datenanalyse miteinbezogen werden.

Nach Möglichkeit sollte die Projektleitung und insbesondere die qualitative Datenanalyse durch externe Personen übernommen werden. Durchaus vorstellbar ist dies auch als studentisches Forschungsprojekt, das im Rahmen einer Lehrveranstaltung durchgeführt wird, das wäre wohl ein gutes Beispiel forschungsgeliteter universitärer Lehre, wo auch Bibliothekar/innen mit im Spiel sein können.

Insgesamt könnten sich entscheidende Mehrwerte ergeben im Vergleich zu einer rein auf Zahlenmaterial beruhenden Qualitätsdarlegung. Das Ergebnis kann ein wertvoller Input für das Bibliotheksmanagement sein, es ist insofern handlungsrelevant. Das Ergebnis ist zudem forschungsmethodisch reflektiert, da der Prozess der Qualitätsdarlegung und seine Reflexion parallel laufen. Und vor allem kann das Ergebnis quasi als *grounded theory* gesehen werden, es beruht ja auf Statements der Stakeholder der Bibliothek, die wirklich ernst genommen werden. Insgesamt könnte so die quantitative Engführung und Vereinfachung in der Qualitätsdarstellung der Bibliothek vermieden bzw. um zusätzliche Aspekte von Qualität ergänzt werden.

**H:** Ja, ich denke, das wäre durchaus eine Option, wie das Forum ein sinnvolles Format gewinnen könnte, eine wertvolle Ergänzung. Mir geht es um die Handhabung einer Paradoxie: Wir halten unsere ganzen Zahlenwerke für sehr konkret, indem wir suggerieren, dass die Zahlen für sich selbst sprechen und wirklich Fakten wiedergeben. Das ist eine beharrliche Fiktion. Zu mir hat noch keine Zahl „von selbst gesprochen“. Für mich ist es vielmehr so, dass die Zahl erst in einem Akt der Interpretation kontextualisiert wird. Vorher ist sie insofern abstrakt, als ihr noch keine Bedeutung und kein Kontext zugeschrieben wurde. Wir wünschen uns eine konkrete Repräsentation von Qualität, wählen uns dazu aber ein abstraktes, verdichtendes, reduzierendes Mittel: Zahlenwerke. Über diese Paradoxie kann geredet und auch gestritten werden. Dann entsteht bereits in dieser Rede eine Darlegungsqualität, die eine differenzierte Qualitätsdarlegung jenseits der Zahlenwerke erlaubt.

**N:** Ich danke dir für das Gespräch und freue mich auf ein Treffen im Bibliotheks-Café, ...

**H:** ... wo wir dann bei einem Espresso unsere Gedanken weiter führen werden. Herzlichen Dank auch dir.

### *Literatur*

- Bauer, Bruno; Schiller, Robert (2014): Exzellenz und Mittelmaß. Hochschulbibliotheken im Spannungsfeld von Leistungsmessung, Zertifizierung, Rankings, Ratings und Benchmarking. In: Konstanze Söllner und Wilfried Sühl-Strohmenger (Hg.): Handbuch Hochschulbibliothekssysteme. Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium. Berlin: De Gruyter, S. 548–560.
- Habersam, Michael; Piber, Martin (2006): Wissensbilanz und Leistungsdifferenz: Zur Aussagekraft metrischer Controller-Logik. In: Welte, Heike; Auer, Manfred; Meister-Scheytt, Claudia (Hrsg.): Management von Universitäten: zwischen Tradition und (Post-)Moderne. 2. Aufl. München u.a.: Hampp, S. 353 - 376.
- Habersam, Michael; Piber, Martin; Skoog, Matti (2013): Knowledge balance sheets in Austrian universities: The implementation, use, and re-shaping of measurement and management practices. In: *Critical Perspectives on Accounting* 24 (4-5), S. 319-337.
- Harvey, Lee; Green, Diana (1993): Defining Quality. In: *Assessment & Evaluation in Higher Education* 18 (1), S. 9-34.
- Janes, Joseph (Hg.) (2013): *Library 2020. Today's leading visionaries describe tomorrow's library.* Lanham Md. u.a: Scarecrow.
- Laske, Stephan; Meister-Scheytt, Claudia; Weiskopf, Richard (2000): Qualitäten der Qualität in Universitäten. In: Laske, Stephan, Habersam, Michael, Kappler, Ekkehard (Hrsg.): *Qualitätsentwicklung in Universitäten. Konzepte, Prozesse, Wirkungen,* München u.a.: Hampp, S. 177 - 201.
- Niedermair, Klaus (2010): *Recherchieren und Dokumentieren. Der richtige Umgang mit Literatur im Studium.* 1. Aufl. Konstanz: UVK-Verl.-Ges. (Studieren, aber richtig, UTB 3356).
- Niedermair, Klaus (2014): Die Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. In: Konstanze Söllner und Wilfried Sühl-Strohmenger (Hg.): *Handbuch Hochschulbibliothekssysteme. Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium.* Berlin: De Gruyter, S. 207-218.
- Niedermair, Klaus (2014): Gefährden Suchmaschinen und Discovery-Systeme die informationelle Autonomie? In: *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare* 67 (1), S. 109–125. Online unter <http://eprints.rclis.org/22983/>

*Rupert Sendlhofer*

## **Bibliotheken und WissenschaftlerInnen – Eine Beziehung im Umbruch**

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die dynamische Beziehung zwischen Bibliotheken und WissenschaftlerInnen. Zuerst werden die wissenschaftlichen, technologischen und finanziellen Entwicklungen herausgearbeitet, die in den letzten Jahrzehnten zu massiven Veränderungen in dieser Beziehung geführt haben. Daran anschließend wird gefragt, ob Open Access eine Lösung für die existierenden Probleme bietet und welche Vor- und Nachteile damit verbunden sind. Abschließend wird auf mögliche neue Aufgaben von Bibliotheken im Forschungsprozess eingegangen.

### *1. Einleitung*

Manchmal sind es ganz alltägliche Erfahrungen, die uns wie ein Spiegel die Veränderungen des Lebens zeigen. Beim Kaffeepausch in einer Sitzungspause sagt ein jüngerer, international erfolgreicher Kollege: „Ach ja, die Bibliothek, die hab ich noch gar nie von innen gesehen.“ Ich zucke kurz zusammen und denke bei mir, wie kann es so etwas geben. Dann überlege ich und stelle fest, es gibt für ihn keinen Grund mehr, die Bibliothek aufzusuchen. Alles, was er für seine wissenschaftliche Arbeit benötigt, ist unmittelbar auf seinem Computer verfügbar, und zwar weltweit und rund um die Uhr. Allmählich schweife ich mit meinen Gedanken ab und finde mich in meinen ersten Studientagen an der Universität Innsbruck wieder. Ich bin recht angetan von der Vorlesung eines engagierten Professors und will mir in der Bibliothek das Buch ausleihen, das er uns zur Lektüre empfohlen hat. Ich drücke die schwere Holztür der Universitätsbibliothek auf, gehe über die breite Treppe in den ersten Stock und stehe das erste Mal in der Benutzerabteilung. Bei einem Zettelkatalog beginne ich nach meinem Buch zu suchen. Ich bin noch völlig ungeübt und daher sehr langsam beim Suchen. Plötzlich steht jemand hinter mir, nein, eigentlich sind seine Arme bereits links und rechts von mir und helfen mir beim Suchen. Es ist Martin Wieser, der Jubilar dieser Festschrift. Er leitet damals die Benutzerabteilung. Bei den folgenden Besuchen mache ich immer wieder dieselbe Erfahrung: Herr Wieser ist immer und überall, kein Problem entgeht seinen aufmerksamen Augen.

In dieser Zeitspanne zwischen dem Kaffeepausch mit meinem Kollegen und dem ersten Kontakt mit Martin Wieser haben sich wissenschaftliche Bibliotheken, und damit auch die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, rasant verändert. Hätte mir damals jemand vorhergesagt, wie der Zugang zur Literatur in nicht einmal drei Jahrzehnten aussehen wird, ich hätte ihn wohl als reinen Utopisten angesehen. Mit der Entwicklung des Bibliothekswesens hat sich auch die Beziehung zwischen den WissenschaftlerInnen und der Bibliothek grundlegend geändert. Es kam zu einer immer stärkeren Durchdringung des

wissenschaftlichen Arbeitsprozesses mit Informationstechnologie. Die Bibliothek im räumlichen Sinn ist immer weiter weggerückt, die Literatur dagegen ist immer näher an die WissenschaftlerInnen herangerückt.

Es ist diese dynamische Beziehung, die im Mittelpunkt meines Beitrags steht. Der Beitrag ist folgendermaßen aufgebaut: Im Abschnitt 2 werden die Kräfte herausgearbeitet, die in den letzten Jahrzehnten zu massiven Veränderungen in der Beziehung zwischen Bibliotheken und WissenschaftlerInnen geführt haben. Daran anschließend wird im Abschnitt 3 gefragt, ob Open Access eine Lösung für die existierenden Probleme bietet und welche Vor- und Nachteile damit verbunden sind. Abschließend wird im Abschnitt 4 auf mögliche neue Aufgaben von Bibliotheken im Forschungsprozess eingegangen. Der Beitrag wird sich schwerpunktmäßig auf das Gebiet der Volkswirtschaftslehre beziehen und dort, wo es sinnvoll erscheint, auf die österreichische Situation eingehen.

## 2. Beziehung im Umbruch

Die massiven Veränderungen in der Beziehung zwischen Bibliotheken und den Forschenden hängen mit wissenschaftlichen, technologischen und finanziellen Entwicklungen zusammen und gehen mit einem Wandel im wissenschaftlichen Kommunikationsprozess einher.

So wie in vielen anderen Disziplinen findet die Diskussion neuer Erkenntnisse in der Volkswirtschaftslehre heute zum überwiegenden Teil in Fachzeitschriften und Working Papers statt. Monographien und Sammelbände spielen wegen dieser *wissenschaftlichen Entwicklung* eine viel geringere Rolle als früher. Alle wichtigen Entscheidungen (z.B. Berufungen von ProfessorInnen, Evaluierung von Forschungsleistungen) orientieren sich mehr oder weniger an den publizierten Zeitschriftenaufsätzen, daher entstehen wissenschaftliche Karrieren vor allem durch Publikationen in den Fachzeitschriften. In diesem Umfeld ist der schnelle und umfassende Zugang zu Zeitschriftenaufsätzen essentiell für die wissenschaftliche Arbeit. Eine Beschränkung dieses Zugangs (z.B. aus finanziellen Gründen, wie weiter unten diskutiert wird) führt früher oder später zur Entwicklung von alternativen Wegen der wissenschaftlichen Kommunikation.

Durch *technologische Entwicklungen* steht die Zeitschriftenliteratur mittlerweile auch nahezu vollständig online zur Verfügung, sofern ein entsprechendes Zugriffsrecht besteht. Durch den Fortschritt der Informationstechnologie stellen ForscherInnen heute neue Anforderungen an Bibliotheken: Vor allem müssen Informationen rund um die Uhr, sofort und ortsunabhängig zur Verfügung stehen. Aufgrund der neuen Technologien gibt es eine Reihe von Alternativen bzw. Vorstufen zur traditionellen Publikation in einer Fachzeitschrift. Die Ergebnisse der Forschung können in digitaler Form im Weg der Selbstarchivierung als Eprints zur Verfügung gestellt werden (Webb et al. 2007, S.

12). Dieser Weg der „Publikation“ ist schneller und kostengünstiger als jener über eine Fachzeitschrift. So erscheint heute nahezu fast jeder Artikel als Diskussionspapier in der Form eines Preprints in einer der vielen fachspezifischen Repositorien. Von besonderer Bedeutung im volkswirtschaftlichen Bereich sind dabei z.B. SSRN – Social Science Research Network (<http://www.ssrn.com/>) und RePEc – Research Papers in Economics (<http://repec.org/>).

Um relevante Literatur im Internet zu finden, gibt es mächtige Suchmaschinen (z.B. Google Scholar), die von WissenschaftlerInnen sehr häufig genutzt werden (Calvi und Casella 2013). Das ist zumindest eine Konkurrenz und in vielen Fällen auch ein Ersatz für die traditionelle Rolle der Bibliothekskataloge beim Auffinden von Literatur. Im Gegenzug können Bibliotheken in diesem dynamischen und interaktiven Umfeld innovative Hilfestellungen anbieten, z.B. RSS-Feeds, Blogs oder Chatmöglichkeiten (Gibbons 2007, Kapitel 4 und 6; Goetsch 2008).

Parallel mit der zunehmenden Rolle von Zeitschriftenartikeln in der Forschung stieg auch der Preis für die betreffenden Zeitschriftenabonnements an. Die Abonnementpreise wuchsen in den letzten Jahrzehnten um ein Vielfaches stärker als die Budgets der betroffenen Bibliotheken. Diese *finanzielle Entwicklung* brachte die Bibliotheksbudgets unter Druck und führte zu Kürzungen bei Bücherbestellungen und Zeitschriftenabonnements. Das betreffende Phänomen wird in der Literatur oft als „Serials Crisis“ bezeichnet (Panitch und Michalak 2005).

Bergstrom (2001) diskutiert die Preisentwicklung auf dem Gebiet der volkswirtschaftlichen Fachzeitschriften. Ähnliche Strukturen und Entwicklungen können auch in anderen Disziplinen gefunden werden. Bergstrom zeigt, dass es eklatante Preisunterschiede zwischen den Zeitschriften von kommerziellen Verlagen und gemeinnützigen Anbietern (z.B. wissenschaftlichen Vereinigungen) gibt. Mittlerweile hat Bergstrom gemeinsam mit McAfee eine umfangreiche Sammlung zur Preisentwicklung von Zeitschriften für viele Wissenschaftsdisziplinen aufgebaut. Die Auswertung dieser Daten für 2013 zeigt, dass im Durchschnitt aller Disziplinen der Preis pro Zitat bei kommerziellen Verlagen 4,75 Mal so hoch ist wie bei gemeinnützigen Anbietern, für volkswirtschaftliche Fachzeitschriften liegt dieser Faktor bei 3,36 (Bergstrom und McAfee 2013).

Als Resultat verbrauchen die Abonnements von Zeitschriften kommerzieller Verlage einen sehr hohen Anteil der Bibliotheksbudgets, obwohl sie im Verhältnis dazu wenig an zitierbarer Information anbieten. Diese Preisstruktur hat sich über die Jahrzehnte entwickelt. Kommerzielle Zeitschriften wurden vor allem seit den 1960er Jahren gegründet, weil die etablierten gemeinnützigen Zeitschriften nicht in der Lage waren, den enormen Zuwachs an hochwertigen Aufsätzen zu publizieren. Nachdem sich die kommerziellen Zeitschriften eine hohe Reputation durch angesehene AutorInnen, HerausgeberInnen

und GutachterInnen aufgebaut hatten, wurden die Abonnementpreise überproportional erhöht. Diese hohen Preisanstiege waren möglich, weil die Nachfrage nach Fachzeitschriften kaum auf Preiserhöhungen reagieren kann. Da die Zeitschriften mit einer ganz spezifischen Reputation verbunden sind, können sie nicht einfach substituiert werden (Getz 2005; Panitch und Michalak 2005; Migheli und Ramello 2014).

Bergstrom (2001) bringt das Problem auf den Punkt: Die kommerziellen Verlage machen hohe Gewinne, die aus den knappen Budgets der Bibliotheken finanziert werden. In der Konsequenz behindert die Preissetzungsstrategie der Verlage die Verbreitung von Wissen. Aus seiner Sicht kann diese Marktmacht nur durch eine Koordination zwischen den WissenschaftlerInnen gebrochen werden. Er fordert daher die Scientific Community auf, etwas gegen diese Situation zu unternehmen und schlägt die folgenden Maßnahmen vor: Erhöhung des Umfangs und der Anzahl von gemeinnützigen Zeitschriften, Unterstützung von günstigen bzw. frei zugänglichen Zeitschriften und unterschiedliche Formen der Boykottierung von sehr teuren Zeitschriften. Die Forderung von Bergstrom und anderen hat Bewegung in die Zeitschriftenlandschaft gebracht. Ein Höhepunkt dieser Protestbewegung war im Jahr 2012 der öffentliche Boykottaufruf gegen die Zeitschriften von Elsevier, dem sich mittlerweile Tausende WissenschaftlerInnen aus allen Disziplinen angeschlossen haben (<http://thecostofknowledge.com/>). Dieser Boykott geht über individuelle Stellungnahmen hinaus. So hat etwa die Universität Konstanz im März 2014 beschlossen, den Lizenzvertrag mit dem Verlag Elsevier nicht weiter fortzuführen (Universität Konstanz 2014).

Alle genannten Veränderungen unterstützten die Entwicklung hin zu einem Open Access für wissenschaftliche Publikationen. Durch die Veränderungen wurden Bibliotheken vom physischen Ort der Literaturlaufbewahrung immer mehr zum reinen Vermittlungsorgan zwischen Forschenden und der Literatur. Bei völlig frei verfügbaren Inhalten fällt auf den ersten Blick sogar diese Vermittlungsrolle weg. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass Bibliotheken in diesem neuen Umfeld weiterhin von Bedeutung sind und neue Aufgaben erhalten. Im folgenden Abschnitt 3 wird auf die Rolle von Open Access im wissenschaftlichen Kommunikationsprozess eingegangen, insbesondere werden die Vor- und Nachteile dieser Publikationsform erörtert. Im anschließenden Abschnitt 4 werden Beispiele für die künftigen Aufgaben von Bibliotheken diskutiert.

### *3. Rolle von Open Access*

Viele neue Wege des wissenschaftlichen Publizierens beruhen auf der *Idee des Open Access*. Die Grundidee ist, dass die Öffentlichkeit freien Zugang zu den Ergebnissen der mit Steuergeldern finanzierten Forschung haben soll. Bei dem noch dominierenden Modell der Abonnementzahlung für Fachzeitschriften muss vom Steuerzahler zweimal bezahlt werden: Zum einen muss die Forschung finanziert werden und zum anderen muss der

Zugang zu den publizierten Aufsätzen erworben werden (Webb et al. 2007, S. 13; Kratky 2013). Außerdem sollten die Ergebnisse der Forschung möglichst allen zur Verfügung stehen, damit sich die neuen Erkenntnisse gut und schnell verbreiten. Die internationale Bedeutung von Open Access kann mit einer Auswertung der Thomson Reuters Journal Citation Reports belegt werden. Im Jahr 2011 waren ca. 13% aller Zeitschriften, 8% aller Artikel und 5% aller Zitate dem Open Access Bereich zuordenbar (West et al. 2014).

Es sind unterschiedliche *Formen des Open Access*, die sich als neue Wege des Publizierens mehr und mehr herausbilden. Im Grunde gibt es zwei Formen: Beim Goldenen Weg wird gegen eine Gebühr in Zeitschriften mit freiem Zugang publiziert oder es werden Aufsätze in traditionellen Zeitschriften freigekauft. Dieser Freikauf wird manchmal als „Hybrid Open Access“ bezeichnet. Beim Grünen Weg werden die publizierten Aufsätze auf einem institutionellen Repositorium als Postprints frei zugänglich gemacht, wobei von den Verlagen manchmal eine Embargozeit auferlegt wird (Holzner 2014; Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung 2014).

Der Goldene Weg entspricht der eigentlichen Idee des Open Access, allerdings ist es schwierig, eine Finanzierung für die betreffenden Gebühren darzustellen. Das ist vor allem in einer Übergangsphase der Fall, in der beide Kostenarten anfallen können (d.h. Abonnementgebühren für Zeitschriften und Publikationskosten). Der Grüne Weg scheint aus Ressourcensicht leichter erreichbar zu sein, allerdings führt er bei einer nicht abgestimmten Strategie der Universitäten und Forschungseinrichtungen zu einem Wirrwarr von Lösungen (Kratky 2013). Neben den vielen wertvollen Bottom-up-Initiativen (z.B. RePEc, SSRN) benötigt es eine Top-down-Koordination durch die Wissenschaftspolitik. Eine Vorreiterrolle bei der Durchsetzung von Open Access haben Großbritannien und die USA eingenommen. Die britische Regierung versucht, den Goldenen Weg durchzusetzen, während die Regierung der USA auf den Grünen Weg mit einer Embargozeit von zwölf Monaten setzt (van Noorden 2013).

Obwohl Open Access von den *österreichischen Universitäten* als wichtiges Thema angesehen wird, sind die betreffenden Strategien und vor allem die nötigen Kooperationen noch wenig entwickelt. Der Grüne Weg wird von vielen Universitäten in der einen oder anderen Form betrieben (z.B. Aufbau von institutionellen Repositorien). Der Goldene Weg wird von den Universitäten aus Ressourcengründen kaum verfolgt, womit die AutorInnen selbst bzw. Forschungsförderungseinrichtungen für eine Finanzierung sorgen müssen. Bis vor kurzem gab es auch keine Abstimmung der Open-Access-Strategien auf nationaler österreichischer Ebene, mittlerweile wurde allerdings eine Kooperationsplattform, das Open Access Netzwerk Austria – OANA, gegründet (Bauer et al. 2013). Und einzelne Universitäten (z.B. die Universität Wien) haben Leitlinien für ihre Open-Access-Politik beschlossen (Universität Wien 2014).



Als größte Hürden für eine konsequente Umsetzung der Open-Access-Idee werden in einer österreichweiten Umfrage einerseits die mangelnde Sensibilisierung für das Thema (bei den Universitätsleitungen aber auch bei den WissenschaftlerInnen) und andererseits die fehlenden Ressourcen genannt (Bauer et al. 2013). Diese Ergebnisse dürften mit den potentiellen Vor- und Nachteilen von Open Access zusammenhängen. Im Folgenden wird daher Open Access aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet, und zwar aus Sicht der WissenschaftlerInnen, der Bibliotheken und Universitäten und aus jener der gesamten Gesellschaft.

Die Einstellung gegenüber Open-Access-Zeitschriften (= Goldener Weg) von *WissenschaftlerInnen* auf dem volkswirtschaftlichen Fachgebiet wurde von Migheli und Ramello (2014) mit einer internationalen Befragung untersucht. Im Kern zeigt sich ein paradoxes Ergebnis: Obwohl die WissenschaftlerInnen hohe Sympathie für Open-Access-Zeitschriften empfinden und sie diese mit positiven Effekten (größerer Leserkreis, mehr Zitate) verbinden, entscheiden sie sich trotzdem meistens für die Publikation in einer traditionellen Zeitschrift mit beschränktem Zugriff. Für die Publikationsentscheidung relevant ist letztlich das Prestige einer Zeitschrift. Wobei das niedrigere Prestige von Open-Access-Zeitschriften eine sich selbst erfüllende Prophezeiung ist, die in absehbarer Zeit nur durch einen externen Eingriff geändert werden kann.

Für WissenschaftlerInnen ist besonders interessant, in welchem Umfang Open-Access-Zeitschriften zu einer Erhöhung von Zitaten der darin publizierten Aufsätze führen. Einige frühe Arbeiten haben einen außerordentlich hohen Effekt von mehr als 300% mehr an Zitaten herausgefunden (z.B. Lawrence 2001). Selbst konservative Schätzungen haben diesen Effekt bei zumindest 25% gesehen (Houghton und Sheehan 2009). In einer neuen Arbeit zeigen McCabe und Snyder (2014), dass diese hohen Effekte auf eine ungeeignete Spezifikation der Schätzungen zurückzuführen sind. Mit Hilfe von Paneldaten gelingt es den Autoren einige der Schätzprobleme zu vermeiden. Es gibt nach wie vor einen positiven Effekt von Open Access, er ist allerdings um ein Vielfaches geringer. Wenn eine online verfügbare Zeitschrift von einem bezahlten Zugang auf Open Access umstellt, dann erhöht das die Zitate um durchschnittlich 8%. Zusätzlich haben McCabe und Snyder (2014) herausgefunden, dass dieser Effekt von der Qualität der betrachteten Zeitschrift abhängig ist. Qualitativ hochwertige Zeitschriften weisen einen positiven Open-Access-Effekt auf, während der Effekt auf qualitativ geringer eingestufte Zeitschriften sogar negativ ist. Dieses Ergebnis wird damit erklärt, dass Open Access den Wettbewerb um die Aufmerksamkeit der potentiell zitierenden Autoren erhöht.

Die Zurückhaltung von WissenschaftlerInnen gegenüber Publikationen in Open-Access-Zeitschriften ist also gut nachvollziehbar. Zum Ersten sind diese Zeitschriften aufgrund des vergleichsweise geringen Prestige keine „sicheren“ Investitionen, und zum Zweiten ist der Effekt auf die Zitierhäufigkeit nur bei hochwertigen Zeitschriften relevant und bei

niedrig eingestuften Zeitschriften sogar negativ. Zudem benötigen WissenschaftlerInnen bei Open-Access-Zeitschriften eine zusätzliche Finanzierung für die Publikationskosten.

Die Einsparungen durch Open Access entstehen vor allem bei den *Bibliotheken* und sollten deren Kosten für Zeitschriften reduzieren. Aus diesem Grund wird Open Access als eine mögliche Lösung der „Serials Crisis“ gesehen. Im Gegenzug kommt es aber zu einer Belastung der Forschungsbudgets von *Universitäten* bzw. Forschungsförderungseinrichtungen durch die anfallenden Publikationskosten. Bei einer zunehmenden Verbreitung von Open Access ist eine Umschichtung von Mitteln unvermeidbar. Der Wechsel in der Bezahlung für Zeitschriftenpublikationen von den LeserInnen zu den AutorInnen führt zu weiteren Umverteilungseffekten. Die Publikationskosten werden sich bei jenen Universitäten und Forschungseinrichtungen konzentrieren, die besonders forschungsintensiv sind, während die Nutzen von Open-Access-Publikationen weit verbreitet anfallen (Getz 2005; Houghton et al. 2009b). Die vergleichsweise langsame Vorgangsweise der Universitäten bei der Durchsetzung von Open Access ist somit verständlich.

Aus *gesamtgesellschaftlicher Sicht* bietet Open Access zwei wichtige Vorteile: Erstens besteht bei wissenschaftlichen Publikationen eine Nicht-Rivalität im Konsum. Die zusätzlichen Kosten eines weiteren Lesers sind nahezu gleich null (vor allem bei online verfügbaren Zeitschriften). Aus diesem Grund sollte die Zeitschrift für zusätzliche Leser zu einem Preis von null zur Verfügung gestellt werden. So kann der soziale Nutzen aus den Forschungsanstrengungen maximiert werden (Getz 2005; Johnson 2005). Zweitens bietet Open Access eine stärker wettbewerbsorientierte Form des wissenschaftlichen Publizierens als traditionelle Zeitschriften. WissenschaftlerInnen haben bei ihrer Publikationsentscheidung größere Substitutionsmöglichkeiten als Bibliotheken bei der Entscheidung über ein Zeitschriftenabonnement (West et al. 2014).

Eine Bewertung der unterschiedlichen Modelle wissenschaftlichen Publizierens aus gesellschaftlicher Sicht wurde von Houghton et al. (2009a) für Großbritannien vorgenommen, wobei Houghton et al. (2009b) eine Kurzfassung der Ergebnisse bieten. In dieser Studie werden drei Modelle miteinander verglichen: Abonnementzeitschriften, Open-Access-Zeitschriften und die Selbstarchivierung in Open-Access-Repositoryen. Die beiden Open-Access-Modelle bieten Kosteneinsparungen gegenüber dem traditionellen Abonnementmodell. Bei einer sehr umfassenden Schätzung für Großbritannien würde ein kompletter Übergang zu Open-Access-Zeitschriften Einsparungen von GBP 40 Millionen und einer zu Open-Access-Repositoryen von GBP 200 Millionen pro Jahr bringen. Die gesamten Kosten der wissenschaftlichen Publikation und Kommunikation in Großbritannien werden für das Jahr 2007 auf ca. GBP 5,4 Mrd. geschätzt. Die potentiellen Einsparungen betragen also zwischen 1% und 4% der Gesamtkosten, wobei hier die zusätzlichen Nutzen von Open Access (z.B. besserer Zugang zur Literatur) noch

nicht berücksichtigt sind. Aufgrund von diesen Kostenvorteilen sprechen sich die Autoren der Studie recht klar für einen stärkeren Übergang zu Open Access aus.

Wegen der angeführten gesamtgesellschaftlichen Vorteile von Open Access verlangen *Förderungseinrichtungen* in zunehmendem Maß, dass öffentlich geförderte ForscherInnen ihre Ergebnisse in Open-Access-Zeitschriften zugänglich machen (McCabe und Snyder, 2014). In Österreich übernimmt hier der FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) eine Vorreiterrolle. Er verpflichtet alle von ihm geförderten ForscherInnen, ihre Ergebnisse im Internet frei zugänglich zu machen, wobei sowohl der Goldene Weg als auch der Grüne Weg möglich sind. Für die Kosten von Open-Access-Publikationen gibt es zusätzliche Förderungen des FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung 2014). Derartige Bestimmungen dürften die Bedeutung von Open-Access-Zeitschriften deutlich erhöhen.

#### 4. Neue Aufgaben für Bibliotheken

Wie sieht nun die neue Rolle von Bibliotheken in einem Forschungsprozess mit Open Access aus? Zum einen sind viele traditionelle Aufgaben einer Bibliothek auch unter den neuen Rahmenbedingungen nach wie vor wichtig, oftmals bedürfen diese Aufgaben allerdings einer neuen Interpretation. Zum anderen entstehen aus den Veränderungen im Forschungsprozess neue Aufgabenstellungen.

Auf den ersten Blick möchte man denken, die Open-Access-Bewegung führt dazu, dass die *traditionellen Aufgaben* von Bibliotheken weniger wichtig werden. Dieser Gedanke leitet sich aus der ohnehin ständigen und weltweiten Verfügbarkeit von Literatur ab. Dabei wird allerdings vergessen, welche Infrastruktur und Organisation dazu nötig ist. So spielen Bibliotheken bei den bekannten Open-Access-Lösungen eine zentrale Rolle. Für den Grünen Weg braucht es z.B. ein funktionsfähiges Repositorium. Wie bereits erwähnt wurde, existieren heute viele fachspezifische Repositorien. Zur langfristigen Archivierung und Erschließung der Publikationen sollten allerdings vermehrt institutionelle Repositorien der Universitäten betrieben werden. Die Entwicklung und Wartung eines solchen Repositoriums ist in die Hände von Bibliotheken zu legen, weil dort das nötige Know-how für diese Aufgabe vorhanden ist. Gut funktionierende Repositorien können einen wichtigen Beitrag zur Durchsetzung des Open-Access-Gedankens leisten (Webb et al. 2007, 16ff.; Goetsch 2008; Johnson 2008; Houghton et al. 2009b).

Die jederzeitige und weltweite Verfügbarkeit von Literaturstellen ist Segen und Fluch zugleich. Ohne ein gutes lokales Wissens- und Informationsmanagement besteht die Gefahr, in dieser Flut von Informationen förmlich zu ersticken. Diese zentrale Rolle der Bibliothek bleibt trotz oder gerade wegen der enormen Informationsflut durch das Internet erhalten (Webb et al. 2007, Kapitel 8). Das wird unmittelbar verständlich, wenn

zwischen Information und Wissen unterschieden wird. Bei der Verbreitung von reiner Information sind die neuen Technologien überlegen, für die Weitergabe von problembezogenem Wissen braucht es aber Zeit, Übung und einen persönlichen Kontakt. Die Art und Weise der Wissensvermittlung muss auch auf die konkrete Forschungs- und Bildungseinrichtung abgestimmt werden. Diese Aufgabe ist die Stärke von Bibliotheken und kann nicht einfach durch mächtige Suchmaschinen ersetzt werden (Gibbons 2007, S. 9; Niedermair 2014).

Durch die Open-Access-Bewegung könnten Bibliotheken auch *neue Aufgaben* dazugewinnen. Wenn beim Grünen Weg die Publikation im lokalen Repositorium abgelegt wird, kommt es wieder zum unmittelbaren Kontakt zwischen der Bibliothek und den ForscherInnen. Während früher die angekauften Zeitschriften im Mittelpunkt dieser Beziehung standen, könnten es in Zukunft die hauseigenen Publikationen sein. Die Vorschläge in diesem Bereich gehen z.B. in die Richtung eines „Proofreading Service“ der Bibliothek. Um eine fruchtbare Beziehung zwischen ForscherInnen und BibliotheksmitarbeiterInnen aufzubauen, könnten auch Veranstaltungen speziell für Forschungszwecke (z.B. „Writing Groups“) an den Bibliotheken geschaffen werden. Damit würde die traditionell enge Beziehung wieder belebt werden, dieses Mal nicht über die physische Manipulation von Büchern und Zeitschriften, sondern in Form einer Zusammenarbeit zur Erhöhung der Qualität und Quantität wissenschaftlicher Publikationen (Webb et al. 2007, Kapitel 8; Gannon-Leary und Bent 2010).

Die massiven Veränderungen im Forschungsprozess führen also nicht zu einer Abschaffung der Bibliotheken, sondern zu einer Neuinterpretation und Wiederbelebung ihrer traditionellen Aufgabenstellung:

„The goal of an academic library is to be the best in the world at serving the unique teaching, learning, and research needs of its home academic institution by being active participants in the creation, transmission, and dissemination of knowledge. The Internet and Web cannot replace the academic library because, although technology can be a better information provider, it cannot substitute for the essential role of humans in the creation, transmission, and dissemination of knowledge.” (Gibbons 2007, S. 10f.)

## Literatur

- Bauer, Bruno et al. (2013): Open Access Bestandsaufnahme an österreichischen Universitäten: Ergebnisse einer Umfrage im Auftrag des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs (UBIFO). In: *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare* 66 (3/4), S. 535-558.
- Bergstrom, Theodore C. (2001): Free Labor for Costly Journals. In: *The Journal of Economic Perspectives* 15(4), S. 183-198.
- Bergstrom, Theodore C. und McAfee, R. Preston (2013): Journal Cost-Effectiveness 2013. <http://www.journalprices.com> (10.10.2014).
- Calvi, Licia und Cassella, Maria (2013): Scholarship 2.0: Analyzing scholars' use of Web 2.0 tools in research and teaching activity. In: *Liber Quarterly* 23(2), S. 110-133.
- Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (2014): Open Access Policy bei FWF-Projekten. <https://www.fwf.ac.at/de/forschungsfoerderung/open-access-policy/> (10.10.2014).
- Gannon-Leary, Pat und Bent, Moira (2010): Writing for Publication and the Role of the Library: "Do Have a Cow, Man!" ("Don't Have a Cow, Man" – Bart Simpson). In: *New Review of Academic Librarianship* 16, S. 26-44.
- Getz, Malcolm (2005): Open-Access Scholarly Publishing in Economic Perspective. In: *Journal of Library Administration* 42(1), S. 1-39.
- Gibbons, Susan (2007): The Academic Library and the Net Gen Student: Making the Connections. Chicago: American Library Association.
- Goetsch, Lori A. (2008): Reinventing Our Work: New and Emerging Roles for Academic Librarians. In: *Journal of Library Administration* 48(2), S. 157-172.
- Holzner, Birgit (2015): Open Access und neue Publikationsmodelle im 21. Jahrhundert. In: Niedermair, Klaus und Schuler, Dietmar (Hrsg.): *Die Bibliothek in der Zukunft. Regional – global: Lesen, Studieren und Forschen im Wandel*. Festschrift für Hofrat Dr. Martin Wieser anlässlich seiner Versetzung in den Ruhestand. Innsbruck: Innsbruck University Press.
- Houghton, John et al. (2009a): Economic implications of alternative scholarly publishing models: Exploring the costs and benefits. A report to the Joint Information Systems Committee. Victoria University und Loughborough University.
- Houghton, John et al. (2009b): Economic implications of alternative scholarly publishing models: Exploring the costs and benefits. Report Summary. Victoria University und Loughborough University.
- Houghton, John und Sheehan, Peter (2009): Estimating the Potential Impacts of Open Access to Research Findings. In: *Economic Analysis & Policy* 39(1), S. 127-142.
- Johnson, Richard K. (2005): Open Access: Unlocking the Value of Scientific Research. In: *Journal of Library Administration* 42(2), S. 107-124.
- Kratky, Christoph (2013): A coordinated approach is key for open access. In: *Nature* 500, S. 503.
- Lawrence, Steve (2001): Free online availability substantially increases a paper's impact. In: *Nature* 411, S. 521.
- McCabe, Mark J. und Snyder, Christopher M. (2014): Identifying the Effect of Open Access on Citations Using a Panel of Science Journals. In: *Economic Inquiry* 52(4), S. 1284-1300.

- Migheli, Matteo und Ramello, Giovanni B. (2014): Open Access Journals and Academics' Behavior. In: *Economic Inquiry* 52(4), S. 1250-1266.
- Niedermaier, Klaus (2014): Gefährden Suchmaschinen und Discovery-Systeme die informationelle Autonomie? In: *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare* 67(1), S. 109-125.
- Panitch, Judith M. und Michalak, Sarah (2005): The Serials Crisis. A White Paper for the UNC-Chapel Hill Scholarly Communications Convocation. <http://www.unc.edu/scholcomdig/whitepapers/panitch-michalak.html> (10.10.2014)
- Universität Konstanz (2014): Teurer als die Wissenschaft erlaubt. Presseinformation Nr. 28 vom 26. März 2014. <http://www.aktuelles.uni-konstanz.de/presseinformationen/2014/28/> (10.10.2014)
- Universität Wien (2014): Open Access Policy der Universität Wien. <http://openaccess.univie.ac.at/policy/> (10.10.2014)
- Van Noorden, Richard (2013): US science to be open to all. In: *Nature* 494, S. 414f.
- Webb, Jo und Gannon-Leary, Pat und Bent, Moira (2007): Providing Effective Library Services for Research. London: Facet Publishing.
- West, Jevin D. und Bergstrom, Theodore und Bergstrom, Carl T. (2014): Cost Effectiveness of Open Access Publications. In: *Economic Inquiry* 52(4), 1315-1321.



*Ronald Maier*

## **Die Rollen der Bibliothek im Prozess der Wissensreifung**

Soziale Medien verstärken den Trend zur Öffnung von Organisationen und die dadurch ermöglichte, aber auch gebotene Vernetzung stellt neue Herausforderungen. Entsprechende Veränderungen sind gesamtgesellschaftlich und erfordern eine Reflexion der eigenen Position, um den Wandel erfolgreich mitgestalten zu können. Die Bibliothek ist in ihrer angestammten Rolle als Bewahrerin des Wissensschatzes auf der einen Seite mit neuen, global operierenden Akteuren und auf der anderen Seite mit veränderten Nutzungsgewohnheiten der Universitätsangehörigen konfrontiert. Dieser Beitrag reflektiert die Rollen der Bibliothek im Kontext der Universität aus den Perspektiven der Wissensarbeit, der Wissensentwicklung und der sozialen Medien. Der Beitrag diskutiert den Status Quo mithilfe des Modells der Wissensreifung und stellt Ansätze zur Weiterentwicklung des Angebots nach den drei Gestaltungsdimensionen Inhalt, Prozess und Dienst vor.

### *Vernetzung als Herausforderung*

Innovation, kontinuierlicher Wandel und eine Öffnung zu relevanten Umwelten sind zu Schlüsselkonzepten für Organisationen avanciert, die sich im globalen Wettbewerb befinden. Geschäfts- und Organisationsmodelle, Prozesse, Praktiken, Produkte und Dienstleistungen ändern sich in immer schnelleren Zyklen. Ansätze, wie Organisationen den damit verbundenen Herausforderungen erfolgreich begegnen, wurden unter den Begriffen lernende (Senge 1990), intelligente (Quinn 1992), wissensbasierte (Willke 1998, 20) und wissensintensive Organisation (Starbuck 1992, 715ff) oder einfach Wissensorganisation (Sveiby 2001) diskutiert. Wissen stellt dabei den Schlüsselbegriff für die Transformation von Unternehmen und Organisationen dar. In einer generellen Sichtweise geht es um Transformationen des sozialen Lebens überhaupt (Drucker 1994), die auch als Entwicklung hin zur Informations- oder Wissensgesellschaft bezeichnet werden. Entsprechende bereichernde wie beängstigende Effekte sind in der Zwischenzeit bei der großen Mehrzahl an Menschen in Form ubiquitärer und permanenter Konnektivität (Mazmanian 2013) und eines konstanten, beispiellos breiten Stroms an Information (Dery et al. 2014) angekommen. Universitätsangehörige im Allgemeinen und Studierende im Besonderen zählen mit zur Kernzielgruppe entsprechender Angebote an sozialen Medien.

In den vergangenen Jahrzehnten haben sich sowohl Wissenschaftler als auch Praktiker mit Wissensmanagement (WM) beschäftigt (Holsapple und Joshi 2002, Maier 2007, Heisig 2009, Serenko et al. 2010, Lee und Chen 2012). Unter dem Eindruck von Entwicklungen auf dem Gebiet der Informations- und Kommunikationstechnologien (IT) änderte sich der Fokus von der Organisation, etwa in Form von Wissensmanagementsystemen, Wissensportalen und Wissensinfrastrukturen (Alavi und Leidner 2001, Maier et al.



2009), hin zur Einbindung sozialer Software und sozialer Netzwerke (Kaplan und Haenlein 2010, Richter et al. 2011, von Krogh 2012) in sozialen Wissensumgebungen (Pawlowski et al. 2014).

Letztere haben die Art und Weise, wie wir kommunizieren, erst im privaten Bereich und zunehmend auch im Berufs- und Organisationskontext nachhaltig verändert. Die Dramatik der Entwicklungen zeigt sich, allen Mahnrufen und Warnungen vor Risiken und Nebenwirkungen zum Trotz, an der zunehmenden Popularität und Nutzung von sozialen Netzwerken, Blogs, Wikis und anderen Plattformen für das Teilen von Dateien. Als plakatives Beispiel dient der prominenteste Fall, Facebook, das von 664 Millionen Nutzern im März 2011 auf 937 Millionen Nutzer im September 2012 wuchs (IWS 2012). Das Resultat sind große Mengen verrauschter, verteilter, unstrukturierter, sich dynamisch ändernder Daten (Gundecha & Liu 2012, 4). Aber die Bedeutung von qualitätsgesichertem und verlässlichem Wissen ist durch die explosionsartige Vermehrung von Quellen nicht gesunken, sondern gestiegen. Um Information Overload zu vermeiden, braucht es Wege, um aus großen Mengen verfügbarer Quellen die relevanten herauszufiltern. Die Relevanz beschränkt sich nicht auf formale, wertgesicherte traditionelle Quellen wie Bücher und Artikel in namhaften wissenschaftlichen Journalen. Diese werden zunehmend um dynamischere Publikations- und Kommunikationsartefakte ergänzt. Im Universitätsalltag meldet sich etwa ResearchGate rechtzeitig zum morgendlichen E-Mail-Check mit aufmunternden Fragen wie „Ronald, is this you?“, „Ronald, we’ve found 2 of your full texts“ oder gar „Did you cite this publication, Ronald“ und beansprucht Universitätsressourcen zur Validierung seiner Daten. Dieser Prozess hat somit auch vor Universitäten nicht Halt gemacht und sie vor große Herausforderungen gestellt.

In diesem Beitrag liegt der Fokus auf der Bibliothek im Kontext der Universität und ihrer angestammten Rolle als Bewahrerin des Wissensschatzes, der sich in Objekten manifestiert, wie beispielsweise analog Bücher oder Zeitschriften oder digital E-Books oder E-Journals. Der Beitrag reflektiert die Rolle(n) der Universitätsbibliothek aus den Perspektiven der Wissensarbeit, der Wissensentwicklung (Nonaka 1991, Crossan et al. 1999, Li & Kettinger 2006, Nonaka et al. 2006) und der sozialen Medien (Kaplan und Haenlein, 2010, von Krogh 2012), um die Herausforderungen dieser sozio-technischen Innovation und Ansätze zu ihrer Überwindung aufzuzeigen.

### *Wissensarbeit und Wissensentwicklung mit sozialen Medien*

Der Begriff Wissensarbeit betont die Veränderungen in den Arbeitsprozessen und -praktiken in Wissensorganisationen und hebt die Unterschiede zu traditioneller, oft manueller Arbeit hervor (Drucker 1993, Davenport et al. 1996). Ihr Anteil nimmt in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zu (Wolff 2005). Während der Umgang mit Wissen in Universitäten traditionell die Essenz des akademischen Tuns darstellt, haben diese Um-

wälzungen vom Professor, Dozenten, Assistenten oder Studierenden zum Wissensarbeiter weitreichende Konsequenzen im Universitätsmanagement, im Rollenverständnis der Universitätsmitglieder, in der Universitätskultur, im täglichen Miteinander bis hin zur Messung der Arbeitsproduktivität in der Forschungsleistungsdokumentation. Wissensarbeit ist durch sich zunehmend erhöhende Anforderungen an Fähigkeiten und Expertise auf allen Ebenen der universitären Hierarchie, eine stärkere Transparenz und Kommunikationsorientierung, eine engmaschigere Vernetzung und den Versuch eines immer genaueren Festschreibens schwach strukturierter und immer noch wenig vorhersehbarer Prozesse gekennzeichnet. Die Gestaltung der Wissensarbeit erfordert einen organisationsübergreifenden Fokus, strategische Partnerschaften und virtuelle Netzwerke, eine rollenbasierte Organisationsstruktur, die Teams, Netzwerken und Wissensgemeinschaften höhere Bedeutung beimisst sowie eine erhöhte Mobilität der Mitarbeiter und Arbeits„plätze“. Da ein wesentlicher Teil der Wissensarbeit Bibliotheksdienste erfordert und ihre Ergebnisse, etwa in Form von Publikationen, der Universitätsbibliothek zugeführt werden, ist die Universitätsbibliothek fest im Kreislauf der Wissensarbeit verankert und von diesen Veränderungen ebenfalls unmittelbar betroffen. Dabei rückt neben der Transparenz der Wissensarbeit der „Impact“, also was mit dem erforschten und aufgeschriebenen Wissen weiter passiert, immer mehr in den Blickpunkt.

Organisationale Wissensentwicklung ist ein evolutionärer Prozess mit dem Ziel, die organisatorischen Fähigkeiten zum Lösen von Problemen und Erreichen von Zielen zu verbessern (Li und Kettinger, 2006), die auf der Ebene von Individuen beginnt (Crossan et al., 1999, Nonaka und Takeuchi, 1995, Eraut, 2004). Individuen als „locus“ von Wissen spielen eine Schlüsselrolle beim Generieren neuen Wissens und sind Voraussetzung für kollektive Wissensentwicklung (von Krogh 2009), etwa in Communities (Lave und Wenger 1991). „Emergentes Wissen“ kann in der Interaktion zwischen der Wissensbasis eines Individuums und einer Organisation entstehen, was als Akt der kollaborativen Wissensentwicklung durch ein Individuum beschrieben wurde (Cress und Kimmerle 2008). Im Spiralmodell (Nonaka und Takeuchi 1995) ist die Wissensentwicklung ein sozialer Prozess, in dem Wissen von der individuellen Ebene über Communities zur organisatorischen Ebene und über die Grenzen der Organisation hinaus bewegt und transformiert wird. Universitäten ist dieser Blick nicht fremd, wobei die Ebene der Organisation im Vergleich zu den internationalen akademischen Gemeinschaften traditionell weniger stark ausgeprägt ist, was allerdings im Zuge der Universitätsautonomie und der Professionalisierung des Universitätsmanagements im Wandel begriffen ist.

Der Begriff soziale Medien bezeichnet eine Gruppe internetbasierter Anwendungen, die auf dem ideologischen und technologischen Fundament des Web 2.0 aufbauen und das Erstellen und den Austausch von nutzer-generierten Inhalten erlauben (Kaplan und Haenlein, 2010, 61). Die „ideologische Grundlage“ besteht darin, die Nutzer zur aktiven

Teilnahme zu ermutigen, Transparenz über die Aktivitäten und Interaktionen zu schaffen, Konversation zu fördern und das Vernetzen von Individuen und die Bildung sogenannter „Communities“ zu ermöglichen (Maier und Schmidt 2014). Neben mehrheitlich dem Privaten zugetanen sozialen Netzwerken wie Facebook oder Google+ etablieren sich solche, die Angebote für spezifische Bedürfnisse bereit stellen, etwa LinkedIn oder Xing für Berufstätige oder GoogleScholar, Mendeley, ResearchGate, SelectedPapers.net oder WebofScience für Wissenschaftler, die manchmal auch mit dem Begriff Science 2.0 belegt werden (Tochtermann 2014).

Hier scheint es erhebliches Potenzial für die Universitätsbibliothek zu geben, sich aktiv an der Gestaltung der Science 2.0 zu beteiligen und ihren Nutzern anspruchsvolle Dienste zur Verfügung zu stellen. Beispiele sind: die Pflege eines „Heimatprofils“ zu erlauben, den Nutzern Einblick in die (regionale) Nutzung ihrer Erzeugnisse zu geben, den Umgang mit den verschiedenen Science-2.0-Plattformen zu erleichtern, etwa durch Datenpropagierung, oder die „Impact“-Daten nutzer-, instituts-, fakultäts- oder universitätsweit zu vernetzen und damit die Transparenz zu erhöhen und die Kommunikation der Ergebnisse der an der Universität geleisteten Wissensarbeit und der Beiträge zur Wissensentwicklung kommunizieren zu helfen. Aus IT-Sicht verlangt dies die Integration von Inhalten aus unterschiedlichen Quellen inklusive sozialer Medien. Wissensdienste unterstützen die Wissensarbeit in einem Prozess der Wissensreifung. Der Zugriff auf Daten, Dokumente und Dienste erfolgt über unterschiedliche Applikationen und (mobile) Geräte und ist möglichst nahtlos in die persönliche Arbeitsumgebung der Universitätsangehörigen integriert.

### *Modell der Wissensreifung*

Abbildung 1 zeigt das Modell der Wissensreifung (Maier und Schmidt 2014), das die Wissensentwicklung anhand von Phasen darstellt.

Die x-Achse des Modells beschreibt, wie Wissen sich durch die vier Gestaltungsebenen Individuum, Community, Organisation und Gesellschaft bewegt. Die y-Achse beschreibt die überreichlichen Ideen, die der Wissensreifung zugeführt und über mehrere Stufen gefiltert und kombiniert werden, so dass die universitäre Aufmerksamkeit immer weiter fokussiert wird. Wissensreifung ist eine Metapher, die der Universität(-sbibliothek) helfen soll, Angebot und Nachfrage bezüglich ihrer organisatorischen Fähigkeiten, Aktivitäten und der entsprechenden IT-Infrastruktur zu analysieren. Im Folgenden werden die Phasen kurz beschrieben (Maier und Schmidt 2014) und die jeweilige Rolle der Universitätsbibliotheken beleuchtet.

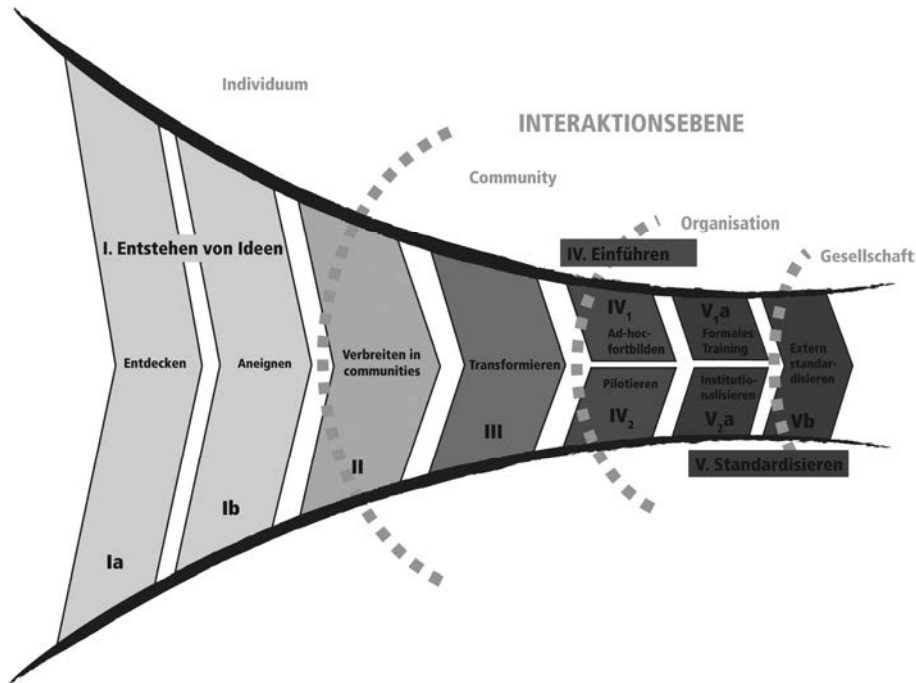


Abbildung 1: Phasenmodell der Wissensreifung (Maier und Schmidt 2014)

*I. Entstehen von Ideen.* Ideen werden aufgeschrieben, um sie zu bewahren und neue Stränge der Wissensentwicklung zu starten, getrieben durch das Beobachten, Interpretieren und Implementieren „neuer“ Ideen oder das Vernetzen und Anreichern bestehender Beobachtungen mit Bedeutung (Amar und Juneja 2008). Neben spontanen Entdeckungen und persönlichen Erfahrungen ist die Recherche des Einzelnen wichtig für die Subphase *Ia. Entdecken*. Das Wissen ist subjektiv und tief in den Entstehungskontext eingebettet. Die benutzten Begriffe, die zur Kommunikation oder für persönliche Notizen verwendet werden, sind unscharf und meist personenspezifisch. Die Subphase *Ib. Aneignen* beschreibt die Individuation, das Loslösen der Idee aus dem Kontext der Recherche durch eine Person, die sich selbst auf das neue Wissen verpflichtet und es in ihre individuelle Wissensbasis aufnimmt. Aneignen umfasst sowohl kognitive Prozesse als auch deren Manifestation in Artefakten zur Repräsentation des Wissens.

*II. Verbreiten in Communities.* Der Wissensraum wird vom Individuum auf die Gruppe erweitert, die das Wissen zusammen weiterentwickelt. Die Akteure initiieren Communities, um sich mit anderen Personen zu vernetzen, zu kommunizieren und Repräsentationen des Wissens zu teilen. Die Mitglieder der Community handeln eine gemeinsame

Terminologie und ein gemeinsames Verständnis aus. Die Community entwickelt und teilt Artefakte und engagiert sich in synchronen oder asynchronen Diskussionen, etwa über Telekonferenzen, Chats, Foren, Blogs oder Wikis. Die Mitglieder der Community müssen dabei eine Balance zwischen der kontinuierlichen Weiterentwicklung von Wissen und disruptiven Entwicklungen finden, in denen die Gruppe aus den bestehenden geteilten Strukturen ausbricht, um ihr Verständnis zu erweitern.

*III. Transformieren.* Dokumente werden erstellt, um das Wissen in eine Form zu bringen, die es erlaubt, das Wissen über den Kontext seiner Entstehung und über die Grenze der Community hinaus zu teilen. Während die Artefakte bisher subjektiv, unstrukturiert und mit der Community, in der sie entstanden, verbunden waren, wird das Wissen nun mit Hilfe von Sprache, einer graphischen Visualisierung oder Formeln ausgedrückt und in einem Format und einer Qualität zur Verfügung gestellt, die es dem fachkundigen, aber im Entstehungsprozess nicht beteiligten Rezipienten zugänglich macht. Dies geschieht durch das Erstellen von zweckorientierten (Gebrauchs-)Dokumenten, die in der jeweiligen Profession verankert sind, etwa Projektberichte, wissenschaftliche Fachartikel oder Bücher.

*IV. Einführen.* Gemäß der Unterscheidung in intendiertes und nicht intendiertes Lernen spaltet sich der Prozess der Wissensreifung in zwei Stränge: in einen instruktionellen Strang und einen experimentellen Strang. Im instruktionellen Strang *IV1. Ad-Hoc-Fortbilden* wird Wissen, oft spontan und informell, in Präsentationen oder Workshops an eine erweiterte Zielgruppe vermittelt. Die bisher entwickelten Artefakte werden unter didaktischen Gesichtspunkten aufbereitet, um ihre Verständlichkeit und Wiederverwendbarkeit in Lernszenarien zu erhöhen, etwa durch Fallbeispiele, Fallstudien, Präsentationen und Übungsaufgaben. Im experimentellen Strang *IV2. Pilotieren* wird die erweiterte Zielgruppe in die Anwendung des Wissens einbezogen, etwa in Projekten oder Studien in kleinerem Rahmen. Hierbei fallen beispielsweise Datensätze, Analysen und Interpretationen an.

*V. Standardisieren.* Beide Stränge werden fortgesetzt und münden schließlich in die externe Standardisierung. Der instruktionelle Strang umfasst *Va1. Formales Training*. Die Lernmaterialien aus den Ad-hoc-Aktivitäten werden nun arrangiert, um ein breiteres Wissensgebiet abzudecken oder eine breitere Zielgruppe, die auch Novizen umfassen kann. Prüfungen und Zertifikate bestätigen die Teilnahme an formalem Training oder das Erreichen der Lernziele. Der experimentelle Strang *Va2. Institutionalisieren* setzt die Ergebnisse aus der Pilotanwendung in einem institutionellen Arrangement um, das den Roll-out unterstützt. Im universitären Kontext geht es unter anderem um neue Methoden, Techniken und Verfahren zur Datenerhebung und Datenauswertung oder zur Gestaltung von Lösungen. Projekte und Pilotstudien wandeln sich in dauerhafte Einrichtungen mit ausdifferenzierten Rollen und Prozessen, etwa ein Labor oder eine andere

Service-Einheit. Diese beiden Stränge schließen sich nicht aus, sondern im Gegenteil ist es eine der Traditionen der Universität Humboldtscher Prägung, dass Lehre und Forschung miteinander eng verbunden sind. Beide münden schließlich in die höchste Phase der Wissensreifung, *Vb. Extern standardisieren*, in der zum Beispiel einheitliche Richtlinien über die Grenzen der Universität bzw. einer Scientific Community hinweg geschaffen werden. Dies können allgemein anerkannte Qualifikationen, etwa die Studienabschlüsse, mit den entsprechenden Curricula sein, aber auch Standards für Wissensprodukte mit verbundenen Qualitätskriterien, etwa die Publikation in anerkannten wissenschaftlichen Fachzeitschriften, die Zuerkennung von Patenten oder die Entwicklung von nationalen oder internationalen Standards.

Diese Phasen laufen nicht strikt linear ab. Die Wissensentwicklung ist von individuellem Wissen ebenso beeinflusst wie vom kollektiven Kontext. Daher benötigen Individuen organisationale Prozesse, um ihr Wissen zur Organisation bzw. zur internationalen akademischen Gemeinschaft beitragen zu können (von Krogh 2009). Die Wissensreifung im Allgemeinen und diese organisationalen Prozesse im Besonderen können durch Wissensinfrastrukturen unterstützt werden, wobei diese im Sinne sozialer Wissensumgebungen nicht auf die Grenzen der Organisation beschränkt sind. Interessant erscheint es zum Beispiel, die Spuren von einer Idee zu reifem Wissen zu verfolgen (Seeber et al. 2014). Die Universitätsbibliothek ist hier eine der Anbieterinnen von Inhalten, Prozessen und Diensten im Zusammenspiel mit den Angeboten von Verlagen oder Science-2.0-Plattformen. Die drei Gestaltungsdimensionen Inhalt, Prozess und Dienst bilden den Kern der Beschreibung und Gestaltung von sozialen Wissensumgebungen. Inhalt steht für die Wissens Elemente, zusammen mit den Metadaten und den Anforderungen an deren Speicherung. Prozess meint die Wissensprozesse zur Behandlung der Inhalte, Verantwortlichkeiten und benötigten Ressourcen. Dienst umfasst die Funktionalität aus der Sicht der Anwendung.

### *Inhalt*

Ein Wissens Element ist eine atomische, explizite Einheit, die einen Datensatz als Ergebnis eines Externalisierungsprozesses (Nonaka 1991) darstellt, der konzeptionell und technisch als Einheit angesehen wird und aus einer Gruppe formatierter Informationsobjekte besteht, die nicht ohne bedeutenden Sinnverlust weiter getrennt werden können (Maier 2007, 289). Beispiele für solche Wissens Elemente, die im universitären Prozess der Wissensreifung eine Rolle spielen und mit Hilfe unterschiedlicher IT-basierter Systeme verwaltet werden, sind: eine Notiz über eine persönliche Erfahrung, eine Referenz oder eine Annotation zu einer Ressource, ein Profil, das eine Person beschreibt, nebst Beschreibungen ihrer Fähigkeit oder Zuschreibungen durch andere Personen, ein bestätigter Kontakt mit Aktivitätsstrom der nachfolgenden Beziehung, ein Beitrag in Forum,

Newsgroup, Wiki, Blog oder anderem Contentmanagementsystem, eine Frage und Antworten in einer Liste häufig gestellter Fragen (FAQ), ein Element eines Erfahrungsdatenbanksystems, ein Dokument, etwa ein Artikel, ein Buch(-kapitel), eine E-Mail- oder Sofortnachricht, eine Text-, Bild-, Audio-, Videodatei oder Präsentation, ein Modell mit Hinweisen für seinen Kontext und seine Anwendung, ein Experiment und die für seine Replikation erforderlichen Beschreibungen, ein Datensatz und die Schritte zu seiner Auswertung, ein Lernobjekt, z.B. eine Definition, Erklärung, Formel, Beispiel, Fall, Demonstration, Übung, Aufgabe, Test oder Musterlösung, eine Aktivität zu einem dieser Wissens-elemente, etwa eine Anzeige, Download, Referenz, Zitation, Evaluation oder ein Kommentar.

### *Prozess*

In der Dimension Prozess geht es um die Gestaltung von Management- und Serviceprozessen, die Kernprozesse der Forschung, Lehre und Weiterbildung unterstützen. Ein Wissensprozess ist ein dedizierter Serviceprozess, der systematisch Aktivitäten zur Unterstützung der Wissensreifung (Kaschig et al. 2013) institutionalisiert. Universitätsbibliothek, Zentraler Informatikdienst, die Fakultäten, Projektmanagement, Qualitätsmanagement, Personalentwicklung oder E-Learning-Initiativen bemühen sich parallel, die Generierung, Erhaltung, Integration, Verteilung und Nutzung von Wissen zu verbessern. Konzeptionelle Unterschiede drücken sich etwa in einem unterschiedlichen Zugang zu Wissen als Dokument oder bei Personen aus mit unterschiedlichen Konsequenzen für die Entwicklung und Aufbereitung von Wissen, aber auch in unterschiedlichen IT-Systemen, die für die Behandlung von Wissen eingerichtet werden. Daher stehen Universitätsangehörige einer fragmentierten Systemlandschaft gegenüber, in der jedes System einen Teil der Wissensprozesse für Wissen unterschiedlicher Reifestufen unterstützt. Es sind daher wesentliche Aufgaben bei der Gestaltung von sozialen Wissensumgebungen, historisch gewachsene Strukturen von Wissens-elementen zu bereinigen und Mitarbeiter bei der Entscheidung zu begleiten, welche Kanäle für den Transfer welchen Wissens günstig sind.

### *Dienst*

Generell ist ein Dienst eine abstrakte Ressource, die eine Fähigkeit zur Abwicklung einer Aufgabe darstellt, die aus der Perspektive von Dienstgeber und Dienstnehmer eine zusammenhängende Funktionalität bildet (W3C 2004). Ein Dienst besteht aus einem Vertrag, einer Schnittstelle und einer Implementierung, deren funktionale Bedeutung sich typischerweise auf ein Geschäftskonzept bezieht, das wiederum Daten und Geschäftslogik kapselt (Krafzig et al. 2005, 57-59). Wissensdienste unterstützen Wissensarbeiter beim Umgang mit Wissen (Maier 2007).

Während die technische Definition von Diensten durch eine Reihe von Standards unterstützt wird, z.B. Web Services (Alonso et al. 2004), ist der konzeptionelle Teil bisher weniger unterstützt. Wichtig erscheint es, Dienste, die Wissensarbeit unterstützen, zu strukturieren und zu klassifizieren (Maier 2007). Integrationsdienste verwenden Metadaten zur Beschreibung der Ressourcen aus den Daten- und Wissensquellen sowie eine Ontologie, die diese miteinander in Beziehung setzt und um Regeln zur Ableitung neuer Fakten erweitert. Integrationsdienste helfen dabei, Wissens Elemente zu analysieren und miteinander zu vernetzen. Wissensdienste lassen sich nach den Phasen der Wissensreifung ordnen. Sie bilden den inhaltlichen Kern der Wissensinfrastruktur bzw. sozialen Wissensumgebung und können in Basisdienste und komponierte, fortgeschrittene Dienste unterschieden werden. Dabei sind diese Kombinationen nicht auf universitätsinterne Dienste beschränkt, sondern die Universität(-sbibliothek) kann hier auf das zunehmend reichhaltigere Angebot an Science-2.0-Diensten zurückgreifen. Zugangsdienste stellen letztlich einen effektiven Zugriff auf die potentiell großen Mengen an Wissens Elementen und -diensten sicher. Zum einen können Informationsfachkräfte, Themenverantwortliche oder Projektleiter einen Teil der Wissensbasis organisieren. Zum anderen können die Universitätsangehörigen selbst das Angebot an ihre Wünsche anpassen und mit verschiedenen Applikationen und Geräten auf die Dienste zugreifen.

#### *Zusammenfassung und Ausblick*

Die Produktivität der Wissensarbeit wird in Organisationen, auch in Universitäten, zunehmend durch eine entsprechende Gestaltung oder Nutzung interner wie externer IT erhöht bzw. zu erhöhen versucht. Fortgeschrittene Wissensdienste unterstützen dabei Inhalte unterschiedlichen Typs und Reifegrads in schwach strukturierten Prozessen. Die semantische Integration von Inhalten und Diensten heterogener Herkunftssysteme erfolgt durch soziale Wissensumgebungen (Pawlowski et al. 2014). Diese helfen dabei, Barrieren beim Übergang von Wissen zwischen Reifestufen zu verringern. Diese Barrieren sind allerdings nicht allein auf fehlende oder mangelhafte IT-Unterstützung zurückzuführen. Über technische Lösungen hinaus sind auch eine begleitende organisatorische Unterstützung, die Berücksichtigung der Universitätskultur, organisationspsychologischer und soziologischer Faktoren erforderlich (z.B. Swan et al. 1999). Das hier diskutierte Modell der Wissensreifung und die drei Gestaltungsdimensionen sollen der Universitätsbibliothek helfen, die relevanten Wissenstypen, -prozesse und -dienste zu bestimmen.

Größte Herausforderung bei der Implementierung sozialer Wissensumgebungen ist deren erhebliche Komplexität. Vier Modi Operandi lassen sich unterscheiden. Im Modell der Kreation werden entsprechende Lösungen von Grund auf neu entwickelt. Im Modell der Komposition werden Lösungen individuell, jedoch unter Verwendung vorgefertigter



Komponenten entwickelt. Im Modell der Konfiguration werden bestehende Standardsysteme an die besonderen Gegebenheiten bzw. Bedürfnisse unserer Universität angepasst. Im Modell der Konsumation werden schließlich Dienste, die oft kostengünstig oder kostenlos angeboten werden, intelligent genutzt und so immer weiter reichende Aufgaben ohne großen Investitionsaufwand für IT-Systeme unterstützt und an Universitätsbibliotheken vorbei wahrgenommen. Diese immer reichhaltigeren Angebote von Science-2.0-Plattformen beanspruchen zunehmend die Aufmerksamkeit von Universitätsangehörigen. Den erheblichen Chancen zu einer Beschleunigung der Wissensentwicklung stehen aber auch Risiken hinsichtlich der universitären „Selbstwirksamkeit“ gegenüber. Um zu verhindern, dass die Hüterin des universitären Wissensschatzes und mit ihr die Universitätsangehörigen zum Spielball der Akteure auf dem globalen Wissenschaftsmarkt werden, gilt es die eigene Position und Beteiligung kontinuierlich zu reflektieren, was eine Gemeinschaftsaufgabe aller Universitätsangehörigen und deren Repräsentanten darstellt.

### *Literatur*

- Alavi, M., Leidner, D. E. (2001): Review: Knowledge Management and Knowledge Management Systems: Conceptual Foundations and Research Issues. In: *MIS Quarterly* 25(1): 107-136.
- Alonso, G., Casati, F., Kuno, H., Machiraju, V. (2004): *Web Services. Concepts, Architectures and Applications*, Berlin 2004.
- Amar, D. A., Juneja, J. (2008): A Descriptive Model of Innovation and Creativity in Organisations: A Synthesis of Research and Practice. *Knowledge Management Research & Practice* 6(4): 298-311.
- Cress, U., Kimmerle, J. (2008): A Systemic and Cognitive View on Collaborative Knowledge Building with Wikis. *International Journal of Computer-Supported Collaborative Learning* 3(2): 105-122.
- Crossan, M.M., Lane, H.W., White, R.E. (1999): An Organisational Learning Framework: From Intuition to Institution. *Academy of Management Review* 24(3): 522-537.
- Davenport, T.H., Jarvenpaa, S.L., Beers, M.C. (1996): Improving Knowledge Work Processes. In: *Sloan Management Review* 37(4): 53-65.
- Dery, K., Kolb, D., & MacCormick, J. (2014) Working with Connective Flow: How Smartphone Use is Evolving in Practice. *European Journal of Information Systems* 23(5): 558-570.
- Drucker, P. F. (1993): *Post-Capitalist Society*. Oxford.
- Drucker, P. F. (1994): The Age of Social Transformation. *The Atlantic Monthly* 274(5): 53-80.
- Eraut, M. (2004): Informal Learning in the Workplace. *Studies in Continuing Education* 26(2): 247-273.
- Gundecha, P., Liu, H. (2012): Mining Social Media: A Brief Introduction. In: P. Mirchandani (Ed.): *INFORMS TutORials in Operations Research*, 9. INFORMS, Hanover, MD, 1-17.
- Heisig, P. (2009): Harmonisation of knowledge management – comparing 160 KM frameworks around the globe. *Journal of Knowledge Management* 13(4): 4-31.
- Holsapple, CW, Joshi, KD (2002) Knowledge manipulation activities: results of a Delphi study. *Information & Management* 39(6): 477-490.

- IWS (2012): Internet World Stats: Facebook users in the world, <http://www.internetworldstats.com/facebook.htm>; zuletzt besucht am 27.10.2014.
- Kaplan, A. M., Haenlein, M. (2010): Users of the World, Unite! The Challenges and Opportunities of Social Media. *Business Horizons* 53(1): 59-68.
- Kaschig, A., Maier, R., Sandow, A., Lazoi, M., Schmidt, A., Barnes, S., Bimrose, J., Brown, A., Bradley, C., Kunzmann, C., Mazarakis, A. (2013): Organizational Learning from the Perspective of Knowledge Maturing Activities. *IEEE Transactions On Learning Technologies* 6(2): 158 – 176.
- Krafzig, D., Banke, K., Slama, D. (2005): *Enterprise SOA: Service-Oriented Architecture Best Practices*, Upper Saddle River.
- Lave, J., Wenger, E. C. (1991): *Situated learning: legitimate peripheral participation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lee, MR, Chen, TT (2012): Revealing research themes and trends in knowledge management: From 1995 to 2010. *Knowledge-Based Systems* 28: 47-58.
- Li, Y., Kettinger, W. J. (2006): An Evolutionary Information Processing Theory of Knowledge Creation. *Journal of the Association of Information Systems* 7(9): 593-617.
- Maier, R. (2007): *Knowledge Management Systems. Information and Communication Technologies for Knowledge Management*. 3. Auflage. Berlin.
- Maier, R., Hädrich, T., Peinl, R. (2009): *Enterprise Knowledge Infrastructures*. 2. Auflage, Berlin.
- Maier, R., Schmidt, A. (2014): Explaining organizational knowledge creation with a knowledge maturing model. *Knowledge Management Research & Practice*. Online first.
- Mazmanian, M. (2013): Avoiding the Trap of Constant Connectivity: When Congruent Frames allow For Heterogeneous Practices. *Academy of Management Journal* 56(5): 1225-1250.
- Nonaka, I. (1991): The Knowledge-Creating Company *Harvard Business Review* 69(11-12): 96-104.
- Nonaka, I., Takeuchi, H. (1995): *The Knowledge Creating Company*, New York.
- Nonaka, I., von Krogh, G., Voelpel, S. (2006): Organizational Knowledge Creation Theory: Evolutionary Paths and Future Advances. *Organization Studies* 27(8): 1179-1208.
- Pawlowski, J., Bick, M., Peinl, R., Thalmann, S., Maier, R., Hetmank, L., Kruse, P., Martensen, M., Pirkkalainen, H. (2014): Soziale Wissensumgebungen *Wirtschaftsinformatik* 56(2): 91-100.
- Quinn, J. B. (1992): *Intelligent Enterprise. A Knowledge and Service Based Paradigm for Industry*. New York.
- Richter D., Riemer, K., vom Brocke J. (2011): Internet Social Networking, *Business & Information Systems Engineering* 3(2): 89-101.
- Seeber, I., Maier, R., Ceravolo, P., Frati, F. (2014): Tracing the Development of Ideas in Distributed, IT-Supported Teams during Synchronous Collaboration. *Proceedings of the 22nd European Conference on Information Systems*. June 9-11, Tel-Aviv, AIS Electronic Library: 1-17.
- Senge, P. (1990): *The Fifth Discipline: The Art and Practice of the Learning Organization*. New York.
- Serenko, A., Bontis, N., Booker, L., Sadeddin, K., Hardie, T. (2010): A scientometric analysis of knowledge management and intellectual capital academic literature (1994-2008). *Journal of Knowledge Management* 14(1): 3-23.

- Starbuck, W. H. (1992): Learning by Knowledge-intensive Firms. *Journal of Management Studies* 29(6): 713-740.
- Sveiby, K.-E. (2001): What is Knowledge Management? URL: <http://www.sveiby.com/articles/Knowledge-Management.html>, 2001, zuletzt besucht am 27.10.2014.
- Swan, J., Newell, S., Scarbrough, H., Hislop, D. (1999): Knowledge Management and Innovation: Networks and Networking. *Journal of Knowledge Management* 3(4): 262-275.
- Tochtermann, K. (2014): How Science 2.0 will impact on Scientific Libraries. *Information Technology – Methods and Applications of Informatics and Information Technology* 56(5): 224-229.
- Von Krogh, G. (2009): Individualist and collectivist perspectives on knowledge in organizations: Implications for information systems research. *The Journal of Strategic Information Systems* 18(3): 119-129.
- Von Krogh, G. (2012): How does social software change knowledge management? Toward a strategic research agenda. *The Journal of Strategic Information Systems* 21(2): 154-164.
- W3C (2004): Web Services Glossary, URL: <http://www.w3.org/TR/ws-gloss/>, zuletzt besucht am 28.10.2014.
- Willke, H. (1998): *Systemisches Wissensmanagement*. Stuttgart.
- Wolff, E. N. (2005): The Growth of Information Workers. *Communications of the ACM*. 48(10): 37-42.

*Theo Hug & Petra Missomelius*

## **Universitätsbibliotheken, digitale Medien und Mobilität**

### **Reflexionen und Szenarien**

Hand in Hand mit der Entwicklung und Verbreitung mobiler Kommunikationstechnologien sind neue Informationsdienste sowie Wissens- und Kommunikationskulturen entstanden. Die Rede von mobilen Bibliotheken hat dabei neue Bedeutungen bekommen. In neuester Zeit wurden einschlägige Konzepte und digitale Anwendungen, E-Books und mobile Bibliotheksanwendungen entwickelt. Überlegungen zu historischen Zusammenhängen von Mobilität und Entwicklung von Bibliotheken finden dabei eher am Rande Beachtung. Analoges gilt für differenziertere medien-, wissens- und bildungstheoretische Ansprüche. Der Beitrag beginnt mit einigen konzeptionellen Überlegungen zum Zusammenhang von Bibliotheken und Mobilität sowie einigen Herausforderungen im Zeitalter der Digitalisierung, gefolgt von einer Erörterung mobiler Entwicklungen und Lernszenarien im Kontext von Universitätsbibliotheken. Abschließend werden Beispiele für mobile Lehr-/Lernszenarien zur Diskussion gestellt.

„A commitment to the value and quality of research carries with it a responsibility to extend the circulation of such work as far as possible and ideally to all who are interested in it and all who might profit by it.“ (Willinsky 2006, S. 5)

#### *1. Einleitung*

In der Geschichte des Nachdenkens über Bibliotheksentwicklungen sind Aspekte der Mobilität häufig unterbelichtet geblieben (vgl. exemplarisch Harries 1999; Tolzmann et al. 2001; Lerner 2009). Heute ist hingegen ein Boom zu verzeichnen – mehr und mehr Bibliotheken greifen das Stichwort auf und setzen auf „going mobile“. Diesbezügliche Überlegungen, Konzepte und Anwendungen sind meistens auf technologische Aspekte fokussiert. Die Rede von Mobilität begründet sich dabei in der Ausrichtung auf miniaturisierte und stromnetzunabhängige Multimedia-Geräte, derzeit überwiegend Tablets und Smartphones, perspektivisch auf Multifunktionsgeräte wie Google Glasses und smarte Armbanduhren. Mobilität wird dabei zumeist als Eigenschaft aufgefasst, die entweder den Geräten und Apparaten selbst oder in weitestem Sinne der Klientel der Bibliothek und ihrer Mediennutzung zugeschrieben wird und deren konsequente Berücksichtigung zu einer qualitativen Verbesserung, wenn nicht gar Veränderung der Konfiguration von Bibliotheksdienstleistungen führen kann. Wir plädieren in den folgenden Ausführungen für erweiterte Perspektiven im Sinne eines komplexen Zusammenspiels von physischen, psychischen, kulturellen und sozialen Aspekten der Mobilität (vgl. Urry 2000).

Weiter ist der Beitrag zur „mobilen Bibliothek“ durchaus auch auf die Assoziation mit dem Konzept der Fahrbibliothek, der „Bücher auf Rädern“ und ähnlichen Angeboten öffentlicher Bibliotheken für abgelegene Regionen oder Stadtteile bzw. Kinder bildungsferner Schichten ausgerichtet. Zunehmende Mobilität und Ubiquität von Medientechnologien ist in der medienwissenschaftlichen Forschung auch im Zusammenhang von Fragen der Revalidierung des Regionalen und Lokalen, der Kartierung und Situierung sowie der Untersuchung von Vernetzung und Partizipation bedeutsam geworden.<sup>1</sup> Solche Aspekte sowie allgemeinere Überlegungen zur (In-)Stabilität kommunikativer und technologischer Plattformen zur Speicherung und Übermittlung von Informationen<sup>2</sup> sind ebenfalls in die Erwägung mobiler medientechnologischer Konfigurationen einzubeziehen.



Abb. 1: Bücherbus (Quelle: Stringer 2010, Cover photo)<sup>3</sup>

Ausgehend von einigen Überlegungen zu veränderten Bedingungen der Informationsvermittlung und Wissensgenerierung sowie zu diversen Herausforderungen im Zeitalter der Digitalisierung werden im vorliegenden Beitrag ausgewählte faktische und mögliche Entwicklungen von Universitätsbibliotheken skizziert. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf konzeptionelle Aspekte mobiler (Lern-)Szenarien gelegt.

<sup>1</sup> Vgl. beispielsweise die Ergebnisse im DFG Graduiertenkolleg 1769 „Locating Media/Situierete Medien“ an der Universität Siegen (<http://www.uni-siegen.de/locatingmedia/>) [Stand vom 14-06-2014].

<sup>2</sup> Vgl. die Konferenzbeiträge zu „Media in Transition“ (MIT6, 24.-26.4.2009, Cambridge (MA), s. <http://web.mit.edu/comm-forum/mit6/> sowie [http://videlectures.net/mitworld\\_media\\_transition6/](http://videlectures.net/mitworld_media_transition6/)) [Stand vom 14-06-2014].

<sup>3</sup> Siehe <http://www.ifla.org/files/assets/hq/publications/professional-report/123.pdf> [Stand vom 14-06-2014].

## 2. Ausgangsüberlegungen

### 2.1 *Veränderte Bedingungen der Informationsvermittlung und Wissensgenerierung*

Der Wandel in der Informations- und Kommunikationstechnologie einerseits durch grundlegende Digitalisierungsprozesse, andererseits durch Web-2.0-Technologien, hat zur Veränderung wissenschaftlichen Arbeitens und Publizierens geführt. Die Anforderungen an Informationsinfrastrukturen sind erheblich gestiegen. Der in Abb. 2 dargestellte Forschungsprozess wird zunehmend von Digitalisaten durchdrungen: Diese reichen von digitalen Forschungsansätzen und -infrastrukturen, digitalen Werkzeugen zur Datenerhebung, -aufbereitung und -auswertung, elektronischen Publikationen, über Kommunikationsdaten bis zu softwaregenerierten Grafiken, Bewegtbildern und medien-gestützten Formen der Didaktik und des Wissenstransfers.

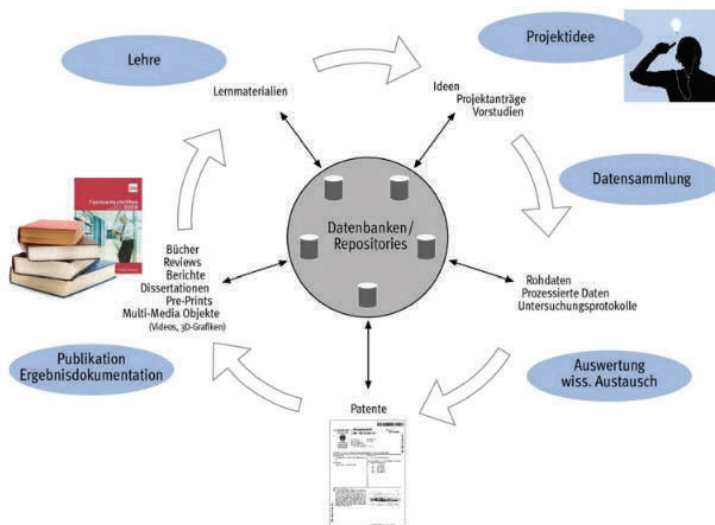


Abb. 2: Der wissenschaftliche Wertschöpfungsprozess (© FIZ Karlsruhe, Leibnizinstitut für Informationsinfrastruktur)

Die produzierten Daten und Objekte werden in unterschiedlichen digitalen Speichersystemen der von WissenschaftlerInnen individuell genutzten Geräte, der Instituts- oder Universitätsserver, in öffentlich zugänglichen Datenbanken etc. verwaltet. Diese Systeme wurden bislang nicht systematisch miteinander verknüpft. Bisher haben sich die klassischen, ihrem jeweiligen Auftrag gemäßen Dienstleistungen der Informationseinrichtungen allenfalls auf den Bereich der „Publikation“ und „Ergebnisdokumentation“ fokus-

siert. Bloggende und twitternde Wissenschafts- und Forschungsgemeinschaften einerseits und die Nutzung der Arbeitskraft der sogenannten Cloud andererseits stellen neue Gemengelage in den Prozessen wissenschaftlicher Wissensproduktion, Wissenstradierung, Informationsvermittlung und Wertschöpfung her.

Angesichts der Entwicklungsdynamik digitaler Systeme und Arbeitsmöglichkeiten ist – beispielsweise in den Digital Humanities – die infrastrukturelle Unterstützung des gesamten wissenschaftlichen Wertschöpfungsprozesses sowie dessen Öffnung über den akademischen Kreis hinaus gefordert. Dabei geht es um mehr als um die Integration neuer Instrumente in den Werkzeugkasten – mit der Digitalisierung der Wissenschaft und ihrer Medialität und Mobilität geht es um Zusammenhänge von Theorie, Methodik und Technikentwicklung. Wenngleich die Printpublikation noch ein hohes Ansehen genießt, so wird digitalen Publikationsformaten früher oder später mindestens die gleiche Reputation zukommen. Die Universitätsbibliothek bewegt sich heute auf einem Markt, welchen sie sich mit kommerziellen und nicht-kommerziellen Lernplattformen, dem ambitionierten Projekt *Wikipedia* und diversen Wissenschaftsportalen teilt. Schon heute machen sich deutliche Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen bemerkbar: im Selbstbild (Dienstleistungsverständnis), in der Bearbeitung und Vermittlung von Medien (digitale Medien), im Benutzungsverhalten (Bring-Bibliothek) sowie in der technischen Darbietung (Push-Pull-Strategie). Dass sich die gegenwärtige Organisation von Daten sowie die Infrastruktur in nahezu allen Wissenschaftsdiziplinen fundamental ändern wird, machen aktuelle Analysen deutlich wie das Projekt „Rahmenbedingungen einer disziplin-übergreifenden Forschungsdaten-Infrastruktur“, kurz *Radieschen* genannt, das 2011-2013 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als Begleitprojekt zur Ausschreibung ‚Informationsinfrastrukturen für Forschungsdaten‘ gefördert wurde.<sup>4</sup>

In diesem Zusammenhang wird mit dem Ausdruck ‚e-Science‘ ein Paradigma verbunden, das eine ‚erweiterte‘<sup>5</sup> Wissenschaft auf der Grundlage einer umfassenden digitalen Infrastruktur imaginiert, welche kollaborative Forschung durch die Integration aller für den Forschungsbereich relevanten Ressourcen und Werkzeuge integriert. Operativ ist dabei an die Nutzung von Wissensmanagement, Open Access und Grid Computing gedacht. Jenseits der medientechnischen Ebene kreist der Diskurs um die Zukunft der Wissenschaften, um „posttypographische Bildungsideale“ (Giesecke 2001, S. 17) und immer wieder um eine Öffnung derselben: sei dies im Mode 2 (Nowotny et al. 2003), in Form

<sup>4</sup> S. <http://www.forschungsdaten.org/index.php/Radieschen> [Stand vom 14-06-2014].

<sup>5</sup> Das ‚e‘ wird dabei durchaus nicht immer eindeutig im Sinne von „enhanced“ oder „electronically supported“ definiert. Mitunter spielen auch andere Aspekte im semantischen Umfeld von „effective“, „entertaining“, „easy“, „excited“, „elaborated“, „exempted“, „exhausted“ oder „extinguished“ eine Rolle.

von „Scientific Citizenship“ (Felt 2003) oder „postakademischer Wissenschaft“ (Bammé 2003). In diesen Ansätzen finden sich zum einen Forderungen nach einer transdisziplinären Bewegung der Wissenschaften, zum anderen die Vorstellung, Netzwerkmedien sowohl zur Wissenschaftskommunikation als auch als Forschungsort – beispielsweise um zusammen mit Praktikern an einem wissenschaftlichen Problem arbeiten zu können – zu nutzen. Was von den einen dabei unter wünschenswerter Demokratisierung verbucht wird, lässt andere einen Autoritäts- oder Qualitätsverlust der Wissenschaft fürchten.

Dass eine „reine“ Digitalisierung zu kurz greift, um diese Ideen umzusetzen, wird schnell deutlich, wenn man die Rolle von Datenbanken genauer betrachtet und mit ihr die Funktion des Wissensspeichers in Frage stellt. Denn bildungstheoretisch höchst problematisch ist in diesem Zusammenhang ein auf Daten bzw. Information verkürzter Wissensbegriff. Daten werden in erster Linie aus binären Zeichen gebildet. Sie werden erst durch Kontextualisierungen, die sie in eine Struktur einfügen und in einen Zusammenhang stellen, also durch Decodierung oder Interpretation zu Informationen. Ernst von Glasersfeld schreibt dazu:

„Der menschliche Verstand kann daher nur die Dinge erkennen, die aus Material gemacht sind, das ihm zugänglich ist – und das ist das Material der Erfahrung -, und eben durch sein Machen entsteht sein Wissen davon.“ (Glasersfeld 1996, S. 76)

Wissen kann dabei explizite und implizite Formen annehmen, es liegt nicht einfach vor. Wissen entsteht auch durch Erfahrung, die mit der Verarbeitung von Informationen entsteht.<sup>6</sup> Ihm geht nicht selten eine lange Erfahrung voraus. Es besitzt eine ganz andere Zeitlichkeit als die Information, die sehr kurz und kurzfristig ist. Wissen lebt von der Wahrnehmung, Bewertung und Verarbeitung durch den Menschen, wobei unterschiedliche Denk-, Medienhandlungs- und Symbolverarbeitungspraxen auch mit unterschiedlichen Wissensformen verknüpft sind.

Information ist im Grunde Mittlerin zwischen Daten und Wissen, sie ermöglicht und unterstützt die Interpretation der Daten und ist die Basis für das Wissen, dessen Grundlage sich dann wiederum aus mehreren geordneten Informationen zusammensetzt. Eine Vermischung oder gar Gleichsetzung der Begriffe ‚Daten‘, ‚Information‘ und ‚Wissen‘ erweist sich in mehrfacher Hinsicht als problematisch. Wo abrufbare Daten mit „Wissen“ bezeichnet werden, liegt der folgenschwere Schluss nahe, dass Wissen heute in einer nie zuvor geahnten Fülle schnell und oft auch frei zugänglich und verfügbar sei. Ein solches auf Information verkürztes Verständnis von Wissen korrespondiert in Bildungsszenarien in aller Regel mit einem hohen Stellenwert der Reproduzierbarkeit und

<sup>6</sup> Zu den Übergangsprozessen vgl. Fuchs-Kittowski (2002, S. 25).



Messbarkeit von Fakten-Wissen sowie mit einem niedrigen Stellenwert schwer oder gar nicht messbarer Aspekte der Persönlichkeitsbildung und der Entwicklung von Fähigkeiten zur Hinterfragung, Rahmung, Reflexion und Einordnung von Informationen in unterschiedlichen Kontexten.

## 2.2 Herausforderungen im Zeitalter der Digitalisierung

Die neuen Publikationsformen bedingen langfristig auch neue institutionelle Organisationsformen. Neben gedruckten und audiovisuellen Medien gilt es multimediale Lehr- und Lerneinheiten zu berücksichtigen. Eine Verständigung von Bibliotheken, Medienzentren und Rechenzentren ist notwendig, um den Anforderungen gerecht werden zu können.

„Mit Blick auf die bereits ältere Debatte über das ideale Verhältnis zwischen Hochschulbibliotheken und -rechenzentren erscheint dabei bemerkenswert, dass die neuen beruflichen Profile die hergebrachte Trennung der beiden Dienstleistungsbereiche obsolet erscheinen lässt, da die neuen Spezialistinnen und Spezialisten an der Schnittstelle nicht nur zwischen Wissenschaft und Infrastruktureinrichtungen, sondern auch zwischen Infrastruktureinrichtungen selbst agieren.“ (Meyer-Dörpinghaus 2013, S. 237-238)

Auch die Hochschulrektorenkonferenz in Deutschland bezieht in die Beurteilung der Situation der Hochschulen die Medienkultur, innerhalb derer sie sich bewegt, mit ein:

„Die Studierenden erwarten etwa, dass die Hochschulen mit den neuen Entwicklungen Schritt halten und ihnen eine integrierte Informationsumgebung zur Verfügung stellen, die den außerhalb der Hochschule eingeübten Gewohnheiten Rechnung trägt. Netzgestützte Lehrangebote gewinnen für die Studierenden an Relevanz. Zugleich tragen die Studierenden, die an die Kultur des Internets gewöhnt sind, neue Fragen an das Wissenschaftssystem heran: Wie etwa ist die für das Wissenschaftssystem maßgebliche Wertschätzung der individuellen Forschungsleistung als eines geistigen Eigentums mit den Konventionen vereinbar, die in sozialen Netzwerken praktiziert werden?“ (Hochschulrektorenkonferenz 2012, S. 4)

Und mit Blick auf die veränderten Bedingungen für die Forschung halten die AutorInnen fest:

„Auch die Forschung verändert sich grundsätzlich: Wissen wird in der Interaktion ständig neu produziert und muss im Modell des *information life cycle* neu begriffen werden. Die Digitalisierung von Forschungsdaten schreitet voran. Datenmengen wachsen exponentiell, neue Lösungen des Managements, der Speicherung und Archivierung sind gefragt. Mit neuen Möglichkeiten geht einher, dass einige der Prozesse, die früher das ‚gebildete Individuum‘ gesteuert hat, heute bereits automatisiert sind. Das wiederum wirft neue Fragen mit Blick auf Ethik und Verantwortung in der Forschung auf.“ (Hochschulrektorenkonferenz 2012, S. 4-5; kursiv i. Org.)

Diese neuen Konfigurationen führen zu bislang unbekanntem Problemhorizonten auf unterschiedlichen Ebenen. Betrachtet man etwa die sich verändernden Kulturtechniken wie *distant reading* (algorithmisches Scannen umfangreicher Textsammlungen), die Neubewertung der Kopie in einer Kultur des *remix* durch die Anwendung von Copy&Paste,

so ist ebenfalls die Bedeutung von Suchalgorithmen u. a. Tools zur Erschließung und Bewältigung großer Datenvolumina (Visualisierung, Metadaten, kollaboratives Tagging, Automatisierung) nicht zu einem endgültigen und häufig zu einem „personalisierten“ Ergebnis gelangt. Ebenso ergeben sich neue juristische Herausforderungen bezüglich Urheber- und Leistungsschutzrechten im virtuellen Raum: Aaron Swartz hatte 2011 den gesamten Bestand der kostenpflichtigen US-amerikanischen JSTOR-Datenbank heruntergeladen und in peer-to-peer-Netzwerken zur Verfügung gestellt. Er wurde mit einer Strafandrohung von 35 Jahren konfrontiert und beging Suizid (vgl. Knappenberger 2014). Dieser Fall demonstriert, wie stark auch öffentlich finanziertes Wissen an ökonomische und rechtliche Grenzen stößt, wenn es um die uneingeschränkte Verfügbarkeit geht.

Weitere Herausforderungen sind mit Fragen des Primats von Interessensgruppen, organisationalen Strukturierungsmodalitäten und verschiedenen Formen der Kontextsteuerung durch veränderte Modi der Mittelzuweisung verbunden. Das Spektrum reicht hier von institutionenübergreifenden Forschungsprogrammen und Prioritätensetzungen in der Förderlandschaft über institutioneninterne Maßnahmen zur (De-)Institutionalisierung oder Förderung einzelner Bereiche bis zu Fragen nach der (Un-)Zulässigkeit individueller oder gruppenweiser Nutzung von Medienanwendungen und wissenschaftlichen Informationsangeboten. Die einschlägigen Herausforderungen sind mit mehr oder weniger komplexen Spannungsfeldern verbunden, in denen Kulturen und Eigenlogiken der Fachdisziplinen, der Technik, der Verwaltung, der Bürokratie, der Didaktik, des Management, des Gender-Mainstreaming usw. sowie Orientierungen an unterschiedlichen Kapitalsorten aufeinander treffen. Schwierigkeiten und Dilemmata werden für EntscheidungsträgerInnen, Betroffene und Beteiligte erfahrbar, wenn etwa

- Tendenzen der Standardisierung und Normierung kreative Forschungs- und Lehr-/Lernprozesse erschweren,
- Rechtsansprüche von Verlagen und Medienanbietern mit wissenschaftsdidaktischen Interessen kollidieren,
- eine Lernplattform für alle didaktischen Zwecke ausreichen soll und Personal Learning Environments (PLE) oder akademisch motivierte Social Media Anwendungen als Privatvergnügen erachtet werden,
- Denk- und Interaktionsräume für zweckfrei gedachte Grundlagenforschung knapper werden und die Förderstrukturen primär im Sinne von Techno-Versprechungen und marktnaher Anwendungsforschung ausgebaut werden,
- WissenschaftlerInnen für Kleinstprojekte aufwändige Antragsprozeduren zugemutet werden, während sie gleichzeitig Einladungen zur Mitwirkung an Projekten von Verwaltungseinrichtungen erhalten,

- wissenschaftliche Lebensformen flexible Öffnungszeiten auch von Bibliotheken erfordern, letztere aber keine ausreichenden Mittel für kompetentes Personal haben,
- für Wissenschaftskommunikation im Sinne darstellungspolitisch orientierter Unternehmenskommunikation weit mehr Mittel zur Verfügung gestellt werden als für einfallreiche Lehr-/Lern-Projekte mit Studierenden oder zukunftsweisende „Communities of Project“ (Faßler 2008).

Wir wollen es hier bei diesen exemplarischen Hinweisen belassen. Je nach Perspektive, Funktion und Rolle in den komplexen Interaktionszusammenhängen erscheinen unterschiedliche thematische Aspekte und Bedeutsamkeiten relevant. Wie immer diese im Detail beschrieben werden, wird mit den bisherigen Ausführungen schon dreierlei deutlich:

(1) Abgesehen von der generellen Anerkennung vielfältiger Herausforderungen und allgemeinen Forderungen nach Qualitätsbesserung in der Wissenschaftskommunikation, zeichnet sich keine Einigkeit darüber ab, was die zentralen Probleme und Schlüsselfragen (*key issues*) sind und wie diese in allseits befriedigender und ergebnisorientierter Weise bearbeitet werden sollten. Auch wenn aus der Sicht von BibliothekarInnen, Forschenden, Studierenden oder der Universitätsleitung durchaus spezifische Problembereiche identifiziert werden können, so ist damit noch nichts über deren Gewichtung oder über wünschenswerte Lösungsansätze ausgesagt. Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommen auch das Research Information Network (RIN) und das Consortium of University Research Libraries (CURL)<sup>7</sup> im Bericht über *Researchers' Use of Academic Libraries and their Services* (2007).

(2) Leitungsaufgaben sind angesichts der Herausforderungen nicht einfacher geworden. Die Rolle der Bibliotheksdirektion hat sich seit den 70er Jahren (vgl. McAnally & Downs 1973) weiter ausdifferenziert und verändert. Sie erfordert vielfältige kommunikative Kompetenzen, Beweglichkeit im Umgang mit heterogenen Diskurszusammenhängen und kontextsensitives Management in komplexen und spannungsreichen Interessenslagen.

(3) Hand in Hand mit neuen digitalen Werkzeugen und Nutzungszusammenhängen sind neue Bereiche anwendungsorientierter Forschung an den Nahtstellen von Forschungs- und Serviceeinrichtungen entstanden. Exemplarisch sei hier auf Initiativen der so genannten Digital Humanities verwiesen. Diese Entwicklung zeichnet sich durch allerhand Ambivalenzen aus (vgl. Gugerli et al. 2013). Einerseits werden mittels computergestützter Analyseverfahren neue Forschungsfragen und neue Bearbeitungsmethoden für die Geisteswissenschaften eröffnet und Antworten auf gegenwärtige Problemwahrnehmungen angeboten. Andererseits täuschen die einschlägigen Innovationsrhetoriken auch allzu

<sup>7</sup> Nunmehr Research Libraries UK (RLUK) (s. <http://www.rluk.ac.uk/>) [Stand vom 14-06-2014].

leicht darüber hinweg, dass die Projekte in diesem Bereich häufig in der Eigenlogik der Technik verhaftet bleiben, in epistemologischer und methodologischer Hinsicht wenig reflektiert sind oder auch als Strategien der Gewissensberuhigung angesichts der hohen Mittelaufwendungen für naturwissenschaftliche und technologische Forschungsbereiche fungieren.

Wie deutlich es im Zuge der Diskussion akademischer Legitimation, wissenschaftlicher Urteilsfähigkeit, Relevanz und Institutionalisierung um Bildung unter dem Diktat der Ökonomie geht, macht die Konkurrenz um Fördermittel, Drittmittel, Sponsoring und um Ansehen im Bildungssektor sichtbar. Dennoch kann eine sowohl produktive als auch kritische Auseinandersetzung mit digitalen Medien und insbesondere mit Methoden der Digital Humanities künftig zur Entwicklung fachspezifischer digitaler Werkzeuge sowie digitaler Forschungsinfrastrukturen beitragen. Unerlässlich bleibt jedoch auch hier die Erörterung der Frage, wie sich das Arbeiten mit digitalen Methoden in Erkenntnisprozesse, Forschungsfragen und die Fixierung von Wissensbeständen einschreibt (vgl. Missomelius 2014).

### 3. *Universitätsbibliotheken und mobile (Lern-)Szenarien*

#### 3.1 *Aktuelle Entwicklungen*

Die sozio-kulturellen, ökonomischen und politischen Veränderungsdynamiken, die mit den digitalen Medienentwicklungen einhergehen, betreffen direkt oder indirekt alle Lebensbereiche. Seit einigen Jahren sind dabei verschiedenste Aspekte von Mobilität bedeutsam geworden (vgl. Urry 2000). Das betrifft beispielsweise Aspekte *sozialer Mobilität* im Sinne von wechselnden Zugehörigkeiten zu Milieus, Gruppen, Schichten oder Kulturkreisen. Das betrifft auch Aspekte *kognitiver Mobilität* etwa im Hinblick auf den flexiblen Umgang mit unterschiedlichen Denkstilen, paradigmatische Neuorientierungen oder singuläre oder ständige Wechsel zwischen Forschungsgebieten. Das betrifft weiter Aspekte *kultureller Mobilität* etwa im Zusammenhang veränderter Sinneskulturen und verschiedener Formen der Migration oder der zeitlichen Strukturierung und (Ent-)Rhythmisierung von Abläufen und Routinen. Und das betrifft selbstredend auch *technische* Aspekte der Portabilität, Interoperabilität und Medienkonvergenz und nicht zuletzt das Zusammenwirken der genannten und weiterer Aspekte von Mobilität.

Seit einigen Jahren ist Mobilität auch für Bibliotheken erneut ein Thema geworden. Das komplexe Zusammenspiel unterschiedlicher Aspekte und Bedeutungsebenen von Mobilität spielt dabei allerdings kaum eine Rolle. Analoges gilt für medientheoretische Überlegungen etwa im Anschluss an Harold Innis Unterscheidung von *zeitbindenden* und *raumbindenden* Medien (vgl. Innis 1950) und deren Weiterentwicklung (vgl. Winkler 2009). Dies erstaunt umso mehr, als sich mit den Digitalisierungsprozessen allemal auch Fragen

nach Dynamiken der „Verräumlichung“ und „Verzeitlichung“ stellen. Die medientheoretische Überlegung, inwieweit mit mobilen digitalen Medien die „Zwänge der Zeit mit den Mitteln des Raums, und die Zwänge des Raums unter Einsatz von Zeit“ (Winkler 2009, S. 7) in besonderer Weise überwunden werden können, scheint in der Bibliothekswissenschaft bis dato weniger bedeutsam zu sein als anwendungsorientierte Formen des „going mobile“. Während Carlucci Thomas (2010) mit Blick auf den US-amerikanischen Raum noch eine gewisse Skepsis und mobile Serviceangebote bei weniger als der Hälfte der akademischen Bibliotheken diagnostiziert, kommt sie in ihrer neueren Bestandsaufnahme (Carlucci Thomas 2012) im Rückgriff auf eine Studie zum Thema *Mobile Devices, Mobile Content and Library Apps* (Library Journal's Patron Profiles 2012) zu folgendem Ausblick:

„Technological advancements, such as sophisticated touch screen interfaces, next-generation platforms, patron self-service tools, and interactive communication services, along with evolving user demands will fuel the ongoing development of mobile library innovations for libraries already involved and encourage creative ideas about delivering services with a fresh perspective.“ (Carlucci Thomas 2012)

Mittlerweise sind in der Tat einschlägige Werkzeuge<sup>8</sup>, Apps und Ansätze entwickelt worden. Die Arbeiten von Lippincott (2008), Yihong et al. (2008), Iacono & Frith (2008), Pfeifenberger (2009), Barile (2011), Clark (2012) und Bohyun (2013) bieten unterschiedlich akzentuierte Überblicke über mobile Anwendungen, Ressourcen und bibliothekarische Dienstleistungen. Darüber hinaus geben empirische Studien (vgl. z.B. Grimm 2012) sowie Webinare und Bibliotheksleitfäden für mobiles Lernen<sup>9</sup> Auskunft über Initiativen einzelner Institutionen oder institutionenübergreifende Aktivitäten. Wir wollen uns im nächsten Abschnitt auf einige Aspekte mobiler (Lern-)Szenarien konzentrieren.

### 3.2 Konzeptionelle Aspekte mobiler (Lern-)Szenarien

Der Ausdruck ‚Szenario‘ wird in alltagsweltlichen, politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Diskurszusammenhängen mit unterschiedlichen Bedeutungsakzentuierungen und häufig in metaphorischer Weise gebraucht. In allen Verwendungsweisen ist eine gewisse Spannung zwischen (1) faktischen und fiktionalen, (2) materialen und ideel-

<sup>8</sup> Exemplarisch sei hier auf AccessMyLibrary von Gale (<http://www.gale.cengage.com/apps/>), SirsiDynix's BookMyne (<http://www.sirsidynix.com/bookmyne>), Owl iLibrary (<http://www.owlilibrary.com/>), Auto-Graphics' iLib2Go ([http://download.cnet.com/iLib2Go/3000-20412\\_4-75527287.html](http://download.cnet.com/iLib2Go/3000-20412_4-75527287.html)), Elephant eContent solution (<http://elephantcms.yrl.ab.ca/>) und Boopsie's Apps (<http://www.boopsie.com/benefits/special-libraries/>) verwiesen.

<sup>9</sup> Siehe z. B. die einschlägigen Angebote der Boise State University (ID/U.S.A.) (<http://guides.boisestate.edu/mobilewebinar> und <http://guides.boisestate.edu/mllearning>) [Stand vom 19-07-2014].

len (imaginierten) (3) gegenwärtigen und zukünftigen, (4) partikularistischen und holistischen sowie (5) zwischen deskriptiven und normativen Aspekten relevant. Die unterschiedlichen Relationierungen zeichnen sich allesamt durch einen Entwurfscharakter und mehr oder weniger feine oder grobe Strukturierungen aus. Das gilt für Szenario-Beschreibungen von Theaterstücken und Filmen, Drehbuchauszügen oder Libretti von Opern, von didaktischen Handlungsabläufen und Inszenierungen spezifischer Lernarrangements gleichermaßen wie für Anwendungen der Szenario-Technik in der Organisationsentwicklung und für ökonomische, militärische, global- oder familienpolitische Best-Case- oder Worst-Case-Szenarien. Dabei können unterschiedliche Akzentuierungen von Szenarien wie etwa die folgenden im Vordergrund stehen:

- imaginierte Verläufe, Situationen und Ereignisse
- hypothetisch angenommene, plausible, wünschenswerte oder erhoffte Entwicklungsdynamiken
- prognostische Aussagen über künftige Entwicklungen
- Modelle (von) der oder für die Abfolge von möglichen Ereignissen oder der hypothetischen Durchführung einer Sache
- hypothetische Aufeinanderfolgen von Ereignissen, die zur Beschreibung kausaler Zusammenhänge konstruiert werden
- wahrscheinliche oder mögliche Zukunftsbilder und entsprechende Entwicklungspfade
- faktische, mögliche oder unerlässliche Abfolgen von Schritten eines geplanten Handlungsablaufes unter Beachtung erforderlicher Ressourcen (Handlungsanweisungen)
- prototypische didaktische Arrangements, Settings oder Schemata einschließlich entsprechender Handlungsentwürfe und Methodenanleitungen
- kommunikativ stabilisierte, viable didaktische Formen als mediale Formen sensu Leschke (2010) in Lehr-/Lern- und Bildungskontexten
- szenische Beschreibungen im theaterwissenschaftlichen, tiefenpsychologischen oder lerntheoretischen Sinne.

Die Liste ließe sich mit mehr oder weniger trennscharfen Beispielen fortsetzen. Wichtig ist, dass mit solchen Akzentuierungen immer auch unterschiedliche Reichweiten und Ansprüche der Verfügung und Verfügbarkeit von Ressourcen und Entwicklungsverläufen sowie der Planung, der Ermöglichung bzw. Verhinderung oder des Geschehenlassens verbunden sind. Weiters spielen auch Grade der Bewusstheit und der Offenheit bzw. Geschlossenheit sowie der Intentionalität im Spannungsfeld zwischen Absichtslosigkeit und Zielorientierung eine Rolle.

Im Zusammenhang von Universitätsbibliotheken und der Entwicklung mobiler Kommunikationstechnologien kann somit in recht unterschiedlicher Weise von „Szenarien“ die Rede sein. Hier ein paar Beispiele für mögliche Ausdrucksweisen:

- In einem Best-Case-Szenario bei der letzten Konferenz zum Thema „Zukunft der Bibliotheken im Zeitalter von Social Media und Mobilkommunikation“ wurden partizipatorische Ansätze in der Wissenschaftskommunikation und Hochschuldidaktik vorgestellt.
- Die Bibliotheksleitung entwirft ein düsteres Szenario hinsichtlich weiterer Ausbauprojekte angesichts digitaler Entwicklungsdynamiken und mobiler Nutzungsformen frei verfügbarer Informationsangebote.
- Am Zentrum für Mediendidaktik und Weiterbildung wurden modellgestützte Entwürfe für innovative didaktische Szenarien und Designs unter Berücksichtigung von neueren Forschungsergebnissen zu Fragen der Inklusion und sozialen Mobilität entwickelt.
- Bei der letzten Ausstellung zu neuen Lerntechnologien wurden mobile Lernszenarien für die Verwendung von Online-Datenbanken vorgestellt, die ohne technisches Vorwissen problemlos im Verbund mit bereits vorhandenen Stundenbildern im Unterricht eingesetzt werden können.
- Aus Datenschutzgründen und Risikoerwägungen muss bei der Entwicklung mobiler Nutzungsangebote für Bibliotheksanwendungen das Szenario XY in Betracht gezogen werden.
- Im Zusammenhang mediengestützter Lehr-/Lernprozesse zeigt sich neuerdings, dass mit der verstärkten Nutzung mobiler Bibliotheksangebote Dynamiken der tendentiellen Selbstähnlichkeit verstärkt werden. Ähnlich wie bei der Nutzung kommerzieller Suchmaschinen im Internet und den personalisierten Suchergebnissen werden Szenarien im Sinne eines dreifachen Zusammenspiels von Skripts immer wahrscheinlicher: Wo das Nicht-Wissen um die Leistungen von Algorithmen und Computerprogrammen im Quellcode (Skripts<sub>1</sub>) mit unbewussten Programmen (Skripts<sub>2</sub>) im transaktionsanalytischen Sinne und Verarbeitungsroutinen und psychologischen Handlungsschemata (Skripts<sub>3</sub>) zusammentreffen, kann nicht mehr vorbehaltlos von ergebnisoffenen, kreativen oder ethisch unbedenklichen Formen des wissenschaftlichen Arbeitens gesprochen werden.

Weitere Verwendungsweisen sind mit Ausdrücken wie „was-sollte-weil“, „was-wäre-wenn“, „was-könnte-anstatt“, „was-wird-gebraucht, um-zu“ oder „was-muss geschehen, damit“ verbunden. Mit diesen und ähnlichen Formulierungen lassen sich unterschiedliche Akzentuierungen und Auffassungen von Szenarien beschreiben.

### 3.3 Beispiele für mobile Lern- und Bildungsszenarien

Abschließend wollen wir einige konkrete Beispiele für mobile Lern- und Bildungsszenarien skizzieren, in denen Universitätsbibliotheken eine prominente Rolle spielen. Dabei geht es uns an dieser Stelle nicht um didaktische „Rezeptologien“ oder konkrete Anleitungen zur „Umsetzung“, sondern um Anregungen zur Diskussion und differenzierten Auseinandersetzung mit der Thematik.

#### *Szenario 1: Verfassen von Abstracts in leichter Sprache*

Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULB) in Innsbruck erweitert ihr Angebot mit einer für viele überraschenden Akzentsetzung. Nachdem nur ein kleiner Teil der nicht-akademischen Bevölkerung des Landes die Services der ULB nutzt und Ergebnisse der empirischen Wissenschaftsforschung gezeigt haben, dass der Nutzen wissenschaftlicher Wissensproduktion ungleichmäßig verteilt ist, wird der Entschluss gefasst, mit Unterstützung des Landes Tirol und mittels Schwarmfinanzierung (*crowd funding*) einen Beitrag zur Förderung der Allgemeinbildung im Land zu leisten. Anhand von verfügbaren Abstracts zu ausgewählten wissenschaftlichen Beiträgen erarbeiten Studierende im Rahmen von Praktika und Lehrveranstaltungen zur Entwicklung von generischen Kompetenzen Zusammenfassungen in leichter Sprache<sup>10</sup>, die barrierefrei zugänglich sind und auch auf handelsüblichen mobilen Computern abgerufen werden können. Ausgehend von einer ersten Themenauswahl, die von SchülerInnen der Berufsschule in Kooperation mit dem Förderverein bidok Österreich / Netzwerk für Inklusion<sup>11</sup> und dem Tiroler PensionistInnenverband getroffen wurde, werden nach und nach alle Wissensgebiete und Fachbereiche inhaltlich erschlossen und exemplarisch bearbeitet. Einige WissenschaftlerInnen der Universität Innsbruck unterstützen das Projekt, indem sie für ihre eigenen Beiträge Zusammenfassungen in leichter Sprache zur Verfügung stellen. Die Fakultätsstudienvertretungen und die Studienvertretungen der Österreichischen HochschülerInnenschaft beteiligen sich mittels Unterstützung fortgeschrittener Studierender, die eine Serie von Kartenspielen zu den Wissensgebieten konzipieren und Online-Diskussionsforen betreuen, in denen Fragen beantwortet und diskursiv behandelt werden können. Ansprüche nach dem Motto „Bildung für alle“ können auf diese Weise exemplarisch zur Geltung gebracht werden.

<sup>10</sup> Siehe <http://www.leichtesprache.org/> [Stand vom 19-07-2014].

<sup>11</sup> Siehe <http://bidok.uibk.ac.at/> [Stand vom 19-07-2014].



### *Szenario 2: Annotation – Kooperation – Reflexion (AKR)*

Nachdem die europaweiten Trancephänomene, die mit dem Namen ‚Bologna‘ verbunden sind, da und dort in Auflösung begriffen sind und vermehrt Stimmen wahrnehmbar werden, die Nachbesserungen, Reparaturmaßnahmen, „Bologna 2.0“ oder eine völlige Neukonzeption der Studienzusammenhänge fordern, hat sich die Bibliotheksleitung dazu entschieden, einen zukunftsweisenden Beitrag zur Förderung diskursiver Lehr-/Lernkulturen einzubringen. In Kooperation mit dem Hyperstudio am Massachusetts Institute of Technology (MIT)<sup>12</sup> sowie dem Schwerpunkt Medienpädagogik und Kommunikationskultur (MuK) und an der Abteilung Digitalisierung & Elektronische Archivierung (DEA) an der Universität Innsbruck (LFU) wird eine Anwendung des Annotation Studio<sup>13</sup> zur Verfügung gestellt und anhand der Bedürfnisse von Lehrenden und Studierenden weiter entwickelt. Die Anwendung ermöglicht es, in plattformübergreifender Weise Notizen und Kommentare zu den Inhalten und Strukturen von Digitalisaten einzubringen sowie diese zum Gegenstand der kritischen Analyse, Interpretation und Reflexion zu machen. Die Lehr-/Lernprozesse werden mittels geeigneter Visualisierungsstrategien unterstützt. Diskursräume können nach Maßgabe (gruppen-)didaktischer und wissenschaftlicher Interessen flexibel gestaltet werden, die diskursiven Auseinandersetzungen können in unterschiedlichen Teilöffentlichkeiten geführt werden. Insgesamt wird mit dem Angebot der Erwerb von Reflexions- und Orientierungswissen auf breiter Basis gefördert.

### *Szenario 3: RegioTransfermator und LibrAwarenessy*

Im Rahmen eines EU-Projekts *RegioTransfermator* wird die regionale Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Politik neu aufgestellt. Eines der Teilprojekte fokussiert regionales Lernen als neues Bildungskonzept für handlungs- und ergebnisorientiertes Lernen in Zeiten des medienkulturellen Wandels. Externe Evaluierungen und ein Verfahren zur Zertifizierung des Qualitätsmanagementsystems (Quality Audit) haben ergeben, dass Projektförderungen bislang partiell ineffizient waren und dass Kriterien zur Ressourcenverteilung mitunter nicht eingehalten wurden. In einem ersten Anlauf sollten Ideen des Projekts „Innovations-Inkubator“<sup>14</sup> auch in Tirol umgesetzt werden. Nachdem sich herausgestellt hat, dass die Aufwandsrelation für einen ähnlichen „Brutkasten für Ideen“ nicht zu rechtfertigen ist, wurden internationale Kooperationen angestrebt und das Projekt „RegioTransfermator“ entwickelt. Die Dreifachmetaphorik bezieht sich dabei auf biologische Quellen (Fermentierung), auf politikwissenschaftliche

<sup>12</sup> Siehe <http://hyperstudio.mit.edu/> [Stand vom 19-07-2014]

<sup>13</sup> Siehe <http://www.annotationstudio.org/> [Stand vom 19-07-2014].

<sup>14</sup> Siehe <http://www.leuphana.de/partner/regional.html> [Stand vom 19-07-2014].

Aspekte eines grundlegenden Wechsels in der Wissenschaftspolitik im Hinblick auf eine gesellschaftliche, wissenschaftliche und wirtschaftliche Neuordnung (Transformation) sowie auf regionale Verbindungen in Anspielung auf öffentliche Verkehrsmittel. Im Zuge mikropolitischer Maßnahmen einer kontrollierten, wissenschaftsindustriellen Fermentation werden in ausgewählten Teilkulturen von den GutachterInnen empfohlene „Fermente“ eingesetzt, die unter Ausschluss von Medien-, Kultur- und Gesellschaftskritik zukunftsweisende Lösungen und mit der Zeit klare Verhältnisse schaffen sollen. Die Bibliotheken sind mit Teilprojekten in Kooperation mit Marktführern der Internetindustrie beteiligt. Algorithmengestützte Verfahren ermöglichen neben dem Grad der Prüfungsaktivität auch den der Bibliotheksaktivität von Studierenden und Lehrenden zu quantifizieren. Was das wissenschaftliche Arbeiten betrifft, so werden in den personalisierten Rechercheergebnissen nicht nur Auswertungen von systemintern erhobenen Präferenzen, sondern auch Aktivitäten in Social-Media-Netzwerken, Online-Kaufhäusern und Netzaktivitäten in den diversen Google-Welten automatisch mitberücksichtigt. ForscherInnen sind ausnahmslos anhand von Leistungsindikatoren gelistet und erhalten je nach Marktwert monetäre Zuwendungen. Studentische Seminar- und Qualifizierungsarbeiten sind online kostengünstig zu erwerben, Erlöse kommen dem Gesamtprojekt zugute. Unternehmen haben Einblick in die Nutzungsmodalitäten, soweit sie sich rechnerisch erschließen lassen, und bekommen je nach Förderbereitschaft die Profile für Zwecke der MitarbeiterInnensuche zur Verfügung gestellt.

Einzig eine kleine interdisziplinäre Gruppe engagierter Studierender und Lehrender aus der Informatik, Wirtschaftsinformatik, Medienpädagogik, Politikwissenschaft und Medienethik erzeugt etwas Unruhe mit der Entwicklung von *LibrAwarenessy*. Die Anwendung (App) basiert auf einer Weiterentwicklung von *Awarenessy*<sup>15</sup>, einem Instrument zur Selbstaufklärung über (Profil-)Daten, die im Zusammenhang der Nutzung von Smart Phones im Hintergrund an Dritte weitergegeben werden, und Abschätzungen dessen, was Einträge im „Gesichtsbuch“ für den Systembetreiber wert sind. Mit *LibrAwarenessy* lässt die Arbeit der Algorithmen im Kontext der Bibliotheksnutzung, deren Einfluss auf Rechercheergebnisse, deren interne Verwendung für Messungen von Performance und von Parametern für die Mittelverteilung an Fakultäten und Fachbibliotheken und auch deren externe Verwendung für Werbezwecke anschaulich darstellen und analysieren. Nachdem die Mehrheit der Studierenden und WissenschaftlerInnen allerdings nicht vom Bildungswert der Anwendung überzeugt ist, wird sie nach einem kurzen Medienrummel nicht mehr weiter entwickelt.

\*\*\*

<sup>15</sup> *Awarenessy* steht im Android Play Store zum Download zur Verfügung (siehe <https://play.google.com/store/apps/details?id=at.ac.uibk.awarenessy.app>).

Die drei Szenarien ließen sich weiter ausdifferenzieren und konkretisieren. Zwanglos könnten weitere Szenarien – mehr oder weniger nahe an aktuellen Entwicklungen, orientiert an Fakten oder Fiktionen sowie an technologischen Neuheiten oder eben ausgerichtet auf lern-, bildungs-, medien- oder kommunikationstheoretische Orientierungsmarken – beschrieben werden. Wir denken, dass die drei Beispiele auch in der skizzenhaften Form Zwecke der Diskussionsanregung gut erfüllen können. Sie machen deutlich, dass unterschiedliche Reichweiten und Verständnisse dessen, was ein Szenario ausmacht, im Zusammenhang von Bibliotheksentwicklung und mobilen (Lern-)Szenarien relevant sind und dass eine thematische Begrenzung der Debatten auf Modalitäten der mobilen Nutzung von E-Books und Audiobooks sowie von Funktionen der Katalogsuche oder der Entlehnung von Büchern zu kurz greift.

#### 4. Fazit

Wenn man die Geschichte der Universitätsbibliotheken in der Perspektive von Mobilität und Medialisierung betrachtet, dann wird deutlich, dass Fragen nach Dynamiken der „Verräumlichung“ und „Verzeitlichung“ in vielen Hinsichten immer schon eine Rolle gespielt haben, nicht zuletzt im Hinblick auf die soziale Verteilung unterschiedlicher Wissensformen. Aufgabenbereiche und Zuständigkeiten von Universitätsbibliotheken haben sich Hand in Hand mit den großen Medienumbrüchen und sozio-kulturellen und technologischen Veränderungen verschoben. In jüngster Zeit sind die Kurzlebigkeit raumbindender Medien sowie die Instabilität technischer und kommunikativer Plattformen in besonderer Weise virulent geworden. Die damit verbundenen Herausforderungen machen deutlich, dass (a) die Kontextualisierung von Wissen und Informationen heute ein vordringliches Thema darstellt (vgl. Elkana 2011) und dass (b) Ansprüche der Aufklärung ohne Aufklärung über die Rolle und Funktion von Algorithmen in der Wissenschaftskommunikation im Allgemeinen und im Bibliotheksbetrieb im Besonderen fragwürdig geworden sind.

Ebenso wie das Archiv und das Museum steht auch die Bibliothek vor einem grundlegenden Umbruch. Einerseits wird die haptische Auseinandersetzung mit historischen Originalen nicht gänzlich verloren gehen und hinter Digitalisierungsprozessen verschwinden, andererseits gilt es, viable Formen der Gestaltung und Nutzung digitaler Medienangebote zu entwickeln. In dieser komplexen Lage bedarf es neuer Modell- und Theoriebildungen, wie auch Andrea Rapp unterstreicht:

„Der Transformationsprozess in ein neues Medium fordert neue Modell- und Theoriebildungen zu den digitalen Repräsentationen des kulturellen Erbes und bewirkt zugleich eine erneute Hinwendung zum Original, sodass die Forschung zu beiden medialen Erscheinungsformen neue Erkenntnisse hervorbringt. [...] Man kann also durchaus konstatieren, dass die Rolle der Bibliothek als Forschung ermöglichende Infrastruktureinrichtung gerade auch durch die Digitalisierung ihres Bestan-

des nochmals besonders gestärkt wird. [...] Bibliotheken (exemplarisch für alle kulturbewahrenden und auch kulturschaffenden Institutionen), die seit Jahrhunderten hochentwickelte Kulturtechniken des Bewahrens und Erschließens (auch des Aussortierens, Vernichtens und Vergessens) entwickelt haben, sind damit auch aufgerufen, gemeinsam mit den geisteswissenschaftlich Forschenden die entsprechenden digitalen Kulturtechniken zu entwickeln, zu pflegen und zu vermitteln.“ (Rapp 2013, S. 347-349)

Die skizzierte Entwicklung führt dazu, dass sich die Universitätsbibliothek im 21. Jahrhundert auch abseits der wohlbekannten Pfade in die Erschließung der Potenziale digitaler Informationen und Wissensvermittlung durch die Schaffung leistungsfähiger virtueller Forschungsumgebungen sowie innovativer kultureller Vernetzung einbringt. Dies stellt auch eine Möglichkeit dar, den Ruf des physischen Ortes und den Mehrwert gegenüber kommerziellen Angeboten durch die Kreativität, Mobilität und Innovationsfähigkeit im Netz hervorzuheben.

### *Literatur*

- Bammé, Arno (2004): *Star Wars. Von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Barile, Lori (2011): *Mobile technologies for libraries. A list of mobile applications and resources for development*. Abrufbar unter: <http://crln.acrl.org/content/72/4/222.full> [Stand vom 05-07-2014].
- Bohyun, Kim (2013): *The Present and Future of the Library Mobile Experience*. In: *Library Technology Reports*. 49(6), S. 15-29.
- Carlucci Thomas, Lisa (2010): *Gone Mobile? (Mobile Libraries Survey 2010)*. In: *Library Journal*, 135(17) S. 30-34.
- Carlucci Thomas, Lisa (2012): *The State of Mobile in Libraries 2012*. In: *The Digital Shift*. Abrufbar unter: <http://www.thedigitalshift.com/2012/02/mobile/the-state-of-mobile-in-libraries-2012/> [Stand vom 05-07-2014].
- Clark, Jason A. (2012): *Building Mobile Library Applications*. Chicago: Neal-Schuman Publishers.
- Elkana, Yehuda (2011): *Rethinking the Enlightenment*. In: *Approaching Religion*. 1(2). Abrufbar unter: <http://ojs.abo.fi/index.php/ar/article/view/117/97> [Stand vom 05-05-2014].
- Faßler, Manfred (2008): *Communities of Projects oder: Die Große Welt der kleinen Erzählungen*. In: Gächter, Yvonne et al. (Hrsg.): *Erzählen – Reflexion im Zeitalter der Digitalisierung / Storytelling – Reflections in the Age of Digitalization*. Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 29-55.
- Felt, Ulrike (2003): *Scientific Citizenship. Schlaglichter einer Diskussion*. Abrufbar unter: [http://edoc.bbaw.de/volltexte/2010/1339/pdf/04\\_felt.pdf](http://edoc.bbaw.de/volltexte/2010/1339/pdf/04_felt.pdf) [Stand vom 07-05-2014].
- Fuchs-Kittowski, Klaus (2002): *Wissens-Ko-Produktion. Verarbeitung, Verteilung und Entstehung von Informationen in kreativlernenden Organisationen*. In: Floyd, Christiane et al. (Hrsg.): *Stufen zur Informationsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Peter Lang-Verlag.

- Giesecke, Michael (2001): Auf der Suche nach posttypographischen Bildungsidealen. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 51(1), S. 14-29.
- Glaserfeld, Ernst von (1996): *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grimm, Sara (2012): A mixed model study to determine user preferences for delivery of collection content via mobile devices: lessons for the development of a smartphone application. In: Katsirikou, Anthi & Skiadas, Christos (Eds.): *New trends in qualitative and quantitative methods in libraries: selected papers presented at the 2nd Qualitative and Quantitative Methods in Libraries: proceedings of the International Conference on QQML2010, Chania, Crete, Greece, 25-28 May 2010*. Singapore; Hackensack, NJ : World Scientific.
- Gugerli, David et al. (Eds.) (2013): *Digital Humanities. Nach Feierabend – Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 9*. Zürich: Diaphanes.
- Harris, Michael H. (1999): *The History of Libraries in the Western World*. 4th ed. (1984) London: Scarecrow Press.
- Hochschulrektorenkonferenz (2012): Hochschule im digitalen Zeitalter: Informationskompetenz neu begreifen – Prozesse anders steuern. Entschliessung der 13. Mitgliederversammlung der HRK am 20. November 2012 in Göttingen. Abrufbar unter: [http://www.hrk.de/uploads/media/Entschliessung\\_Informationskompetenz\\_20112012.pdf](http://www.hrk.de/uploads/media/Entschliessung_Informationskompetenz_20112012.pdf) [Stand vom 05-07-2014].
- Iacono, Antonietta & Frith, Gareth (2008): Mobile media - from content to user. In: Earnshaw, Rae & Vince, John (Eds.): *Digital convergence: libraries of the future*. London: Springer, S. 273-291.
- Innis, Harold A. (1950): *Empire and Communications*. Oxford: Clarendon Press.
- Knappenberger, Brian (2014): *The Internet's Own Boy: The Story of Aaron Swartz*. Abrufbar unter: <https://archive.org/details/TheInternetsOwnBoyTheStoryOfAaronSwartz> [Stand vom 27-06-2014].
- Lerner, Fred (2009): *The Story of Libraries: From the Invention of Writing to the Computer Age*. 2nd ed. (1998) New York: Continuum.
- Library Journal's Patron Profiles (2012): *Mobile Devices, Mobile Content and Library Apps*. Issue 2. Abrufbar unter: <https://shop.mediasourceinc.com/ProductDetails.aspx?ocid=213> [Stand vom 14-06-2014].
- Leschke, Rainer (2010): *Medien und Formen: Eine Morphologie der Medien*. Konstanz: UVK.
- Lippincott, Joan K. (2008): Mobile Technologies, Mobile Users: Implications for Academic Libraries. In: *ARL: A Bi-monthly Report on Research Library Issues and Actions from ARL, CNI, and SPARC*, H. 261, S. 1-4. Abrufbar unter: <http://www.arl.org/bm~doc/arl-br-261-mobile.pdf> [Stand vom 14-03-2009].
- McAnally, Arthur M. & Downs, Robert B. (1973): The Changing Role of Directors of University Libraries. In: *College and Research Libraries*. 34(2), S. 103-125. Abrufbar unter: <http://hdl.handle.net/2142/38859> [Stand vom 14-06-2014].
- Meyer-Doeringhaus, Ulrich (2013): Die Stärkung von Informationskompetenz als Ziel einer Empfehlung der Hochschulrektorenkonferenz. In: Neuroth, Heike; Lossau, Norberg & Rapp,

- Andrea (Eds.): *Evolution der Informationsinfrastruktur. Kooperation zwischen Bibliothek und Wissenschaft*. Glückstadt: Verlag Werner Hülsbusch, S. 229-239.
- Missomelius, Petra (2014): Medienbildung und Digital Humanities. Die Medienvergessenheit technisierter Geisteswissenschaften. In: Pfurtscheller, Daniel et al. (Hrsg.): *Anker, Schleusen, Netze - Medien in der Datenflut*. Innsbruck: Innsbruck University Press (im Erscheinen).
- Nowotny, Helga; Scott, Peter & Gibbons, Michael (2003): Mode 2 revisited: The New Production of Knowledge. In: *Minerva*. 41, S. 179–194.
- Pfeifenberger, Regina (2009): Pocket Library. Bibliothekarische Dienstleistungen für Smartphones. Berlin: Masterarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Rapp, Andrea (2013): Aus Sicht der Geisteswissenschaften: Die wissenschaftliche Bibliothek als Schnittstelle zwischen digitaler Infrastruktur und geisteswissenschaftlicher Forschung In: Neuroth, Heike; Lossau, Norberg & Rapp, Andrea (Eds.): *Evolution der Informationsinfrastruktur. Kooperation zwischen Bibliothek und Wissenschaft*. Glückstadt: Verlag Werner Hülsbusch, S. 345-353.
- Research Information Network and the Consortium of Research Libraries (Eds.) (2007): *Researchers' Use of Academic Libraries and their Services. A report commissioned by the Research Information Network and the Consortium of Research Libraries*. Abrufbar unter: <http://www.rin.ac.uk/system/files/attachments/Researchers-libraries-services-report.pdf> [Stand vom 14-06-2014].
- Stringer, Ian et al. (Eds.) (2010): Mobile Library Guidelines. International Federation of Library Association and Institutions. IFLA Professional Reports, No. 123. Abrufbar unter: <http://www.ifla.org/files/assets/hq/publications/professional-report/123.pdf> [Stand vom 14-06-2014]
- Tolzmann, Don Heinrich; Hessel, Alfred & Peiss, Reuben (2001): *The Memory of Mankind: The Story of Libraries Since the Dawn of History*. New Castle, Del.: Oak Knoll Press.
- Urry, John (2000): *Sociology beyond societies: mobilities for the twenty-first century*. London/New York: Routledge.
- Willinsky, John (2006): *Access Principle: The Case for Open Access to Research and Scholarship*. Cambridge: MIT press. Abrufbar unter: [http://mitpress.mit.edu/sites/default/files/titles/content/9780262512664\\_Download\\_the\\_full\\_text.pdf](http://mitpress.mit.edu/sites/default/files/titles/content/9780262512664_Download_the_full_text.pdf) [Stand vom 14-06-2014].
- Winkler, Hartmut (2009): Viefs Hase. Medien, Verräumlichung und Reversibilität. Abrufbar unter: [http://homepages.uni-paderborn.de/winkler/hase\\_d.pdf](http://homepages.uni-paderborn.de/winkler/hase_d.pdf) [Stand vom 14-06-2014]
- Yihong, Mao; Zheng, Wu & Shuiqing, Huang (2008): The Rise and Development of Mobile Library Services. In: *Journal of Academic Libraries*. 1, S. 3-6.



*Margret Friedrich*

## **„Lehrlokalität“ kontra „Naturalquartier“**

Eines Bibliotheksleiters Kampf um seine Dienstwohnung

Im Beitrag wird eine Auseinandersetzung zwischen dem Leiter der Prager Universitätsbibliothek, Pavol Jozef Šafárik, und der Universität Prag thematisiert: Die Universität benötigte zusätzliche Unterrichtsräume und wollte Šafárik in eine andere Dienstwohnung transferieren. Šafárik beschwerte sich umgehend brieflich in ausführlichster Argumentation beim zuständigen Minister in Wien, Graf Leo Thun-Hohenstein. Dieses Schreiben wird historisch kontextualisiert, speziell im Hinblick auf das langjährige und enge Verhältnis zwischen Thun und Šafárik. Ein kurzer Vergleich mit der Situation der Bibliothek an der Universität Innsbruck schließt den Beitrag ab.

Im Verhältnis Universität – Universitätsbibliothek gibt es Themen, die sich jahrzehnte-, um nicht zu sagen jahrhundertelanger Vitalität erfreuen: Bei Buchbestand, Bestellungen, Verkäufen und Entlehnungsrecht müssen die Vorstellungen der Wissenschaftler nicht mit denen der Bibliotheksleitung harmonieren, eine notwendige effiziente Gestaltung des „Betriebes“ Bibliothek kommt nicht unbedingt den vielfältigen Interessen und Dienstleistungsansprüchen der Wissenschaftler entgegen, und im Bereich der Finanzierung lautet die Dichotomie nicht selten unterfinanziert (Bibliotheksleitung) versus zu teuer (Universitätsleitung).

Ein besonderer Konflikt, den es in Innsbruck nicht hätte geben können, ist für die Prager Karlsuniversität Mitte des 19. Jahrhunderts zu verzeichnen: Der Leiter der Bibliothek, Pavol Jozef Šafárik, beschwerte sich in einem persönlichen Schreiben beim Minister für Cultus und Unterricht, Graf Leo Thun-Hohenstein,<sup>1</sup> dass seine neben der Bibliothek liegende Dienstwohnung von der Universität beansprucht werde, da diese „ihre Lehrlocalitäten“ erweitern wolle. Zwar habe ihm der Minister schon vor zwei Jahren versichert, dass er hinsichtlich seiner Wohnung unbesorgt sein könne, doch sei er „durch die neuesten Vorfälle etwas in Unruhe versetzt“ und fühle sich „gedrungen Euere [sic] Excellenz Schutz für die Bibliothek und ihre Beamten anzuflehen“. Ein Einschreiten des Ministers erschien ihm umso dringlicher, als früher nur die Verlegung der Wohnungen der Scriptoren angesprochen wurde, nun aber auch die des Bibliothekars und des

<sup>1</sup> Schreiben Pavol Jozef Šafárik an Leo Thun v. 27. November 1853. Staatliches Gebietsarchiv Leitmeritz, Zweigstelle Tetschen-Bodenbach Familienarchiv Thun-Hohenstein, Linie Tetschen, Nachlass Leo Thun, A3 XXI D192. Das Schreiben wird in einer digitalen Edition der Thun'schen Briefwechsel publiziert. Ich bedanke mich bei Tanja Kraler und Christof Aichner für den Hinweis. Informationen zum Projekt und zur Edition siehe <http://thun-korrespondenz.uibk.ac.at>.



Kustos ins Auge gefasst seien. Obwohl er dem Dekan<sup>2</sup> bereits vor mehreren Monaten seine Ablehnung dieses Unterfangens mitgeteilt habe, habe vor zehn Tagen eine „commissionelle Besichtigung“ der beiden Wohnungen stattgefunden. Dabei sei ihm mitgeteilt worden, er könne stattdessen die Wohnung des Sternwardirektors beziehen, untermauert mit dem (inzwischen sattsam bekannten) Argument, er solle ja auf diesen Vorschlag eingehen, sonst werde er in seiner Wohnung keine Ruhe mehr finden, sondern „fortwährende Commissionen“ zu gewärtigen haben.

Šafárik versicherte dem Minister, dass es ihm nicht um seine persönlichen Interessen gehe, im Gegenteil: Die Luft im Clementinum sei schlecht und seiner Gesundheit nicht zuträglich. Ihm liege jedoch das Wohl der Bibliothek am Herzen:

„Die Position, welche die Wohnungen des Bibliothekars und Custos einnehmen, ist bezüglich der Bibliothek und des Dienstes eine so glückliche und heilsame, daß das Preisgeben derselben dem Verdrängen der Wächter von der Warte oder des Gärtners vom Garten gleichkäme und der Anstalt früher oder später nur Unheil bringen würde.“

Wenn er aber auch nur ein gesetzliches Mittel unversucht ließe, um dies von vorneherein zu verhindern, würde später die Geschichte über ihn richten. Šafárik fand es „unbegreiflich“, dass die Universität sich über eine „Schmälerung, wo nicht Zerstückelung“ von Sternwarte und Bibliothek auszuweiten beabsichtige, wollte aber auf „die Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der hohen Landesregierung und der hohen Ministerien“ vertrauen. Den Raumbedarf „im Interesse der Wissenschaft“ sehe er, doch gebe es andere Möglichkeiten, diesen zu decken, wozu er auch Vorschläge einbrachte. Schon am 18. Februar hatte er in diesem Zusammenhang Stellung bezogen und darauf hingewiesen, dass es nicht auf seine Neigungen und Bedürfnisse ankomme, sondern auf das Wohl der Bibliothek. Und er hatte akribisch zwölf Dekrete von 1781 bis 1848 angeführt,<sup>3</sup> die seine Argumentation ebenso untermauern sollten wie der Verweis auf die Konkursedikte und die Staatshandbücher, die zeigten, dass die Bibliothekarswohnung, die an die Bibliothek anstieß und von deren Fenstern aus man die Bibliothek überblicken konnte, seit 62 Jahren ununterbrochen genutzt wurde, ja werden musste,<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Beim Dekan handelte es sich um den renommierten Mathematiker Wilhelm Matzka (1798-1891), der seit 1850 Professor für Mathematik an der Prager Universität und Mitglied der Königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften war. Michaela Chocholová, Wilhelm Matzka (1798-1891) Zusammenfassung, auf: <http://dml.cz/dmlcz/402199>, eingesehen am 10. April 2014.

<sup>3</sup> U.a. das Gubernallintimat v. 24. März 1791, in dem die Renovierung der Bibliothek angeordnet und „das Museum des Generalseminariums, welches zwischen den beiden Lesezimmern der Bibliothek befindlich ist“ als Bibliothekarswohnung bestimmt wurde. Beilage zum Schreiben Pavol Jozef Šafárik an Leo Thun v. 18. Februar 1853, Familienarchiv Thun-Hohenstein (s. FN 1).

<sup>4</sup> Ebd.

„da dieselbe für ihre Bestimmung wie geschaffen ist und die Bewachung der Bücherschätze, die Obhut der Kasse, die Beteiligung an allen Arbeiten, das Sich hineinleben in die große Büchermasse den verantwortlichen Vorstand in hohem Grade ermöglicht“.<sup>5</sup>

Er erlaubte es sich, die Anliegen der k.k. Bibliothek „dem hohen Schutze aus folgenden Gründen inständig anzuempfehlen“: Wenn eine Erweiterung des wissenschaftlichen Betriebs als Schritt zur Vollkommenheit der Universität eingestuft werde, könne nicht gleichzeitig die Beeinträchtigung der Bibliothek als Fortschritt gesehen werden, im Gegenteil, das Wohl der Wissenschaft hänge nicht von einer Arrondierung der Lehrlokalitäten ab, wohl aber eine gute Bibliothek von günstigen Raumverhältnissen. Die Möglichkeit einer Bibliothekserweiterung ginge bei den ins Auge gefassten Planungen verloren. Im aktuellen Handbuch der Bibliothekswissenschaft sei nachzulesen, dass man Erweiterungsmöglichkeiten der Bibliothek im Auge haben solle. Auch das Beispiel anderer Bibliotheken, selbst Wiens, rede dem Vorwand, eine Arrondierung der Lehrlokalitäten auf Kosten der Bibliothek liege im Interesse der Wissenschaften, nicht das Wort. Man könne gerade so gut die Ausweichquartiere, die man für die Bibliotheksbeamten suchen müsse, als Unterrichtsräume verwenden. Ansonsten wäre auch die Aufsicht über die Bibliotheksgebäude gefährdet: Speziell bei Brandherden würde es zu lange dauern, bis sie bemerkt bzw. die wertvollen Bestände gerettet würden. Die Gefährdung sei nicht geringer geworden, „seitdem das Bibliothekgebäude vom Erdgeschoße bis ins zweite Stockwerk von Gasbeleuchtungskanälen durchflochten ist.“ Mit den Wohnungen fielen dann auch Lagerplätze für kurzfristig notwendig gewordene Auslagerungen von Büchern weg, ganz zu schweigen davon, dass bei Gewittern, Regengüssen, Stürmen, Überschwemmungen niemand mehr sofort mögliche Schäden verhindern bzw. beseitigen und die Bücher schützen könne. Außerdem stünden dann die Bibliotheksbeamten, abgesehen von ihrer Anwesenheitszeit im Lesesaal, nicht mehr zur Verfügung, ja womöglich müssten Bibliotheksschlüssel auch „Subalternen“ übergeben werden. Šafárik schloss seine Argumentation, indem er auf frühere einseitige und offensichtlich unbedankte Verzichtleistungen verwies:

„Gehorsamst Gefertigter kann es nur hohem Ermessen anheimstellen, ob der Umstand, daß im Jahre 1807 von der Bibliothekarswohnung zwei der beträchtlichsten Räumlichkeiten, welche zur gewünschten Unterkunft auch des 3. Skriptors und noch eines Dienstindividuum hingereicht hätten, an den Lehrkörper der philosophischen Studien zu einem Sitzungs- und einem Hörsaal abgetreten worden sind – ob ferner der Umstand, daß – (um der frühern Räumung eines Bibliotheksdienertquartiers zu einem akademischen Ruhezimmer nicht zu gedenken) – der erste Skriptor gegen Bezug eines beengten Lokals im Nebengebäude sein Quartier dem neuen Lycealkabinett für Physik geräumt hat – endlich ob der Umstand, daß die k.k. Bibliothek bisher keine ähnliche enorme An-

<sup>5</sup> Schreiben v. 18. Februar 1853. Ebd.

sprüche an benachbarte Anstalten gemacht – von Seite des Lehrkörpers nicht auch einige humane Rücksicht dürfte verdient haben?“

Wie kam nun ein Bibliothekar dazu, mit seinem Anliegen um Beibehaltung seiner Dienstwohnung gleich mit dem Minister in mehrfache Korrespondenz zu treten, der nicht nur in der beruflichen Hierarchie, sondern als Angehöriger des böhmischen Hochadels auch standesmäßig weit von ihm, dem Pastorensohn, entfernt war?

Pavol Jozef Šafárik, 1795 als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren, hatte als Studiefach evangelische Theologie gewählt, womit ihm die Möglichkeit offen gestanden war, außerhalb der Grenzen des Kaisertums Österreich zu studieren, in seinem Fall in Jena, wo er sich auch den Fächern der Philosophischen Fakultät widmete. Während seiner anschließenden Tätigkeit als Erzieher in Preßburg (Bratislava) lernte er František Palacký kennen, mit dem er eine Schrift über die Anfänge der tschechischen Dichtkunst, speziell der Prosodie, verfasste. Während seines anschließenden Lehramtes am serbisch-orthodoxen Gymnasium in Novi Sad entstanden wichtige slawistische Arbeiten. Er förderte die slowakische Sprache und Kultur, gab z.B. mit Ján Kollár weltliche Lieder des slowakischen Volkes heraus und widmete sich den südslawischen Sprachen.<sup>6</sup> Ab 1833 wirkte er in Prag als Übersetzer, Zensor, ab 1841 als Kustos und ab 1848 als Bibliothekar an der Universitätsbibliothek. In Prag entstand sein Hauptwerk „Slawische Altertümer“, die erste umfassende Arbeit zu Kultur und Geschichte der Slawen.<sup>7</sup> Zur gleichen Zeit publizierte Thun zum Stand der böhmischen Literatur und zur Stellung der Slowaken in Ungarn<sup>8</sup> und war bemüht, die slawische Sprache seines jeweiligen Wirkungsortes zu erlernen. Als einer der Begründer der wissenschaftlichen Slawistik wurde Šafárik 1840 korr. Mitglied der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1843 auch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1847 war er Gründungsmitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien. Zu dieser Zeit arbeitete der Prager Philosophieprofessor Franz Exner, der Vertraute Thuns in Bildungsfragen (Thun hatte bei ihm studiert), in Prag bereits an der Schulreform. Šafárik wurde 1848 in die Schulreformkommission in Wien berufen. Graf Leo Thun wurde zum k.k. Gubernial-Präsidenten in Böhmen ernannt und wollte, angesichts der revolutionären Situation in Wien und der Flucht des Kaiserhofes nach Innsbruck, die Chance für das Königreich Böhmen nutzen und eine provisorische Böhmisches Landesregierung einberufen. Doch gelang es dem Ministerium Doblhoff, dies zu verhindern. Thun erhielt lediglich die Zustimmung zur Ausschreibung

<sup>6</sup> Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten, Pest 1826.

<sup>7</sup> Slawische Altertümer, Prag 1837.

<sup>8</sup> Leo von Thun, Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung, Prag 1842; Die Stellung der Slowaken in Ungarn, Prag 1843.

von Wahlen zum böhmischen Landtag.<sup>9</sup> Inzwischen liefen, und hier trafen sich die Interessen Thuns und Šafárik wieder, seit Anfang April die Vorbereitungen für einen Slawenkongress in Prag. Die bislang auf sprachwissenschaftlichem und literarischem Gebiet erfolgten Wechselbeziehungen sollten in ein Bündnis münden, das den Slawen in den politischen Unruhen der Monarchie ein stärkeres Gewicht verlieh. Vor allem die im Königreich Ungarn lebenden Slawen wurden in der Folge aktiv.<sup>10</sup> Doch schon bei den Vorbereitungen wurde klar, dass es einen nicht zu überbrückenden Interessensgegensatz zwischen panslawistisch ausgerichteten und proösterreichischen (austroslawistischen) Vertretern gab. Šafárik, in Wien in der Schulkommission tätig, war „geradezu entsetzt“ vom Ton des Einladungsschreibens.<sup>11</sup> Er sprach sich in seinen Briefen nach Prag dezidiert gegen die antiösterreichische, panslawistische Diktion des Dokuments aus und erreichte damit, dass Palackýs Erklärung vom 5. Mai 1848 eine ganz klare Distanzierung vom Panslawismus (und damit Separatismus) enthielt. Erst aufgrund dieses Bekenntnisses zur Einheit des Reiches konnte die Regierung in Wien ihre formale Zustimmung zur Abhaltung des Kongresses geben, umso mehr, als sich auch Angehörige des böhmischen Hochadels, wie der Gubernialpräsident Graf Leo Thun-Hohenstein, an dieser Aktion beteiligten.<sup>12</sup> Das offizielle Kongressprogramm war klar im austroslawistischen Sinn konzipiert, die Eröffnungsrede hielt František Palacký. Eine kurze Ansprache Šafárik, in der er an die Slawen appellierte, ihre eigene sittliche und kulturelle Stärke so unter Beweis zu stellen, dass die Slawen zu einem respektierten Faktor der europäischen Geschichte würden, beschloss den ersten Tag.<sup>13</sup> Im Verlauf des Kongresses wurde jedoch das Programm geändert und auf panslawische und europäische Themen ausgerichtet – mit dem Ergebnis eines europäischen Manifestes und eines Briefes an den Kaiser, in dem die wichtigsten Forderungen der einzelnen slawischen Völker der Monarchie zur Sprache gebracht wurden. Wirkte das Unternehmen nach außen hin im Grunde konservativ, so verweisen die Sitzungsprotokolle aufs Gegenteil. Sogar Šafárik ließ sich mitreißen und stellte die slawische Einheit über sein Interesse an der Erhaltung Österreichs.<sup>14</sup> Allerdings gelangte man bei der entscheidenden Frage, welche Schritte zur Realisierung der Wünsche der Slawen innerhalb einer europäischen Politik zu setzen seien, nicht einmal zu

<sup>9</sup> Otto Urban, *Die tschechische Gesellschaft 1848-1918*, Bd. 1, Wien 1994, 68.

<sup>10</sup> Urban, *Tschechische Gesellschaft*, 68.

<sup>11</sup> Ebd., 69, FN 56. Otto Urban bezieht sich auf Briefe Šafárik an Neuberg und Palacký vom 2. und 3. Mai 1848.

<sup>12</sup> Ebd., 69 f. Es war die letzte gemeinsame Aktion von Vertretern des böhmischen Hochadels und des bürgerlichen Lagers bis 1861. Ebd., 72.

<sup>13</sup> Ebd., 71.

<sup>14</sup> Ebd., 73.

einem Zwischenergebnis. Auf jeden Fall hatte sich gezeigt, dass der überwiegende Teil der slawischen Liberalen nach umwälzenden Veränderungen der staatsrechtlichen Ordnung strebte. Ihr Gedanke eines europäischen Kongresses der Völker (nicht der Fürsten) barg eine revolutionäre Dynamik, und in ihrem Manifest an die europäischen Völker fand sich nicht ein Satz zur Notwendigkeit der Erhaltung der Habsburgermonarchie.<sup>15</sup> Doch ließen sich diese revolutionären Ideen nicht konkretisieren. Um Leo Thun formierte sich eine patriotisch-konservative Partei, der nun auch wichtige Repräsentanten der tschechischen Nationalbewegung des Vormärz, wie Pavol Jozef Šafárik oder auch František Ladislav Čelakovský, nahe standen.

Ebenfalls 1848 war an der Universität Prag ein Lehrstuhl für Vergleichende Slawische Philologie eingerichtet worden. Šafárik erhielt den Ruf für diese (zunächst außerordentliche) Professur, doch verzichtete er zugunsten Čelakovskýs, der – nach seinem Bibliotheksdienst beim Fürsten Kinsky – in Breslau eine ähnliche Professur bekleidet hatte. Šafárik blieb Bibliothekar, fungierte aber sehr wohl als Ansprechpartner für den Minister, z.B. bei der Beurteilung der Kandidaten für die Besetzung des Inspektors der serbischen Volks- und Mittelschulen in der Wojwodschaft Serbien und dem Temescher Banat.<sup>16</sup> Nach dem Tod Čelakovskýs 1852 fragte Thun in einem sehr persönlichen Brief bei Šafárik wieder an, ob er nicht die Professur übernehmen könnte.<sup>17</sup> Der Brief hat die Anrede „Geehrter Herr!“ und schließt nicht nur damit, dass er einer baldigen Antwort „mit wahrer Unruhe“ entgegen sehe, sondern auch „Mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung verharre ich Ihr Thun“. Der Beginn des Schreibens zeigt, wie betroffen Thun war:

„Während meines Aufenthaltes in Böhmen hatte Dr. Stanek mich von seinem [Čelakovskýs] bedenklichen Zustand unterrichtet, und die Bemerkung beigefügt, daß der Grund desselben zum Theile in gedrückten pekuniären Verhältnissen liege. Ich habe nicht unterlassen, diese Andeutung zu benützen, und war damit beschäftigt in einer oder der anderen Weise Abhülfe zu verschaffen. Ich mache mir nun Vorwürfe, daß ich damit nicht zu Rande kam, ehe es leider zu spät wurde!“

Mit dem Tod Čelakovskýs seien „zwei sehr fühlbare Lücken“ entstanden, bei der Professur und in der Kommission zur Prüfung der Gymnasiallehramtskandidaten. Und er könne „durch gar Niemanden würdig ersetzt werden“ als durch Šafárik, „durch Sie allerdings in einer Weise welche statt eines Verlustes ein Gewinn genannt werden müßte. So finde

<sup>15</sup> Ebd., 73 f.

<sup>16</sup> Schreiben Šafáriks an Thun, Prag 8. Juli 1850, Staatliches Gebietsarchiv Leitmeritz, Zweigstelle Tetschen-Bodenbach Familienarchiv Thun-Hohenstein, Linie Tetschen, Nachlass Leo Thun, A3 XXI D59. Als Antwort auf das Schreiben Thuns an Šafárik, Wien, 5. Juli 1850. Tschech. Literaturarchiv/ Literární archiv Památníku národního písemnictví, Nachlass Šafárik, I 14 35.

<sup>17</sup> Schreiben Thuns an Šafárik, Wien, 26. August 1852. Ebd.

ich mich denn verpflichtet Sie zunächst zur Übernahme der Professur zu bitten.“ Thun fuhr fort, dass er – bei Ablehnung Šafárik’s – die Professur für eine Weile unbesetzt lassen werde, bis sich aus dem Feld der Privatdozenten „ein dem Charakter wie seiner wissenschaftlichen Leistungen nach vollkommen würdiger Kompetent herausstellt.“ Hinsichtlich der Professur werde er die offizielle Anfrage an ihn richten lassen. Die Stelle in der Prüfungskommission solle er aber unbedingt antreten.

„Sie wissen so gut wie ich, wie wichtig es ist, daß sie von jemandem übernommen werde, der so wohl in wissenschaftlicher Beziehung vollkommen kompetent als über jeden Zweifel in der Unpartheilich[keit] seiner Urtheile erhaben ist – und daß außer Ihnen Niemand vorhanden ist, der beiden Anforderungen entspräche.“

Šafárik erwiderte in einem Schreiben v. 29. August 1852,<sup>18</sup> dass sich bei ihm durch die Anstellung zunächst als Kustos und dann als Bibliothekar alle Wünsche erfüllt hätten, und er nichts Neues mehr in Angriff nehmen werde. Er sei chronisch krank und könne nur als Bibliothekar sein Wirken als Beamter und Familienvater noch für einige Zeit sicherstellen. Daher habe er 1848 den Ruf ebenso abgelehnt wie das Angebot Exners, in die Prüfungskommission zu gehen.

„Das Bewußtsein der sinkenden Kraft, die Erfahrungen eines wechselvollen Lebens und vor allem ein fruchtlos bekämpftes chronisches Leiden, geboten mir meinen Wünschen und Mühen ein bestimmtes nicht zu überschreitendes Maß und Ziel zu lassen, wenn ich meiner Wirksamkeit als Beamter und Familienvater am Abende des Lebens noch einige Dauer sichern wollte.“

Er wolle und müsse sich, „unweit der Schwelle des 60sten Jahres, im Bewusstsein meiner sinkenden Kräfte“ – Šafárik war 57 Jahre alt – auf die dreißig Dienststunden als Bibliothekar beschränken und bat den Minister dafür um Verständnis. Er möge ihm gönnen, in den wenigen Stunden der Muße und Geistesfrische an der Vollendung seiner Werke zu arbeiten.

Wie die Prager, so war auch die Innsbrucker Bibliothek im Jesuitengebäude angesiedelt, bei ihrer Eröffnung 1746 ebenfalls hinter Universitäts(hör)sälen situiert und von den Professoren nicht geliebt – die Universität musste zwar für die Erhaltung aufkommen, war aber in die Konzeption der Bibliothek und die Ernennung des Bibliothekars nicht einbezogen worden. Die Bibliothek firmierte als „kgl. öffentliche Bibliothek“, der erste Bibliothekar unterzeichnete als „kgl. Bibliothekar“.<sup>19</sup> Schließlich übersiedelte die Bibliothek 1786 ins Gymnasialgebäude der Jesuiten. Im Gebäude wohnte allerdings nur der Bibliotheksdienst, von dessen Wohnung dem Gymnasium nach Wiederaufnahme des Schulbetriebs 1840 ein Zimmer zur Verfügung gestellt werden musste. Zur Zeit der

<sup>18</sup> Schreiben Šafárik’s an Thun, Prag 29. August 1852 (Konzept). Ebd.

<sup>19</sup> Anton Hittmair, Geschichte der k.k. Universitätsbibliothek in Innsbruck, Innsbruck 1910, 17 f.

Querelen Šafárik's mit der Fakultät hatte der langjährige Innsbrucker Bibliothekar Dr. Martin Scherer zwar sein „Amtslokale“ zwischen den beiden großen Büchersälen und dem Lesezimmer, seinen Wohnsitz aber in der Stadt, im Haus Nr. 226, heute Maria-Theresien-Str. 35.<sup>20</sup>

Ob Šafárik in eine andere Dienstwohnung umziehen musste, konnte nicht mehr festgestellt werden. Auf jeden Fall wohnte er nur bis 1860 im Prager Clementinum, in seinem letzten Lebensjahr in der Krakovská Gasse 14, wo eine Gedenktafel an ihn erinnert.

<sup>20</sup> Ich bedanke mich bei Dr. Gertraud Zeindl vom Innsbrucker Stadtarchiv für diese Information und für die folgende bei Dr. Martin Svatoš, Lektor der Universität Prag.

Sigurd Paul Scheichl

## Stefan Zweigs „Buchmendel“ – Bibliografie und Gedächtnis

*Buchmendel* (1929), eine raffiniert gestaltete Rahmenerzählung, handelt in zweifacher Weise vom Gedächtnis: vom Gedächtnis als Erinnerungsvermögen und vom Gedächtnis als Nachruhm. Die Hauptfigur, ein längst verstorbener jüdischer Büchertrödler in Wien vor 1914, hat ein unglaubliches bibliografisches Gedächtnis; der Erzähler dagegen hat diesen hilfreichen bibliografischen Genius, dessen Gedächtnis freilich durch den Weltkrieg zerstört worden ist, schon lange vergessen. *Buchmendel* erzählt auch von der Bedeutung der Literatur für Erinnerung und Nachruhm und von der Bedeutung der Juden im internationalen intellektuellen Austausch.

Zweigs Erzählung *Buchmendel* ist zuerst vom 1. bis 3. November 1929 in drei Teilen in der *Neuen Freien Presse* erschienen, also an prominenter Stelle, nämlich in Feiertagsnummern der renommierten Wiener Tageszeitung, die sich in solchen Ausgaben gern mit Texten bekannter Autoren schmückte. Für die Autor-Intention nicht ganz gleichgültig dürfte gewesen sein, dass diese Zeitung das Leibblatt der gebildeten und der vermögenden Wiener Juden war. Noch im gleichen Jahr erschien *Buchmendel* mit drei anderen Erzählungen im schmalen Bändchen *Kleine Chronik* der Insel-Bücherei (Zweig 1929, S. 61-92)<sup>1</sup>, also ebenfalls an prestigeträchtigem Ort; der Insel-Verlag war der wichtigste Verlag Zweigs. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist *Buchmendel* mehrfach neu gedruckt worden, gehört aber, soweit ich sehe, nicht zum Zweig-Kanon und ist bislang auch von der Forschung eher wenig beachtet worden. Der Katalog der Deutschen Nationalbibliothek verzeichnet eine erkleckliche Anzahl von Übersetzungen in mehrere Sprachen.

*Buchmendel* ist eine scheinbar autobiografische Erzählung, teilt doch der Ich-Erzähler (der nicht die Hauptfigur ist) einige Eigenschaften und Erfahrungen mit dem Autor<sup>2</sup>, Eigenschaften und Erfahrungen, über die Zweigs Leser, zumal seine Wiener Leser Bescheid wussten, etwa über die bibliofile Leidenschaft des Autografensammlers oder über sein Interesse am Magnetismus (vgl. Zweig 1993, S. 202).<sup>3</sup> Am Schluss, im letzten Satz, gibt sich der Erzähler recht deutlich als Schriftsteller zu erkennen, der

<sup>1</sup> *Buchmendel* ist die letzte Erzählung in dem Band. Die *Neue Freie Presse* weist am 1. November auf die bevorstehende Buchveröffentlichung hin.

<sup>2</sup> Auf die häufige Nähe Zweig'scher Ich-Erzähler zum Autor weist Turner (1981), S. 127, hin; speziell zur Nähe zwischen Autor und Erzähler in dieser Erzählung Frieden (1999), S. 232.

<sup>3</sup> Tatar (1978) geht auf den nur in zwei Anmerkungen erwähnten Zweig und sein Interesse an Mesmer kaum ein.



doch wissen sollte, daß man Bücher nur schafft, um über den eigenen Atem hinaus sich Menschen zu verbinden und sich so zu verteidigen gegen den unerbittlichen Widerpart alles Lebens: Vergänglichkeit und Vergessensein. (Zweig 1993, S. 229; vgl. auch schon S. 212)

Das klingt wie ein poetologisches Programm des Biografen und Essayisten Stefan Zweig und soll an dieser exponierten Stelle wohl als solches verstanden werden.

Zudem wird das umfassende Detailwissen Jakob Mendels, der im Zentrum der Erzählung stehenden Figur, verglichen mit dem damals stadtbekannter realer Menschen, legendärer Kenner ihrer Spezialgebiete, mit Eusebius Mandyczewski vom Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde und Karl Glossy von der Wiener Stadtbibliothek (der jetzigen Wien Bibliothek im Rathaus) (Zweig 1993, S. 208). Die erwähnten Kunden und Protektoren Mendels scheint es zwar nicht gegeben zu haben – obwohl ein wenige Tage nach dem Erscheinen von Zweigs Erzählung verstorbener Alfred Anthony von Siegenfeld zwar nicht „früherer Dekan der theologischen Fakultät“ war, jedoch Heraldiker wie der von Zweig angeführte Graf Schönberg (Zweig 1993, S. 221); von einer gewissen Annäherung an die Realität durch diese Namen kann man wohl trotzdem sprechen. Die Nennung von Glossy und Mandyczewski hat ebenso wie die Situierung des Café Gluck in der ausdrücklich genannten Alser Straße die gleiche Funktion wie der Zweig-nahe Ich-Erzähler: Diese Elemente sollen die Authentizität des Erzählten garantieren (vgl. Turner 1981, S. 117).

Die Wiener Realität der 20er Jahre ist auch sonst präsent, etwa in noch zu erwähnenden Andeutungen auf Veränderungen im Alltag in der Ersten Republik. Man könnte glauben, ja vielleicht soll die Leserin glauben, dass Zweig ein eigenes Erlebnis erzählt; dass es ein reales Vorbild für Buchmendel gegeben haben könnte, ist ja keineswegs auszuschließen. Insgesamt handelt es sich bei der Erzählung aber um eine Fiktion.

Bevor auf die sehr raffinierte Erzähltechnik und auf die merkwürdige Hauptfigur eingegangen wird, soll von einigen für Zweig typischen Schwächen die Rede gehen.

In erster Linie trifft das klischeehafte Elemente, zu denen als erstes das Bild des Wiener Cafés gehört, hier, gleich zu Beginn, als Beschreibung „jener trägen Passivität [...], die narkotisch jedem wirklichen Wiener Kaffeehaus unsichtbar entströmt.“ (Zweig 1993, S. 197) Dazu gehört ferner der betonte Gegensatz zwischen dem ‚alten‘ Café Gluck des Herrn Standhartner und dem neuen des offenbar als Profiteur der Inflation vorgestellten herzlosen „Florian Gurtner aus Retz“ (Zweig 1993, S. 224), der, ein satirisches Motiv der ganzen Ersten Republik, wiederum recht klischeehaft als Zuzügler aus der niederösterreichischen Provinz eingeführt wird (während Standhartner implizit als ‚echter Altwienener‘ erscheint). Auch die Toilettenfrau des Cafés, die sich als letzte Angestellte noch an Buchmendel erinnert, ist recht stereotyp geraten, schon durch ihren tschechischen Namen, Sporschil; die Darstellung der „braven alten Frau, die in einfältiger und doch

menschlichster Art diesem Toten treu geblieben“ (Zweig 1993, S. 229) – ohne ‚war! – ‚, entbehrt auch nicht sentimentaler Züge. Ganz ohne Klischees geht es selbst beim Bild des russischen bzw. polnischen Juden Jakob Mendel nicht ab.

Typisch für Zweig sind ferner gelegentliche stilistische Ausrutscher in Pathos und in allzu große Bildungsseligkeit, etwa in der Passage über den schließlich noch vor Ende des Weltkriegs aus dem Lager für ausländische Zivilgefangene entlassenen Mendel:

Irgend etwas schien rettungslos zerstört in seinem sonst stillen, nur wie schlafend lesenden Blick; etwas war zertrümmert: der grauenhafte Blutkomet mußte in seinem rasenden Lauf schmetternd hineingeschlagen haben auch in den abseitigen, friedlichen, in diesen alkyonischen Stern seiner Bücherwelt. (Zweig 1993, S. 223)

Noch ein weiteres Beispiel für Zweigs häufige Verwendung einer (zu) gehobenen Stilebene, die Reaktion des Ich-Erzählers auf die Äußerung des Oberkellners, dem „ein Herr Mendel nicht bekannt“ ist und der an eine Verwechslung mit einem Kurzwarenhändler Mandl denkt:

Ein bitterer Geschmack kam mir auf die Lippen, Geschmack von Vergänglichkeit: wozu lebt man, wenn der Wind hinter unserm Schuh schon die letzte Spur von uns wegträgt? (Zweig 1993, S. 213)

Die Passage wirkt noch befremdlicher dadurch, dass sie auf dem Bericht der „braven Frau Sporschil“ (Zweig 1993, S. 222), also einer ganz ungebildeten Person, über das Schicksal des Buchhändlers im Weltkrieg beruht, auch wenn deren Rede hier durch den Erzähler kommentiert ist und dieser ausdrücklich schreibt: „(manche Einzelheit ergänzte mir später anderer Bericht)“ (Zweig 1993, S. 214f.).

Auch die ironische Pointe am Schluss, dass Frau Sporschil „als Andenken“ an den von ihr verehrten Buchmendel ausgerechnet „der zweite Band von Hayns ‚Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa““, dieses „skabrösen Verzeichnisses“ (Zweig 1993, S. 228f.), bleibt, ist ein eher greller Effekt, der durch den, fast erwartbaren, Erzählerkommentar – „habent sua fata libelli“ (Zweig 1993, S. 229) – nicht gewinnt. (Diese Bibliografie war 1929 – im Jahr der Entstehung von *Buchmendel* – durch den Ergänzungsband, Band 9, abgeschlossen worden.) Und obwohl dieses Werk bibliografischer state of the art war und von einem realen Buchmendel hätte benützt werden müssen, passt es doch nicht recht zu Zweigs Hauptfigur, dass von ihr ausgerechnet dieses Werk übrig bleibt – wenn auch nur ein Einzelband, ein Bruchstück des großen Verzeichnisses entlegener Literatur, dessen Unvollständigkeit zum Thema des vom „Blutkometen“ zerschmetterten Mendel’schen Gedächtnisses stimmt.

Solchem Misslingen im sprachlichen Detail steht eine sehr kluge Erzähltechnik gegenüber, die das Thema formal spiegelt. *Buchmendel* ist eine Rahmenerzählung (über Zweigs Umgang mit dieser Verfahrensweise siehe Turner 1981) oder doch die Variante einer solchen: Der Ich-Erzähler betritt nach dem Ersten Weltkrieg zufällig wieder das Café

Gluck, das er als Student gelegentlich besucht hat, das er aber zunächst nicht wiedererkennt. Erst nach ausführlich geschilderten geradezu qualvollen Versuchen, sein Gedächtnis zu aktivieren, tauchen allmählich Erinnerungen auf, an das Café, wie er es vor Jahrzehnten kannte, insbesondere aber an Buchmendel, einen jüdischen Bücherkrämer, ein wahres Wunder an bibliografischem Wissen, ein „*Miraculum mundi*“ (Zweig 1993, S. 222f.), der seine Geschäfte in diesem von der Universität nicht allzu weit entfernten Kaffeehaus abwickelte. Mendel hat es nicht zufällig als Standort gewählt: Sein Gedächtnis für Bücher (für ihren Inhalt, für ihre Auffindbarkeit und für ihren Wert) und seine Fähigkeit, Informationen über Bücher zu verknüpfen, gehören in die Nähe der Hochschule; doch denkt Zweig wohl auch an den Kontrast zwischen deren Formen von Wissensvermittlung und Mendels Gaben, „sein unsichtbares Katheder“ (Zweig 1993, S. 210).

Der Erzähler bemüht sich nun herauszufinden, was aus diesem Jakob Mendel geworden ist, der im Café Gluck seine bibliografischen Ratschläge gab und von dort aus weltweite Kontakte zu Antiquaren und Bibliophilen unterhielt, dort seltene und andere Bücher entgegennahm und verkaufte, der alles über Bücher und noch mehr über Rara, am meisten aber über Rarissima wusste. Zunächst kann sich in dem modernisierten Lokal niemand an den skurrilen Juden erinnern – bis auf die Toilettenfrau, das letzte Relikt des alten (und echten) Café Gluck. Sie weiß, dass Jakob Mendel als russischer Staatsbürger während des Kriegs in ein Lager für ausländische Zivilisten (über diese Lager Rauchensteiner, 2013, S. 849f.) gesteckt und erst nach einiger Zeit aufgrund von Interventionen hochgestellter Kunden entlassen worden ist. Die Zeit im „Konzentrationslager“ (Zweig 1993, S. 220) hat ihn aber gebrochen.

Dem neuen Inhaber des Café Gluck ist der wenig konsumierende ostjüdische Dauergast nur noch lästig und er vertreibt ihn; wenig später stirbt das halb verhungerte bibliografische Genie. Obwohl nicht ausdrücklich davon die Rede ist, ist Gurtners Verhalten gegenüber Buchmendel auf dem Hintergrund des aggressiven Antisemitismus der Ersten Republik zu sehen – für einen jüdischen Zuwanderer ist anders als in der Ära Franz Josephs im neuen Wien kein Platz mehr. Zwar nicht in wörtlicher Rede, aber in einer auktorialen Zusammenfassung des Denkens von Gurtner heißt es, den neuen Besitzer des Café Gluck störe „dieser galizische Schmarotzer“ (Zweig 1993, S. 224) bei seinen Modernisierungsplänen für das Kaffeehaus. Implizit erscheint so der durch Schiebungen reich gewordene Emporkömmling aus Retz als Judenhasser, während der alte Herr Standhartner und die Toilettenfrau frei von Antisemitismus sind; den Erzähler denken wir uns wegen der angedeuteten autobiografischen Elemente wohl ohnehin als assimilierten Juden. Damit ist (wie an anderen Stellen) eine gewisse Nostalgie für die Verhältnisse im Vorkriegs-Wien verbunden, zu der der hohe gesellschaftliche Rang der erwähnten Kunden Mendels gehört, die ihm gegenüber keine Berührungsangst haben, obwohl

er äußerlich wie in seiner Redeweise, „seinem singenden jüdischen Jargon“ (Zweig 1993, S. 219), alle Merkmale eines aus dem Osten Zugewanderten hat.

Die Binnengeschichte ist mit dem Rahmen erzähltechnisch über das normale Maß hinaus dadurch verschränkt, dass sie nicht geschlossen ist, sondern erst allmählich vervollständigt wird. Zuerst erinnert sich der Ich-Erzähler an Buchmendel, den „Magier und Makler der Bücher“, als er „nach zwanzig Jahren“ dessen früheren Stammplatz wieder erkennt (Zweig 1993, S. 200). Ihm fällt ein, wie und warum er zum ersten Mal zu diesem „vorweltlichen Bücher-Saurier“ (Zweig 1993, S. 202) gekommen ist und wie er ihn erlebt hat. Nachfragen nach Buchmendel bleiben beim Personal des ‚neuen‘ Café Gluck vergeblich – bis „die Frau Sporschil“ (Zweig 1993, S. 213) gerufen wird und aus „ihrem trüben Gelaß“ (Zweig 1993, S. 213) kommt – auch keine sehr glückliche Formulierung. Sie kann sich in der Tat an den „armen Herrn Mendel“ erinnern, ja ist „gerührt“, dass sich außer ihr noch jemand für ihn interessiert. Sie erzählt das Schicksal des Juden im und nach dem Krieg, wobei der Ich-Erzähler freilich „erst später [...] alle Einzelheiten“ erfahren hat (Zweig 1993, S. 216); die politischen Aspekte von Mendels Schicksal hätte „die Frau Sporschil“ ja schwerlich verstehen und berichten können. Der Bericht der Toilettenfrau mit den Ergänzungen aus anderen (nicht genannten) Quellen nimmt den zweiten Teil der Erzählung ein, der wieder in den Rahmen mündet. Dabei geht es nicht so sehr um die Vervollständigung von Buchmendels Lebenslauf – die zentrale Figur bleibt als solche recht enigmatisch – als viel mehr um das Wiederheraufbeschwören der fast geschwundenen Erinnerung an einen Menschen mit einem ungeheuren, wenn auch sehr spezialisierten Gedächtnis. Das letzte Wort der Erzählung lautet „Vergessensein“.

Die raffinierte Verzahnung von Rahmen und Binnengeschichte, die fast den gleichen Status haben, jedenfalls nicht im Verhältnis von Über- oder Unterordnung stehen, spiegelt die Verschränkung der beiden durch das Thema ‚Gedächtnis‘, im doppelten Sinn, dem der Fähigkeit, Wissen zu behalten, und dem der Erinnerung, ja fast des Nachruhms, wie umgekehrt ihres Gegenteils, des „Vergessenseins“ (Zweig 1993, S. 229; siehe auch Turner 1981, S. 124f.).

Daher ist einleitend sehr ausführlich davon die Rede, dass der Ich-Erzähler sich erst ganz allmählich und mit Schwierigkeiten des Café Gluck als eines Orts entsinnt, den er einmal gekannt hat; noch länger braucht er, um den Tisch Buchmendels wieder zu erkennen und sich dann dieses früheren Mittelpunkts des Cafés zu entsinnen. (Dass bei diesem der Kontrast zwischen ‚vor 1914‘ und ‚nach 1918‘ und eine gewisse ‚Alt-Wien‘-Sentimentalität mitspielen, habe ich schon angedeutet.) Zum Thema ‚Erinnerung‘ vs. ‚Vergessen‘ gehört auch, dass nur die alte Toilettenfrau, ein ganz einfacher Mensch, Auskunft über Buchmendel geben kann, aus einer ganz anderen Perspektive als jener, aus welcher der hochgebildete bibliophile Ich-Erzähler den jüdischen Krämer eben nicht in Erinnerung hat, sondern sich erst in Erinnerung rufen muss. Mendels fänomenales

bibliografisches Wissen, das für das Bild des Ich-Erzählers von dem Bücherhändler im Vordergrund steht, spielt für Frau Sporschil keine Rolle; sie hängt am Menschen Mendel. Für den Ich-Erzähler wird dieser hingegen erst im Lauf der Erzählung wichtig.

Auch in der Binnengeschichte, soweit sie vom Ich-Erzähler erinnert wird, geht es um das Gedächtnis, um „Spielarten, Spezies und Urformen der magischen Macht, die wir Gedächtnis nennen“ (Zweig 1993, S. 207)<sup>4</sup>: Buchmendel wird vor allem als Gedächtnisvirtuose gewürdigt. Als ihn der Ich-Erzähler „damals“ aufsucht, „vor zwanzig Jahren und länger“ (Zweig 1993, S. 198), weil er Literatur zu Mesmer und dem Magnetismus brauchte und die Bibliothek versagte,

kniff Mendel eine Sekunde das linke Auge zusammen, genau wie ein Schütze vor dem Schuß. Aber wahrhaftig, nur eine Sekunde dauerte diese Geste konzentrierter Aufmerksamkeit, dann zählte er sofort, wie aus einem unsichtbaren Katalog lesend, zwei oder drei Dutzend Bücher fließend auf, jedes mit Verlagsort, Jahreszahl und ungefährem Preis. Ich war verblüfft. Obwohl vorbereitet, dies hatte ich nicht erwartet. Aber meine Verdutztheit schien ihm wohlzutun; denn sofort spielte er auf der Klaviatur seines Gedächtnisses die wunderbarsten bibliothekarischen Paraphrasen meines Themas weiter. Ob ich auch über die Somnambulisten etwas wissen wolle und über die ersten Versuche mit Hypnose und über Gaßner, die Teufelsbeschwörungen und die Christian Science und die Blavatsky? Wieder prasselten die Namen, die Titel, die Beschreibungen; jetzt erst begriff ich, an ein wie einzigartiges Wunder von Gedächtnis ich bei Jakob Mendel geraten war, tatsächlich an ein Lexikon, an einen Universalkatalog auf zwei Beinen. (Zweig 1993, S. 203f.)

Das (historisch werdende) bibliothekarische Fachwort „Universalkatalog“ steht hier keineswegs zufällig.

Noch wichtiger als die Fähigkeit Buchmendels, „zwei oder drei Dutzend Bücher“ zu Mesmer und dem Magnetismus aufzuzählen, scheint mir an dieser Stelle, dass er sofort die Verbindung zu verwandten (und ebenfalls eher entlegenen) Fänomenen der Geistesgeschichte herzustellen vermag. Nicht seelenloses Katalogisieren ist seine Sache, sondern sehr wohl auch das Sehen von Zusammenhängen. Wenn ich Zweigs Bezugnahme auf die legendäre Bibliografie von Hayn-Gotendorf als etwas grell bezeichnet habe, so muss ich diese Kritik ein wenig einschränken: Denn dieses Werk funktioniert ganz ähnlich wie Buchmendels Gedächtnis und stellt ausgehend von den Erotica und Curiosa ebenfalls die erstaunlichsten Zusammenhänge her – freilich ist sie dann doch eine gedruckte und somit starre Zusammenstellung von Buchtiteln, während Jakob Mendel in seinem Gehirn die Titel ebenso gespeichert hat wie die Beziehungen zwischen ihnen; wer immer mit Büchern arbeitet, weiß, dass einem auch das raffinierteste elektronische Verzeichnis einen Rest von Gedächtnisleistung nicht abnehmen kann.

<sup>4</sup> Aufschlussreich ist die Zusammenstellung der Wörter aus dem Wortnetz ‚erinnern‘ bei Turner (1979), S. 56f.

Freilich steht die Passage in einem gewissen Widerspruch zu einer späteren Stelle, an der es über die Hauptfigur der Erzählung heißt: „Aber auch diese Bücher selbst las er nicht auf ihren Sinn, auf ihren geistigen und erzählerischen Gehalt: nur ihr Name, ihr Preis, ihre Erscheinungsform, ihr erstes Titelblatt zog seine Leidenschaft an.“ (Zweig 1993, S. 206) Gleichwohl gelingt Mendel anders als den Bibliothekaren mit ihren Katalogen und Bibliografien eine Ordnung der Titel – weshalb er für die Bibliothekare der Wiener Universitätsbibliothek, die eben das nicht können oder nicht wollen, nur Schimpfworte übrig hat.

Dann lachte er nur kurz mit stark östlichem Jargon: „Nicht gewollt hat er? Nein – nicht gekonnt hat er! Ein Parch is er, ein geschlagener Esel mit graue Haar. Ich kenn ihn, Gott sei's geklagt, zu gutem schon zwanzig Jahr, aber gelernt hat er seitdem noch immer nix. Gehalt einstecken, dos is das einzige, was die können! Ziegelsteine sollten sie lieber schupfen, diese Herrn Doktors, statt bei die Bücher sitzen.“ (Zweig 1993, S. 203)

Die ausführliche Würdigung des außerordentlichem Gedächtnisses von Mendel – den man beleidigt, wenn man einen Titel schriftlich notiert (Zweig 1993, S. 204) – , der scheinbar unfunktional ausführliche einleitende Bericht über die Schwierigkeiten des Ich, das Café Glück wieder zu erkennen, und die Schlussworte „Vergänglichkeit und Vergessen“ (Zweig 1993, S. 229) belegen zur Genüge, dass Gedächtnis und Vergessen die zentralen Themen der Novelle sind. „[...] jetzt erst begriff ich, an ein wie einzigartiges Wunder von Gedächtnis ich bei Jakob Mendel geraten war“ (Zweig 1993, S. 204), heißt es – in einer deutlichen Korrespondenz zum Prozess des Erinnerns, der den Rahmen der Geschichte ausmacht, wie im Kontrast zum Vergessen, dem Buchmendel bereits anheim gefallen ist. Auch allgemeine Reflexionen über das Gedächtnis fehlen nicht:

Doch wenn einmal der große Psychologe kommt (dies Werk fehlt noch immer unserer geistigen Welt), der so beharrlich und geduldig, wie Buffon die Abarten der Tiere ordnete und klassierte [], seinerseits alle Spielarten, Spezies und Urformen der magischen Macht, die wir Gedächtnis nennen, vereinzelt schildert und in ihren Varianten darlegt, dann müßte er Jakob Mendels gedenken, [...]. (Zweig 1993, S. 207)

Besonders eindringlich ist da der Abschnitt über die Zerstörung von Buchmendels Gedächtnis (Zweig 1993, S. 223); der Erzähler stellt hier ausführliche auf Buchmendel bezogene, zugleich aber ins Allgemeine ausgreifende Überlegungen über das Funktionieren des „feinmechanischen Präzisionsinstruments unseres Wissens“ an, das schon wegen einer „ermüdeten Zelle“ aus dem Gleichgewicht geraten kann – und dann nicht länger mehr leisten kann als ein Einzelband einer mehrbändigen Bibliografie. Am Beispiel von Büchern und Biblioilie lässt sich dieses Thema besonders schön zeigen.

Trotz der Bedeutung des Themas ‚Gedächtnis‘ ist zu fragen, warum Zweig als zentrale Figur dieser Novelle über das Gedächtnis einen polnischen Juden wählt, der fast überspitzt als solcher typisiert wird. Buchmendel, „dieser kleine galizische Büchertrödler“

(Zweig 1993, S. 202; ähnlich 204, 207), wird mehrfach mit allen gängigen Merkmalen eines nicht-assimilierten Ostjuden vorgestellt. Zweig gebraucht sogar das Adjektiv „galizisch“, da die meisten Wiener Juden aus dem Osten dieser Region entstammten – obwohl es für Buchmendels Schicksal ja gerade wichtig ist, dass er eben nicht von dort, aus einem österreichischen Kronland, sondern aus Russisch-Polen nach Wien gekommen ist, aus einem Dorf bei Petrikau (Zweig 1993, S. 218), wohl Piotrków Trybunalski und somit rechtlich russischer Staatsbürger war.

Ob Zweig hier ein ‚Fehler‘, ein Widerspruch unterlaufen ist – ein eindeutiger Recherche- (oder vielleicht Gedächtnis-)Fehler liegt vor, wo er den „Gründer der Universität Princeton“ sich bemühen lässt, Buchmendel als Berater für deren Bibliothek zu gewinnen (Zweig 1993, S. 210): Diese Universität ist eine Gründung schon des 18. Jahrhunderts – oder ob er die Assoziationen, die sich mit dem Wort ‚galizisch‘ verbinden bzw. verbunden haben, für wichtiger gehalten hat als die historisch-politische Exaktheit, muss ich offen lassen; vielleicht hat ‚galizisch‘ damals eine weniger präzise Bedeutung gehabt als heute. Das korrekte Attribut ‚polnisch‘ musste der Autor wohl vermeiden, weil die Wortgruppe ‚polnischer Jude‘ nur abwertend gebraucht wurde.

Zum Klischee gehören selbstverständlich der charakterisierende Name der Figur, das Aussehen, die schwarze Kleidung – „Paletot“ (Zweig 1993, S. 202) ist ein häufiger Eufemismus für ‚Kaftan‘ – und die angedeutete Biografie, eine relativ stereotype Zuwanderungs- und Säkularisationsgeschichte:

Vor dreiunddreißig Jahren, mit noch weichem, schwarzflaumigem Bart und geringelten Stirnlocken, war er, ein kleines schiefes Jüngel, aus dem Osten nach Wien gekommen, um Rabbinat zu studieren; aber bald hatte er den harten Eingott Jehovah verlassen, um sich der funkelnden und tausendfältigen Vielgöttere der Bücher zu ergeben. Damals hatte er zuerst ins Café Gluck gefunden, und allmählich wurde es seine Werkstatt, sein Hauptquartier, sein Postamt, seine Welt. (Zweig 1993, S. 210)

Auch von der „Talmudschule“ (Zweig 1993, S. 207) ist einmal die Rede. Ein später erwähnter anderer Grund für Buchmendels Kommen nach Wien passt ebenfalls in dieses biografische Modell: Er wollte wie viele Juden, vor allem aus religiösen Gründen, nicht in der russischen Armee dienen (Zweig 1993, S. 219).

Zum Klischee des eingewanderten Juden gehört Buchmendels Redeweise: ein „stark östlicher Jargon“ (Zweig 1993, S. 203). Zweig lässt seine Hauptfigur diesen in direkter Rede gebrauchen; auch vereinzelte jiddische Wörter kommen vor: „nur ein Fremder, ein Ahnungsloser (ein ‚Amhorez‘, wie er sagte) [...]“ (Zweig 1993, S. 205) oder „Ein Parch is er“ (Zweig 1993, S. 203), Einsprengsel, die einerseits Buchmendel charakterisieren, andererseits ein wenig geschmäckerlich sind, da Wörter aus dem Jiddischen oder dem so genannten Jargon als besonders farbig galten; gebildete Wiener Juden gebrauchten sie kaum oder mit besonderer stilistischer Absicht.

Zum Klischee gehört schließlich Buchmendels von seiner Erziehung im Osten geprägtes Verhalten (das Zweig für damit nicht vertraute Leserinnen fast unmerklich ein wenig erläutert):

Wie er dort unentwegt und unerschütterlich saß, den bebrillten Blick hypnotisch starr auf ein Buch geheftet, wie er dort saß und im Lesen summend und brummend seinen Körper und die schlecht polierte, fleckige Glatze vor- und zurückschaukelte, eine Gewohnheit, mitgebracht aus dem Cheder, der jüdischen Kleinkinderschule des Ostens. Hier an diesem Tisch und nur an ihm las er seine Kataloge und Bücher, so wie man ihn das Lesen in der Talmudschule gelehrt, leise singend und sich schwingend, [...]. Denn wie ein Kind in Schlaf fällt und der Welt entsinkt durch dieses rhythmisch hypnotische Auf und Nieder, so geht nach der Meinung jener Frommen auch der Geist leichter ein in die Gnade der Versenkung dank diesem Sichwiegen und Sichschwingen des müßigen Leibes. Und tatsächlich, dieser Jakob Mendel sah und hörte nichts von allem um sich her. (Zweig 1993, S. 201)

Die vom Erzähler bewunderte und als Voraussetzung des fänomenalen Gedächtnisses dargestellte außerordentliche Konzentrationsfähigkeit Mendels und damit dieses Gedächtnis werden somit als Erbe der ostjüdischen Welt dargestellt.<sup>5</sup> (Allerdings wird durch die Erwähnung Mandyczewskis und Glossys der Eindruck vermieden, solche Gedächtnisleistungen könnten nur von Juden erbracht werden.)

Während die Erzählung allgemeine Reflexionen über das Gedächtnis enthält, fehlen solche über das Judentum und seine Tradition, so nahe eine Bemerkung über das ‚Volk des Buches‘ läge. Dass der Ich-Erzähler für sich eine der Konzentration des „vollkommen anonymen Büchertrödlers“ „ähnliche Hingabe an das eigene Werk“ beansprucht (Zweig 1993, S. 212), könnte man allenfalls als Hinweis auf eine solche Tradition verstehen, in die sich auch der Erzähler einordnet – doch ist dieser viel zu wenig deutlich als Jude erkennbar, um eine solche Interpretation zu gestatten. Es ist wohl ein Indiz für die Wertigkeit der Themen, dass der Erzähler über das Gedächtnis reflektiert, über das Judentum aber nicht oder kaum.

Dennoch hat Zweig sehr bewusst einen Juden als bibliografisches Genie und als Gedächtniswunder dargestellt, als Beispiel „eines vollkommenen umschlossenen Lebens im Geiste“ (Zweig 1993, S. 228) gewählt. Das Schicksal Buchmendels im Krieg bringt nämlich neben der Empörung über die Behandlung ausländischer Staatsbürger einen besonderen jüdischen Aspekt in die Geschichte: Buchmendels Internationalismus. Dass dieser in seiner Konzentration auf das für ihn Wesentliche den Ausbruch des Kriegs ignoriert, ist für die Darstellung der Figur wichtig; dass er daher nach 1914 auf die ungeschickteste mögliche Weise und ohne nachzudenken versucht den Kontakt mit englischen und fran-

<sup>5</sup> Die Säkularisation ostjüdischer Traditionen durch Buchmendel ist das Hauptthema von Friedens (1999) nicht unproblematischem Artikel.



zösischen Antiquaren aufrecht zu erhalten, belegt die selbstverständliche Internationalität der Figur, deren Radius nur scheinbar auf einen Marmortisch des Café Gluck beschränkt ist. Dazu passt Buchmendels Gleichgültigkeit gegenüber seiner Staatsangehörigkeit: Dass er eigentlich russischer Bürger ist, sich aber nie darum geschert und schon gar nicht um die österreichische Staatsbürgerschaft bemüht hat, ist zwar ein für die Wahrscheinlichkeit der Handlung wichtiges Motiv, aber darüber hinaus ist in der Sicht des Erzählers und gewiss des Autors der Heimatschein etwas höchst Nebensächliches und Gleichgültiges. Der Kosmopolit der Bücher lebt in einer Welt, in der solche Dokumente keine Bedeutung haben. Zweig hat auch für sich selbst eine Verbindung zwischen seinen jüdischen Wurzeln und seiner Weltbürgerlichkeit gesehen (Plattner 1992; Gelber 2014). Die Zerstörung des wunderbaren Gedächtnisses von Buchmendel durch den Krieg ist nicht nur private Tragik des Juden aus dem Café Gluck, sondern in hohem Maße signifikant für die Themen der Zweig'schen Erzählung: Krieg raubt diesem Kosmopolitismus, der doch Voraussetzung jeden intellektuellen Lebens ist, die Luft.

Daher – weil er weder auf eine bestimmte Staatsbürgerschaft noch auf sein Judentum beschränkt ist – wird Buchmendel als Kenner der Literatur über Mesmer und vergleichbare Erscheinungen sowie als Benützer der Hayn'schen Bibliografie eingeführt, von Kenntnis jüdischer Themen und wissenschaftlicher Literatur zu ihnen oder hebräischer Werke ist dagegen nie die Rede. Das jüdische Erbe ist in formalen Fähigkeiten der Hauptfigur lebendig, nicht als spezifisch jüdisches Wissen, von dem sich der ehemalige Rabbinatsschüler bewusst losgesagt hat.

Die hemmungslose Bewunderung des Erzählers für Buchmendels Gedächtnis wird durch ein besonderes Ereignis ausgelöst: Es hat Informationen gespeichert, die die eigentlich zuständigen Institutionen, „jene öffentlichen Schatzkammern, die wir Bibliotheken nennen“ (Zweig 1993, S. 206f.), dem Erzähler vorenthalten. Buchmendel verfügt nicht nur über Informationen, sondern er ist auch fähig, aus der ganzen Welt, aus den entlegensten Antiquariaten die benötigten Werke zu besorgen. Damit erbringt er, der unscheinbare Jude, von dem mehrfach gesagt wird, dass er ‚nur‘ ein ungeheures Gedächtnis habe, aber selbst nicht kreativ sei – „unproduktiv und unschöpferisch im letzten“ (Zweig 1993, S. 206) – , eine bedeutende kulturelle Leistung, arbeitet mit an den Grundlagen geistiger Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Er sorgt dafür, dass Wissen zugänglich wird, dass der Interessierte am kulturellen Gedächtnis der Welt Teil haben kann. Zweig macht so die Bedeutung der Juden für den kulturellen Austausch in Europa zum zweiten großen Thema dieser Erzählung. Buchmendel ist geradezu eine allegorische Figur.

Noch drei Bemerkungen zu Besonderheiten der Novelle. Ohne dass ich auf Details eingehen könnte, möchte ich festhalten, dass wir die Figur dieses Mendel aus zwei Perspektiven kennen lernen: jener des Erzählers, die bei aller Zuneigung zur Person des Ge-

dächtnisgenies doch eine intellektuelle ist, die der Bewunderung für „Buchmendel“, wohl auch die des Danks für von ihm vermitteltes Wissen. Die andere Perspektive ist die der „guten, rührenden Frau Sporschil“ (Zweig 1993, S. 216), der „braven alten Frau, die in einfältiger und doch menschlichster Art diesem Toten treu geblieben.“ (Zweig 1993, S. 229) Sie spricht übrigens nie von Buchmendel, sondern nennt den Toten so respekt- wie liebevoll „Herrn Mendel“ (Zweig 1993, S. 216). Damit kommt neben dem Gedächtnisfänomen Buchmendel auch der Mensch Jakob Mendel in die Erzählung; im letzten Absatz werden „unser alter Freund Mendel“ – in direkter Anrede des Erzählers an die Toilettenfrau – und „Buchmendel“ – im Erzählerbericht – geradezu konfrontiert.

Habe ich zu Beginn einige kritische Überlegungen zu Stefan Zweigs Stil angestellt, so möchte ich jetzt auf eine stilistische Feinheit des Titels, aber auch des Wortgebrauchs im Text aufmerksam machen: Obwohl der Sprachgebrauch es nahe legen würde, das Kompositum aus Tätigkeitsbereich und Namen mit dem bestimmten Artikel zu gebrauchen, also ‚der Buchmendel‘ zu schreiben, was auch standardsprachlich korrekt wäre, tut das der Autor bewusst nicht. Seine Figur heißt immer „Buchmendel“, das Wort wird als Name gebraucht. Vor einem solchen wäre der bestimmte Artikel abwertend. Der auffällige Verzicht auf diesen ist ein feines formales Zeichen der Hochachtung für das bibliografische Genie aus Russisch-Polen, das eben mehr gewesen ist als ein „Universalkatalog auf zwei Beinen“. (Zweig 1993, S. 203f.)

Auf einen weiteren Aspekt macht mich ein Rezeptionszeugnis aufmerksam: Eine Übersetzung von *Buchmendel* steht in einer amerikanischen Sammlung von erzählender Kurzprosa Zweigs mit dem Titel *Jewish Legends* (Zweig 1987) – nicht zu Unrecht, wie mir scheint, da die Erzählung tatsächlich legendenhafte Züge hat, zumal wenn man sich nicht eng an den traditionellen Gattungsbegriff hält, etwa im Sinn von Kunze: „Die Legende bezieht sich [...] nicht nur auf religiöse, sondern auch auf andere, ihnen struktur- und funktionsverwandte weltanschauliche Dogmengebäude [...]“. (Kunze 207, S. 390). Eben das trifft auch auf Kosmopolitismus und Wissenschaft zu, die Werte, für die Buchmendel sein Martyrium erleidet. Formal gilt, dass der auch als sehr asketisch charakterisierte Mendel eine so eindimensionale Figur (zu dieser Eindimensionalität kritisch Turner 1979) ist wie nur je ein Heiliger in der Legendendichtung; seine Erfahrungen in der „höllischen Unterwelt“ (Zweig 1993, S. 222) des Lagers, mögen als Martyrium gelten; Wunder wirkt er, freilich nur vor seiner Leidenszeit, durch sein stupendes Gedächtnis, das ausdrücklich als „Miraculum mundi“ (Zweig 1993, S. 222f.) bezeichnet wird; und selbst den hinterlassenen Band des „skabrösen“ Hayn kann man als Reliquie deuten. Gerade die Entscheidung für diese ‚Reliquie‘ – nichts hätte Zweig gehindert einen Band des Goedeke anzuführen – könnte als Versuch des Autors verstanden werden, diese Tendenz seiner Novelle zum Legendenhaften durch ein ironisches Element abzuschwächen.

Wie immer man diese Gattungsfrage beurteilt, *Buchmendel* ist ohne Frage eine Hommage an die kulturelle Leistung der Juden und gerade der Juden aus dem Osten, exemplifiziert an diesem Gedächtnisartisten. Die Geschichte ist selbstverständlich auf dem Hintergrund des Jahres 1929 zu lesen, durchaus als Beitrag zur Abwehr eines Antisemitismus, der gar nicht ahnte noch ahnen wollte, welches geistige Potential sich hinter einem scheinbar schmierigen Ostjuden verbarg, welche außerordentlichen Fähigkeiten sich fern von elitären Gymnasien in Cheder und Talmudschule herausgebildet haben – Fähigkeiten, die sich auch in säkularem Umfeld bewährten. Buchmendels gab es im damaligen Wien und speziell in dessen Kaffeehäusern sonder Zahl, sei es als Schachgenies, sei es als mehr oder minder skurrile Universalgelehrte. Heute gibt es sie nicht mehr, nicht nur in Wien nicht.

Der Ort, an dem diese kleine Interpretation erscheint, fordert ein abschließendes Gedankenspiel heraus, zumal die Gedächtnisthematik und die jüdische Thematik mit dem Bücher-Motiv verbunden sind, und das nicht zufällig.

*Buchmendel* ist mehr als andere Bücher aus den 20er Jahren heute in hohem Maß ein historischer Text geworden. Denn ein bibliografisch-bibliofiles Genie ist in Zeiten einer zunehmenden Entmaterialisierung und Enthistorisierung des Buchs eigentlich undenkbar, für digital natives unverständlich geworden: Ein Gedächtnis, das nicht unzählige Titel, sondern unzählige URLs speichert, ist nicht vorstell-, ein elektronische Ressourcen zitierender Buchmendel nicht denkbar; bis Festplatten zu zentralen Figuren von Erzählungen werden, wird es wohl noch einige Zeit dauern. An das Historisch-Werden dieser Erzählung lassen sich Gedanken über den Wandel des Umgangs mit Büchern (und den Wandel der Bibliotheken) knüpfen – der für unsere Kultur viel einschneidender ist als die Umbauten im Café Gluck. Das Schicksal Buchmendels im Internierungslager könnte zur Allegorie auch in einem Sinn geworden sein, der das Vorstellungsvermögen Zweigs und seiner Zeitgenossen überstieg: zur Allegorie des Verlusts unseres kollektiven kulturellen Gedächtnisses (das sich irgendwo der Digitalisierung auch widersetzt). Habent sua fata libelli – dazu gehört auch, dass sie ihre Bedeutung verändern können.<sup>6</sup>

### *Literatur*

Zweig, Stefan: Buchmendel. In: SZ: Buchmendel. Erzählungen. Hg. von Knut Beck. (Frankfurt am Main: S. Fischer 1990) Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1993. S. 197-229.

Zweig, Stefan: Kleine Chronik. Vier Erzählungen. Leipzig o. J. [1929]. = Insel-Bücherei 408.

Zweig, Stefan: Jewish Legends. Übersetzt von Eden und Cedar Paul mit einem Vorwort von Leon Botstein. New York: M. Wiener 1987.

<sup>6</sup> Eine etwas anders akzentuierte Fassung dieses Aufsatzes habe ich 2012 an der Universität Maribor in Slowenien vorgetragen.

- Frieden, Ken: The Displacement of Jewish Identity in Stefan Zweig's „Buchmendel“. In: Symposium. A Quarterly Journal in Modern Literatures 52, 1999, S. 232-239.
- Gelber, Mark H.: Stefan Zweigs Traum von Europa. In: Felicitas Heimann-Jelinek; Michaela Feurstein-Prasser (Hg.): Die ersten Europäer. Habsburger und andere Juden – eine Welt vor 1914 [Katalog Jüdisches Museum Hohenems]. Wien: Mandelbaum 2014, S. 56-62.
- Kunze, Konrad: Legende. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Band 2. Berlin: de Gruyter 2007, S. 389-393.
- Plattner, Stefan: Stefan Zweig. Die jüdischen Wurzeln seines Kosmopolitismus. Diplomarbeit (unveröff.) Innsbruck 1992.
- Rauchensteiner, Manfred: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie. Wien: Böhlau 2013.
- Tatar, Maria M.: Spellbound. Studies on Mesmerism and Literature. Princeton: Princeton University Press.
- Turner, David: Memory and the Humanitarian Ideal: An Interpretation of Stefan Zweig's Buchmendel. In: Modern Austrian Literature 12, 1979, Heft 1, S. 43-62
- Turner, David: The Function of the Narrative Frame in the ‚Novellen‘ of Stefan Zweig. In: Modern Language Review 76, 1981, S. 116-128.



Walter Neuhauser, Claudia Schretter-Picker, Peter Zerlauth & Patrik Kennel

## Das Alte Buch an der ULB Tirol

### Erbe und Auftrag

Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol verfügt über umfangreiche und hochwertige historische Sammlungen, die in den letzten Jahren eine beachtliche Erweiterung erfahren haben. Dies bedeutet Erbe und Auftrag zugleich. Die Betreuung dieses reichen Kulturerbes obliegt der Abteilung für Sondersammlungen. Deren Anfänge und die durch mannigfaltige Veränderungen gekennzeichnete jüngere Entwicklung werden im folgenden Beitrag schlaglichtartig zur Sprache gebracht. Die seit 2007 auch in ihrer offiziellen Bezeichnung festgeschriebene zusätzliche Funktion der Bibliothek als Landesbibliothek für Tirol spiegelt sich auch im erweiterten Aufgaben- und Tätigkeitsfeld der Abteilung für Sondersammlungen wider: die Abteilung übernimmt über die Betreuung der im Haus befindlichen historischen Sammlungen hinausgehend nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten auch vermehrt Verantwortung für weitere historische Bibliotheksbestände im Tiroler Raum. Exemplarisch demonstriert wird dies anhand von den im Umfeld der Abteilung angesiedelten Projekten zur Erschließung von Tiroler Handschriftenfonds. Die Autoren der einzelnen Abschnitte sind in Klammern angeführt.

#### *1. Von der Bibliotheca publica Theresiana zur Universitäts- und Landesbibliothek Tirol – Anton Roschmanns Vision und ihre Verwirklichung (Walter Neuhauser & Claudia Schretter-Picker)*

In der Festschrift für Oswald Stranzinger (Direktor 1967-1990) wurde dessen beruflicher Werdegang überschrieben „Vom Direktor der Universitätsbibliothek zum Bibliotheksdirektor der Universität Innsbruck“.<sup>1</sup> Diese Entwicklung war bedingt durch die Tatsache, dass mit dem Universitätsorganisationsgesetz (UOG) 1975 der gesamte Buchbestand der Universität, also auch der Institute, der Universitätsbibliothek zugeordnet wurde und seither von dieser verwaltet und betreut wird. Für Martin Wieser (Direktor 1999-2014) trifft eine ähnliche Feststellung im Sinne einer Kompetenzerweiterung zu: „Vom Bibliotheksdirektor der Universität Innsbruck zum Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol“. Dabei handelt es sich eigentlich um eine Besinnung ad fontes, um eine nunmehr auch im *Namen* der Bibliothek zum Ausdruck gebrachte Umschreibung des seit jeher bestehenden, wenn auch nicht immer in gleichem Ausmaß realisierten doppelten Aufgabenbereichs der Innsbrucker Bibliothek als „Bibliotheca publica“ und als „Bibliotheca universitatis“, entsprechend dem Konzept ihres Gründers Anton

<sup>1</sup> W. Neuhauser, Vom Direktor der Universitätsbibliothek zum Bibliotheksdirektor der Universität Innsbruck oder: die Ära Stranzinger, eine Chronik der UB Innsbruck in den Jahren 1965-1990, in: H. Hauffe, K. Heller, W. Neuhauser (Hrsg.), Die wissenschaftliche Bibliothek. Traditionen, Realitäten, Perspektiven. Festschrift für Oswald Stranzinger zum 65. Geburtstag (*Biblos-Schriften* 153). Innsbruck, Wien 1990, 15-42.

Roschmann (1694-1760). Auf ihn ging der Grundgedanke zurück, eine allgemein zugängliche, also öffentliche wissenschaftliche Bibliothek zu schaffen, welche vor allem auch den Bedürfnissen der Universität dienen sollte. Und so kam es 1745 – nicht ohne Widerstand seitens der seit bereits 76 Jahren bestehenden Universität – zur Gründung der als „Bibliotheca publica“, nach ihrer Gründerin Maria Theresia auch „Bibliotheca Theresiana“ bezeichneten Bibliothek.

Das Konzept einer benutzerorientierten Dienstleistungsbibliothek schlug sich von Anfang an deutlich nieder. Am offensichtlichsten in der Aufgabe, nicht nur für Forschung, Wissenschaft und Lehre zu sammeln, sondern auch zur allgemeinen Literaturversorgung beizutragen und auch landeskundliches Schrifttum anzuschaffen, wozu das Recht auf Pflichtexemplare beitrug. Dazu kamen die Möglichkeit und die Verpflichtung, historisches Buchgut zu bewahren.<sup>2</sup>

Dieses Konzept Anton Roschmanns war bahnbrechend und wurde in den 1770er Jahren zum Vorbild für die Gründung weiterer österreichischer Universitätsbibliotheken. Wesentlich war der Öffentlichkeitscharakter dieser Bibliotheken, welche dann unmittelbar dem jeweils zuständigen Ministerium in Wien unterstanden und von diesem verwaltet wurden, und nur teilweise auch über die Universitäten, freilich stets in enger Zusammenarbeit mit diesen. Diese Grundstruktur blieb nach einer Zwischenphase durch das Universitäts-Organisationsgesetz 1993 (UOG 93) mit stärkerer Anbindung der Bibliotheken an die Universität bis zum Inkrafttreten des Universitätsgesetzes 2002 (UG 2002) erhalten, durch welches die Universitätsbibliotheken aus der Kompetenz des Ministeriums herausgelöst und direkt den Universitäten unterstellt wurden, wobei der Öffentlichkeitscharakter gewahrt wurde.

<sup>2</sup> Zur mehrfach behandelten Geschichte der Gründung der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol unter dem Aspekt der Doppelfunktion vgl. W. Neuhauser, *Bibliotheca semper renovanda, restauranda, reformanda*. Ein Beitrag zur Geschichte der Bibliotheksverwaltung am Beispiel der Universitätsbibliothek Innsbruck, in: *Information gestern, heute, morgen*. Internationale Festschrift für Ferdinand Baumgartner zum 60. Geburtstag. Wien 1991, 3-19; DERS., *Organisation der Bibliotheken in Tirol in der Mitte des 18. Jahrhunderts*, in: *Convegno Girolamo Tartarotti (1706–1761), un intellettuale roveretano nella cultura europea del settecento*, Rovereto, 12-14 Ottobre 1995 (*Atti della Accademia Roveretana degli Agiati* 246, Classe di Scienze umane, Lettere ed Arti, Ser.VII, Vol. VI.A). Rovereto 1997, 389-410; DERS., *Am Anfang stand die Bibliotheca publica (Oenipontana)*. Zur Entstehung des staatlichen Bibliothekswesens in Österreich im 18. Jahrhundert, in: B. Schneider, F. Heinzler, V. Trost (Hrsg.), *Bücher, Menschen und Kulturen*. Festschrift für Hans-Peter Geh zum 65. Geburtstag. München 1999, 188-205; DERS., *Aller Anfang war Anton Roschmann*. Elegische Gedanken zum Ursprung und Untergang des staatlichen Bibliothekswesens in Österreich, in: H. Hrusa (Hrsg.), *Bibliothek, Technik, Recht*. Festschrift für Peter Kubalek. Wien 2005, 107-118.

Umso wichtiger war es, dass es in Innsbruck gelang, diese doppelte Funktion der Bibliothek sowohl für die Universität und als auch für das Land und die Region nicht nur zu bewahren, sondern auf maßgebliches Betreiben des Bibliotheksleiters Martin Wieser auch endlich im Namen der als „Bibliotheca publica“ gegründeten Bibliothek zum Ausdruck zu bringen. Im Jahr 2007 wurde diese zusätzliche Funktion als „Landesbibliothek“ vertraglich fixiert und die Bezeichnung „und Landesbibliothek“ als Zusatz aufgenommen. In diesem Sinne betreut die Abteilung für Sondersammlungen der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (im Folgenden kurz ULB Tirol) nicht nur das seit der Gründung stetig gewachsene historische Buchgut der Bibliothek selbst, sondern übernimmt nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten auch Verantwortung für weitere historische Bibliotheksbestände im Tiroler Raum.

*2. Die Abteilung für Sondersammlungen an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol und ihre Aufgaben zwischen Kontinuität und Wandel (Peter Zerlauth)*

Der Aufbau von selbständigen Abteilungen für das historische Buchgut an größeren wissenschaftlichen Bibliotheken, vielfach als „Abteilungen für Sondersammlungen“ oder „Rara-Abteilungen“ bezeichnet, erfolgte national wie international meist erst relativ spät, und zwar im Verlauf des 20. Jahrhunderts.<sup>3</sup> Auch die ULB Tirol bildet diesbezüglich keine Ausnahme.

Das Bemühen der Bibliotheken um fachgerechte Betreuung und nachhaltigen Schutz ihrer wertvollen historischen Sammlungen, denen als Quellen für Wissenschaft und Forschung ebenso wie in ihrer Eigenschaft als kulturelles Erbe ein hoher Stellenwert beizumessen ist, gab den Anstoß für den Aufbau derartiger Verwaltungseinrichtungen. Dass die ganze Vielfalt und der Reichtum solcher Sammlungen an Bibliotheken erst gleichsam (wieder)entdeckt werden mussten, ist in erster Linie der Tatsache geschuldet, dass – wie auch das Beispiel der ULB Tirol zeigt – mit Ausnahme wertvollster Bestandssegmente, wie Handschriften, Inkunabeln und ausgewählter Zimelien –, die Masse des historischen Buchgutes noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein aufgesplittet und in den allgemeinen Bücherbestand des Hauses integriert blieb. Dieser Umstand hatte nicht nur einen mangelhaften Überblick über die historischen Buchbestände des Hauses zur Konsequenz, sondern stand auch einer gezielten erschließungsmäßigen Betreuung sowie einer angemessenen Sicherung und konservatorischen Pflege dieser Objekte entgegen. Die Notwendigkeit eines umfassenden Schutzes von Altbeständen und deren fachspezifische

<sup>3</sup> Vgl. G. Jefcoate, J. Weber (Hrsg.), Sondersammlungen im 21. Jahrhundert. Organisation, Dienstleistungen, Ressourcen (*Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen* 54). Wiesbaden 2008, VII.



Betreuung im Rahmen eines eigenen Geschäftsbereichs ergeben sich vor allem durch folgende, historische Sammlungen generell charakterisierende Faktoren:<sup>4</sup>

- Historische Sammlungen repräsentieren einen beachtlichen ideellen und materiellen Wert. Dies wiederum bedingt die Gewährleistung hoher sicherheitsmäßiger und konservatorischer Standards für die einzelnen Objekte, sowohl bei deren Lagerung in den Depots als auch bei deren Handhabung im Rahmen der Bearbeitung und Benutzung.
- Im Unterschied zum übrigen Bibliotheksgut zeichnen sich Sondersammelbestände durch ihre Individualität aus und heben sich in mehrfacher Hinsicht vom übrigen Bibliotheksgut ab. Dies wiederum erfordert vielfältige Spezialkenntnisse bei deren Erschließung und im Rahmen der Informationsvermittlung.
- Historische Bestände einer Bibliothek sind wesentlicher Bestandteil des kulturellen Erbes einer Region oder eines Landes. Aufgabe einer Bibliothek ist es, dieses Erbe in angemessener Form zu bewahren, zu erschließen und die dabei gewonnenen Erkenntnisse durch Wissenstransfer mit Hilfe unterschiedlicher Formen der Öffentlichkeitsarbeit zu vermitteln.

Mit der Pflege dieses ihr überantworteten Kulturerbes leistet eine Bibliothek auch einen maßgeblichen Beitrag hinsichtlich ihrer eigenen positiven Außenwahrnehmung.

#### *Die Abteilung für Sondersammlungen an der ULB Tirol – eine kurze Rückschau*

Den äußeren Anlass für den Aufbau einer „Abteilung für Sondersammlungen“ (vormalige Bezeichnung „Handschriftenabteilung“) an der ULB Tirol boten die auf Initiative von Direktor Josef Hofinger (1950-1966) durchgeführten und 1967 zum Abschluss gebrachten Um- und Erweiterungsbaumaßnahmen der Bibliothek.<sup>5</sup> Abgesehen von der Schaffung modern ausgestatteter Räumlichkeiten für den Benutzerbetrieb und die interne Verwaltung sahen diese vor allem auch den Neubau eines großzügig konzipierten Bücherspeichers anschließend an das bestehende Magazin vor. Dieser war auf die Deckung eines für 30 Jahre prognostizierten Stellraumbedarfs für Bücherzuwächse angelegt.<sup>6</sup> Die solcherart geschaffenen Raumressourcen erlaubten nun auch erstmals die Einrichtung eines Sicherheitsdepots für Altbuchbestände im alten Bibliothekstrakt, der Stellraum für ca. 20.000 Bände bot. In einem ersten Schritt wurden dort die bislang zwar gesichert, aber räumlich getrennt aufbewahrten wertvollsten Bestandsgruppen (Handschriften, Inkunabeln und Zimelien) untergebracht.

<sup>4</sup> Ebda VII.

<sup>5</sup> Neuhauser, Vom Direktor der Universitätsbibliothek zum Bibliotheksdirektor der Universität Innsbruck (wie Anm. 1) 19.

<sup>6</sup> J. Hofinger, Der Umbau der Universitätsbibliothek Innsbruck, 1964-1967 (Bauakten der ULB Tirol 1967-1970 [Schriftverkehr der Bibliotheksdirektion der ULB Tirol, 5. August 1968]).

In weiterer Folge führte man in diesem Depot auch noch den gesamten, aus dem allgemeinen Magazinsbereich herausgelösten Druckschriftenbestand des 16. und 17. Jahrhunderts sowie weitere kleinere Sonderbestände zusammen, eine Maßnahme, die nicht zuletzt durch die Gefährdung infolge unbotmäßigen Zugriffs dringend geboten schien.

Im Sicherheitsspeicher erfolgte eine, im Wesentlichen bis heute beibehaltene getrennte Aufstellung der Bücher nach folgenden Bestandsgruppen:

- Handschriften
- Inkunabeln
- Drucke des 16. Jahrhunderts
- Drucke des 17. Jahrhunderts
- Tiroler Drucke vor 1750
- Geographicasammlung
- Einbandsammlung
- Zimelien (alt u. neu)
- Sammlung von Graphiken und Zeichnungen („Sammlung Roschmann“)
- Einzelkarten, Wandkarten und Globen
- Exlibrissammlung
- Bibliotheksarchiv

Zu einem vorläufigen Abschluss bei der Separierung hauseigener Altbuchbestände kam es zu Anfang der 1990er Jahre mit der geschlossenen Aufstellung sämtlicher Druckschriften des 18. Jahrhunderts. Deren Aufstellung erfolgte in einem weiteren der Abteilung für Sondersammlungen zur Verfügung stehenden Sicherheitsspeicher, der sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu ersterem befindet und in dem zuletzt auch die historischen Druckschriften und Rara aus den ab Mitte der 2000er Jahre aufgelösten Fakultäts- und Fachbibliotheken Aufnahme gefunden haben.

Hand in Hand mit den Maßnahmen einer räumlichen Zusammenführung der historischen Sammlungen erfolgte seit 1967 der verwaltungsmäßige Aufbau der Abteilung unter der Leitung des späteren Direktors der Bibliothek, Walter Neuhauser. Durch die geschilderten Baumaßnahmen der 1960er Jahre stand nun auch für die Benutzung historischer Bestände erstmals ein eigener Lesesaal mit entsprechendem Handapparat zur Verfügung. 1978 erfolgte im Rahmen räumlicher Umstrukturierungen an der Hauptbibliothek die Übersiedlung der Abteilung für Sondersammlungen in den Westtrakt des Altbaus, wodurch vor allem auch dem zunehmenden Raumbedarf für den sich rasch

vermehrten Lesesaalbestand und einer gewachsenen Benutzerfrequenz entsprochen werden konnte.<sup>7</sup>

### *Tätigkeitsfelder der Abteilung für Sondersammlungen*

Die Haupttätigkeitsfelder der Abteilung für Sondersammlungen liegen im Bewahren, Erschließen, Vermitteln und – wenn möglich – Ergänzen der ihr anvertrauten historischen Bestände. An der ULB Tirol umfassen diese, einschließlich Dauerleihgaben, gegenwärtig gut 73.000 Bände. Gemessen an der sehr ansehnlichen Bestandsgröße und den vielfältigen Aufgaben bei deren Betreuung stand und steht der Abteilung für Sondersammlungen nur eine geringe Zahl hauseigener MitarbeiterInnen zur Verfügung. Lagen zu Beginn die Abteilungsgenden in der Hand einer Person, so gehören der Abteilung gegenwärtig vier Personen (als Vollzeitbeschäftigte) an.

Diese Personalknappheit bedingte von allem Anfang an eine Schwerpunktsetzung bei langfristigen Unternehmungen zur Bestandserschließung sowie die in jüngerer Zeit stetig an Bedeutung gewinnende – zumindest teilweise – Durchführung von Erschließungsunternehmungen über Drittmittelprojekte (s. u.).

An weiteren, über die Bestandserschließung hinausgehenden Verwaltungsaufgaben der Abteilung für Sondersammlungen seien genannt: Benutzerbetreuung vor Ort bzw. in schriftlicher Form, Arbeiten an abteilungsspezifischen Dokumentationen, laufende Bestandserweiterung des Handapparates, Planung und Umsetzung von Bestandssicherungsmaßnahmen, Lehrtätigkeit und Betreuung von Projektarbeiten im Rahmen von Lehrgängen, Mitarbeit in und Leitung von Drittmittelprojekten, Mitbetreuung von Digitalisierungsunternehmungen u. a.

Ergänzt werden diese Aufgabenfelder schließlich noch durch Tätigkeiten im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit: Durchführung von Workshops, Führungen, Präsentationen für unterschiedliche Besucher- und Altersgruppen sowie Vortrags- und Publikationstätigkeiten. Eine Form der Öffentlichkeitsarbeit im weiteren Sinn, die in den letzten Jahren auch kontinuierlich an Bedeutung gewonnen hat, betrifft die Kooperation mit nationalen und internationalen Ausstellungsunternehmungen, in deren Rahmen Objekte aus den historischen Sammlungen unseres Hauses leihweise zur Verfügung gestellt werden. Ausstellungsaktivitäten im Haus selbst sind hingegen aufgrund des Fehlens geeigneter räumlicher und technischer Infrastruktur nur in sehr beschränktem Maße möglich.

<sup>7</sup> Neuhauser, Vom Direktor der Universitätsbibliothek zum Bibliotheksdirektor der Universität Innsbruck (wie Anm. 1) 21.

### *Die jüngere Entwicklung der Abteilung für Sondersammlungen*

In ihrer jüngeren und in die Direktionszeit von Martin Wieser fallenden Geschichte erlebte die Abteilung für Sondersammlungen einige tiefgreifende Veränderungen, und dies gleich in mehreren Bereichen:

#### *Bestandsaufbau, Bestandszunächse*

Umfang und inhaltliche Zusammensetzung der historischen Sammlungen an der ULB Tirol sind bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts hinein im Wesentlichen das Ergebnis von Erwerbungen in der Frühzeit der 1745 gegründeten Bibliothek. Deren Zustandekommen resultierte dabei nicht aus einer einmaligen Schenkung oder kontinuierlich betriebenen Erwerbungs politik, sondern war das Ergebnis eines in mehreren Schüben erfolgten Bestandsaufbaus.<sup>8</sup>

Ausgehend von der Grundausstattung der noch jungen Bibliothek mit Büchern aus der Wiener Hofbibliothek, aus Schloss Ambras sowie den beiden Innsbrucker Hofbibliotheken (Wappenturm-Bibliothek, Bibliotheca Regiminalis) spielten für die nachfolgende Bestandserweiterung die politischen und kulturpolitischen Ereignisse in Tirol zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle: So gelangten mit der Aufhebung des Ordens der Jesuiten 1773 sehr umfangreiche Druckschriftenbestände aus deren Tiroler Niederlassungen in Innsbruck und Hall an die ULB Tirol. Im Zusammenhang mit der nachfolgenden Aufhebung zahlreicher Tiroler Klöster unter Joseph II. kommt hinsichtlich der Provenienz von heute an der ULB Tirol nachweisbaren Handschriften vor allem dem Kartäuserkloster Allerengelberg in Schnals (Südtirol) eine herausragende Bedeutung zu.

Die bis zum Ende des 20. Jahrhunderts letzte und qualitativ hochwertige Vermehrung der historischen Bestände an der ULB Tirol geht auf die Zeit der bayerischen Klosteraufhebungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts zurück, als unserem Haus u. a. vom dazumal aufgehobenen Augustiner-Chorherrenstift Neustift, dem Zisterzienserstift Stams oder dem Prämonstratenser-Chorherrenstift Wilten eine Fülle an Handschriften und wertvollen Drucken zugekommen sind.<sup>9</sup>

<sup>8</sup> W. Neuhauser, Die Geschichte der Handschriftensammlung der UB Innsbruck, in: DERS. (Hrsg.), Beiträge zur Handschriftenkunde und mittelalterlichen Bibliotheksgeschichte. Referate der 7. Tagung österreichischer Handschriftenbearbeiter in Innsbruck/Neustift (Südtirol), Juni 1979 (*Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft*, Sonderheft 47). Innsbruck 1980, 51.

<sup>9</sup> Vgl. u.a. Neuhauser, Die Geschichte der Handschriftensammlung der UB Innsbruck (wie Anm. 8) bes. 52-63; S. Sepp, Die Bibliothek entsteht und wächst. Bemerkungen zur Entwicklung des Bestandes der Innsbrucker Universitätsbibliothek in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens, in:

Die ULB Tirol erhielt zwar auch im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts noch mehrere, zum Teil umfangreiche Legate seitens Privatpersonen, universitären Einrichtungen und der öffentlichen Hand.<sup>10</sup> Diese Erwerbungen reichten aber, von wenigen Ausnahmen wie der berühmten Liederhandschrift B des Oswald von Wolkenstein<sup>11</sup> abgesehen, qualitativ an die vorhin geschilderten Bestandserweiterungen nicht mehr heran.

Waren für das gesamte 20. Jahrhundert keine nennenswerten Bestandsvermehrungen zu verzeichnen, so änderte sich dieser Umstand in weiterer Folge schlagartig, als nämlich zwischen 2003 und 2008 der ULB Tirol die historischen Bestände dreier Tiroler Bibliotheken übergeben wurden, was einer Zuwachsrate von gut 80% für den von der Abteilung für Sondersammlungen hinfort zu betreuenden Bücherbestand entspricht. Im verstärkten Bemühen um Erhaltung des reichen Tiroler Büchererbes findet somit auch die Funktion der ULB Tirol als Landesbibliothek ihren Niederschlag.

#### *Bibliothek der Ritter von Waldauf'schen Stiftung*

Die von der Stadtpfarre St. Nikolaus in Hall als Verwalterin der Waldauf'schen Stiftung der ULB Tirol im September 2003 als Dauerleihgabe überlassene, heute noch etwas mehr als 3000 Bände umfassende Predigerbibliothek zählt zu den ältesten Büchersammlungen Tirols und ist von beachtenswerter kultureller Bedeutung. Sie geht zurück auf die von Florian Waldauf, einem engen Berater von Kaiser Maximilian I., im 16. Jahrhundert getätigten Stiftungen für die Haller Stadtpfarre.<sup>12</sup> In ihrer wechselvollen jüngeren Geschichte ist der Bibliothek bedauerlicherweise wertvollstes Bibliotheksgut abhandengekommen. Diese Verluste dürften wohl auf Maßnahmen zur Sicherstellung von Objekten vor einem Zugriff durch die nationalsozialistischen Machthaber bzw.

Vom Codex zum Computer. 250 Jahre Universitätsbibliothek Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck, 8. 11. 1995 - 7. 1. 1996. Innsbruck 1995, 21-46.

<sup>10</sup> An derartigen Schenkungen seien u. a. erwähnt: Bibliothek des Franz Graf von Wolkenstein (1800), Bibliothek des Ignaz Freiherr von Reinhart, Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs (1833), Bibliothek des Historikers Johann Friedrich Böhmer (1864), Bibliothek des Staatsrechtlers Hermann Iganz Bidermann (durch das Unterrichtsministerium angekauft und große Teile davon 1895 der ULB Tirol geschenkungsweise überlassen), Büchersammlung des Historikers Julius Ficker (1894/1902). Vgl. hierzu: Sepp, Die Bibliothek entsteht und wächst (wie Anm. 9) 43 sowie A. Hittmair, Geschichte der k. k. Universitätsbibliothek in Innsbruck. Innsbruck 1910. Zugleich in: *Zeitschrift des Ferdinandeums*, III. Folge, H. 54, 140.

<sup>11</sup> Die Handschrift wurde der ULB Tirol auf Geheiß von Kaiser Franz Josef I. 1889 als Dauerleihgabe übergeben.

<sup>12</sup> Diese Stiftungen umfassten ein Predigeramt einschließlich der gegenständlichen Bibliothek, eine Marienkapelle (heute gemeinhin als „Waldauf-Kapelle“ bezeichnet) und eine kostbare Reliquiensammlung. Vgl. K. Brunner, Katalog der Ritter-Waldauf-Bibliothek. Eine ehemalige Predigerbibliothek in Hall/Tirol. München u. a. 1983, X-XI.

durch die im Zuge des Zweiten Weltkrieges erfolgten Bergungsmaßnahmen zurückzuführen sein.<sup>13</sup> Nach Rückführung der Bestände in das Haller Kaplaneihaus zu Mitte des 20. Jahrhunderts<sup>14</sup> wurden die Bücher in weiterer Folge – aus konservatorischer Sicht höchst bedenklich – im Turmgemäuer der Haller Stadtpfarrkirche gelagert. Im Bemühen der Stadtpfarre Hall um die Sicherung dieses Kulturerbes und einer Zugänglichmachung der Bibliotheksbestände für wissenschaftliche Zwecke wurde 2003 die leihweise Überlassung dieser Sammlung an die ULB Tirol veranlasst. Ein Teil der verschollen gebliebenen Bücher, vor allem Handschriften, Inkunabeln und Druckwerke des 16.-18. Jahrhunderts, wurde 2011 von einem Münchner Auktionshaus feilgeboten.<sup>15</sup> Trotz intensiver Bemühungen der ULB Tirol im Verein mit der Kulturabteilung des Landes Tirol und der Stadtpfarre Hall einschließlich der Lukrierung von Sponsorgeldern durch das Land Tirol war es den Beteiligten nicht möglich, das Gesamtensemble von über 200 angebotenen Objekten im Vorfeld der Auktion herauszukaufen und somit diese für die Kulturgeschichte des Landes sehr beachtenswerte Sammlung in ihrer größtmöglichen Geschlossenheit wiederherzustellen.<sup>16</sup>

### *Bibliothek Strnad*

Ebenfalls im Jahre 2003 erhielt die ULB Tirol auf Basis einer Schenkung die etwa 30.000 Bände umfassende Bibliothek von Univ.-Prof. Dr. Alfred Strnad (1937-2003), Ordinarius für Geschichte der Neuzeit an der Universität Innsbruck. Inhaltliche Schwerpunkte dieser von seiner Witwe Univ.-Prof. Dr. Katherine Strnad-Walsh der ULB Tirol vermachten Bibliothek bilden die Fachgebiete Geschichte, Kunstgeschichte sowie Geistes- und Kulturgeschichte. Etwa 500 aus der Zeit des 16.-19. Jahrhunderts stammende Druckwerke aus dieser imposanten Sammlung, darunter eine ganze Reihe bibliophiler Kostbarkeiten, werden heute von der Abteilung für Sondersammlungen betreut.

<sup>13</sup> Vgl. einleitende Anmerkungen von E. Hastaba zum Beitrag von K. Brunner: 64 verschollene Inkunabeln der Ritter-Waldauf-Bibliothek. *Tiroler Heimatblätter* 81/3 (2006) 79. Die von K. Brunner für das Jahr 1964 erwähnten Verkäufe von Dubletten im Umfang von 600-800 Bänden „an ein ostösterreichisches Antiquariat“ (vgl. Brunner, Katalog der Ritter-Waldauf-Bibliothek [wie Anm. 12] XX) bleiben in seinen Darstellungen ohne Quellenbeleg.

<sup>14</sup> Brunner, Katalog der Ritter-Waldauf-Bibliothek (wie Anm. 12) XVIII.

<sup>15</sup> Vgl. Zisska & Schauer & Co. KG Buch- und Kunstauktionshaus München, Auktion 58. Freiwillige Versteigerung, 9. -11. November 2011, 28ff. u. a.

<sup>16</sup> Vgl. u. a. Ch. Mair u. I. Jelcic, Rätsel um kostbaren Haller Bücherschatz (*Tiroler Tageszeitung*, Nr. 290, 21. Oktober 2011, 14); Dies., Tiroler Kulturschatz wird zerschlagen (*Tiroler Tageszeitung*, Nr. 310, 10. November 2011, 13).

*Historische Bibliothek des Innsbrucker Servitenkonvents*

Eine der größten Bestandserweiterungen an historischem Buchgut im Verlauf ihrer Geschichte erbrachte für die ULB Tirol schließlich die leihweise Überlassung der Historischen Bibliothek des Innsbrucker Servitenkonvents.

Die etwa 29.000 Bände zählende Bibliothek gehört zu den größten und bedeutendsten Ordensbibliotheken des Landes und umfasst Bücher aus einem breiten Fächerspektrum, darunter hervorragende Werke aus verschiedensten Wissensgebieten.<sup>17</sup> Der zeitliche Schwerpunkt der Sammlung liegt bei Büchern des 17. und 18. Jahrhunderts. Zu den wertvollsten Teilen der Bibliothek zählen rund 250 Handschriften, etwa 40 davon aus dem Mittelalter und der Frühneuzeit, sowie knapp 200 Inkunabeln. Die Bibliothek vereinigt u. a. auch Objekte aus dem Privatbesitz der Gründerin dieses 1613 gestifteten Klosters, Anna Katharina Gonzaga, der zweiten Gemahlin von Erzherzog Ferdinand II. Das Kloster besaß von allem Anfang an eine ansehnliche Büchersammlung, die zwar zu größeren Teilen einem Brand kurz nach erfolgter Klostergründung zum Opfer gefallen war, in weiterer Folge aber durch zahlreiche umfangreiche Bücherschenkungen bedeutender Tiroler Persönlichkeiten sowie durch Ankäufe zu beachtlicher Größe und ansehnlichem Wert angewachsen ist.<sup>18</sup> Selbst verschont von den Klostersaufhebungen des 18. und 19. Jahrhunderts profitierte der Innsbrucker Servitenkonvent von der Menge an historischem Buchgut, die damals auf den Markt kam. Letztmalig erweitert wurde der historische Buchbestand der Innsbrucker Servitenbibliothek schließlich noch zu Beginn der 1970er Jahre durch die Integrierung der umfangreichen Büchersammlung aus dem aufgelösten Servitenkloster in Rattenberg. Dieser in sich geschlossene Bestand aus Rattenberg blieb vom erwähnten Leihvertrag mit der Universität Innsbruck unberührt und befindet sich heute als Dauerleihgabe in der Bibliothek des Archivs der Erzdiözese Salzburg.<sup>19</sup>

<sup>17</sup> Vgl. F. M. Weiss, *Bibliothek des Servitenklosters [Innsbruck]*, in: *Handbuch der historischen Buchbestände in Österreich 4*. Hildesheim u. a. 1997, 153-157.

<sup>18</sup> Schenkungen an das Servitenkloster betreffen u. a.: Büchersammlung des Hofkammerpräsidenten Franz von Carrara (1639), Bibliothek von Graf Sigmund von Wolkenstein (1670), Bücher aus der Sammlung von Graf Ignaz von Wolkenstein (1719/1724), Bibliothek des Historikers Fr. Augustin M. Romer OSM (1641), Bibliothek von Dekan Johann Faschinger aus Hallein (1664). Vgl. Weiss, *Bibliothek des Servitenklosters* (wie Anm. 17) 153.

<sup>19</sup> In Ermangelung eigener hausinterner Restaurierungsfachleute sah sich die ULB Tirol bedauerlicherweise zur Übernahme dieses teilweise in schlechtem konservatorischem Zustand befindlichen Buchbestandes nicht in der Lage. Für eine externe restauratorische Betreuung, die mit einem erheblichen finanziellen Aufwand verbunden gewesen wäre, fehlten der ULB Tirol die Mittel.

### *Übersiedlungs- und Revitalisierungsmaßnahmen*

Im Zuge der Erweiterungen der Hauptbibliothek am Standort Innrain erfolgten seit Jänner 2009 auch umfangreiche Umbau- und Revitalisierungsmaßnahmen im Altbau der Hauptbibliothek. Die damit verbundene weitgehende Umfunktionierung dieses Altbaus zu einem Verwaltungsgebäude brachte auch für die dort situierte Abteilung für Sonder-sammlungen einschneidende Veränderungen mit sich.

So erfolgte einerseits die Umsiedlung der Abteilung in neu adaptierte und renovierte größere Räume eines in den 1960er Jahren errichteten Bauteils der Bibliothek sowie eine höchst überfällige Generalsanierung der beiden Sicherheitsspeicher.

Mit dem Bezug der neuen Räumlichkeiten konnte der beklagenswerten Raumnot aufgrund einer in jüngerer Vergangenheit erfreulicherweise stetig gewachsene Zahl an ProjektmitarbeiterInnen zu Leibe gerückt werden. Deutlich verminderte Buchstellflächen im neuen Lesesaal hatten freilich zur Konsequenz, dass nur noch ein Bruchteil der Handbibliothek der Abteilung dort aufgestellt werden konnte. Die restlichen Bestände hingegen mussten fortan auf der abseits gelegenen und für Benützer nicht frei zugänglichen Galerie des Historischen Lesesaales ihren Platz finden. Für die Gewährleistung eines dem historischen Buchgut zuträglichen Raumklimas, insbesondere während der Sommermonate, sind für den Lesesaal und die Mitarbeiterplätze der Abteilung weitere bau-technische Adaptierungen unumgänglich.

Ein Markstein bei der Umsetzung konservatorisch angemessener und sicherungstechnisch adäquater Lagerungsbedingungen für die historischen Sammlungen an der ULB Tirol wurde mit der Generalsanierung und Modernisierung der beiden Sicherheitsspeicher gesetzt. Neben der Klimatisierung eines der beiden Depots – das Magazin für die Druckwerke des 18. Jahrhunderts harrt noch einer klimatechnischen Modernisierung – erfolgten der Eintrag einer pflegeleichten Bodenbeschichtung, diverse Malerarbeiten an Wänden und Eisenkonstruktionen, die Ausstattung der Depots mit neuen und den Sammlungsobjekten formatmäßig angepassten Metallfachböden sowie die Umsetzung von Lichtschutzmaßnahmen und eine Erneuerung und Erweiterung der sicherheitstechnischen Infrastruktur.

Analoge Revitalisierungsmaßnahmen bei der Adaptierung eines dritten Sicherheitsdepots an der Hauptbibliothek zur Unterbringung der in den letzten Jahren beachtlich gewachsenen historischen Sammlungen stehen unmittelbar vor ihrer Umsetzung.

### *Maßnahmen zur Pflege und zum konservatorischen Schutz der historischen Sammlungen*

Die historischen Sammlungen an der ULB Tirol sind wesentlicher Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses unseres Landes. Für die Bibliothek erwächst daraus die Verpflichtung, dieses Erbe in angemessener Weise zu schützen und zu pflegen. Eine umfassende



und über den rein konservatorischen Aspekt hinausreichende Pflege dieser Sammlungen muss daher begründetermaßen auch Eingang finden in das Leitbild der Bibliothek und unabhängig von den rasch wechselnden Nahzielen der Bibliothek in deren Leistungsvereinbarungen festgeschrieben sein.<sup>20</sup>

In früheren Jahrzehnten standen an der ULB Tirol Restaurierungs- und Sicherungsmaßnahmen bei mehr oder minder schwer in Mitleidenschaft gezogenen Einzelobjekten, vorwiegend aus den wertvollsten Bestandssegmenten, im Vordergrund. Ergänzend zu solchen Einzelrestaurierungen wurden in den vergangenen zehn Jahren und auf Basis einer Gesamtbestandsanalyse durch eine externe Restauratorin auch umfassende prophylaktische Maßnahmen zur Bestandserhaltung und Bestandspflege eingeleitet. An diesbezüglichen schwerpunktmäßigen Maßnahmen der letzten Jahre seien vor allem genannt:

Generalsanierung der beiden Sicherheitsdepots (s. o.) als Grundvoraussetzung für ein auf aktuellem konservatorischem Standard basierendes Verwahren des historischen Buchgutes.

Trockenreinigung sämtlicher Bücher im Rahmen der Wiederbesiedelung der renovierten Magazine und systematische Durchsicht der Bücher auf schwere Schäden.

Neuaufstellung der Bücher unter besonderer Berücksichtigung konservatorischer Kriterien auf erneuerten, formatgerechten Fachböden.

Automationsunterstützte Vermessung sämtlicher Objekte der Handschriften- und Einbandsammlung, großer Teile der Sammlung alter Zimelien und Teile der Inkunabelsammlung im Hinblick auf die mittlerweile in größerem Umfang auch bereits erfolgte Beschaffung maßgefertigter säurefreier Archivboxen. Analog zu den hauseigenen Beständen wurden derartige Schutzmaßnahmen in den vergangenen Jahren auch für einzelne Bestandsgruppen aus der unserem Haus leihweise überlassenen Historischen Bibliothek des Innsbrucker Servitenkonvents (Handschriftenbestand zur Gänze, Inkunabeln zum Großteil) umgesetzt.

Bei der praktischen Umsetzung konservatorischer und restauratorischer Maßnahmen zur Pflege und Sicherung der an der ULB Tirol befindlichen umfangreichen historischen Bestände erweist sich das Fehlen hauseigener FachrestauratorInnen als gravierendes Manko. Im Sinne eines verantwortungsbewussten Umgangs mit dem Kulturgut Buch sei somit abschließend der Hoffnung Ausdruck verliehen, dass die ULB Tirol als eine für den Kultur- und Wissenschaftsbetrieb des gesamten Landes zentrale Bildungs- und For-

<sup>20</sup> Vgl. G. Brinkhus, W. Schibel, Historische Bibliotheksbestände im Abseits? *Bibliotheksdienst. Organ der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (BDB)* 35 (2001) 435-436.

schungsstätte in absehbarer Zeit auch auf dem Sektor Konservierung und Restaurierung von Schriftgut auf entsprechende hausinterne Fachkompetenz zurückgreifen kann.

### 3. Die Erschließungsarbeiten in der Abteilung für Sondersammlungen (Patrik Kennel)

Die Erschließung des historischen Buchbestandes ist im Hinblick auf seine Benützung und Erforschung eine zentrale Aufgabe der Abteilung. Alte Drucke und Handschriften weisen eine Fülle von Aspekten auf, wie Einband, Vorbesitzer, Ausstattung, Notizen etc. Die Beschreibung dieser exemplarspezifischen Merkmale bietet wichtiges Material für die buch- und bibliotheksgeschichtliche Forschung. Der informationstechnologische Fortschritt der letzten Jahrzehnte hat den Zugang zu den exemplarspezifischen Beschreibungen erleichtert, die Möglichkeiten der Recherche und der Auswertung sehr erweitert.

Nachstehend wird auf die wichtigsten Erschließungsarbeiten und Dokumentationen kurz eingegangen. Nur summarisch erwähnt seien an dieser Stelle verschiedene Hilfsmittel zu Teilbeständen, die zusätzlich zu den bestehenden Katalogen und Repertorien seit der Errichtung der Abteilung in den 1970er Jahren verstärkt geschaffen wurden. Bei Unternehmungen zur Bestandserschließung wurde die Abteilung für Sondersammlungen (auch immer wieder) maßgeblich unterstützt durch externe BearbeiterInnen (im Folgenden namentlich erwähnt), u. a. im Rahmen von Qualifikationsarbeiten und drittmittelfinanzierten Projekten.

*Handschriften* (s. u.)

*Inkunabeln*: Die ULB Tirol besitzt mit 2122 Werken den zweitgrößten Inkunabelbestand in Österreich. Eine frühe Erschließung leistete ein wohl in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstandener Bandkatalog, der 1889 überarbeitet und ergänzt wurde. Ein weiteres Repertorium bildet der nach Hain/Copinger-Nummern<sup>21</sup> geordnete Zettelkatalog, den Rudolf Flatscher (Bibliotheksdirektor 1935-1949) anlegte. Eine vertiefte Erschließung eines Teilbestandes dieser Sammlung erfolgte zwischen 1985 und 1988 im Rahmen eines

<sup>21</sup> Ludwig Hain (1781-1836) und dessen Nachfolger Walter A. Copinger (1847-1910) und Dietrich Reichling (1854-1921) erstellten mit dem *Repertorium bibliographicum* (erschienen 1826-1838) bzw. den ergänzenden *Supplements* (1895-1902) und *Appendices* (1905-1904) eine Bibliographie der Inkunabeln oder Wiegendrucke (vor 1501 erschienene Drucke), die bis heute ein wichtiges Standardwerk darstellt. Seit 1925 erscheint der *Gesamtkatalog der Wiegendrucke* (kurz *GW*), hrsg. von der Staatsbibliothek Berlin, dessen Ziel eine vollständige Erfassung sämtlicher Inkunabelausgaben ist. Da aufgrund einer jahrzehntelangen, kriegsbedingten Unterbrechung der Arbeiten bis heute erst elf Bände vollständig erschienen sind (*A-Horem*), bietet die Online-Version des Gesamtkataloges für Wiegendrucke einen aktuellen und umfassenden Zugang zu den Datenbeständen: <http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/>.

aus den Mitteln des Landes und des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung finanzierten Projektes durch Aurelia Henökl. Angesichts der Größe dieser Sammlung war es unumgänglich, eine Auswahl bei den zu erschließenden Objekten vorzunehmen. Diese erfolgte nach dem Prinzip der Provenienzen, wobei der – gemessen am Bestand der ULB Tirol – etwas mehr als die Hälfte ausmachende Bestand an Inkunabeln aus dem Augustiner-Chorherrenstift Neustift bei Brixen unberücksichtigt geblieben ist. Grundlage für die Erschließung bildeten die von der VÖB-Kommission für Buch- und Bibliotheksgeschichte und in Anlehnung an die Handschriftenkatalogisierung erarbeiteten Richtlinien. Der Schwerpunkt dieser Erschließungsarbeit liegt auf der äußeren Beschreibung der Inkunabeln, insbesondere der Einbände und des Buchschmuckes. Verschiedene Konkordanzen und Register erleichtern die Übersicht und die Auswertung dieser Arbeit.

Die Einarbeitung eines Exemplarnachweises für sämtliche Inkunabeln der ULB Tirol in den von der ÖNB betreuten Österreichischen Inkunabelzensus erfolgte zwischen 2002 und 2003 durch Johannes Humer. Auf den Inkunabelzensus kann über die Homepage der ÖNB zugegriffen werden.

*Alte Drucke (16.-18. Jahrhundert):* Um die ursprünglich im Hauptbestand der ULB Tirol stehenden Altbuchbestände identifizieren und in einem zweiten Schritt in der Abteilung für Sondersammlungen zusammenführen zu können, wurden die Kärtchen des (alten) Nominalkatalogs photokopiert, daraus entstand ein abteilungsinterner Katalog der Alten Drucke.<sup>22</sup> 1990 wurde begonnen, die Alten Drucke im österreichischen Verbundkatalog ohne exemplarspezifische Beschreibung zu erfassen; Schwerpunkt war dabei das 16. Jahrhundert.

*Zimelien alt und neu:* Die *Zimeliensammlung alt* ist eine ältere Zusammenstellung von besonders wertvollen und bedeutenden Druckwerken aus der Inkunabelzeit sowie aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Bei der Übernahme der Bücher aus dem 18. Jahrhundert durch die Abteilung wurden entsprechende Bücher in einer *Zimeliensammlung neu* zusammengefasst und durch Rara jüngeren Datums (z. B. besonders beachtenswerte Erstausgaben oder künstlerisch beachtenswerte Werke) laufend erweitert. Die Aufarbeitung dieser zwei Bestände ist noch ausständig.

<sup>22</sup> Die daraus gewonnenen statistischen Daten (Erscheinungsdatum nach Jahrhunderten, Sprache, Sachgebiet etc.) wurden verwendet für den Beitrag: W. Neuhauser, S. Sepp, E. Ramminger, Universitätsbibliothek Innsbruck: Hauptbibliothek, in: Handbuch der Historischen Buchbestände in Österreich (wie Anm. 17) 126-135. Für dieses Handbuch wurden seitens der ULB Tirol auch Beiträge über andere Bibliotheken verfasst: von W. Neuhauser über die Ris-Bibliothek in Flauring, von S. Sepp und E. Ramminger über die Franziskanerbibliothek in Hall.

*Einbandsammlung:* Bücher mit besonders schönen oder historisch interessanten Einbänden wurden schon früh getrennt aufgestellt. Mit der Einrichtung einer Abteilung für Sondersammlungen erfuhr die Einbandsammlung eine Erweiterung. Der Bestand zählt aktuell ca. 600 Stücke. 2013 wurden im Rahmen einer Projektarbeit des Universitätslehrganges Library and Information Studies<sup>23</sup> knapp 100 ursprünglich aus der landesfürstlichen Bibliothek im Wappenturm stammende Alte Drucke katalogisiert, deren Einbände digitalisiert und beschrieben. Die Digitalisate und Beschreibungen sind in einer Bilddatenbank recherchierbar, auf welche über die Homepage der Abteilung für Sondersammlungen zugegriffen werden kann.

*Sammlung Roschmann:* Die kunsthistorisch bedeutende, in ihrem Kern auf Bestände aus Schloss Ambras zurückgehende Sammlung, vom ersten Bibliothekar der Universitätsbibliothek, Anton Roschmann (1694-1760), angelegt, besteht aus 30 Folio-Bänden mit Graphiken und Handzeichnungen, die nach Herkunft der Künstler geordnet sind. Teilerschließungen leisteten Ingrid Brandl (Bd. 26 und 27: *Venetische Künstler*) und Vladan Antonovič (Bde. 1 bis 14: *Teutsche Künstler*).<sup>24</sup>

*Geographica:* In den 1970er Jahren wurden bedeutende Karten, Atlanten und Globen in eine eigene Sammlung eingebracht. Eine Aufarbeitung der Einzelblattkarten nach den VÖB-Richtlinien der Kommission für Landkarten- und Vedutenbearbeitung fand in den 1980er Jahren statt.

*Historische Tiroler Drucke:* Dieser gesondert aufgestellte Teilbestand umfasst ca. 500 Drucke mit Erscheinungsjahr vor 1750. Ursprünglich über einen chronologisch geordneten Zettelkatalog erschlossen, wurde in den 1980er Jahren begonnen, diesen unter Einbezug von Beständen anderer Bibliotheken (vor allem derjenigen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum) zu einer alphabetisch geordneten Tiroler Bibliographie (bis 1750) umzu-

<sup>23</sup> E. Bacher, A. Riedmann, F. Schatzer, Erschließung der Einbände der Innsbrucker Wappenturmbibliothek in der Einbandsammlung der ULB Tirol. Innsbruck 2013 (Projektbericht Universitätslehrgang Library and Information Studies).

<sup>24</sup> I. Brandl, Roschmannsche Graphische Sammlung „Venetische Künstler“. Innsbruck 1990 (Dipl.-Arbeit) und V. Antonovič, Die Graphische Sammlung von Anton Roschmann. Allegorische Darstellung in den graphischen Künsten – ein relativierendes Element und Medium in Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Aufgaben. Innsbruck 2002 (Diss.) Eine grundlegende Übersicht bietet H. Hochenegg, Die Roschmannsche Kupferstichsammlung, in: Die österreichische Nationalbibliothek. Wien 1948, 400-414.

gestalten, und zwar in zwei Abteilungen, eine für Drucke aus Deutschtirol, eine für Trentiner Drucke.<sup>25</sup>

*Handschriften- und Druckfragmente:* Die ULB Tirol besitzt eine Sammlung von abgelösten Fragmenten, die wohl um 1900 angelegt wurde. 1982 wurde mit der Beschreibung der ca. 190 Handschriftenfragmente begonnen. Daneben gibt es auch eine kleinere Sammlung von Druckfragmenten. Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass sich in den Beständen der ULB Tirol noch eine große Anzahl von Fragmenten in situ befindet.<sup>26</sup>

*Exlibris:* Wohl auf das 19. Jahrhundert geht eine Sammlung von ca. 300 Exlibris zurück, die meist aus Büchern der ULB Tirol abgelöst wurden sowie in selteneren Fällen als Geschenk oder im Tausch an die ULB Tirol kamen. Die schwerpunktmäßig aus Tirol stammenden Exlibris stammen aus dem 16.-20. Jahrhundert. 2010 wurde diese Sammlung im Rahmen einer Projektarbeit des Universitätslehrganges Library and Information Studies digitalisiert und aufbauend auf Vorarbeiten inhaltlich erschlossen.<sup>27</sup> Auf die entsprechende Bilddatenbank mit Beschreibungen und Digitalisaten kann seither über die Homepage der Abteilung zugegriffen werden.

*Bibliothek der Ritter von Waldauf'schen Stiftung:* Für diese Bibliothek, die 2003 als Dauerleihgabe von der ULB Tirol übernommen wurde, leistete Klaus Brunner in den 1970er Jahren eine grundlegende Erschließung.<sup>28</sup> 2007 wurde im Rahmen eines Universitätslehrganges ein Konzept zur Katalogisierung im österreichischen Verbundkatalog erarbeitet.<sup>29</sup> Seit 2008 wird der Bestand in den österreichischen Verbundkatalog aufgenommen. Die Bearbeitung beinhaltet eine exemplarspezifische Beschreibung.

<sup>25</sup> S. Sepp, Die Erfassung von Tiroler Drucken (bis 1750) an der UB Innsbruck – derzeitiger Stand und geplante Arbeiten, in: Der österreichische Bibliothekartag 1984 (*Biblos-Schriften* 130). Wien 1986, 170-171.

<sup>26</sup> Diese Fragmente ziehen vermehrt das Interesse der Forschung auf sich, z. B. die Untersuchung der hebräischen Fragmente in Tiroler Bibliotheken durch Josef Oesch und Ursula Schattner-Rieser im Rahmen des Projektes der Österreichischen Akademie *Hebräische Handschriften und Fragmente in österreichischen Bibliotheken*.

<sup>27</sup> C. Franke, C. Hametner-Gruber, S. Luger, Erschließung der Exlibris-Sammlung der Abteilung für Sondersammlungen der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Innsbruck 2010 (Projektbericht Universitätslehrgang Library and Information Studies).

<sup>28</sup> Brunner, Katalog der Ritter-Waldauf-Bibliothek (wie Anm. 12). Der auf das Jahr 1857 datierte Bandkatalog der Bibliothek, der verschollen war und Brunner nicht zur Verfügung stand, wurde 2011 im Pfarramt St. Nikolaus in Hall i. T. wiedergefunden.

<sup>29</sup> B. Kern und J. Volgger, Die EDV-mäßige Erfassung der Bibliothek der Ritter von Waldauf'schen Stiftung. Innsbruck 2007 (Projektbericht Universitätslehrgang Library and Information Studies).

*Historische Bibliothek des Innsbrucker Servitenkonvents:* Die Servitenbibliothek ist durch mehrere historische Kataloge erschlossen;<sup>30</sup> der neueste, ein 1909 begonnener Zettelkatalog, wurde durch die ULB Tirol digitalisiert und ist über die Homepage der Abteilung für Sondersammlungen abrufbar. Im historischen Bestand der Servitenbibliothek befinden sich auch ca. 200 Inkunabeln, die 2012 im Rahmen einer Master Thesis untersucht wurden.<sup>31</sup>

*Bibliothek Reinhart:* 1844 erhielt die Universitätsbibliothek einen großen Teil (ca. 5500 Bände) der privaten Büchersammlung des verstorbenen Direktors des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, Ignaz Reinhart von Thurnfels und Ferklehen. Seit 2012 wird dieser Bestand im österreichischen Verbundkatalog katalogisiert. Die Katalogisierung dokumentiert exemplarspezifische Merkmale, in diesem Fall auch bei Büchern, die nach 1800 erschienen sind.

*Bibliothek Strnad:* Die historischen Druckschriften (ca. 600) dieser 2004 der ULB Tirol geschenkweise überlassenen Bibliothek (s.o.) wurde zwischen 2005 und 2007 in den österreichischen Verbundkatalog eingearbeitet.

*Nachlässe:* Die ULB Tirol beherbergt eine geringe Zahl an Nachlässen, überwiegend aus dem Umfeld der Universität stammend. 2009 wurden diese gesichtet und im Österreichischen Verbundkatalog für Nachlässe, Autographen und Handschriften (ÖVK-NAH) verzeichnet.

*Bibliothekssarchiv:* Die Abteilung für Sondersammlungen betreut auch das Archiv der ULB Tirol, dessen Bestand an Akten, Eingangsbüchern, alten Katalogen in Band- und Zettelform etc. bis in das Gründungsjahr 1745 zurückreicht.

*Handbibliothek:* Die Handbibliothek umfasst für die Arbeit mit dem Alten Buch relevante Fachliteratur. Bis 1987 erworbene Bücher waren in der Regel nur in Zettel-Katalogen nachgewiesen (der Nominalkatalog ist unterdessen digitalisiert und online abrufbar); Bücher der Handbibliothek zusätzlich in einem abteilungseigenen Katalog. 2012 wurden die vor 1988 erworbenen Monographien der Handbibliothek im Österreichischen Verbundkatalog retrokatalogisiert.

<sup>30</sup> Weiß, *Bibliothek des Servitenklosters* (wie Anm. 17) 156.

<sup>31</sup> S. Burkhardt, *Die Erschließung der Inkunabeln des Innsbrucker Servitenkonvents an der ULB Tirol unter besonderer Berücksichtigung der juristischen Werke*. Innsbruck 2012 (Masterthesis Universitätslehrgang Library and Information Studies). Die Inkunabeln der Serviten-Bibliothek sind ebenfalls im Österreichischen Inkunabelzensus erfasst. Sie können online über die entsprechende Homepage der Österreichischen Nationalbibliothek recherchiert werden.

*Dokumentation zu Handschriften, Drucken, sowie Tiroler Buch- und Bibliotheksgeschichte:* Für diese ehemals als Kartei geführte (und mittlerweile teildigitalisierte) Dokumentation werden einschlägige Publikationen durchgesehen.

*Ris-Bibliothek:* Die Handschriften und ein Teil der Drucke der Stiftungsbibliothek des Sigismund Ris befinden sich als Depositum in der ULB Tirol (s. u.). Der Bestand wurde 1970 erstmals kurz erschlossen (s.u.).<sup>32</sup>

#### 4. *Vier Jahrzehnte Erschließung des Tiroler Handschriftenerbes* (Walter Neuhauser & Claudia Schretter-Picker)

Ein Schwerpunkt der Erschließungsarbeiten der Abteilung für Sondersammlungen zu den historischen Buchbeständen gilt dem wertvollen Handschriftenerbe der ULB Tirol sowie anderer Bibliotheken im Tiroler Raum. Die Bemühung ist es, dieses reiche Quellenmaterial erstmals bekannt und zugänglich zu machen. Zudem ergibt sich die Möglichkeit der Rekonstruktion ehemaliger, vielfach ins Mittelalter zurückreichender Büchersammlungen. Ihr gegenseitiger Vergleich erlaubt es, Rückschlüsse auf die besonderen Interessen ihrer Besitzer und Benutzer zu ziehen, gleichzeitig das „als überall vorhandene und als selbstverständlich vorauszusetzende Geistesgut“<sup>33</sup> festzumachen und die Bibliothek als Spiegel der jeweiligen Geisteswelt zu nutzen.<sup>34</sup>

Dabei stellen erhaltene Inventare, Listen oder Kataloge eine große Hilfe dar, aus dem Mittelalter selbst stammende Bibliothekskataloge existieren jedoch nur äußerst selten.<sup>35</sup>

<sup>32</sup> W. Neuhauser, Die Ris-Bibliothek in Flauring. Geschichte und Katalog der Bestände (*Beihfte zu Tiroler Heimat: Tiroler Bibliographien* 6). Innsbruck u. a. 1974.

<sup>33</sup> Vgl. O. Brunner, Österreichische Adelsbibliotheken des 15. bis 18. Jahrhunderts, in: Ders., *Neue Wege der Sozialgeschichte. Vorträge und Aufsätze*. Göttingen 1956, 156.

<sup>34</sup> Vgl. u. a. K. Schreiner, Bücher, Bibliotheken und „gemeiner Nutzen“ im Spätmittelalter und in der Frühneuzeit. Geistes- und sozialgeschichtliche Beiträge zur Frage nach der „utilitas librorum“. *Bibliothek und Wissenschaft* 9 (1975) 202-249; F. Fuchs, Erkenntnisfortschritte durch Handschriftenkatalogisierung am Beispiel des Faches „Geschichte des Mittelalters“, in: C. Fabian, B. Wagner (Red.), *Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften in internationaler Perspektive. Vorträge der Handschriftenbearbeitertagung vom 24. bis 27. Oktober 2005 in München (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen* 53). Wiesbaden 2007, 1-13.

<sup>35</sup> Anton Dörner stellte in den 1930er Jahren die wenigen in Tirol erhaltenen, ihm bekannten Bücherlisten vor. A. Dörner, Mittelalterliche Bücherlisten aus Tirol. *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 51 (1934) 245-263; Ders., Weitere mittelalterliche Bücherlisten aus Tirol. *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 56 (1939) 329-334. „Das Material [...] hat sich als so geringfügig erwiesen, dass eine selbständige Publikation“ von den späteren Herausgebern der Editionsreihe zu mittelalterlichen Katalogen österreichischer Bibliotheken als „nicht durchführbar“ bezeichnet wurde. H. Paulhart, *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs* 5: Oberösterreich. Wien, Köln, Graz 1971, 7: „Mit der Veröffentlichung dieses

Deshalb ist man auf die Bücher selbst angewiesen. Doch ist trotz der großen Bedeutung der wertvollen Handschriftenschatze aus Tiroler Bibliotheken bisher erst ein Teil gehoben. In den letzten Jahrzehnten wurde die autoptische Erschließung einzelner Handschriftenfonds vorangetrieben. Darauf aufbauend konnte, neben der detaillierten Untersuchung ausgewählter Handschriften und ihrer Inhalte, die Aufarbeitung der Tiroler Bibliotheksgeschichte sowie die Auseinandersetzung mit buchhistorischen Aspekten intensiviert werden.

#### *Vier Jahrzehnte Handschriftenererschließung in Österreich (Claudia Schretter-Picker)*

Die katalogmäßige Handschriftenererschließung in Tirol schließt an eine lange Tradition an.<sup>36</sup> Um einen ersten, knappen Überblick über ihre Bestände zu gewähren, versuchten im 19. Jahrhundert die Nationalbibliotheken die Unmenge ihrer Handschriften in inven-

sporadischen Materials in Fachzeitschriften kann zu gegebener Zeit gerechnet werden.“ Kärnten und Vorarlberg fanden in der in fünf Bänden erschienenen Reihe (1915-1971) ebenso keine Berücksichtigung.

<sup>36</sup> Einen Rückblick auf die Handschriftenforschung in Österreich lieferte zuletzt Ch. Egger, Sisyphosarbeit und Tantalosqualen? – Vierzig Jahre „Handschriftenbeschreibung in Österreich“ (zugleich eine Rezension zum dritten Band des Klosterneuburger Handschriftenkatalogs). *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 121 (2013) 400-415. Im Folgenden v. a. bezugnehmend auf: W. Neuhauser, Generalkataloge zu Handschriften österreichischer Bibliotheken, in: K. Niedermair (Hrsg.), *Die neue Bibliothek – Anspruch und Wirklichkeit*. 31. Österreichischer Bibliothekartag, Innsbruck 2011 (*Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare* 11). Graz, Feldkirch 2012, 38-43; Ders., *Der Handschriftenkatalog der Universitätsbibliothek Innsbruck*, in: J. Andresen, J. Nössing (Hrsg.), *Das Alte Buch – Projekte und Methoden der Erschließung (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 19)*. Innsbruck, Wien, Bozen 2009, 16-18; E. Irblich, *Zur Geschichte der Handschriftenkatalogisierung in Österreich*, in: O. Mazal (Hrsg.), *Handschriftenbeschreibung in Österreich. Referate, Beratungen und Ergebnisse der Arbeitstagungen in Kremsmünster (1973) und Zwettl (1974) (Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 122 = Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters II/1)*. Wien 1975, 21-30; O. Mazal, *Der gegenwärtige Stand der Handschriftenbeschreibung in Österreich*, in: H. Härtel u. a. (Hrsg.), *Probleme der Bearbeitung mittelalterlicher Handschriften (Wolfenbütteler Forschungen 30)*. Wiesbaden 1986, 59-73.

Zu neuen Konzepten in der Handschriftenererschließung vgl. u. a. die Sammelbände M. Rapp, A. Embach, *Rekonstruktion und Erschließung mittelalterlicher Bibliotheken. Neue Formen der Handschriftenpräsentation*. Berlin 2008 sowie C. Fabian, B. Wagner (Hrsg.), *Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften. Vorträge der Handschriftenbearbeitertagung vom 24. bis 27. Oktober 2005 in München*. Wiesbaden 2007, bes. M. C. Ferrari, *Impuls und Bestätigung. Alte und neue Erfahrungen mit Handschriftenkatalogen 16-33* und (für die Situation in Österreich) Ch. Glassner, *Bändigung der Massen: Ist das Inventar der Königsweg zur Lösung des Problems? Die Erschließungssituation der österreichischen Handschriftenbestände 37-49*.



tarmäßige Kurzverzeichnisse zu fassen, wie die seit 1864 erschienenen „Tabulae codicum“ der heutigen Österreichischen Nationalbibliothek. Ausführlicher waren die Bestandsverzeichnisse der österreichischen Zisterzienserklöster, die auch Stift Stams berücksichtigten.<sup>37</sup> Für die weitere Erschließung klösterlicher Büchersammlungen in Österreich wurden bereits zu Ende des 19. Jahrhunderts Richtlinien für eine einheitliche Handschriftenbeschreibung entwickelt,<sup>38</sup> doch kam es in den wenigsten Institutionen zu einer konsequenten Umsetzung. Nur für ausgewählte Teilbestände wurden detaillierte Kataloge angelegt. Zu Tirol konnte Hermann Julius Hermann für die mit Buchmalerei ausgestatteten Handschriften im Jahr 1905 den ersten Band seines umfangreichen Werkes „Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich“ vorlegen.<sup>39</sup> Im Rahmen des groß angelegten Projektes der Mikroverfilmung von Handschriften in österreichischen Bibliotheken, das 1964 von Teams der Hill Museum & Manuscript Library (HMML), Saint John’s University in Collegeville (Minnesota), in Angriff genommen wurde, fanden auch die großen Stiftsbibliotheken Tirols und die ULB Tirol Berücksichtigung. Für die überschaubaren Sammlungen im Prämonstratenser-Chorherrenstift Wilten und in der Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht wurde im Zuge dessen seitens HMML eine erste inhaltliche Aufschlüsselung der handschriftlichen Bestände vor 1600 in deskriptiven Katalogen vorgelegt.<sup>40</sup>

Für die sukzessive detaillierte wissenschaftliche Erschließung der österreichischen Handschriftenbestände waren die Initiativen von Hermann Menhardt<sup>41</sup> und Anton Kern,<sup>42</sup> die Handschriften in Bibliotheken Kärntens und der Steiermark in der bereits 1918 initiier-

<sup>37</sup> Die Handschriften-Verzeichnisse der Cistercienser-Stifte. 2 Bde (*Xenia Bernardina* II/1-2). Wien 1891.

<sup>38</sup> A. Czerny, O. Grillnberger, G. Vielhaber, Regulativ für die Bearbeitung von Manuskripten-Katalogen zunächst der Bibliotheken der österreichischen Stifter [!] und geistlichen Corporationen. Wien 1895.

<sup>39</sup> H. J. Hermann, Die illuminierten Handschriften in Tirol (*Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich* 1). Leipzig 1905.

<sup>40</sup> D. Yates, Descriptive Inventories of manuscripts microfilmed for the Hill Monastic Manuscript Library 1: Geras, Güssing, Haus, Innsbruck (Stift Wilten), Salzburg (Konsistorialarchiv, Priesterseminar, Museum Carolino-Augusteum), Schlierbach, Schwaz. Collegeville 1981, 45-86. P. Jeffery, D. Yates, Descriptive Inventories of Manuscripts Microfilmed for the Hill Monastic Library. Austrian Libraries 2: St. Georgenberg-Fiecht. Collegeville 1985.

<sup>41</sup> H. Menhardt, Handschriftenverzeichnis der Kärntner Bibliotheken 1: Klagenfurt, Maria Saal, Friesach (*Handschriftenverzeichnisse österreichischer Bibliotheken*, Kärnten 1). Wien 1927.

<sup>42</sup> A. Kern, Die Handschriften der Universitätsbibliothek Graz 1 (*Verzeichnis der Handschriften im Deutschen Reich*. T. II). Leipzig 1942; Ders., Die Handschriften der Universitätsbibliothek Graz 2 und 3: Nachträge und Register. Zusammengestellt von M. Mairoid (*Handschriftenverzeichnisse österreichischer Bibliotheken*. Steiermark). Wien 1956-1967.

ten Reihe „Handschriftenverzeichnisse Österreichischer Bibliotheken“ zu verzeichnen, zukunftsweisend. Und auch die nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkte wissenschaftliche Handschriftenbearbeitung in zahlreichen Ländern, etwa in Deutschland im Rahmen spezieller Forschungsprojekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), hatte Einfluss auf die Entwicklung in Österreich. Die Österreichische Akademie der Wissenschaften bzw. deren 1966 eingesetzte Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters (1897-1966 „Kommission zur Herausgabe der Bibliothekskataloge des Mittelalters“, seit 2012 „Abteilung Schrift- und Buchwesen“ am Institut für Mittelalterforschung) hatte sich bei der Erfassung von Handschriftenbeständen in öffentlichen und privaten Bibliotheken maßgeblich eingebracht.<sup>43</sup> Angeregt durch ein Grundsatzreferat des damaligen Direktors der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Otto Mazal, am 12. Österreichischen Bibliothekartag 1972 in Eisenstadt zum Thema „Bibliothekare als Träger buch- und bibliotheksgeschichtlicher Forschung“,<sup>44</sup> in dem er auf die Verpflichtung der Bibliotheken zu buch- und bibliotheksgeschichtlicher Forschung hinwies, wurde noch in den 1970er Jahren durch die genannte Kommission unter dem damaligen Vorsitzenden und Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Herbert Hunger, ein Projekt gestartet, das sich die Erstellung ausführlicher Kataloge von Handschriftensammlungen zum Ziel gesetzt hat. Neben Spezialkatalogen, beispielsweise zu den illuminierten oder deutschsprachigen Handschriften, sollte vor allem auch eine umfassende Erschließung durch sogenannte Generalkataloge erfolgen. Die Grundlinien für eine österreichweite Handschriftenbearbeitung wurden auf der ersten Tagung österreichischer Handschriftenbearbeiter 1973 in Kremsmünster gezeichnet, gefolgt von weiteren einschlägigen Fachtagungen. Bis 1975 wurden Richtlinien<sup>45</sup> erarbeitet, die seither die Grundlage für die einheitliche Tiefenerschließung darstellen. Im Gegensatz zu älteren inventarartigen Katalogen, die knapp gehalten waren, sich auf reine Deskription beschränkten und zumeist ohne Heranziehung von Literatur erstellt wurden, sollte das Material nunmehr wissenschaftlich aufbereitet werden, jedoch unter der Prämisse, die Beschreibungen möglichst objektbezogen zu halten. Das Ziel war die Er-

<sup>43</sup> Im Gegensatz zu vielen anderen Ländern besitzen auch die Klöster trotz ihrer wechselvollen Geschichte reiche Handschriftenbestände.

<sup>44</sup> Mehrere Fassungen: O. Mazal, Bibliothekare als Träger buch- und bibliotheksgeschichtlicher Forschung, in: Ders. (Hrsg.), Der österreichische Bibliothekartag 1972 (*Biblos-Schriften 73*). Wien 1973, 76-83; Ders., Bibliothekare als Träger buch- und bibliotheksgeschichtlicher Forschung, in: A. Swierk (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte des Buches und seiner Funktion in der Gesellschaft. Festschrift für Franz Widmann zum 65. Geburtstag. Stuttgart 1974, 146-154 (zugleich in: Ders., Bibliothekswesen und Forschung. Graz 1982, 189-197).

<sup>45</sup> O. Mazal, Richtlinien und Terminologie für die Handschriftenbeschreibung, in: Ders., Handschriftenbeschreibung in Österreich (wie Anm. 36) 135-172.

stellung gedruckter Kataloge im Rahmen der „Denkschriften“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften bzw. der genannten Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters (seit 2012 Abteilung Schrift- und Buchwesen am Institut für Mittelalterforschung) der ÖAW.<sup>46</sup> Eine derartige, ursprünglich flächendeckend geplante Erfassung aller Handschriften war jedoch nicht realisierbar. Bisher erschienen Bände für die Stiftsbibliotheken Kremsmünster, Klosterneuburg, Melk, Wilten, Michaelbeuern, die Zentralbibliothek der Wiener Franziskanerprovinz in Graz, für Streubestände in Wien und Niederösterreich sowie für die ULB Tirol in Innsbruck. Eigenständig erschien der Katalog zu den Handschriftenbeständen des Zisterzienserstiftes Zwettl.

*Vier Jahrzehnte Handschriftenerschließung an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (Walter Neuhauser)*

Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol war von Beginn an maßgeblich, sozusagen als „Gründungsmitglied“, in diesem Projekt vertreten. Die Aufforderung Mazals (s. o.) fiel bei Oswald Stranzinger, dem Direktor der damaligen Universitätsbibliothek Innsbruck, auf fruchtbaren Boden, und so konnte Walter Neuhauser als Leiter der im Aufbau begriffenen Handschriftenabteilung (später Abteilung für Sondersammlungen), freilich neben zahlreichen anderen Aufgaben, Anfang der 1970er Jahre die längst fällige Erschließung des Innsbrucker Handschriftenbestandes ins Auge fassen. Als einzige staatliche Bibliothek war die ULB Tirol bestrebt, ihren Gesamtbestand (1193 Signaturen) einer derartigen Erschließung zu unterziehen. Das Innsbrucker Unternehmen unter der Leitung von Walter Neuhauser (1991-1998 Direktor der damaligen Universitätsbibliothek) ist auf insgesamt zehn Bände angelegt, von denen acht erschienen sind, der neunte als Manuskript abgeschlossen und der zehnte derzeit in Arbeit ist. Die Finanzierung der Drucklegung erfolgte bis zum fünften Band durch Subventionen seitens des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich (FWF), ab dem sechsten Band seitens der ULB Tirol.

Die Arbeit am Katalog vollzog sich nicht kontinuierlich, sondern war durch mehrere Phasen gekennzeichnet:

*Erste Phase (1975-1991):* Diese erste, zugleich längste Phase war weitgehend noch der Vorbereitung vorbehalten. Eine wichtige Voraussetzung für die Handschriftenkatalogisierung war der Aufbau einer Handbibliothek und einer Dokumentation zu den

<sup>46</sup> Die „Verzeichnisse der Handschriften österreichischer Bibliotheken“ erscheinen in den „Denkschriften“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Einen Überblick über die bereits erschlossenen Fonds bietet die Homepage der Abteilung Schrift- und Buchwesen des Mittelalters (Institut für Mittelalterforschung) der ÖAW [http://www.ksbm.oew.ac.at/\\_k3.htm](http://www.ksbm.oew.ac.at/_k3.htm) (15.09.2014).

Innsbrucker Handschriften und zur Tiroler Buch- und Bibliotheksgeschichte an der heutigen Abteilung für Sondersammlungen. Die Katalogisierung selbst erfolgte durch Walter Neuhauser, zeitweise unter abteilungsinterner Mitarbeit seitens Sieglinde Sepp und Eva Ramminger. Die Arbeitskraft konnte nicht ausschließlich diesem Projekt gewidmet werden, was auch das zeitlich verzögerte Erscheinen des 1. Katalogbandes erklärt:

Band 1: Walter Neuhauser, Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck. Teil 1: Codices 1-100 (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 192 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters* II,4,1). Wien 1987.

Band 2: Walter Neuhauser, Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck, Teil 2: Cod. 101-200 (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 214 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters* II,4,2). Wien 1991.

*Zweite Phase* (1991-1998): Nach der Übernahme der Bibliotheksdirektion durch Neuhauser im Jahre 1991 und um die kontinuierliche Fortführung des Innsbrucker Katalogunternehmens zu gewährleisten, hat man sich dazu entschlossen, dieses hinkünftig im Rahmen eines vom FWF finanzierten Forschungsprojektes durchzuführen. Der dritte Katalogband konnte durch die aus Mitteln des FWF finanzierte Mitarbeiterin, Gabriela Kompatscher, unter Mitarbeit von Neuhauser, Ramminger und Sepp bearbeitet werden und 1999 erscheinen:

Band 3: Gabriela Kompatscher, Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck, Teil 3: Cod. 201-300. Unter Mitarbeit von Walter Neuhauser, Sieglinde Sepp, Eva Ramminger. Katalog- und Registerband, Beiheft (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 271 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters* II,4,3). Wien 1999.

*Dritte Phase* (seit 1999): Seit der Pensionierung Neuhausers Ende 1998 blieb dieser ehrenamtlich als Leiter und zugleich Mitarbeiter für alle weiteren Projekte verantwortlich. Martin Wieser als neuer Bibliotheksdirektor begrüßte nicht nur den kontinuierlichen Fortgang des Handschriftenprojektes, sondern leistete dafür in jeder Hinsicht, nicht zuletzt in finanziellen Belangen, maßgebliche Unterstützung. Die Ansiedlung an der Abteilung für Sondersammlungen trug wesentlich zum erfolgreichen Fortgang des Unternehmens bei. Vom FWF bezahlter Mitarbeiter war bei Band 4 Lav Šubarić, das Initienregister wurde von Claudia Schretter erstellt:

Band 4: Walter Neuhauser, Lav Šubarić, Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck, Teil 4: Cod. 301-400 (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 327 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters* II,4,4). Wien 2005.

Mit 2003 kam es zu einer Intensivierung der Katalogisierungstätigkeit durch Aufteilung der einen, später einer zweiten Planstelle auf mehrere MitarbeiterInnen. Es handelte sich um mehrere aneinander anschließende Projekte mit vom FWF finanzierten Teams. Diese wurden durch SpezialistInnen, z. B. für mathematische oder orientalische Handschrif-

ten oder die Wasserzeichenanalyse, im Rahmen ihrer sonstigen Dienstverhältnisse bzw. in Form von Werkverträgen unterstützt:

Band 5: Daniela Mairhofer, Walter Neuhauser, Michaela Rossini, Claudia Schretter. Mit Beiträgen von Gabriela Kompatscher Gufler, Josef Oesch, Stephan Prochazka, Maria Stieglecker, Lav Subarič, Katalog der Handschriften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Teil 5: Cod. 401-500 (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 365 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen* II, 4/5). Wien 2008.

Band 6: Daniela Mairhofer, Walter Neuhauser, Claudia Schretter, Ursula Stampfer. Mit Beiträgen von Kurt Girstmair, Gabriela Kompatscher Gufler, Josef Oesch, Maria Stieglecker, Lav Subarič, Katalog der Handschriften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Teil 6: Cod. 501-600 (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 375 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen* II, 4/6). Wien 2009.

Band 7: Petra Ausserlechner, Walter Neuhauser, Claudia Schretter, Ursula Stampfer. Mit Beiträgen von Kurt Girstmair, Gabriela Kompatscher Gufler, Maria Stieglecker, Lav Subarič, Katalog der Handschriften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Teil 7: Cod. 601-700 (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 414 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen* II, 4/7). Wien 2011.

Band 8: Petra Ausserlechner, Walter Neuhauser, Alexandra Ohlenschläger, Claudia Schretter, Ursula Stampfer. Mit Beiträgen von Kurt Girstmair und Maria Stieglecker, Katalog der Handschriften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Teil 8: Cod. 701-800 (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Klasse 456 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen* II, 4/8). Wien 2014.

Band 9: Petra Ausserlechner, Helmut Gritsch, Patrik Kennel, Walter Neuhauser, Alexandra Ohlenschläger, Claudia Schretter-Picker, Ursula Stampfer. Mit Beiträgen von Maria Stieglecker, Katalog der Handschriften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Teil 9: Cod. 801-950 (im Druck).

Band 10: Helmut Gritsch, Patrik Kennel, Walter Neuhauser, Rita Neyer, Alexandra Ohlenschläger, Anna Pinter, Claudia Schretter-Picker, Katalog der Handschriften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Teil 10: Cod. 951ff. (in Bearbeitung, Abschluss für 2015 geplant).

In Anbetracht des großen zeitlichen, personellen und damit auch finanziellen Aufwandes mag sich die Frage nach der Sinnhaftigkeit eines derartigen Unternehmens stellen. Die, wie man bisher annahm, wichtigsten Handschriften waren ja schon lange bekannt und zwar nicht kodikologisch, aber doch von ihrem Inhalt her erschlossen, zu manchen Handschriften gibt es umfassende Literatur. Zu nennen sind hier beispielsweise eine Sammlung neulateinischer Gedichte (Cod. 664), der sogenannte „Renner“ des Hugo von Trimberg (Cod. 900), der *Deutschenspiegel* (Cod. 922) oder die *Neustifter-Innsbrucker-Spielhandschrift* (Cod. 960). Am bedeutendsten ist freilich die große *Liederhandschrift B* der Gedichte des Tiroler Dichters Oswald von Wolkenstein (1377-1445), von den Texten und der Musiknotation, aber auch von der künstlerischen Ausstattung her eine Zi-

melie ersten Ranges, bekannt vor allem auch durch das lebensnahe Porträt des Dichters, welches als das älteste authentische Dichterbildnis nördlich der Alpen gilt.

Aus zwei Gründen ist jedoch eine intensive Erfassung des gesamten Bestandes sinnvoll und wichtig: Eine Bibliothek besteht nicht nur aus Glanzlichtern, das Verständnis des kulturellen Umfeldes einer Bibliothek ist nur durch eine Gesamtschau möglich, erst die Summe der Mosaiksteine ergibt das umfassende Bild. Zudem ist es allenthalben bekannt, und dies hat sich im Zuge der intensiven Beschäftigung mit den Innsbrucker Handschriften bestätigt, dass erst im Laufe einer methodisch gleichartigen, umfassenden Erschließung aller Handschriften immer wieder bisher unbekannte Texte auftauchen, durch welche neue Erkenntnisse im Bereich der Literatur, der politischen Geschichte und der Geistesgeschichte gewonnen werden. Ein schönes Beispiel ist eine Briefformelsammlung aus der Zeit der Stauferkönige Friedrich II. und Konrad IV. (Cod. 400), welche die Geschichte der Stauferzeit teilweise in ein neues Licht rückte und in der Fachwelt international Aufsehen erregte. Dieser äußerlich unscheinbare Codex war zwar in den alten Katalogen verzeichnet, doch wurde der Inhalt erst durch die katalogmäßige Bearbeitung überhaupt bekannt.

Umfangmäßig zählt der Handschriftenbestand der ULB Tirol mit derzeit 1193 Signaturen zu den umfangreichsten und bedeutendsten Sammlungen innerhalb der staatlichen Bibliotheken Österreichs. Mit ungefähr zwei Dritteln überwiegen dabei die mittelalterlichen Handschriften (vor 1600), deren älteste, das sogenannte Innicher Evangeliar (Cod. 484), noch dem frühen zehnten Jahrhundert angehört. Dieser große Anteil an mittelalterlichen Codices mag verwundern, wurde die ULB Tirol doch erst 1745 gegründet, erklärt sich aber aus der Geschichte der Bibliothek in ihrer Frühzeit (s. o.).

Die nunmehr 40 Jahre währende Arbeit am Katalog war geprägt einerseits von starkem Wandel im Umfeld, andererseits von ebensolcher Kontinuität in der Durchführung der Projekte. Die 1973 begonnenen Arbeiten sollen nunmehr in zwei Jahren ihren Abschluss finden. Der Wandel in der Bibliotheksstruktur braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden, er ist auch nicht auf die ULB Tirol beschränkt, sondern eine allgemeine Erscheinung im nationalen wie im internationalen Bibliothekswesen. Dagegen ist beim Handschriftenkatalog die Kontinuität nicht zu übersehen. Die Bearbeitung erfolgte nach den bewährten Richtlinien, Adaptierungen wurden nach Maßgabe vorgenommen. Ebenso zeigte man sich aufgeschlossen gegenüber neuen interdisziplinären Forschungsergebnissen, terminologischen Entwicklungen und technischen Innovationen, wie der Verfügbarkeit elektronischer Hilfsmittel oder der Bereitstellung der Erschließungsergebnisse in Webportalen wie [www.manuscripta.at](http://www.manuscripta.at). Trotz eines langen Erscheinungszeitraumes

und der Vielzahl an beteiligten Personen<sup>47</sup> wird sich der auf zehn Bände angelegte Katalog zu den Handschriften der ULB Tirol durch seine Gleichartigkeit und Einheitlichkeit auszeichnen.

*Vier Jahrzehnte Handschriftenerschließung im Tiroler Raum (Claudia Schretter-Picker)*

Im Anschluss an die Erschließung der Bestände der ULB Tirol war und ist man bemüht, auch die reichen Handschriftenbestände anderer Bibliotheken im Tiroler Raum in ähnlicher Weise zu erschließen. An bzw. im Umfeld der Abteilung für Sondersammlungen mit ihrem im Laufe der letzten Jahre etablierten diesbezüglichen Arbeitsschwerpunkt widme(te)n sich mehrere teilweise durch Drittmittel geförderte und teilweise auf Privatinitiativen zurückgehende Projekte der Erschließung von (ehemals) Tiroler Handschriftenbeständen.<sup>48</sup> Derartige Erschließungsunternehmen unterstreichen die Funktion der ULB Tirol als Landesbibliothek, bedeuten gleichzeitig auch einen erheblichen wissenschaftlichen Mehrwert, wenn etwa auf diese Weise eine zumindest virtuelle Zusammenführung jener Handschriftenbestände ermöglicht wird, die sich heute, aufgrund historischer Gegebenheiten, aufgesplittet an verschiedenen Orten finden. Durch die Behandlung der jeweiligen Komplementärbestände nach gleichen Kriterien wird eine einheitli-

<sup>47</sup> Nach Abschluss ihrer meist langjährigen Tätigkeit im Innsbrucker Handschriftenprojekt konnten viele MitarbeiterInnen ihre dabei gewonnenen Erfahrungen in einschlägigen beruflichen Tätigkeitsfeldern einbringen: Gabriela Kompatscher-Gufler ist Außerordentliche Universitätsprofessorin am Institut für Sprachen und Literaturen, Bereich Latinistik, an der Universität Innsbruck und Researcher am Ludwig-Boltzmann-Institut für Neulateinische Studien in Innsbruck. Lav Šubarić ist Universitätsassistent am Institut für Sprachen und Literaturen, Bereich Latinistik, Key-Researcher am Ludwig-Boltzmann-Institut für Neulateinische Studien und Leiter von Handschriftenprojekten zu den Innsbrucker Servitenbeständen sowie der Taz-Bibliothek in Brixen im Thale. Daniela Mairhofer erhielt die Möglichkeit, in einem Handschriftenprojekt in der Bibliotheca Bodleiana in Oxford mitzuarbeiten. Claudia Schretter-Picker wurde in den Personalstand der ULB Tirol (Abteilung für Sondersammlungen) übernommen und ist hier vor allem für den Handschriftenbereich verantwortlich, zugleich ist sie Researcher am Ludwig-Boltzmann-Institut für Neulateinische Studien. Gemeinsam mit Ursula Stampfer leitete sie das Projekt zur Erschließung der mittelalterlichen Handschriften in der Stiftsbibliothek Neustift und der Priesterseminarbibliothek Brixen. Ursula Stampfer ist nunmehr im Augustiner-Chorherrenstift Neustift u. a. für die Altbuchbestände der Bibliothek zuständig.

<sup>48</sup> Einen Überblick über aktuelle Projekte zur Erschließung von Handschriften im Tiroler Raum gibt die Homepage der Abteilung für Sondersammlungen der ULB Tirol: [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/sondersammlungen/](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/sondersammlungen/) (15.09.2014). Vgl. zuletzt C. Schretter, Geschichte der Tiroler Handschriftenbibliotheken und ihre Erschließung, in: Niedermair (Hrsg.), Die neue Bibliothek – Anspruch und Wirklichkeit (wie Anm. 36) 28-37.

che Zusammenschau der Bestände ermöglicht. Fernziel ist die einheitliche Erfassung der gesamten Handschriftenbestände in Tiroler Bibliotheken.

Inzwischen kann das *Prämonstratenser-Chorherrenstift Wilten* als erste Tiroler Bibliothek außerhalb der ULB Tirol auf einen wissenschaftlichen Katalog seiner Handschriften zurückgreifen. 1808 wurde das Stift aufgehoben und die wertvollen Bestände der ULB Tirol übergeben. Nach der Wiederrichtung des Stiftes 1815 verblieben die Handschriften und viele Inkunabeln trotz Bemühungen des Klosters an der ULB Tirol. Um die Bestandslücke zu kompensieren, erwarb der bibliophile Abt Alois Röggl im 19. Jahrhundert Handschriften und Inkunabeln, die teilweise aus anderen, nicht mehr bestehenden Klöstern stammten (z. B. aus der Kartause Schnals oder der Fiegerschen Stiftung in Hall). Mit finanzieller Unterstützung des Stiftes Wilten und des Landes Tirol konnten die zwölf Handschriften des verbliebenen Altbestandes, in erster Linie theologische und liturgische Werke für den praktischen Kloster- und Schulbetrieb, 1994/95 von Gabriela Kompatscher Gufler beschrieben werden. Daniela Mairhofer und Claudia Schretter-Picker besorgten 2006-2008 die Beschreibungen der im 19. Jahrhundert erworbenen 15 Handschriften. 2009 wurde Petra Ausserlechner mit der Zusammenführung der Ergebnisse und der Redaktion betraut. Der Band konnte 2012 erscheinen.<sup>49</sup>

Mit einem Forschungsprojekt, getragen von der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen sowie der ULB Tirol als Projektpartner und finanziert von der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol (1. Wettbewerbsausschreibung für Projekte im Bereich der wissenschaftlichen Forschung der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol), wurden zwischen 2011 und 2014 die mittelalterlichen Handschriften in der *Neustifter Stiftsbibliothek* gemeinsam mit den Handschriften in der *Bibliothek des Priesterseminars in Brixen* bearbeitet. Die Erschließung erfolgte unter der Leitung von Ursula Stampfer vor Ort und Claudia Schretter-Picker für den Projektpartner ULB Tirol mit einem Team an Spezialisten in den verschiedensten Bereichen.<sup>50</sup> Die geographische Nähe des Klosters Neustift zu Bri-

<sup>49</sup> G. Kompatscher Gufler, D. Mairhofer, C. Schretter, Katalog der mittelalterlichen Handschriften der Bibliothek des Prämonstratenser Chorherrenstiftes Wilten. Redigiert von P. Ausserlechner (*Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Kl. 425 = *Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters* II/10). Wien 2012.

<sup>50</sup> Die Bearbeitung der Handschriften erfolgte durch Petra Ausserlechner, Patrik Kennel, Walter Neuhauser, Rita Neyer, Anna Pinter, Claudia Schretter-Picker (alle Innsbruck) und Ursula Stampfer (Brixen). Zusätzlich konnte für die Handschriften klassischer Autoren auf Gabriela Kompatscher Gufler, für die naturwissenschaftlichen Codices auf Lav Šubarić (beide Innsbruck) zurückgegriffen werden. Bei der Bearbeitung der liturgischen Handschriften brachte die Musikwissenschaftlerin Giulia Gabrielli (Brixen) ihre Expertise ein. Die kunsthistorische Analyse erfolgte durch Susanne Rischpler (Würzburg), die Analyse der Wasserzeichen durch Maria Stieglecker (Wien). Die Erstel-



xen und die Wurzeln bzw. Entwicklungen der beiden Institutionen bedingen vielfache wechselseitige Beziehungen, die sich nicht zuletzt in ihren Büchersammlungen niederschlagen. So konnte beispielsweise eindeutig nachgewiesen werden, dass einige Handschriften, die sich heute in der Priesterseminarbibliothek in Brixen befinden, im Skriptorium des Klosters Neustift hergestellt wurden bzw. aus der dortigen Bibliothek stammen. Da sich ein Teil der Neustifter Handschriften seit der vorübergehenden Auflösung des Stiftes in der Zeit der Zugehörigkeit Tirols zu Bayern in den Beständen der ULB Tirol befindet und dort gegenwärtig ebenfalls erschlossen wird, ist durch das Projekt eine virtuelle Zusammenführung der heute getrennten Bestände möglich. Im Jahre 1809 wurde nämlich der Großteil der Bücher, darunter fast die gesamte Handschriften- und Inkunabelsammlung, an die damalige Universitätsbibliothek nach Innsbruck gebracht.<sup>51</sup> Nachdem das Stift 1816 wiedererrichtet worden war, wurde eine Bücherrückstellung zwar bereits im folgenden Jahr versprochen, jedoch nicht durchgeführt. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Frage der Neustifter Bücher erneut aufgerollt. Aufgrund des Friedensvertrages von St. Germain im Jahre 1919 musste die Universitätsbibliothek Innsbruck 99 der ehemals Neustifter Handschriften an den italienischen Staat abtreten. Verwahrt wurden die Handschriften zunächst im Castello del Buonconsiglio in Trient. 1929 kehrten sie als Dauerleihgabe des italienischen Staates in die Neustifter Stiftsbibliothek zurück.<sup>52</sup> Zahlreiche weitere Handschriften harren in Südtiroler Bibliotheken noch einer eingehenden Bearbeitung; ihre Erschließung im Anschluss an die Neustifter und Brixner Bestände wäre erstrebenswert.

Die etwa 40 aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammenden Handschriften der *Historischen Bibliothek der Serviten in Innsbruck*, die sich seit einigen Jahren als Dauerleihgabe an der

lung der Register sowie die Eingabe in die Datenbank [www.manuscripta.at](http://www.manuscripta.at) nahm Sissi Mederle (Eppan) vor.

<sup>51</sup> Im Zuge der Klosteraufhebungen unter Kaiser Josef II. (1782-1787) bzw. in der Zeit der Zugehörigkeit Tirols zu Bayern (1806-1815) gelangten zahlreiche Handschriften aus Tiroler Klöstern an die heutige Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in Innsbruck. Vgl. u. a. Hittmair, *Geschichte der k. k. Universitätsbibliothek in Innsbruck* (wie Anm. 10); Neuhauser, *Die Geschichte der Handschriftensammlung der UB Innsbruck* (wie Anm. 8) 55-65; A. Lindner, *Die Aufhebung der Klöster in Deutschtirol 1782-1787*. Innsbruck 1886. Zugleich in: *Zeitschrift des Ferdinandeums*, III. Folge, H. 30; F. Karnthaler, *Das Schicksal der Tiroler Klosterbibliotheken in den Jahren 1773-1790*. *Biblos* 5 (1956) 123-129.

<sup>52</sup> M. Peintner, *Geschichte der Neustifter Bibliothek als Spiegel der Kulturgeschichte des Stiftes*, in: Neuhauser (Hrsg.), *Beiträge zur Handschriftenkunde und mittelalterlichen Bibliotheksgeschichte* (wie Anm. 8) 111; C. Schretter-Picker, U. Stampfer, „Bibliothecae Novacellensis“. Die Handschriften der Bibliothek des Augustiner Chorherrenstiftes Neustift und ihre Erschließung, *Jahrbuch der Österreichischen Augustiner-Chorherren-Kongregation* 61 (2014) 60-66. Neuhauser, *Die Geschichte der Handschriftensammlung der UB Innsbruck* (wie Anm. 8) 65.

ULB Tirol befinden, werden seit 2007 unter der Leitung von Lav Šubarić katalogisiert. Finanziell unterstützt wurde dieses am Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck angesiedelte Projekt durch den FWF.<sup>53</sup>

In der Mitte des 19. Jahrhunderts sah sich die *Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht* aus finanziellen Nöten veranlasst, etwa 50 ihrer wertvollsten Handschriften zu veräußern. Der Großteil gelangte über Augsburg und Berlin an die British Library in London. Claudia Schretter-Picker besorgte als Grundlage ihrer Dissertation (2014) die katalogmäßige Erschließung dieser Codices dispersi. Darunter sind besonders jene hervorzuheben, die durch den sogenannten „Humanistenabt“ Kaspar Augsburger in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nach St. Georgenberg kamen. Wünschenswert wäre eine adäquate Untersuchung der bereits von Peter Jeffery und Donald Yates in den 1980er Jahren knapp beschriebenen Fiechter Handschriften, die sich noch heute in der Stiftsbibliothek befinden.<sup>54</sup>

Jener Teil der Handschriften der 1782 aufgelösten *Kartause Schnals*, der sich nicht an der ULB Tirol befindet, sondern an die Universitätsbibliothek Padua gelangte, wurde von Walter Neuhauser bereits in Kurzform beschrieben.<sup>55</sup> Eine seit 2014 erfolgende weitere Untersuchung der Handschriften in Kooperation zwischen der Abteilung für Sondersammlungen der ULB Tirol<sup>56</sup> und der Universität Venedig<sup>57</sup> soll weitere Ergebnisse liefern und die Voraussetzung für eine erste Eingabe in die österreichische Datenbank „manuscripta.at“ sowie in die italienische Datenbank „Nuova Biblioteca Manoscritta“ bilden. Die überregionale Veröffentlichung der Ergebnisse zu den in

<sup>53</sup> Als Projektmitarbeiterinnen fungierten bis 2009 Eleonore De Felip und Alexandra Ohlenschläger. Vgl. E. De Felip, L. Šubarić, Forschungsbericht: Kataloge der Handschriften des Innsbrucker Servitenklosters. *Biblos* 58/1 (2009) 119-128.

Zur Geschichte der Historischen Bibliothek des Innsbrucker Servitenkonvents s. o.

<sup>54</sup> Jeffery, Yates, *Austrian Libraries 2: St. Georgenberg-Fiecht* (wie Anm. 40). C. Schretter-Picker, *Die mittelalterlichen Handschriften der Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht in der British Library in London*. Ein Beitrag zur Bibliotheksgeschichte des Klosters (phil. Diss.). Innsbruck 2014; Dies., *Die romanischen Handschriften der Bibliothek des Klosters St. Georgenberg*. Eine kodikologische Studie unter besonderer Berücksichtigung der Bestände in der British Library in London (Abschlussarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung). Wien 2009.

<sup>55</sup> W. Neuhauser, *Die Schnalsen Handschriften in Padua (Kartäuserregel und Kartäuserleben 2 = Analecta Cartusiana 113,2)*. Salzburg 1984.

<sup>56</sup> Bearbeitung mit Mitteln des Italienzentrums der Universität Innsbruck: Walter Neuhauser, Anna Pinter, Claudia Schretter-Picker, Ursula Stampfer.

<sup>57</sup> Paolo Eleuteri, Dipartimento di Studi Umanistici dell'Università Ca' Foscari di Venezia. Eingabe in die Datenbank „Nuova Biblioteca Manoscritta“ mit Mitteln der Universität Venedig: Ursula Stampfer.

Innsbruck und in Padua aufgeteilten Schnalser Handschriften wird zur Rekonstruktion der ursprünglichen Sammlung beitragen.

Aus dem *Zisterzienserstift Stams* sind trotz der Bayerischen Klosteraufhebung 1807 relativ viele Handschriften erhalten, jedoch verstreut. Eine Zusammenschau dieser Streubestände mit den an die ULB Tirol gelangten sowie den noch in Stams befindlichen, noch nicht umfassend tiefererschlossenen Codices stellt ein Desiderat dar.<sup>58</sup> Für die illuminierten Handschriften vor Ort in Stams initiierte Martin Roland (Institut für Mittelalterforschung der ÖAW) ein Online-Kurzinventar.<sup>59</sup>

Die Handschriftenbestände der *Franziskanerklöster in Hall und Schwarz* würden ebenfalls eine detaillierte Untersuchung lohnen, zumal nach Aufhebung des Innsbrucker Konvents im Jahre 1785 ein Großteil der Bestände dieses „Hofklosters“ in die Haller Bibliothek integriert wurde.

Von den privaten Stiftungsbibliotheken, die im Tiroler Raum im Spätmittelalter eingerichtet wurden, nahm Walter Neuhauser in den 1980er Jahren als damaliger Mitarbeiter der Handschriftenabteilung eine Kurzkatalogisierung der zehn erhaltenen Handschriften der sogenannten „Taz-Bibliothek“ in Brixen im Thale vor.<sup>60</sup> Laut Stiftungsbrief des Pfarrers *Wilhelm Taz* (ca. 1442-1485) aus dem Jahre 1473 sollte die Bibliothek die Seelsorger bei der Ausübung ihres Amtes unterstützen. Um die Bücher vor unrechtmäßiger Entwendung zu schützen, wurden sie mit an den Pulten angebrachten Ketten gesichert. Auf Basis der Vorarbeiten begannen Eleonore De Felip und Lav Šubarić (Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck) 2006 mit der ausführlichen Beschreibung ebendieser Handschriften. Die Arbeit wurde von der Gemeinde Brixen im Thale und dem Tiroler Wissenschaftsfonds finanziell unterstützt.

Taz' Zeitgenosse, Pfarrer *Sigismund Ris* (1431-1532), richtete in einem von ihm ausgebauten Widumschlösschen in Flauring ebenfalls eine Stiftungsbibliothek ein, die aus kon-

<sup>58</sup> Sieglinde Sepp leistete für die Stamser Handschriftenbestände wertvolle Vorarbeiten.

<sup>59</sup> <http://www.univie.ac.at/paecht-archiv-alt/ki/stams.html> (15.09.2014). Vgl. M. Roland, *Illuminierte Handschriften im Internet. Kurzinventar der Handschriften des Zisterzienserstiftes Stams in Tirol*, in: Niedermair (Hrsg.), *Die neue Bibliothek – Anspruch und Wirklichkeit* (wie Anm. 36) 51-63; M. Grebenc, *Zisterzienserstift Stams. Handschriftenverzeichnis* (masch.). Stams 1966 (online gestellt auf der genannten Homepage); A. Harnack, *Verzeichniss der Handschriften der Bibliothek des Stiftes Stams*, in: *Die Handschriften-Verzeichnisse der Cistercienser-Stifte 2* (wie Anm. 37) 463-479.

<sup>60</sup> W. Neuhauser, *Die Taz-Bibliothek*, in: *Brixen im Thale 788-1988. Ein Heimatbuch (Schlern-Schriften 281)*. Innsbruck 1988, 202-222 (zugleich in: C. Schretter, P. Zerlauth (Hrsg.), *In libris. Beiträge zur Buch- und Bibliotheksgeschichte Tirols von Walter Neuhauser [Schlern-Schriften 351]*. Innsbruck 2010, 213-234). Eine ausführliche Beschreibung durch Walter Neuhauser und Claudia Schretter-Picker ist geplant.

servatorischen Gründen zum Teil an der ULB Tirol lagert. Die insgesamt zwölf, alle aus dem 15. Jahrhundert stammenden Handschriften, wurden bereits vor 40 Jahren von Walter Neuhauser in Kurzform erfasst.<sup>61</sup>

Hilfreich für die Rekonstruktion von Büchersammlungen sind die als Manuskript vorliegenden Ergebnisse der Katalogisierung der mittelalterlichen Handschriften im *Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum* in Innsbruck, vor allem aufgrund der unterschiedlichen Provenienzen der Codices. Die Bearbeitung erfolgte in einem am Institut für Germanistik angesiedelten und vom FWF bzw. dem Land Tirol geförderten Projekt von Bernhard und Hans Peter Sandbichler unter der Leitung von Achim Masser (1994-1999).<sup>62</sup>

Für private Büchersammlungen, vor allem Adelsbibliotheken, lassen oft die erhaltenen Inventare Rückschlüsse zu. Eine Auswertung oder gar der Versuch einer Rekonstruktion ist erst für einzelne Bibliotheken erfolgt. Eine Erschließung der Handschriften stellt ein Desiderat dar.<sup>63</sup>

Sichere Zahlen, wie viele Handschriften – abgesehen von den im Laufe der Zeit weit verstreuten – sich heute noch insgesamt im Alttiroler Raum befinden, gibt es nicht. Eine flächendeckende, zuverlässige Sichtung steht noch aus. Vorsichtige Schätzungen gehen von über 3000 Handschriften in Nord- und Südtiroler kirchlichen, öffentlichen und privaten Bibliotheken aus,<sup>64</sup> von denen bislang fast die Hälfte in wissenschaftlichen Katalogen erschlossen werden konnte. Auch wenn das Fernziel einer flächendeckenden Erschließung des gesamten Handschriftenbestandes im Tiroler Raum noch weit entfernt ist, wäre es lohnend, aufgrund der bereits weit fortgeschrittenen Tiefenerschließung trotz des hohen zeitlichen, personellen und finanziellen Aufwandes<sup>65</sup> grundsätzlich an dieser Methodik festzuhalten. Erst eine einheitliche Erfassung und ausführliche Register erlauben eine Zusammenschau und eine weiterführende Auseinandersetzung, z. B. auf dem Gebiet der Skriptorien-, Einband-, Provenienzforschung, Buchmalerei oder auf inhaltlicher Ebene. Darüber hinaus bietet das Internet die Möglichkeit, die erhobenen Daten zusammenzutragen und zu aktualisieren. Die Forschungsergebnisse sowie als Digitalisat vorliegende gedruckte oder handschriftliche Kataloge zu Tiroler Handschriftenbestän-

<sup>61</sup> Neuhauser, Die Ris-Bibliothek in Flauring (wie Anm. 32).

<sup>62</sup> B. Sandbichler, H. P. Sandbichler, Handschriftenkatalog des Museums Ferdinandeum: Die Codices des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum bis 1600 (Manuskript). Innsbruck 1999.

<sup>63</sup> Vgl. J. Nössing, Erhaltung „historisch wertvollen“ Buchgutes in Südtirol, in: Andresen, Nössing, *Das Alte Buch* (wie Anm. 36) 109.

<sup>64</sup> Vgl. Schretter, *Tiroler Handschriftenbibliotheken* (wie Anm. 48) 34.

<sup>65</sup> Einem Bearbeiter in Vollanstellung sind durchschnittlich 20-25 Katalogisate mittelalterlicher Handschriften pro Jahr möglich. Vgl. Glassner, *Bändigung der Massen* (wie Anm. 36).

den werden deshalb seit 2009 über das Webportal [www.manuscripta.at](http://www.manuscripta.at), angesiedelt an der Abteilung Schrift- und Buchwesen des Instituts für Mittelalterforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, zugänglich gemacht.<sup>66</sup> Ein Kooperationsvertrag zwischen der ULB Tirol und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften wurde 2011 geschlossen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Fortführung der regionalen, überregionalen und internationalen Erfassung von Handschriftenbeständen. Dadurch und durch eine wünschenswerte Intensivierung von Digitalisierungsunternehmungen wird es vermehrt möglich sein, ehemals zusammengehörige und nunmehr als Streubestände in unterschiedlichen Bibliotheken befindliche Handschriften zumindest virtuell zusammenzuführen.

<sup>66</sup> Vgl. A. Haidinger, *manuscripta.at – Ein Webportal zu mittelalterlichen Handschriften in österreichischen Bibliotheken*, in: N. Schnetzer (Hrsg.), *Trends, Megatrends, Sackgassen. Die Sonder-sammlungen im 21. Jahrhundert. Festkolloquium für Dr. Hans Zotter im Rahmen des 30. Österreichischen Bibliothekartags The Ne(x)t Generation. Das Angebot der Bibliotheken (Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 8)*. Graz, Feldkirch 2010, 53-61; U. Stampfer, *Tiroler Handschriften in manuscripta.at. Einblicke – Ausblicke*, in: Niedermair (Hrsg.), *Die neue Bibliothek – Anspruch und Wirklichkeit (wie Anm. 36)* 44-50.

*Susanne Halhammer & Helmut Schönauer*

## **Das Tiroler Lesegeflecht**

Die Universitäts- und Landesbibliothek in der Lesegesellschaft Tirols

Die Universitäts- und Landesbibliothek ist eine wissenschaftliche Bibliothek als Schnittstelle zwischen öffentlichen Büchereien, Verlagen und dem Buchhandel. Neben den klassischen Bibliotheksaufgaben steht die Vermittlung von Lesekompetenz im Mittelpunkt. Die politische Verwaltungseinheit Land Tirol bietet sich auch auf kultureller Ebene als ideale Fläche für die notwendigen Einrichtungen und Aktivitäten des Alltagsgeschehens an. Eine Meta-Funktion übt dabei das Lesen aus, worin die Komponenten Information – Emotion – Innovation zusammengefasst sind. Die ULB eignet sich besonders als Verknüpfungspunkt für das „Lesegeflecht“ Tirol, worin die Felder Öffentliches Büchereiwesen, Buchhandel und Literaturwissenschaft zusammenlaufen.

### *1. Lesen*

Das Lesen ist letztlich eine Maßnahme, die für und gegen alles verwendet werden kann. Eine Gesellschaft redet meist dann vom Lesen, wenn sie noch nicht genau weiß, wo sie hin will oder wenn sie von dort, wo sie gerade ist, durch Aufklärung wieder wegkommen will.

Jede Gesellschaft hat auch die Komponente Lesen in ihrem Repertoire von Aufgaben und Abwicklungen. Durch Lesen werden einerseits Thesen für die Zukunft prognostisch in die Welt gesetzt, andererseits das bereits Geschehene dokumentiert.

Das Lese-Wesen wird durchaus reglementiert, indem es beispielsweise während eines Studiums oder einer Ausbildung ununterbrochen mit Prüfungen exekutiert wird, auf der anderen Seite darf sich die Leserei frei entfalten, indem Auswahl, Dauer, Stoff und Gemütslage von der Klientel selbst gestaltet werden müssen.

Unter dem Aspekt der Freiwilligkeit der Benutzer werden durch das Lesen die Segmente Information, Emotion (Unterhaltung) und politische Komposition (Demokratie) ange-regt und stabilisiert.

Alle diese Vorgänge laufen unter anderem lose über das Netz der Büchereien ab, das mit der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULB) den größten Knotenpunkt des Landes installiert hat.

Da das Lesen stark mit der Öffentlichkeit eines Gemeinwesens in Verbindung steht, lohnt es sich, einen wesentlichen Teil des Lesens über die öffentlichen Büchereien ab-zuwickeln. Das Land als historisch gewachsene Einheit und als föderalistischer Baustein der Republik empfiehlt sich für viele Angelegenheiten als Verwaltungseinheit, somit auch für das Lesen, seine Protektion und Archivierung.

So werden die Aufgabenstellungen für die Landesbibliothek neben der generellen Vereinbarung aus dem Jahre 2007 durchaus auch in kleinen Anregungen und Verordnungen klargelegt.

Über den Tiroler Boten, das Organ, in dem die Verordnungen und Erlässe des Landes Tirol kundgemacht werden, heißt es etwa, dass er in Print und digital auf drei Ebenen gesammelt werden muss: der Nationalbibliothek, im Landesarchiv und an der ULB. Der ULB fällt dabei die Aufgabe zu, die Verordnungen und Erlässe im Alltagsgeschäft den Benützern kostenlos und wohl aufbereitet zur Verfügung zu stellen.

Generell gilt für ein Gemeinwesen, das sich für eine föderalistische Verwaltung entschieden hat, dass es dezentrale Insignien, Rituale und Geschichten benützen muss. Ein Bundesland muss neben seiner Hymne und Fahne auch einen Fundus pflegen, worin die alten Mythen, Geschichten und Forschungen aufbewahrt werden. Folglich gibt es neben einem Landesmuseum, einem Landesarchiv oder einem Landestheater auch eine Landesbibliothek.

In der Tat werden darin alte Geschichten aufbewahrt, erschlossen und der Bevölkerung zur Verfügung gestellt. Diese Quellen braucht jemand für seine Sonntagsrede genauso wie für die Maturavorbereitung oder das Aufnahmeverfahren in die Republik.

Alles, was jemand über das Land Tirol weiß, geht letztlich auf das gespeicherte Wissen der Landesbibliothek zurück.

Vor dieser Aufgabenstellung könnte man die ULB auch als eine Mini-Nationalbibliothek bezeichnen, zumal sie ähnlich den damaligen Kronländern Tirol in den Grenzen der Monarchie, also mit Südtirol und Trentino, besammelt.

Die ULB soll also mehrere Kunden befriedigen. Zum einen die Auftraggeber und die Demokratie, die Benutzer, die kostenlos ungeachtet ihres Standes und ihrer sonstigen geistigen Verfassung gerecht mit Stoff beliefert werden, und schließlich die Autoren, die durch ihre Pflichtexemplare ans Haus gebunden sind.

Im Idealfall werden die Autorinnen und Autoren geliebt, und die ULB unternimmt alles, um sie bekannt zu machen, ihre Thesen zu verbreiten und ihren Stoff bis in die entlegenste öffentliche Bücherei des Landes zu tragen.

Dieses Netz von Lektüre steht Tag und Nacht unter Strom, indem von der ULB die Literatur hinaus zu den Lesern fließt, dort manchmal in frische Literatur umgewandelt wird, die dann wieder als „graue Literatur“ oder Buch-Publikation an die ULB zurückfließt.

In jedem Ort gibt es einen Kirchturm, eine Bücherei und mindestens einen Dichter, lautet somit die Vermessung durch den Bibliothekar.

Nach der „Töchterle-Doktrin“, benannt nach dem ehemaligen Innsbrucker Rektor und Wissenschaftsminister, brauchen die Universitäten draußen am Land eine geordnete Lesepflege, weil sie sonst später ihre Studenten nur mehr aus analphabetischen Bildungsgebildeten rekrutieren können.

## *2. Lesefelder*

Die Literatur in einem Bundesland spielt sich meist auf den drei Ebenen ab: Buchhandel – Germanistik – Büchereiwesen.

Diese drei Felder liegen wie das Innere eines Mercedes-Sterns harmonisch nebeneinander, die einzelnen Felder haben trotz gegenteiliger Behauptungen aber nur lose miteinander zu tun. Der Souverän über dem allen ist der Leser, der instinktiv jeweils das richtige Feld aufsucht, so dass er kaum verschickt oder umgeleitet werden muss.

Um den jeweiligen Zugang zu diesen Lesefeldern zu verstehen, muss man wissen, was die einzelnen Segmente in der Gesellschaft vorhaben.

Der Buchhandel ist ein Geschäftsmodell, das am sogenannten freien Markt agiert, freilich durch die Buchpreisbindung auch einen besonderen Schutz und besondere Förderung erfährt. Oberstes Ziel ist wie in jeder Wirtschaft postkapitalistischen Zuschnitts die Rendite. Diese ist im Buchhandel fallweise durchaus gegen null gehend. Das erste Mal an seine eigenen Grenzen gekommen ist der Buchhandel durch das Modell „Libro“. Der später rechtskräftig verurteilte Geschäftsführer hat vehement die Aufhebung des Buchpreises vorangetrieben und dadurch der „Amazonisierung“ der Literatur Tür und Tor geöffnet.

Seit gut zwanzig Jahren gibt es ständig Optimierungen nach unten, die Bücher werden immer billiger, weshalb die einzelnen Auflagen immer größer werden müssen oder als Fake-Edition nur im Prospekt erscheinen.

Für ein Land wie Tirol bewirkt dieser Vorgang, dass die Buchhändler weniger werden, die Ketten oft nur mehr Wohlfühlzonen mit Räucherstäbchen anbieten statt Literatur, und auch die ausgelegten Bücher verschwinden oft schon nach ein paar Tagen, weil auch hier die Faustregel gilt: Nicht das Buch ist wertvoll, sondern sein Stellplatz.

Die Kundschaft für dieses Modell wird immer älter, weil nur mehr die Generation 50 plus über ausreichend Geld, Zeit und Leseerfahrung verfügt, um in diesem schnelllebigen Lektüre-Karussell noch ab und zu ein Buch in die Hand zu kriegen.

Oberstes Werbemittel des Buchhandels ist die sogenannte Besten-Liste, wo immer im Voraus die Verlage ihre saisonalen Hauptprodukte platzieren. Die Leserschaft beschränkt sich auf diese Kaufliste, was den Vorteil hat, dass man immer auf Leute trifft, die diese Liste ebenfalls kennen, sodass man nichts Neues mehr suchen muss.



Tiroler Literatur verschwindet in diesem Ranking, und wenn in Gestalt von Bestsellern diverse Autoren gerankt werden, so haben diese Bücher nichts mehr mit der unmittelbaren Umgebung zu tun, sondern sind wie Kiosk- oder Flughafenliteratur ohne Bodenhaftung einfach im Geschäft.

Hoffnungsfelder sind Kinder- und Jugendliteratur, manche Buchhandlungen gleichen dann eher Eltern-Kind-Zentren als intellektuellen Ruhezeiten, wodurch Lesen vermehrt mit Aktion, Krawall und Performance in Verbindung gebracht wird als mit Muße, Ruhe und Konzentration.

Die Germanistik schafft es seit Jahrzehnten, für lesekompetent gehalten zu werden, obwohl dort am wenigsten gelesen wird. Das hängt mit ihrer Aufgabenstellung zusammen, jede Menge Deutschlehrer auszubilden und an die Peripherie der Provinzen zu schicken, wo sich diese als kompetent und zuständig für das Lesen ausgeben.

In der Germanistik gibt es einen eigenen Kanon an Lektüre, der durchaus nicht wissenschaftlich zustande kommt, wie überhaupt in Autorenkreisen bezweifelt wird, dass es in der Germanistik wissenschaftlich zugeht. Wie alle Wissenschaften, die mit Identitätsproblemen zu kämpfen haben, verwendet die Germanistik einen Gutteil ihrer Ressourcen, um sich selbst zu erklären und gegen andere abzugrenzen.

Zudem leidet sie wie alle Universitätsabteilungen an den zwei Grundströmungen am Campus, auf der einen Seite müssen möglichst viele Studenten mit verbundenen Augen durch die Bachelor-Schleuse getrieben werden, auf der anderen Seite kann jemand nur Karriere machen, wenn er den Campus verlässt.

So werden in Tirol die Germanisten für allerhand Gutachten, politische Zuträger-Arbeit, Lektorats- und Verlags-Alltagsarbeit herangezogen, am Literaturhaus dürfen Bachelors ausprobieren, wie es sich anfühlt, wenn die Literatur auf echte Leute trifft, in der Archivgruft werden die Gutachten für den Ankauf diverser Vorlässe der Einfachheit halber gleich in hermeneutischer Eigenrotation erstellt.

Zwar wird die Germanistik durch den Transfer von Personal ständig europäischer und internationaler, gleichzeitig werden aber auch die Themen der Forschung und Analyse immer vager und nichtssagender, sodass es zwar jede Menge literarischer Orchideen-Experten gibt, aber keine Orchideen.

Unter diesen Umständen ist es geradezu sensationell, wenn sich Germanistik immer wieder mit Leserinnen und Lesern verbündet und gemeinsam so etwas wie Standards vernünftiger Lektüre entwickelt.

Das öffentliche Büchereiwesen korrespondiert naturgemäß mit Buchhandel und Germanistik, unterscheidet sich aber vom Buchhandel durch den Non-Profit und von der Germanistik durch die Nicht-Karriere der Protagonisten.

Das Lesen in diesem Bereich wird ehrenamtlich abgewickelt, im Idealfall verdichten sich Leser zu einer Bücherei, weshalb eine Bücherei nicht als Ansammlung von Regalen, sondern als Community von Lesenden definiert wird. Da die Benutzer und Betreiber ausschließlich dem Eigennutz und der Solidarität mit anderen Eigennützern beim Lesen unterliegen, stehen in Gesprächen oder Treffen die Emotionen bei der Lektüre, der Informationsgehalt des gelesenen Stoffes und die Aussicht auf Anwendung des Gelesenen für den Alltag im Mittelpunkt.

Dabei entwickelt sich ein eigener Kanon, der mit den Geschäftsfeldern des Buchhandels und der Germanistik nur bedingt zu tun hat.

Allein die sogenannte „Dreier-Formel“ erklärt, wie unterschiedlich die Systeme sind, die sich fallweise des Buches bemächtigen.

Ein Buch bleibt:

- drei Monate in der Buchhandlung
- drei Jahre in der öffentlichen Bücherei
- dreißig Jahre im Kopf des Lesers / der Leserin
- dreihundert Jahre in der ULB

Lesen in den öffentlichen Büchereien wird zu einem öffentlichen Gebrauch an Gegenwart, der Buchbestand dokumentiert oft in recht grotesker Weise, was in einer Kommune für die aktuelle Gegenwart gehalten wird.

In den öffentlichen Büchereien treffen zudem der Bildungs-Markt und der Unterhaltungs-Markt aufeinander, abprüfbare Bücher stehen neben unprüfbaren, Serien neben Solitären. Die Gegensätze jedoch bleiben beschreib- und berechenbar.

Natürlich gibt es wegen der ehrenamtlichen Handhabung des Büchereiwesens immer wieder Stimmen, die nach einem Büchereigesetz möglichst skandinavischen Zuschnitts schreiben.

Gerade der gelernte Österreicher aber müsste wissen, dass Gesetze immer ihre Anwender fressen und Beamte ihre Untertanen. Ein normaler Mensch möchte vermutlich nicht freiwillig bei einem Amt lesen.

Außerdem ist eine öffentliche Bücherei für die sie betreibende Kommune das letzte Betätigungsfeld von Öffentlichkeit, das nicht normiert und zur Aktenzahl verkommen ist.

Öffentliche Büchereien sind gut beraten, sich in ihrer Unabhängigkeit zu vernetzen und können auf kompetente Einrichtungen zurückgreifen, die sie auch in größter Randlage unterstützen:

- den Bücherverband Österreichs (BVOE) in strategischen Angelegenheiten
- die Interessensgemeinschaft Tiroler Bibliothekarinnen (IBT) in ehrenamtlichen Belangen,
- die Kulturabteilung des Landes in finanzieller Hinsicht,
- die Universitäts- und Landesbücherei Tirol (ULB) für bibliotheksspezifische Problemstellungen

### *3. Lesemaßnahmen*

Nach der Faustregel der Erwachsenenbildung, wonach ein Pferd, das nicht trinken will, auch nicht getränkt werden soll, bieten kluge Einrichtungen zwar eine Menge von Maßnahmen an, überlassen es aber den Benutzern, was davon genutzt werden soll. Zum Unterschied vom üblichen Betrieb an den Universitäten, die ein strenges Regime bei der Abwicklung ihrer Curricula führen, gibt es an der ULB noch weite Felder akademischer Freiheit.

Zur Förderung und Unterstützung des Lesens für Direktkunden und Kunden der öffentlichen Büchereien nützt die ULB Tirol unter anderem folgende Plattformen:

#### *Wikipedia Tirolensien*

Der Artikel versammelt die fiktional arbeitenden Tiroler Gegenwartsautorinnen und –autoren nach den geographischen Bezügen Nord-, Süd- und Osttirol, sowie verstorbene AutorInnen, deren Werk neu aufgelegt wird.

Dieser Artikel ist eine Ergänzung und Vorausstufe zur Tiroler Literaturgeschichte, wie es im Tirol-Lexikon am Brennerarchiv mustergültig instand gehalten wird. Stichtag für die Eintragung in „Tirolensien“ ist das Jahr 2005, da in der Literaturgeschichte zehn Jahre als die unmittelbare Gegenwart gelten.

#### *Rezensionen beigelegt den Katalogisaten in Primo*

Das Suchportal „Primo“ bietet die Möglichkeit, Rezensionen jeweils dem Katalogisat beizufügen. Jährlich werden 100 Rezensionen zur Tiroler Gegenwartsliteratur als simple Textdatei appliziert, wodurch die User generell und vor allem die öffentlichen BibliothekarInnen zumindest mit Grundinformationen versorgt werden.

### *ORF-Tirol wöchentlich Buchtipps*

Im Landesstudio Tirol wird wöchentlich eine Miniatursendung ausgestrahlt, worin sich der Chef der Literaturabteilung und der öffentliche Bibliothekar über eine Tiroler Neuerscheinung unterhalten. Ziel ist dabei, das Lesen und die Bibliothekswelt in Erinnerung zu rufen, die Bücher werden ausschließlich nach positiven Kriterien bewertet, weil für Verrisse die Zeit zu schade wäre, so entsteht als Nebeneffekt immerhin ein optimistisches Lesegefühl.

### *Südtiroler Tageszeitung, Sonntagsbuch*

Die Tirolensien-Abteilung an der ULB kümmert sich auch um Neuerscheinungen aus Südtirol, daher wird in der Südtiroler Tageszeitung jedes Wochenende ein sogenanntes Sonntagsbuch als Tirolensie vorgestellt.

### *Buchkultur, Hintergrundstories aus der Provinz*

Das Magazin Buchkultur mit Redaktionssitz in Wien liefert neben aktuellen Rezensionen vor allem Hintergrundstories zu den AutorInnen und kümmert sich um die neuesten Trends in den Gebieten Krimis, Unterhaltungs-, Sach- und Kinderliteratur. Da das Magazin idealerweise wie eine Bücherei aufgebaut ist, ist es für die öffentlichen Büchereien ein formidables Informationsmagazin. In der Serie Bundesländer-Literatur werden von der ULB immer wieder Beiträge zur Tiroler Gegenwartsliteratur gepostet.

### *Lesezeichen*

Seit 2004 erscheint die Zeitschrift „Lesezeichen“ viermal im Jahr. Auf den etwas „unauffälligen“ Namen wurde zurückgegriffen, da die Zeitschrift schon in den 1980er und 1990er Jahren bei der damaligen Förderungsstelle des Bundes für Erwachsenenbildung herausgegeben wurde und um sich von den damals recht zahlreich anzutreffenden „News“, „Infos“ etc. abzuheben. Das „Lesezeichen“ ist eine Zeitschrift von Büchereien für Büchereien, darin erscheinen Artikel über Veranstaltungen der öffentlichen Büchereien, das jeweilige Aus- und Fortbildungsprogramm, Hinweise auf Veranstaltungen und Aktionen (z.B. Österreich liest, Innsbruck liest, die Dreizehn, etc.), Tipps zur Leseförderung und zu Lesemaßnahmen in den Büchereien, Rubriken wie „Persönlichkeiten lesen“, Rezensionen zur Tiroler Gegenwartsliteratur sowie Hinweise zu Neuerungen im Bibliothekswesen.

2009 wurde das Layout an das CI der Bibliothek angepasst.

Die Zeitschrift erscheint im Printformat und zusätzlich als PDF auf der Homepage der ULB / Services.

Diese Medien und Plattformen kommunizieren die wichtigsten Maßnahmen und Tätigkeitsfelder der zuständigen Mitarbeiter. Für die Benützer der Service-Dienste der ULB / Öffentliches Büchereiwesen eröffnen sich die Möglichkeiten des täglichen Kontakts durch die Hotline während der Dienstzeiten, die angebotenen Weiterbildungs- und Informationsveranstaltungen ergeben statistisch gesehen jede Woche eine Veranstaltung, Jahresschwerpunkte runden das Angebot ab. Einige Großprojekte wie zum Beispiel die Promotion des E-Books für öffentliche Büchereien erstrecken sich über Jahre.

Die aktuellen Strömungen in der Leselandschaft spiegeln sich in den Projekten wider:

### *E-Book Tirol*

Die ULB ist neben der Sammlung der Tirolensien, Betreuung des öffentlichen Büchereiwesens und Ausbildung der öffentlichen BibliothekarInnen vor allem auch eine Einrichtung zur Förderung des Lesens und ein adäquates Kompetenzzentrum dafür.

Im sogenannten „Tiroler Lesegeflecht“ sind die LeserInnen Tirols geographisch und sozial vernetzt. Jeder und jede hat Zugang zur Literatur, die als solche zur Verfügung gestellt und durch Bildungsveranstaltungen begleitet wird.

Wenn man davon ausgeht, dass ein Mensch mehrmals im Leben das Lesen neu lernen muss, weil sich auch die Lesetechniken ständig verändern, so ist es nur logisch, wenn von der ULB die neuen Techniken initiiert, ausprobiert und zusammen mit den Usern auf die Alltagstauglichkeit hin überprüft werden.

Markante Lesetechniken sind der Grunderwerb von Lesen und Schrift, also die Verbindung von Selbstproduzieren und Wiederlesen von fixiertem Sinn.

Ein weiteres Feld kümmert sich um die Zulieferung von Fachliteratur, die im Verlaufe des Bildungsvorganges ununterbrochen eingespeist werden muss.

Auf persönlicher Ebene gilt es eine individuelle Lesekompetenz zu erlangen, wodurch diverse Texte auch als Kunstwerk oder fiktionale Argumentation begriffen werden können.

Und selbstverständlich muss auch das digitale Lesen von Grund auf gelernt werden.

E-Books äußern sich als Weiterentwicklung von Inkunabeln, Bleisatz und Rotationsbuch in einer eigenen Text-Skulptur. Der User pflegt eine persönliche Einstellung, jede Seite wird beinahe HTML-mäßig auf das individuelle Lese-Feld zugeschnitten. Ein Text verhält sich nicht nur anders, wenn er vom Papier zum Audio-Book mutiert, er baut sich auch völlig neu auf, wenn er auf dem Display erscheint. Wir lesen nämlich nicht nur die pure Schrift, sondern auch das Umfeld mit.

Die öffentlichen Büchereien sind für alle diese Lesevorgänge die ideale Begleitung, dabei wird anhand von Literatur das Lesen als Bildung, Persönlichkeit und Freizeit gleichermaßen unterstützender Vorgang unterstützt. Nach gängiger Definition sind die Büchereien nicht die Regale, in denen die Bücher stehen, sondern die Leser-Community, die daraus gerade Literatur entnommen hat.

Das Projekt E-Book ist vorläufig auf die Jahre 2015-17 ausgelegt, dabei sollen ausgewählte Medien aus allen Bereichen über die Schaltstellen öffentliche Büchereien und ULB für die Leserinnen und Leser freigeschaltet werden.

#### *Ausbildungslehrgang für Mitarbeiter/innen öffentlicher Büchereien*

Seit Übernahme der Bibliotheksagenden von der früheren Förderungsstelle für Erwachsenenbildung organisiert die ULB Teile der Ausbildung für ehrenamtliche MitarbeiterInnen öffentlicher Büchereien.

Die vom Bundeskanzleramt (früher Ministerium), BVÖ (Büchereiverband Österreichs) und Land Tirol mitfinanzierte Ausbildung, deren erster Teil in den jeweiligen Bundesländern angeboten werden kann (Teil zwei und drei der Ausbildung findet im Bundesinstitut für Erwachsenenbildung in Strobl statt) wurde seit 2003 sieben Mal durchgeführt.

Die gesamte organisatorische und finanzielle Abwicklung lag dabei an der ULB. Seit 2009 konnte die Ausbildung durch das erweiterte Raumangebot auch zur Gänze in den Räumlichkeiten der Bibliothek abgehalten werden.

#### *Fortbildungsprogramm für Mitarbeiter/innen öffentlicher Büchereien*

Neben der Administration der vom BVÖ angebotenen Fortbildungsveranstaltungen bietet die ULB für die öffentlichen Büchereien Tirols ein breites und interessantes Spektrum von Fortbildungsmaßnahmen an. Die Einheiten haben praktischen (z.B. Photoshop, Plakatgestaltung, Umgang mit den Medien), allgemeinbildenden (Verhalten mit kritischen Kunden, Beschwerdemanagement) wie auch fachlichen Charakter (z.B. Tipps für die Bestandserneuerung bzw. den Bestandsaufbau, Formal- und Sacherschließung, Leseförderung). Die Veranstaltungen können aufgrund von genügend Räumlichkeiten, einer modernen EDV und technischen Ausstattung zur Gänze in der Bibliothek abgehalten werden.

#### *Veranstaltungen (Büchereitag, Die Dreizehn, Österreich liest, Sommerlesen)*

Seit 2003 veranstaltet die ULB jährlich den Tiroler Büchereitag für Mitarbeiterinnen öffentlicher Büchereien. Die Themen sind auf deren Bedürfnisse und Interessen abgestimmt, z.B. Informationen über E-Books, Literaturveranstaltungen, Workshops zu

Presse- und Gemeindearbeit. Auch führten kontroversielle Themen wie die Sinnhaftigkeit des belletristischen Bestandes in öffentlichen Bibliotheken auch schon zu heftigen Diskussionen.

### *Read and Win*

Die ULB organisiert aufgrund des Kooperationsvertrages mit dem Land Tirol in regelmäßigen Abständen (zum Teil auch gemeinsam mit dem Amt für Bibliotheken und Lesen in Südtirol) Lesewettbewerbe für Jugendliche. Großer Beliebtheit erfreut sich dabei „Read and Win“, dabei müssen aus einem Buchpaket von 10 Büchern eines oder mehrere gelesen werden und anschließend auf einer für die Aktion eingerichteten Homepage bewertet werden. Zusätzlich gibt es zum Blog auch einen kreativen Teil, die Aufgabensstellung reicht dabei von einem Bild, einem Poster bis zur Gestaltung des Bucheinbandes zu einem der Bücher.

Die Preisverleihung erfolgt durch den jeweiligen Landesrat/die jeweilige Landesrätin für Kultur.

### *Fachspezifische Beratung und Betreuung der öffentlichen Büchereien*

Die Unterstützung ehrenamtlich geführter Büchereien bedarf anderer Maßnahmen, als sie mit einer rein bürokratischen Verwaltung abzuwickeln wäre. Souverän einer öffentlichen Bücherei ist die Leserschaft, unterstützt vom Büchereiteam. Träger ist meist die Kommune, die nach vorgegebenen Finanzrichtlinien die Bücherei transparent zu finanzieren hat. Die ULB bringt durch ihre Außenoptik oft interessante Finanzierungs- und Verwaltungsmodelle ins Spiel, die oft trotz geringer Ressourcen eine Menge bewirken können.

### *Betreuung der Büchereien vor Ort (Recyclen, Updaten)*

Nach einem Upgrade-Zyklus der öffentlichen Büchereien, wonach sie etwa alle zehn Jahre erneuert werden sollen, unterstützt die ULB diese vor Ort beim Bestandsaufbau, bei der Bestandserneuerung und bei der Bestandssichtung.

### *Adjustierung des Tiroler Büchereiplans*

Koordination mit der Kulturabteilung des Landes zwecks Subventionen, Statistiken und Schwerpunktprogrammen zur Förderung des Lesen in den öffentlichen Büchereien.

Im Alltagsgeschäft der ULB werden schließlich abgewickelt:

- Leserelevante Veranstaltungen, Präsentationen, öffentliche Moderationen
- Medien-, Presse- und Kontaktarbeit
- Campus-interne Öffentlichkeitsarbeit zum Thema Lesen
- Rezensionstätigkeiten
- Betreuung der Grauen Literatur / Tirolensien
- Kontakt zur Tiroler Gegenwartsliteratur (AutorInnen, VerlegerInnen, Leseclubs u.a.)
- Leserelevante Updates zum Kooperationsvertrages zwischen Land Tirol und ULB

### *Ausblick*

In den nächsten zehn Jahren wird sich zumindest in den kleineren und mittelgroßen Orten eine verstärkte Kooperation zwischen Schulbibliotheken und öffentlichen Büchereien durchsetzen.

Die realistisch-ideale Bibliothek der Zukunft wird vieles beibehalten, was wir in der Gegenwart schätzen.

Sie wird sich vielleicht in einem kühnen Ablauf präsentieren:

- Von sieben bis siebzehn Uhr wird sie eine lernende, kreative, emotionale Bibliothek sein, die ein Zentrum für Unterrichts- und Nachmittagsbetreuung ist.
- Zwischen siebzehn und achtzehn Uhr wird gelüftet und gereinigt.
- Ab achtzehn Uhr ist die Bibliothek die gute Bücherei unserer Kindheitstage, in der wir Erwachsene bis ins hohe Alter lesen.

### *Literatur und Links*

BVOE Leitbild: <https://www.bvoe.at/epaper/leitbild>, abgerufen 10/07/14

Buchland Tirol. 1980 - 1990; Südtirol, Nordtirol, Osttirol; Literatur-Handbuch und Tirolensien-Verzeichnis / [Hrsg.: Südtiroler Landesregierung, Assessorat für Schule und Kultur für die Deutsche und Ladinische Volksgruppe, und Amt der Tiroler Landesregierung, Kulturabteilung. Bearb.: Ferruccio Delle Cave]. Bozen 1991.

Wolfgang Fitzinger, Robert Saxer, Helmuth Schönauer: Aufgaben und Funktionen von BibliothekarInnen - Lesestoffe und literarischer Markt - Lesen und kommunikative Formen. Ausbildungsunterlagen für ehrenamtliche und nebenberufliche BibliothekarInnen in Österreich Bd 2. Wien: Bundesministerium für Unterricht und Kunst 1991.

Susanne Halhammer, Lesezeichen: <http://www.uibk.ac.at/ulb/service/buecherei/lesezeichen/in dex.html>, abgerufen 10/07/14



Johann Holzner / Sandra Unterweger (Hg.): Schattenkämpfe. Literatur in Osttirol. Innsbruck 2006. ISBN 3-7065-4199-8

Leselandschaft: <http://www.biblio.at/leselandschaft>, abgerufen 10/07/14

Lesen in Tirol: <http://lesen.tibs.at>, abgerufen 21/08/14

Stefan Neuhaus: Literaturvermittlung. Konstanz: UVK-Verl. 2009. (= UTB 3285) ISBN 978-3-8252-3285-6

Klaus Niedermair: Recherchieren und Dokumentieren. Der richtige Umgang mit Literatur im Studium. Konstanz: UVK Verlag 2010. (= UTB 3356) ISBN 978-3-8252-3356-3

Monika Schneider, Jahresbericht ULB 2013: [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/statistische\\_daten/jabe-ulb\\_2013.pdf](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/statistische_daten/jabe-ulb_2013.pdf), abgerufen 10/07/14

Helmuth Schönauer: Essig und Oel. Materialien zur Tiroler Gegenwartsliteratur, Innsbruck 1988. ISBN 3-900862-06-0

Helmuth Schönauer: Rotz und Wasser. Materialien zur Tiroler Gegenwartsliteratur 1988-1999, Innsbruck 1999. ISBN 3-7066-2195-9

Helmuth Schönauer: Blitz und Koma. Materialien zur Tiroler Gegenwartsliteratur 2000-2014. Innsbruck, Wien 2014. ISBN 978-3-902873-52-1

Tirolensien: <http://de.wikipedia.org/wiki/Tirolensien>, abgerufen 10/07/2014

*Dietmar Schuler*

## **Von der Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek zur UBI-Neu**

Im Zeitraum von 1999 bis 2009 fanden am Standort Innrain der Universitätsbibliothek Innsbruck umfangreiche und einschneidende Veränderungen statt. Zum einen wurde aus einem mehrschichtigen Bibliothekssystem mit ursprünglich 3 Fach- und 16 Institutsbibliotheken im strukturellen Aufbau ein durchgängig einschichtiges Modell installiert, zum anderen wurde die ebenfalls räumlich aufgesplitterte und nicht mehr den aktuellen Anforderungen entsprechende Bibliothekslandschaft durch eine neue gemeinsame Benutzerebene abgelöst. Durch die Ansiedelung der Bibliothek auf Straßenniveau und die Verschränkung von bestehender und neu errichteter Bausubstanz im Bereich der Universitätskreuzung entstand eine überraschende Konstellation, die neben der Abdeckung bibliotheksspezifischer Bedürfnisse auch eine allgemeine Öffnung und harmonische Anbindung der Universität zum Stadtraum hin ermöglicht.

### *1. Einleitung*

Neben der massiven Erweiterung des elektronischen Angebotes, der Einführung des Bibliothekssystems ALEPH und des Suchportals Primo zählt zweifellos der Neubau am Innsbrucker Innrain zu den markantesten Eckpunkten der Direktion von Martin Wieser an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol in der Zeit von 1999 bis 2014. Dabei war es über viele Jahre aus verschiedenen, in erster Linie jedoch finanziellen Gründen mehr als zweifelhaft, ob es überhaupt zu baulichen Veränderungen der Universitätsbibliothek an ihrem Hauptstandort würde kommen können.

Insbesondere musste der involvierte Personenkreis über einen langen Atem und die nötige Flexibilität verfügen, um das Projekt unter stetig variierenden Vorgaben und Bedingungen immer wieder neu zu definieren. Nicht zuletzt dürfte bei der nach viel Auf und Ab dann doch erfolgten Realisierung mit einer Rolle gespielt haben, dass Martin Wieser von 2004 bis 2007 neben seiner Bibliotheksfunktion auch das Amt des Vizerektors für Personal und Infrastruktur an der Universität Innsbruck innehatte.

### *2. Die Ausgangslage*

Die eigentliche Initiative, die zu einer grundlegenden Umgestaltung der Bibliothekslandschaft am Innrain führen sollte, geht auf einen Beschluss der damaligen Geisteswissenschaftlichen Fakultät aus dem Spätherbst 1998 zurück. Die bibliothekarische Struktur der Geisteswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Innsbruck war schon seit Jahren geprägt von akuter Raumnot, starker Zersplitterung und zum Teil sehr individuell gestalteten „Insellösungen“, wie sie einem modernen, kundenorientierten Bibliothekskonzept nicht mehr entsprachen. Nicht zuletzt gab es in weiten Bereichen keine annähernd leistungsgerechte EDV-Ausstattung, mancherorts fehlte diese überhaupt zur Gän-

ze. Darüber hinaus drohte das System durch die baldige Ausschöpfung der letzten Raumreserven strukturell zu kollabieren. Das Defizit an räumlichen Möglichkeiten wurde durch die ebenfalls sich abzeichnende Platznot zur Unterbringung von wissenschaftlichen Mitarbeitern noch erheblich verstärkt.

In diesem Umfeld fasste nun die Geisteswissenschaftliche Fakultät nach eingehender, durchaus kontroverser Diskussion mehrheitlich den Beschluss zur „Errichtung einer Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek“ und knüpfte damit an einen ähnlich gelagerten, aber nie zur Durchführung gelangten Vorstoß aus den 1970er-Jahren an. Damals allerdings hatten die Überlegungen zu einer Konzentration der Bibliotheksbestände und -funktionen im Wissenschaftsministerium ihren Ausgang genommen, was deren Attraktivität aus der Sicht der Betroffenen nicht erhöht haben dürfte und schließlich das Vorhaben zum Scheitern brachte. Insofern waren die Voraussetzungen dieses Mal anders gelagert, zumal, wie schon erwähnt, der Wunsch nach Veränderung und Schaffung einer neuen und gemeinsamen Bibliotheksstruktur aus der Geisteswissenschaftlichen Fakultät selbst kam. Jedenfalls lagen Mehrheitsbeschlüsse der damit befassten Fakultäts- und Universitätsgremien vor und bildeten so die Basis für die weitere Entwicklung.

Ungeachtet dessen zeigte sich schon in der ersten Arbeitsphase, wo es in erster Linie um die Erstellung eines Raum- und Funktionsprogrammes, die Bewältigung unmittelbar anstehender bibliothekarischer Probleme und die Einleitung, Planung und beginnende Durchführung organisatorischer Maßnahmen für das Zusammenführen der einzelnen Einrichtungen und den Aufbau einer gemeinsamen Fakultätsbibliothek ging, auf welch tönernen Füßen die Entscheidungsfindung erfolgte. In weiten Teilen der Fakultät herrschte große Skepsis, und mancherorts trat eine offen ablehnende Haltung zutage. Dabei stellte sich sehr rasch heraus, dass dem ganzen Unternehmen zum damaligen Zeitpunkt zunächst die rechtlichen Grundlagen fehlten, um im Sinne der Aufgabenstellung überhaupt tätig werden und die erforderlichen Maßnahmen setzen zu können. Schließlich galt es aus 2 Fachbibliotheken und 15 Institutsbibliotheken mit spezifischen Ausgangsmustern zunächst eine organisatorische und im Endergebnis auch räumliche Einheit zu schaffen.

*Die wichtigsten Charakteristika zu Projektbeginn:*

- Mehrschichtiges Bibliothekssystem aus 2 Fachbibliotheken und 15 Institutsbibliotheken (später kamen noch die Erdwissenschaftliche Fachbibliothek und die Institutsbibliotheken für Psychologie und Erziehungswissenschaften hinzu)
- Unterschiedliche Öffnungszeiten
- Unterschiedliche Benutzungsbedingungen
- Unterschiedliche lokale Aufstellungssysteme
- Lokale Zettelkataloge
- Mangelnde personelle Ausstattung

- Platznot
- Unzureichende bis fehlende Computer- und Multimediaausstattung
- Fehlen einer koordinierten Bibliotheksverwaltung
- Kein koordinierter Bestandsaufbau

Am 3. Februar 2000 errichtete der Rektor der Universität gemäß § 78 Abs. 4 UOG 1993 und im Einklang mit dem vom Senat am 24.6.1999 beschlossenen und vom Bundesminister für Wissenschaft und Verkehr am 9.8.1999 genehmigten Satzungsteil die „Fakultätsbibliothek der Geisteswissenschaftlichen der Universität Innsbruck“.

### *3. Projektentwicklung: Der Weg zur funktionalen Einsichtigkeit*

Die genauere Analyse der Ausgangssituation und daran anschließende Diskussionen von Zukunftsszenarien ließen innerhalb der Bibliothek sehr rasch die Überzeugung reifen, dass angesichts der Komplexität und des Umfangs der Aufgabenstellung insbesondere auf zwei Gestaltungsebenen unmittelbarer Handlungsbedarf bestand, um dem Gesamtziel in Schritten näher zu kommen. Zum einen richtete sich der Fokus auf die Konzeption und anschließende schrittweise Implementierung einer einheitlichen Organisationsstruktur, zum anderen musste es darum gehen, Mittel und Wege zu finden, um die räumliche Umsetzung einer großen Bibliothekseinrichtung verwirklichen zu können.

#### *3.1 Organisation*

Als Erstes mussten alle Bemühungen darauf gerichtet werden, einen Paradigmenwechsel einzuleiten und die Sichtweise vom Einzelinstitut, seinen Buchbeständen und sonstigen Usancen perspektivisch hin zur Fakultätsbibliothek als Gesamt- und Dachkonstruktion zu verändern. Es wurden erhebliche Anstrengungen unternommen, um partikuläre Interessen zu überwinden, Doppelgleisigkeiten aufzudecken und Geschäftsprozesse im Ablauf und unter dem Gesichtspunkt des Kostenaufwandes zu optimieren. Im Übrigen lag der manchem vielleicht zu unmittelbar einsetzenden Initiative zu strukturellen Umbaumaßnahmen die Einschätzung zugrunde, dass ein derart großes und individualisiertes bibliothekarisches System nur sukzessive und über eine längere Zeitspanne hinweg transformiert werden könne. Beim strukturellen Aufbau einer zentralisierten und standardisierten Bibliotheksverwaltung richtete sich der Fokus insbesondere auf nachstehend aufgeführte Punkte:

- Zentrale Beschaffung von Büchern und anderer Medien mit entsprechenden Synergieeffekten
- Zentrale Budgetplanung mit optimiertem Einsatz der finanziellen Ressourcen
- Zentrale Bearbeitung der Bücher und anderer Medien in Formal- und inhaltlicher Erschließung

- Thematisch gegliederte Bestandspräsentation im Rahmen einer einheitlichen Aufstellungssystematik ab dem Zugangsjahr 2000 und von rückgearbeiteten Bereichen
- Bessere Benutzbarkeit der Bestände durch geregelte Öffnungszeiten
- Entlehnung der Bestände im Kontrast zu den bisherigen Präsenzbibliotheken

### *3.2 Aufstellungssystematik*

Im ersten Halbjahr 2000 wurde nach Diskussion über die verschiedenen in Frage kommenden Möglichkeiten zunächst als Aufstellungssystematik die *Dewey Decimal Classification (DDC)* gewählt und mit der Vergabe von Notationen und entsprechenden Signaturen für die Neuzugänge begonnen. Die Entscheidung zugunsten der DDC fiel nicht zuletzt mit Blick auf eine für die Zukunft angekündigte deutsche Ausgabe derselben und die avisierete Vergabe von DDC-Notationen im Rahmen der Deutschen Bibliothek. Ein detaillierter Zeitplan für dieses Unterfangen, auf den man die Innsbrucker Planungen, die ja keinen Aufschub duldeten, hätte stützen können, existierte allerdings noch nicht.

So fiel umso schwerer ins Gewicht, dass sich die Umsetzung der DDC zum damaligen Zeitpunkt aus mehreren Gründen äußerst schwierig gestalten sollte. Zum einen war der angenommene Nutzungsgrad von Fremdleistungen in der Größenordnung von ca. 40 % kaum einzuhalten, zum anderen erwies sich der dadurch hohe Anteil an intellektueller Eigenleistung zur Erstellung der DDC-Notationen als nicht bewältigbar. In einer Studie des Deutschen Bibliotheksinstituts und in einer Durchführbarkeitsstudie der Fachbibliothek für Germanistik an der Universität Wien<sup>1</sup> wird das in Innsbruck aufgetretene Problem angesprochen und bestätigt. Nach der DDC, so wird dort angemerkt, können heute eigentlich „nur sehr wenige Spezialisten klassifizieren und auch diese sind offenbar teilweise überfordert“, wie zahlreiche Fehler der British National Bibliography deutlich vor Augen führen. „Ein nach der DDC klassifizierender Sacherschließer verbringt wohl die meiste Zeit mit dem Studium des Kleingedruckten: sehr viele Systemstellen haben so genannte Notes, die genau beachtet werden sollen“, wenn die zu kreierende Notation einigermaßen treffsicher den Inhalt eines Werkes abbilden sollte. Der hohe Arbeitsaufwand zur Durchführung der DDC war im Jahr 2000 mit dem vorhandenen Personalstand nicht zu leisten und hätte zudem auch zeit- und kostenintensive Schulungen bis hin zu mehrmonatigen 1:1-Betreuungen erfordert. Darüber hinaus wäre auch eine intensivere Kundenbetreuung unumgänglich geworden, was wiederum erhebliche finanzielle Mehrbelastungen nach sich gezogen hätte.

<sup>1</sup> Klassifikationen für wissenschaftliche Bibliotheken. Analysen, Empfehlungen, Modelle, Berlin 1998, bes. 25ff., 239ff. – Oberhauser, Otto & Seidler, Wolfram: Reklassifizierung größerer fachspezifischer Bibliotheksbestände. Durchführbarkeitsstudie für die Fachbibliothek für Germanistik an der Universität Wien, Wien 2000.

Auf Grund dieser Schwierigkeiten erfolgte im August 2000 der Wechsel zur *Regensburger Verbundklassifikation (RVK)*, der im deutschen Sprachraum am weitesten verbreiteten Aufstellungssystematik. Die kurz zuvor durch die Universitätsbibliothek angeschaffte Z 39.50-Schnittstelle schuf die technische Basis, um Daten der sehr großen deutschen Bibliotheksverbände direkt und umfassend (inkl. Aufstellungssystematik) nutzen zu können. Die statistischen Erhebungen, die wir im Vorfeld vorgenommen hatten, zeigten uns, dass wir auf diese Weise einen Nutzungsgrad von ca. 80 % hinsichtlich der RVK-Notationen erwarten durften. Das bedeutete einen immensen Rationalisierungseffekt bei der Katalogisierung der Bücher, der sich seit der Einführung der RVK an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol auch mehr als bestätigt hat. Im Übrigen nimmt die Selbstvergabe einer RVK-gerechten Notation und einer darauf aufbauenden Signatur erheblich weniger Zeit in Anspruch, sodass auch diesbezüglich wesentlich ökonomischer vorgegangen werden konnte und kann. Jedenfalls sind unsere Erfahrungen in den vergangenen 14 Jahren, seit wir die RVK in Verwendung haben, grundsätzlich positiv. Diese Einschätzung lässt sich im selben Maße für den Benutzerbereich treffen, wo sich zeigt, dass die alphanumerische Kombination bei den Signaturen im Vergleich zu reinen Zahlenfolgen kognitiv besser wahrgenommen wird.

### *3.3 Erwerbung, Buchbearbeitung, Zeitschriften*

Im Hinblick auf die organisatorische Neustrukturierung im Geisteswissenschaftlichen Bibliotheksbereich der Universität Innsbruck maßgebend war die vollinhaltliche Übernahme sämtlicher Schritte bei der Buch- und Medienbearbeitung und in weiterer Folge der Erwerbung. Die je nach Institut gänzlich unterschiedlich gehandhabte Praxis in der Vergangenheit konnte mit dem Blick auf das gemeinsame Ziel nicht mehr fortgesetzt werden, sämtliche Arbeitsschritte von der Bestellung, Erwerbung, Budgetdarstellung, der formalen und inhaltlichen Erfassung, Klassifizierung, Signierung und Adjustierung mussten zur Gänze neu definiert und in der Ablauflogistik verankert werden. Im Hinblick auf die Herstellung einer funktionalen Einschichtigkeit kam der organisatorischen wie räumlichen Implementierung einer zentralen Buch- und Medienbearbeitung mit Anfang 2002 herausragende Bedeutung zu.

Mit Ausnahme der Fachbibliotheken oblag die budgetäre Verwaltung der Buchmittel im Innsbrucker Gebrauch bisher den einzelnen Instituten selbst, sodass die Initiative, hier zentralisieren und zusammenfassen zu wollen, nicht in jedem Fall auf ungeteilte Zustimmung stieß. Deshalb war es gerade für diese sensible Zone, um allen skeptischen Befürchtungen begegnen zu können, unverzichtbar, eine offensive und transparente Strategie zu entwerfen. Dies glückte vor allem durch die enge Kooperation mit den Mitgliedern des Bibliotheksbeirates und seiner Nachfolgeinstitutionen. Die involvierten Bibliotheksmitarbeiter und -mitarbeiterinnen waren im Sinne der Akzeptanz und Kun-

denorientierung angehalten, alle Arbeitsschritte, wengleich oft recht aufwändig und arbeitsintensiv, genauestens zu dokumentieren, um bei allfälligen Anfragen möglichst rasch und so ausführlich wie nötig antworten zu können. Außerdem waren wir sofort darum bemüht, die verschiedenen Budgetansätze nach außen darzustellen und täglich aktualisiert online für alle Interessierten anzubieten. Diese Konzeption verlangte natürlich, dass alle zugänglichen Daten, von den ALEPH-Budgets bis hin zu den Daten der Universitätsquästur, in oft mühevoller Kleinarbeit verglichen, im Detail analysiert und schließlich synchronisiert werden mussten, um keine unnötige Verwirrung zu stiften.

Darüber hinaus war es vor allem gegen Ende des Budgetjahres und bei Näherrücken der verschiedenen Übergangstermine notwendig, die offenen Bestellvorgänge penibel zu überprüfen und auf ihre zeitgerechte Realisierbarkeit zu hinterfragen, um gegebenenfalls die Lieferanten mit neuen und ausreichenden Bücherwunschlisten versorgen zu können. Auf diese Art und Weise wurde dafür vorgesorgt, dass alle zur Verfügung stehenden Literaturgelder im Bereich der Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek auch tatsächlich innerhalb des laufenden Budgetjahres ausgegeben werden konnten. Früher war es in diesem Zusammenhang durchaus nicht unüblich, durch „kreative Budgetkosmetik“ mittels Gutschriften einen Verbrauch darzustellen, der realiter jedoch gar nicht stattgefunden hatte.

Die allgemeinen Reformmaßnahmen von Seiten der Universitätsführung in Form einer Neugliederung und zahlenmäßigen Vergrößerung der Fakultäten hatten im Jahr 2004 ebenfalls gravierende Auswirkungen auf die Verwaltung der Universitätsbibliothek. Vor allem ergab sich die Notwendigkeit, den Verteilungsschlüssel für die Literaturmittel zu verändern und anhand objektiv nachvollziehbarer und sich jährlich nachjustierender Daten transparent zu gestalten. In die Ausarbeitung wurden die Dekane der neuen Fakultäten (Bildungswissenschaften, Philosophisch-Historisch, Philologisch-Kulturwissenschaftlich, Psychologie und Sportwissenschaften, Geo- und Atmosphärenwissenschaften) im Rahmen entsprechender Gesprächsforen einbezogen und der Schlüssel schließlich im Dezember einvernehmlich beschlossen.

Da die Ausgaben für Zeitschriften im Allgemeinen und für Printzeitschriften im Besonderen mit zu den höchsten im jährlichen Finanzrahmen zählen, gehört ihnen innerhalb des bibliothekarischen Portefeuilles naturgemäß besonderes Augenmerk. Und gerade unter diesen Vorzeichen förderte die Bestandsaufnahme innerhalb der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck große Defizite zu Tage. Jedenfalls führte an baldigem Handeln kein Weg vorbei, und dennoch gab es keinen Zweifel, dass bis zu einer vollständigen Sanierung nach bibliothekarischen Standards viel Zeit vergehen würde. Immerhin liefen, als 2002 mit den entsprechenden Arbeiten begonnen wurde, an die 1000 Zeitschriften und Lieferungswerke, deren Verwaltung, Bearbeitung und Betreuung jedoch ganz unterschiedlich und nach keinem einheitlichen Konzept erfolgte. Insbeson-

dere machte sich – mit Ausnahme der Fachbibliothek für Germanistik – das Fehlen einer elektronischen Band- und Heftverwaltung negativ bemerkbar, zumal dadurch eine tatsächliche und rigoros umgesetzte Zusammenschau der Bestände und ein diesbezüglich durchaus zu erwartender Einsparungseffekt praktisch nicht gegeben waren.

So war es etwa unbedingt notwendig in mühevoller Kleinarbeit eine Gesamtliste aller Zeitschriften zu erheben, die an der Fakultät aktuell laufend oder bereits eingestellt waren. Außerdem wurden nachstehende Bereiche vereinheitlicht und professionell abgedeckt: Erstellen eines Erwerbssegments, Verwaltung der Rechnungen, Nutzen von Verbunddaten und, wo erforderlich, Erstellen von neuen Titeldaten für die Holdings, Korrektur der Holdings im Verbund, Aufbau der Heftverwaltung, Zusammenstellen der Buchbinderlieferungen, Änderung der Lieferantenadressen auf die einheitliche Lieferadresse der Fakultätsbibliothek, zusätzlich bei einigen für die Auslage vorgesehenen Zeitschriften die Vergabe von RVK-Signaturen.

### *3.4 Benutzerbetrieb und Entlehnung*

Schon im Lauf der ersten Planungsschritte für eine spätere gemeinsame Bibliothek kristallisierte sich bei den mit dem Projekt befassten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen die Meinung heraus, dass man schon lange vor einer baulichen Realisierung den Standard für die Benutzer und Benutzerinnen merkbar verbessern müsste, indem man den überwiegenden Teil der Bestände nicht nur während der Öffnungszeiten zugänglich, sondern vor allem entlehnbar macht. In Schritten wurden die Teilbibliotheken umgestaltet, im Erscheinungsbild vereinheitlicht und der Service im Kundenbereich so rasch und umfassend wie möglich verbessert und dem gewohnten Standard der Fachbibliotheken für Germanistik und Geschichte/Zeitgeschichte angeglichen.

Dass dies unter den gegebenen strukturellen Bedingungen einer starken Zersplitterung der Buchbestände über den gesamten GEIWI-Turm und der oft erheblich divergierenden bisherigen Betreuungssituation kein leichtes Vorhaben sein würde, war allen Beteiligten mehr als bewusst. Dennoch wurde dieses Etappenziel nie aus den Augen verloren und konsequent weiter verfolgt. Nicht zuletzt die intensiven Bemühungen, durch Rück Erfassung die Zahl der Exemplare im Online-Katalog binnen kurzer Zeit zu steigern, waren im Verlauf des Jahres 2002 mit ein Grund nicht nur über eine zukünftige, sondern daneben auch über eine unmittelbare Verwertbarkeit in Form neuer Dienstleistungen nachzudenken. Im Ergebnis führte dies nach eingehender organisatorischer Planung, Auswahl und Schulung von Projektmitarbeitern und einer Phase der Vorbereitung in den zahlreichen bisherigen Institutsbibliotheken zur schrittweisen Implementierung eines standardisierten Benutzerbetriebes mit einheitlichen Öffnungszeiten und elektronischer Entlehnung über das Bibliothekssystem ALEPH. Zugleich wurden die verschiede-



nen Bibliotheken in ihrer graphischen Präsentation – so weit als möglich – angeglichen, die systematische Aufstellung der Neuzugänge ab 2000 nach der Regensburger Verbundklassifikation (RVK) nunmehr überall eingeführt und die technische Infrastruktur insoweit entscheidend optimiert, als die Zugänglichkeit des Online-Katalogs von zumindest einem Gerät in jeder Einheit gewährleistet wurde. Darüber hinaus wurden in den beiden Fachbibliotheken für Germanistik und Geschichte/Zeitgeschichte Gebührenzahlstellen und mit Beginn des Wintersemesters 2002 Bucheinwurfschlitze installiert, um einerseits eine Abwicklung anfallender Gebühren vor Ort und andererseits die Rückgabe außerhalb der Öffnungszeiten für alle GEIWI-Bibliotheken und deren Kunden zu ermöglichen.

Der Entlehn- und Benutzerbetrieb wurde 2003 endgültig zum Erfolgsmodell. Dabei standen die allgemeine und gleiche Zugänglichkeit sowie die Gelegenheit zur Entlehnung für alle Benutzergruppen im Vordergrund, wengleich vor allem von Seiten der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen einiger Institute wiederholt der Versuch unternommen wurde, „die so gut wie generalisierte Entlehnbarkeit“ mit dem erklärten Ziel in Frage zu stellen, sie wieder abzuschaffen. Von Seiten der Bibliothek hingegen wurde weiterhin an der Auffassung festgehalten, in Zeiten virtueller Räume und Bibliotheken, welche auch eine tief greifende Veränderung des Benutzerverhaltens nach sich ziehen, sei wohl eher ein Konzept der „Öffnung“ angebracht und mite die Vorstellung einigermaßen anachronistisch an, dass sich ein Benutzer zum Lesen eines Buches zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort begeben müsse.

Die effektiven Zahlen sprachen eine deutliche Sprache und belegten eindrucksvoll die Annahme des umgesetzten Benutzer- und Entlehnmodells. In jedem Fall führten sie anschaulich vor Augen, dass die allfällige Aufhebung des generellen Entlehnkonzeptes objektiv nicht zu vertreten war und die strikte Verwirklichung einer reinen Präsenzbibliothek für sämtliche Benutzergruppen und ohne Ausnahme allein schon an den momentanen und wohl auch zukünftigen räumlichen Ressourcen, die der Nachfrage gegenüber standen, scheitern würde.

Die Geisteswissenschaftliche Fakultätsbibliothek wurde im Jahr 2003 mit 93.537 Entlehnfällen vor der Hauptbibliothek (86.731 Entlehnungen) und der SOWI-Fakultätsbibliothek (78.925 Entlehnungen) zur bedeutendsten Entlehnabteilung der Universitätsbibliothek Innsbruck, was einer Steigerung des Entlehnvolumens gegenüber dem Jahr 2002 von 55,42 % entsprach. Im Jahr 2003 machte der Anteil der mit einer Signatur nach der Regensburger Verbundklassifikation versehenen Bände, die im Wesentlichen seit 2000 erworben wurden, bereits 28,98 % des gesamten Entlehnvolumens aus, bis 2005 konnte dieser sogar in absoluten Zahlen gemessen nochmals fast verdoppelt werden. Der Nutzungsgrad der nach RVK aufgestellten Bücher, Medien und Zeitschriften erreichte damit den beachtlichen Wert von 55 %.

### *3.5 Bestandskonzentrationen*

Das Thema einer Zusammenführung und damit Absiedelung größerer Bestände beschäftigte die GEIWI-Fakultätsbibliothek und die Direktion der Universitätsbibliothek gleichermaßen schon seit Beginn des Jahres 2003. Obgleich eine Komprimierung von älteren Büchern und Medien im Rahmen aller Konzeptionen spätestens mit Bezug von gemeinsamen Neuflächen vorgesehen war, lieferten die aus dem Benutzerbetrieb nicht zuletzt auf Grund arbeitsrechtlicher Bestimmungen erwachsenden finanziellen Belastungen den unmittelbaren Anlass für eine vorgezogene Verlagerung der Bestände an ihren für die weitere Zukunft ohnehin vorgesehenen Standort. In der zweiten Jahreshälfte 2003, als sich die Anzeichen für diese Maßnahmen verdichteten, spitzten sich Diskussion und Konflikt spürbar zu. Es trat dabei klar zutage, dass zwar einerseits der Widerstand in erster Linie von den Instituten für Archäologie und Ur- und Frühgeschichte kam und organisiert wurde, deren ablehnende Haltung zu einer gemeinsamen Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek allerdings schon seit der Beschlussfassung 1998 offensichtlich war, andererseits jedoch die Bruchlinien quer durch die Fakultät und die einzelnen Institute selbst gingen.

Die bisherige Praxis und eingeübten Gewohnheiten sowie die Perspektive und deren Akzeptanz oder Verwerfung bildeten sich während der zum Teil hart geführten Auseinandersetzung immer mehr zu komplett divergierenden und nicht vermittelbaren Positionen aus. Im Grunde stand das Konzept einer Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek als solches auf dem Prüfstand und wurde mehr oder weniger deutlich in Frage gestellt. Mancherorts herrschte trotz der im Jahr 1988 gefällten Beschlüsse die Meinung vor, man möge doch alles belassen, wie es ist. Da für die Bibliothek allerdings nie in Zweifel stand, dass eine Verteilung der Buch- und Medienbestände auf zahlreiche Einheiten mit unterschiedlichen Katalogen, Zugangsformen und Öffnungszeiten, mehr als ein Dutzend Signatursystemen und mangelnden, jedenfalls aber unterschiedlichen Entlehnmodalitäten einem modernen Bibliotheksbild nicht entsprachen und einer „Bücherfakultät“ ebenfalls nicht angemessen waren, wurde aus universitätspolitischen Erwägungen 2003 das Projekt Fakultätsbibliothek strategisch noch einmal aufgeschnürt und im Umfang um die Erdwissenschaftliche Fachbibliothek sowie die Bibliotheken für Psychologie und Erziehungswissenschaften erweitert. Mit dieser neuen Zieldefinition war konzeptionell auch eine stärkere Verschränkung mit der Hauptbibliothek vorgesehen, was nicht zuletzt im veränderten Projekttitel „UBI-Neu“ zum Ausdruck gebracht wurde. Damit für das nun viel größere Buchvolumen, insbesondere die Konzentration älterer Bestände, auch genügend Stellfläche zur Verfügung stand und verplant werden konnte, mussten Ausgleichsflächen jenseits der bisherigen Raumressourcen der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol gefunden werden. Dies wurde durch die Anmietung eines dislozierten Außenmagazins realisiert. Dorthin wurden, um für geisteswissenschaftliche Be-

stände im Magazin der Hauptbibliothek Platz zu schaffen, während der Sommerferien 2003 an die 500.000 Bände transferiert.

Die konfliktbeladene Diskussion um die UBI-Neu an sich und der Widerstand gegen die für 2004 in zwei Schritten vorgesehene Bestandskomprimierung nahmen insbesondere im Jänner zu, führten zu mehreren Artikeln in der Tagespresse und inneruniversitären Publikationen und erreichten zweifellos ihren Höhepunkt in einer von den Instituten für Archäologie, Kunstgeschichte, Ur- und Frühgeschichte sowie Volkskunde einberufenen Protestversammlung am 20. Jänner 2004, die vor voll besetztem Auditorium und in bereits aufgeheizter Stimmung stattfand. Im Wesentlichen wurden dort von den Institutsleitern und -leiterinnen aus deren Sichtweise die Vorteile des Status quo hervorgehoben und im Namen und in Vertretung der Studentenschaft argumentiert, was im Konnex mit der Forderung nach Auflassung des Entlehnsystems doch einigermaßen verwundern durfte.

Die Leitungen der Universität, der Universitätsbibliothek und das Projektteam UBI-Neu hielten jedoch am einmal eingeschlagenen Weg fest, wonach im Verlauf des Jahres 2004 in zwei Übersiedlungsphasen die Bücher und Medien von 17 Fach- und Institutsbibliotheken mit 18 unterschiedlichen Aufstellungssystemen auf drei Hauptstandorte verdichtet, für den neueren Buchbestand eine moderne, integrierte und international gebräuchliche Aufstellung umgesetzt, eine allgemeine und gleiche Benutzbarkeit für sämtliche Benutzergruppen eingeführt sowie die Entlehnmöglichkeiten ausgebaut und synchronisiert werden sollten. In der weiteren Folge war das Echo des größten Kundenspektrums, der Studentenschaft, überwiegend positiv, was sich in einer gestiegenen Besucherfrequenz ebenso niederschlug wie im Entlehnaufkommen. Es existierten also jede Menge Gründe, die Planungen für die Implementierung einer zentralen und funktionellen Bibliothek am Innrain mit informationstechnologischer Vollausrüstung, einheitlicher Aufstellungssystematik, kompetentem Benutzerservice und leistungsfähiger Verwaltung weiter voranzutreiben.

Die tatsächliche Übersiedlung von umfangreichen und im Wesentlichen älteren Beständen in dafür reservierte Abschnitte des Hauptbibliothekmagazins wurde ungeachtet aller Turbulenzen in zwei Phasen während der Semesterferien 2004 und schließlich im Juli 2004 nach detailliert ausgearbeiteten Belegplänen durchgeführt. Insbesondere für die „Gewaltaktion“ während der Semesterferien war es natürlich unerlässlich, neben dem Personaleinsatz vor allem die gesamte Transportlogistik von der Verwendung der Aufzüge über die Reservierung einer Fahrrinne in der Garage bis hin zu den geplanten Wegen in der Hauptbibliothek zu entwerfen und ein anschauliches Grafikprogramm für die Neubeschriftung und -beschilderung zu entwickeln. Über das gesamte Projekt wurde nicht nur ausführlich im Vorfeld und während der Arbeiten brieflich und mit Informationsblättern berichtet, sondern darüber hinaus wurde die Homepage der Fakultätsbiblio-

thek eingehend dafür genutzt, um jeweils tagesaktuelle Meldungen zu platzieren. In der Übersiedlungsphase im Februar 2004 konnten durch die präzise Vorbereitung und die Motivation der beteiligten Einsatzkräfte über 350.000 Bände von A nach B transportiert werden, wobei die Bestände mit einer ganz geringen Zeitverzögerung im Stundenbereich selbst während dieser Phase für die Benutzer und Benutzerinnen greifbar blieben. Um dies informationstechnisch erreichen zu können, mussten zeitnah äußerst komplexe Arbeitsschritte im Bibliothekssystem ALEPH erledigt werden. Daneben wurden ungeachtet der störenden Absiedelungsaktivitäten alle Benutzer- und Servicebereiche durchgehend offen gehalten.

Während des späten Frühjahrs 2004 wurde nach zunächst einigen Unklarheiten über Art und Umfang endgültig der Entschluss gefasst, in einer zweiten Kraftanstrengung weitere Buchbestände im Ausmaß von über 100.000 Bänden an die nun übriggebliebenen Standorte zu transferieren und schon zum jetzigen Zeitpunkt die Psychologie, die Erziehungswissenschaften und die Geo- und Atmosphärenwissenschaften mit ihren neueren Beständen und verwaltungsmäßig in die nun mehrere Fakultäten betreuende Bibliothek zu integrieren. Die eigentlichen Übersiedlungsaktivitäten nahmen dabei im Juli 2004 nicht mehr als 10 Arbeitstage in Anspruch, und – wie schon in den Semesterferien – blieb die Benutzbarkeit aller Publikumseinrichtungen während des ganzen Zeitfensters gewährleistet.

#### *4. Bauliche Umsetzung*

Während der gesamten Zeitspanne von der Beschlussfassung zur Errichtung einer Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek bis zum endgültigen Abschluss aller Bauarbeiten im direkten Zusammenhang mit der UBI-Neu, also in den Jahren 1998 bis 2010, mussten mehrere Raum- und Funktionsprogramme entworfen werden, um den sich kontinuierlich verändernden Rahmenbedingungen und Zielvorgaben auch Rechnung tragen zu können.

Vor allem zu Anfang erwiesen sich alle Versuche einer räumlichen Realisierung der Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek als äußerst schwierig bis unmöglich, zeitweise wurde sogar angedacht, das Gesamtvorhaben nicht in toto, sondern in reduzierter Form mit drei einzelnen, thematisch gegliederten Fachbibliotheken zu einem Ende zu bringen. Im Wesentlichen ließen sich die Schwierigkeiten auf zwei Hauptpunkte fokussieren: Zum einen fehlten im Gebäudebestand der Universität am Innrain verfügbare Raumressourcen, die für bibliothekarische Zwecke hätten verwendet werden können, zum anderen hielten sich die finanziellen Möglichkeiten für einen Neubau sehr in Grenzen.

Nachdem nicht zuletzt die Zeitumstände und ihre ökonomischen Zwänge eine gleichsam automatische Erledigung des Anliegens immer unwahrscheinlicher machten, wur-

den zunächst Anstrengungen unternommen, um durch Vorlage eines modernen und die Universitätsbibliothek am Standort Innrain insgesamt umfassenden Konzeptes die Öffentlichkeit aufmerksam zu machen und zu verdeutlichen, dass hier massiv Handlungs- und Finanzierungsbedarf bestand. Es wurden mehrere graphische Tischvorlagen abgefasst, ein Folder unter dem Titel „Bibliotheks- und Informationszentrum Innrain“ erarbeitet und zusammen mit verschiedenen Positionspapieren in einer Präsentationsmappe der Universität Innsbruck Vertretern der öffentlichen Hand und des halböffentlichen Sektors vorgestellt.

Insgesamt mündeten die verschiedenen Lösungsbemühungen und die unbefriedigende Situation der GEIWI-Bibliotheken und -Buchbestände schließlich am 4. Juli 2002 in eine vom damaligen Vizerektor und späteren Rektor Dr. Manfred Gantner initiierte Klausurtagung in Maria Waldrast, deren erklärtes Ziel es sein sollte, eine unter den gegebenen schwierigen Rahmenbedingungen doch noch realisierbare Variante des GEIWI-Bibliotheksprojektes zu vereinbaren. Im Ergebnis wurde davon ausgegangen, dass keine Neubauflächen zur Verfügung stehen und für die GEIWI-Fakultätsbibliothek das 1. OG der Bauteile IV (GEIWI-Turm), V (Verbindungstrakt) und VI (NATWI-Turm) bereitgestellt wird. Dort sollten ca. 120.000 Bände in Freihandaufstellung benutzbar sein. Gegenüber der ursprünglichen Planung wurden vor allem die unmittelbare Integration des ZID, mehrere Gruppenarbeitsräume mit Medienausstattung und einer von zwei großen Multimediavortragssälen ausgeklammert, dafür wurde ein ansehnlicher Repräsentations- und Ausstellungsraum neu vorgesehen.

Jedenfalls reduzierte sich dadurch die im ersten Raum- und Funktionsprogramm aus dem Jahr 1999 berechnete Nutzfläche von 5.435 m<sup>2</sup> auf 3.513 m<sup>2</sup>. Um die durch den Entfall einer Aufstockung im Bauteil V und eines baulich daran angehängten Kompaktmagazins fehlenden Stellflächen zu beschaffen, wurde die Anmietung eines externen Depots beschlossen, um Altbestände aus dem Magazin der Hauptbibliothek auslagern zu können. Die dadurch frei werdenden Regalflächen im Magazin der Hauptbibliothek sollten im Ausgleich dafür mit Beständen der GEIWI-Fakultätsbibliothek belegt werden. Mittels eines Durchstichs zwischen dem Bauteil VI und der Hauptbibliothek sollte sich eine zusammenhängende Bestandspräsentation ergeben. Allerdings gab es durchaus auch Einwände im Hinblick auf die Durchführbarkeit einer solchen architektonischen Verbindung. Des Weiteren wurde auf der Klausurtagung besonders auf eine sehr hohe und kompetente Ausstattung in allen Belangen von Kommunikations- und Multimediatechnologie Wert gelegt, einer Integration der Digitalisierungseinheit in die Bibliotheksstruktur wurde allseits zugestimmt. Außerdem kam man überein, den Projektitel von Geisteswissenschaftlicher Fakultätsbibliothek in „UBI-Neu“ abzuändern, da das Unterfangen nun tatsächlich eine erhebliche Verbesserung der gesamten Bibliothekslandschaft am Standort Innrain bedeutete und durch die sich abzeichnende Einbindung der bisherigen

Fachbibliothek für Erdwissenschaften (EFB) und der Bestände der Institute für Erziehungswissenschaften und Psychologie ohnehin die fakultäts- und fachspezifischen Grenzen überschritten würden.

Mit Bezug auf diese neue Konzeption gelang es in den folgenden Monaten Vizerektor Gantner Finanzierungszusagen von Stadt, Land und der Bundesimmobiliengesellschaft (BIG) für die geplante Funktionsadaptierung der Gebäude am Innrain und deren Innenausstattung zu erreichen. Um die Weihnachtszeit konnten somit erste konkrete Zeitpläne für das weitere Vorgehen entworfen werden, zudem wurden geeignete Depoträumlichkeiten in einem Gebäude in der Bachlechnerstraße, nordwestlich vom Universitätsstandort Innrain, ausfindig gemacht, begutachtet und in der weiteren Folge auch angemietet.

#### *4.1 Architektenwettbewerb*

Das Problem der Umsetzung und Finalisierung des im Spätherbst 1998 begonnenen Projektes zur Errichtung einer damals noch ausschließlich Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek war aus mehreren Gründen in den Jahren seit 2001 augenscheinlich und drängend geworden. Zum einen war seit den ersten Anfängen schon eine große Zeitspanne verstrichen, die ohne erhebliche Einbußen für das Vorhaben nicht weiter erstreckt werden durfte, zum anderen waren seit 2001 im Verwaltungsbereich von der Budgetabwicklung bis hin zur Buchbearbeitung bereits alle notwendigen und einschneidenden Schritte im Hinblick auf eine gemeinsame Bibliothek eingeleitet und großteils realisiert worden. Schlussendlich wurden im Februar und Juli 2004 nicht zuletzt durch die Bestandskonzentrationen und die gleichzeitige Reduzierung der Standorte und Teilbibliotheken Tatsachen geschaffen, die eine Umkehr eigentlich nicht mehr möglich, jedenfalls aber nicht vertretbar machten.

Zunächst wurden seit Mai 2004 in einer Arbeitsgruppe, der Vertreter der Bundesimmobiliengesellschaft, der Universität und der Auslober, Architekt Orgler, angehörten, die vorliegenden Unterlagen gesichtet und für einen Architektenwettbewerb vorbereitet. Schon vor diesem Forum traten bald jene Schwierigkeiten und Spannungsfelder zutage, die später in den ersten Zusammenkünften der Jury eine Hauptrolle einnehmen sollten und ohne deren konkrete und offene Diskussion sich die Eröffnung eines Wettbewerbes zur Erlangung von baukünstlerischen Vorentwurfskonzepten nur schwer würde bewerkstelligen lassen. Wiederholt wurde in diesem Zusammenhang der Rahmen der zur Verfügung stehenden Mittel ebenso thematisiert wie Art und Umfang des angestrebten Projektes an sich. Beide Punkte wurden im Gremium durchaus kontrovers diskutiert. Die Vermischung der Aufgabenstellungen Fakultätsbibliothek und Restrukturierung des GEIWI-Turmes gab Anlass für die Erörterung der Frage, ob insbesondere durch das Fehlen einer Neubausubstanz überhaupt genügend inhaltliche Breite für einen solchen

Wettbewerb vorhanden sei. Als Ergebnis kristallisierte sich in erster Konsequenz heraus, dass für die oberen Geschossflächen des GEIWI-Turmes im Wesentlichen nur Adaptierungen vorgenommen werden konnten und dieser Bereich nicht Gegenstand des eigentlichen Ausschreibungstextes sein sollte.

Im Hinblick auf die Bibliothek, die nun unter dem Titel „Fakultätsbibliothek der Universität Innsbruck am Standort Innrain“ zum zentralen Thema des Ausschreibungstextes wurde, befand die Jury, dass die dafür vorgesehenen Innen- und Außenflächen genügend Gestaltungsspielraum im Sinne eines „Bibliothekseinbaus“ beinhalten würden, um ein attraktives Angebot für einen Wettbewerb formulieren zu können. Darüber hinaus wurde analysiert und ausdrücklich hervorgehoben, dass die bestehende Eingangssituation nicht mehr den Anforderungen entspreche und der Forumsplatz weder in Erscheinung noch im Sinne der Raumnutzung optimal gestaltet sei.

Nachdem auch die finanziellen Eckpfeiler nochmals präzisiert worden waren, wurde im Konsens herausgearbeitet, dass ein Architektenwettbewerb vielleicht für längere Zeit die letzte Chance für ein ganzheitlich gedachtes und Identität bildendes Strukturkonzept für den Standort Innrain darstelle, wo neben der Fakultätsbibliothek als solcher etwa auch die Situation der Hauptbibliothek, das Forum, die Gestaltung eines Cafés als Anziehungspunkt und Kommunikationsort sowie die unterschiedlichen Zugangsflächen und deren optimale Verwendung zu thematisieren seien. Zugleich wurde festgehalten, dass sich dieser Globalentwurf aus mindestens zwei modularen Bausteinen zusammensetzen solle, wovon jedoch zum Zeitpunkt des Wettbewerbes lediglich für die Baustufe eins eine finanzielle Bedeckung mit 7,5 Millionen € gegeben sei.

Im Zuge der öffentlichen Begehung und des anschließenden Hearings konnte man eine rege Teilnahme konstatieren, und so durfte man mit einiger Berechtigung erwarten, dass auch am weiteren Verlauf des Wettbewerbs ein großes Interesse von Seiten der Architekten bestehen würde. Die Abgabe der Unterlagen beim Auslober wurde mit 31. Januar 2005 terminisiert, die Tagung des Preisgerichtes für 2. und 3. März 2005 anberaumt. Aus dem am 2. und 3. März 2005 tagenden Preisgericht zur Erlangung von baukünstlerischen Vorentwurfskonzepten für eine „Fakultätsbibliothek der Universität Innsbruck am Standort Innrain“ ging das vom Planungsbüro S14 Architekten Eck, Reiter, Rossman eingereichte Projekt nicht zuletzt deshalb als Sieger hervor, weil durch einen vollkommen unerwarteten Ansatz eine perfekte Balance zwischen dem Anforderungsprofil des Auslobers, der bestehenden Baustruktur und einem neu hinzukommenden Bauvolumen hergestellt wurde.

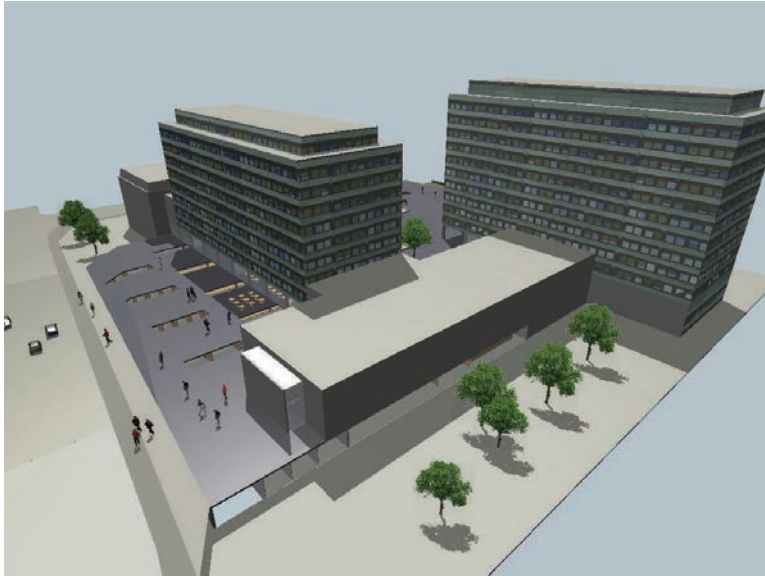


Abb. 1: Schaubild der geplanten Bibliothekslandschaft von Nordosten  
(Copyright Eck & Reiter Architekten ZT-OEG, Architekt DI Dietmar Rossman)



Abb. 1: Schaubild der geplanten Bibliothekslandschaft von Nordosten  
(Copyright Eck & Reiter Architekten ZT-OEG, Architekt DI Dietmar Rossman)



Die Errichtung einer neuen Bausubstanz war ursprünglich im Wettbewerb eigentlich gar nicht vorgesehen. Die Idee, die Bibliothek unterhalb einer Plattform entlang der Blasius-Hueber-Straße zu situieren und durch die Verlängerung des Forums sowie die Öffnung des Erdgeschosses in Richtung Stadt eine neue und ungeahnte räumliche und atmosphärische Situation zu schaffen, war jedoch zu bestechend. Außerdem erlaubte die Ansiedlung der Bibliothek auf Straßenniveau sowohl eine organisatorische Abkoppelung vom Fakultätsbetrieb als auch die Schaffung eines markanten Zugangsportals von der Universitätskreuzung her. Zusätzlich gelangt man laut Entwurf vom Forum und von der Platte aus über das Erdgeschoss und eine großzügige Treppe zur Zugangskontrolle. In einfachster Weise ließ sich auch eine unterirdische Anbindung an die Hauptbibliothek realisieren, wodurch eine mögliche räumliche und funktionelle Verschränkung der beiden Bibliotheksflächen zu einem einschichtigen Standort zur Agenda gemacht wurde. Die Belichtung der Bibliotheksflächen erfolgte laut Architekten über Atrien, die in die Platte eingeschnitten sind und sowohl die Atmosphäre im Innern der Bibliothek als auch die Wirkung nach außen noch steigern sollten.

Insgesamt erfährt die Universität mit diesem Ansatz durch die räumliche Verbindung des Innenhofs mit der Straße ein hohes Maß an Öffentlichkeit, die städtebaulich unbefriedigende Situation des Grabens entlang der Blasius-Hueber-Straße wird bereinigt und ein fließender Übergang vom Stadtraum in das Forum geschaffen. Die Bibliothek wiederum rückt durch ihre Lage und die neuen vielfältigen Zugangswege in das Zentrum des Benutzerinteresses und wird logistisch von der Verschränkung mit den Fakultäten abgelöst. Des Weiteren sollte sich für die BenutzerInnen äußerst positiv auswirken, dass die Bibliotheksflächen am Innrain organisatorisch als Einheit geführt werden und sich damit nur mehr eine Informations- und Ausleihssituation ergibt, wo sämtliche Literatur ungeachtet ihrer Aufstellung im Freihandbereich oder in Magazinen entlehnt und retourniert werden kann.

Eckpunkte des Siegerprojektes:

- Mehrung der Flächen durch teilweise neue Bausubstanz
- Harmonische Verbindung der vorhandenen Bausubstanz mit neuem Bauvolumen
- Kompakte zusammenhängende Grundrissfigur
- Ebenerdige Ansiedlung des Servicebereichs der Bibliothek
- Organisatorische Entkoppelung der Bibliothek vom Fakultätsbetrieb
- Öffnung der Universität zur Stadt hin
- Bibliothek rückt ins Zentrum und wird erstes Zugangportal zur Universität am Standort Innrain
- Aufwertung der Bibliothek im universitären Organisationsgefüge
- Organisatorische Restrukturierung der gesamten bibliothekarischen Infrastruktur am Innrain

- Erhöhung der Benutzerfreundlichkeit durch One-Stop-Situation am Innrain
- Neugestaltung und räumliche Verschränkung der Cafeteria mit dem Bibliothekszugang

#### *4.2 Von der GEIWI-Fakultätsbibliothek zur „UBI-Neu“*

Das Siegerprojekt des Architektenwettbewerbs verließ mit seinem konzeptionellen Ansatz die ursprünglich für die GEIWI-Bibliothek vorgesehenen Ausschreibungsflächen und schuf insofern eine vollkommen unerwartete und, wie sich zeigen sollte, auch konfliktträchtige Situation. Die Zielperspektive hatte sich von nun an deutlich verändert und sollte zur Schaffung einer einheitlichen Bibliotheksstruktur am Standort Innrain führen, was im Konkreten nichts anderes als eine Zusammenführung und Neuorganisation der Hauptbibliothek und der Bibliothek für Geisteswissenschaften, Psychologie, Geo- und Atmosphärenwissenschaften bedeutete. Durch diese Problemstellung entstanden in den Frühjahrsmonaten 2005 heftige Diskussionen und Spannungen bei und zwischen den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Hauptbibliothek und der Fakultätsbibliothek. Erstaunen löste dabei hier wie dort insbesondere der Umstand aus, dass bis zum Ablauf des Architektenwettbewerbs von einer vollinhaltlichen Verschmelzung der beiden bibliothekarischen Einheiten keine Rede gewesen war.

Während der Frühjahrs- und Sommermonate 2005 lud der Bibliotheksdirektor vornehmlich Abteilungsleiter und -leiterinnen zu Koordinationssitzungen, bei denen die wesentlichen Themen für die Bibliotheksfusionierung am Standort Innrain ausführlich erörtert werden sollten. Schon in den ersten Treffen wurde deutlich, dass die Neubaufäche in erster Linie alle Serviceeinrichtungen wie die Freihandaufstellung von Büchern und Zeitschriften, die Benutzerplätze sowie die Informations- und Ausleihabteilung beheimaten sollte, wodurch sich in der Zukunft im Kundenbereich jedenfalls für den Innrain eine One-Stop-Situation umsetzen lassen würde. Die restrukturierte und baulich adaptierte Hauptbibliothek wiederum sollte in erster Linie als Verwaltungszentrum gestaltet werden.

Zündstoff für intensive und durchaus kontroverse Auseinandersetzungen lieferten naturgemäß sämtliche organisatorische Fragen, zumal in beinahe allen Bereichen nicht nur eine Doppelstruktur bestand, sondern darüber hinaus konzeptionell zum Teil gänzlich unterschiedliche Sicht- und Arbeitsweisen existierten, die sich historisch und aus den divergierenden Ansätzen Freihand- oder Magazinsbibliothek erklären ließen.

Die Schwierigkeit bei den bald anstehenden Arbeitssitzungen mit den Architekten im Hinblick auf die konkrete Planungsumsetzung war, dass noch kein Raum- und Funktionsprogramm für eine kompakte einheitliche Bibliothek am Innrain existierte, wobei zunächst auch die bauliche Adaptierung der Hauptbibliothek im Sinne dieser neuen

Perspektive nicht angedacht wurde und somit die Gefahr bestand, dass vom nun am Tisch liegenden Gesamtkonzept eigentlich nur ein Torso übrig geblieben wäre. Mit vereinten Kräften und guten Argumenten konnte letztlich aber die Aufnahme der Hauptbibliothek in den baulichen Maßnahmenkatalog erreicht werden.

Da ungeachtet der konfliktbeladenen bibliotheksinternen Entscheidungsprozesse die Arbeiten am Raum- und Funktionsprogramm auf Grund der Terminvorgaben des Architektenteams ohne große Zeitverzögerung voranzutreiben und abzuschließen waren, wurde eine zumindest rudimentäre Organisations- und Ablaufstruktur für die neue Bibliothek am Innrain beschlossen. Obwohl eine genaue Analyse der Arbeitsabläufe und daran anschließend eine entsprechende Neugliederung nach sachlichen Kriterien intendiert waren, blieben u. a. an den Schnittstellen zwischen dem Benutzerbereich und der Medienbearbeitung manche Tätigkeitsfelder, wie etwa die Schlussstelle für den Magazinsbestand, unter Bezugnahme auf gewachsene Strukturen unverändert. In der Medienbearbeitung selbst wurde einem integrierten Konzept, welches im Ablaufschema nicht mehr zwischen formaler und inhaltlicher Erschließung trennt, der Vorzug gegenüber dem bisherigen Modell gegeben. Allerdings wurde das Sondersammelgebiet „Tirolensien“, zumindest in einigen Arbeitsschritten, davon ausgenommen und neu als Stabsstelle der Direktion verankert. Die Zahl der Stabsstellen erhöhte sich dadurch um eine weitere. Jegliche personelle Zuteilung wurde zu diesem Zeitpunkt bewusst ausgeklammert und lediglich nachstehend aufgeführte und für das Architektenteam bzw. für die Erstellung eines Raum- und Funktionsprogrammes relevante Rahmenbedingungen ins Zentrum gerückt:

- Benutzerorientierte Flächen und Funktionen werden in der Neubaufäche untergebracht, dazu zählen die Informationsabteilung, die Ausleihe, die Zeitschriftenverwaltung, die Zeitschriftenstabsstelle, die Systembibliothekare und die Abteilung „Datenbanken und Neue Medien“.
- Die nicht unmittelbar benutzerorientierten Verwaltungsgängen werden im Gebäude der Hauptbibliothek zusammengefasst.
- Die Ausleihe aus dem Freihandbereich und dem Magazin soll auf Grund der entsprechenden technischen RFID-Infrastruktur grundsätzlich über Selbstverbuchung erfolgen.
- Die Ausleihtheke wird in ihrer Funktionsweise als Selbstabholer konzipiert.
- Das Magazin der Hauptbibliothek und die Ausleihtheke werden durch eine Buchförderanlage verbunden.
- Die personelle Ausstattung der einzelnen Abteilungen wird in Vollzeitäquivalenten wiedergegeben.
- Informationsabteilung: 12 Vollzeitäquivalente
- Ausleihabteilung: 10 Vollzeitäquivalente

- Zeitschriftenabteilung: 7 Vollzeitäquivalente
- Erwerbung: 5 Vollzeitäquivalente
- Tirolensienstabsstelle
- Zentrale Buch- und Medienbearbeitung Innrain: 15 Vollzeitäquivalente
- Systembibliothekare: 2 Vollzeitäquivalente
- Datenbanken und Neue Medien: 2 Vollzeitäquivalente
- Zeitschriftenstabsstelle: 2 Vollzeitäquivalente
- Abteilung Öffentlichkeitsarbeit: 4 Vollzeitäquivalente
- Sondersammlungen: 3 Vollzeitäquivalente

Im Hinblick auf die räumliche Situation gab es im neuen Raum- und Funktionsprogramm nachstehende Vorgaben:

#### *4.636 m<sup>2</sup> Neubau*

(Nutzfläche!, Untergeschoss Bt. V, VI und Neubaumehrfläche)

- 3.211 m<sup>2</sup> (Nutzfläche des Siegerprojektes, das entspricht dem Untergeschoss des Bauteils VI und der neu zu errichtenden Mehrflächen Richtung Blasius-Hueberstraße)
- 1.425 m<sup>2</sup> (durch die Öffnung zum Inn, das entspricht dem Untergeschoss des gesamten Bauteiles V)

#### *1.163,6 m<sup>2</sup> Hauptbibliothek*

(Nutzfläche!, Erdgeschoss, 1. und 2. Obergeschoss der Hauptbibliothek)

- 442 m<sup>2</sup> Nutzfläche im Erdgeschoss (Kursraum, Poststelle, Sozialraum alt, Sozialraum neu, Digitalisierungsraum, Aufseher, Verbindungsfoyer zum Neubau, Fernleihe und Hausmeisterwohnung)
- 350,90 m<sup>2</sup> Nutzfläche im 1. Obergeschoss der Hauptbibliothek (Erwerbung, Buchbearbeitung)
- 370,70 m<sup>2</sup> Nutzfläche im 2. Obergeschoss der Hauptbibliothek (Direktion, Leitung Hauptabteilung 1, Sondersammlungen)

Auf Basis dieser Grundannahmen wurden die weiteren Gespräche mit den Architekten geführt, was schließlich in entsprechende Plandarstellungen mündete. Gegen Ende des Jahres 2005 ergaben sich ungeahnte weitere Schwierigkeiten, weil durch das Regionalbahnkonzept des Landes und der Stadt Innsbruck die östliche Außengrenze des Bauvorhabens gerade im Eingangsbereich stark nach innen zu rücken drohte. Dadurch hätte sich die Raum erfordernde und für das Gesamtkonzept sensible Zugangssituation derart verschmälert, dass eine weitere Umsetzung ernstlich in Gefahr war.

### 4.3 Der Neubau

Der Spatenstich für die UBI-Neu erfolgte am 27.9.2007, insgesamt wurde mit einer Bauzeit von 2 bis 2,5 Jahren gerechnet. Obwohl durch den Mix aus Alt- und Neubauteilen die Arbeiten nicht einfach zu planen und abzuwickeln waren, konnten die Terminvorgaben weitgehend eingehalten werden. Somit konnte die Neubaufäche, welche das Kernstück der neuen Benutzerebenen bildet, im August 2009 eröffnet werden. Im Folgejahr wurden die Adaptierungsarbeiten in der Hauptbibliothek ausgeführt und im Sommer 2010 konnten auch diese neuen Flächen bezogen werden. Die Hauptbibliothek war damit – außer dem in seiner Funktion weiter bestehenden Historischen Lesesaal – in erster Linie als Verwaltungszentrum konzipiert. Im Rahmen dieses Umbaus wurden die verschiedenen Räume funktionell gegliedert und die einzelnen Abteilungen neu gruppiert. Mehrflächen wurden insbesondere der Abteilung für Sondersammlungen zugewiesen, die sich nunmehr im östlichen Bereich des Altbaus befindet.

Was den Neubau anlangt, der sich, grob gesprochen, aus neu errichteten und adaptierten, bereits zuvor bestehenden Flächen zusammensetzt und wo seit Mitte 2009 der Benutzerbetrieb abgewickelt wird, wurden die Erwartungen einer Öffnung der Universität mittels einer attraktiven Servicefläche sicherlich erfüllt. Dies belegen die Besucherzahlen ebenso eindeutig wie das gestiegene Entlehnaufkommen insgesamt. Als Wermutstropfen bleibt, dass das Bestandsvolumen der Freihandfläche gegenüber dem Beginn der Planungen von ursprünglich 427.000 Bänden auf nunmehr 125.000 geschrumpft war, außerdem reduzierte sich das Fassungsvermögen der Kompaktanlage im Zeitraum von 1999 bis 2009 von 200.000 um die Hälfte auf 100.000 Bände.

Dass sich in der letzten Planungs- und Bauphase die vorgesehenen RFID-unterstützten Rückgabeautomaten mit angeschlossener maschineller Sortieranlage dann doch nicht realisieren ließen, ist gerade unter dem Vorzeichen einer erhöhten Benutzer- und Entlehnfrequenz sowie im Hinblick auf einen adäquaten Personaleinsatz als Defizit einzustufen. Die gleichzeitige Verwendung der für die Ausleihe konzipierten Selbstverbuchungsgeräte als Rückbuchungsterminals ist logistisch und kapazitätsmäßig nur ein unzureichender Ersatz für die zuerst angestrebte professionelle Lösung. So muss das Hauptrückgabevolumen weiterhin über Bucheinwurfsschlitze mit anschließender händischer Rückbuchung und Sortierung abgewickelt werden.

Daneben stören vor allem bauliche und konzeptionelle Mängel wie Wassereintritte an mehreren Stellen, die ergonomisch viel zu tief angesetzten Bereitstellungsregale für die abzuholenden Bücher und der nicht zu beherrschende Luftzug im Eingangs- und Thekenbereich, der vornehmlich durch die auf Grund der Benutzerströme beinahe ununterbrochen offen stehenden Schiebetüren und den Schacht der Buchförderanlage verursacht wird. Für beinahe durchgängigen Unmut sorgt der Epoxidharzboden, der trotz

mehrerer Reparaturen immer wieder Schäden aufweist. Im unmittelbaren Eingangsfoyer musste er sogar durch einen anderen Kunststoffbelag ersetzt werden, weil er der Dauerbelastung nicht standhielt. Außerdem gab es Probleme mit einzelnen der in die Decke eingelassenen Glaselemente, die wegen Undichtigkeiten und Sprüngen getauscht werden mussten. Dass die zahlreichen über die ganze Bibliotheksfläche verstreuten Fluchttüren lediglich akustisch gesichert sind, bedeutet wiederum ein Manko für die Sicherheit der Bestände. Hier hätte man sich durchaus ein professionelles Modell mit Magnetfixierung der Türen bei gleichzeitiger Koppelung mit der Brandmeldeanlage erwarten dürfen.

Die ursprünglich von den MitarbeiterInnen beklagte und als „aquarienartig“ empfundene Volldurchsichtigkeit der Büroräumlichkeiten wurde mittlerweile nachgebessert. Wegen des zu erwartenden höheren Betreuungsaufwands wurde die Auslage der aktuellen Zeitungen und Zeitschriften gemeinsam mit den Semesterapparaten als eigener Sektor in nicht zu großer Entfernung von den Mitarbeiterbüros geplant und außerdem mit einer Infotheke ausgestattet. Während die vom Bauherrn im Rahmen der Eröffnung unmittelbar davor platzierte Skulptur „Buchrad“ wuchtig und erratisch den Raum belegt und den freien Blick und Zugang zu den Zeitschriftenregalen schmälert, wurden in diesem Bereich die „Soft-Sitzgelegenheiten“ gut angenommen. Allerdings lud die Couchzone da und dort auch zu missbräuchlicher Verwendung mit allen damit verbundenen Implikationen ein. Weil die Polstermöbel nach fünfjährigem Einsatz zudem schon deutliche Gebrauchsspuren aufwiesen, wurden sie gemeinsam mit den dazwischen positionierten Möbelquadern vor kurzem entfernt und durch Standardbenutzerplätze ersetzt. Dadurch wurde freilich zusätzlich ein Trend verstärkt, der seit einigen Jahren nicht nur in Innsbruck, sondern ganz allgemein in der Bibliothekswelt zu beobachten ist. Benutzerräume übernehmen im Wesentlichen die Funktion von Lernzentren, deren Plätze gleich nach dem täglichen Öffnen vollständig belegt sind, während Bibliotheksbesucher, die an Lehrveranstaltungen teilnehmen und in den Zeiten dazwischen mit wissenschaftlicher Literatur arbeiten möchten, praktisch keine freie Sitzgelegenheit mehr vorfinden.

Ein erster Versuch, die Ausgabe der Garderobeschlüssel per Automat und nicht mehr durch qualifiziertes Personal abzuwickeln, war leider nicht von Erfolg gekrönt. Möglicherweise würde sich hier ein zweiter Versuch lohnen, sofern sich technisch ausgereifere Lösungen anbieten sollten. Weil darüber hinaus, wie schon ausgeführt, die gänzlich maschinelle Abwicklung von Buchrückgabe und Grobsortierung auf der Strecke blieb, wurde auf eine in Folge des Einsatzes modernster Technologien andernfalls indizierte Analyse und Neustrukturierung der Arbeitsabläufe und -inhalte verzichtet und die doppelte Thekensituation im unmittelbaren Umfeld des Eingangs ebenso beibehalten wie das zweischichtige Organisationsmodell des Servicebereichs. Ein höherer Automatisierungsgrad von Routinetätigkeiten hätte demgegenüber Bemühungen unterstützt, abseits des bibliothekarischen Standard-Portfolios in spezifische Dienstleistungen für die von

der Bibliothek betreute Klientel zu investieren und so in manchen Feldern ein differenziertes Angebot für Forschende, Lehrende, Studierende und außeruniversitäre Benutzer zu entwickeln.

*Karin Aßmann*

## **Die Erhebung statistischer Daten an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

Im folgenden Beitrag wird vor dem Hintergrund statistischer Eckdaten der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol einleitend thematisiert, worin die Potentiale statistischer Daten liegen. Im Weiteren werden die drei wesentlichen Statistiken beschrieben, an die von der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol einmal jährlich Kennzahlen geliefert werden. Anschließend folgt eine Darstellung der Zahlen- bzw. Datenerhebung, wie sie an der ULBT durchgeführt wird. Den Abschluss bildet ein Ausblick auf weitere Entwicklungsmöglichkeiten der Bibliotheksstatistik.

### *1. Ausgangslage*

Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULBT) ist die größte wissenschaftliche Bibliothek Westösterreichs und die drittgrößte Universitätsbibliothek in Österreich. Sie betreut die rund 30.600 Studierenden und 1.770 WissenschaftlerInnen der 17 Fakultäten<sup>1</sup> der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck sowie der Medizinischen Universität<sup>2</sup> Innsbruck. Zusätzlich zu ihrem Auftrag betreffend Forschung, Lehre und Studium ist sie auch die Landesbibliothek Tirols und als solche für alle in Tirol lebenden Personen ab dem 16. Lebensjahr frei zugänglich und kostenlos benutzbar.

Als einschichtige Universitätsbibliothek<sup>3</sup> mit rund 160 Beschäftigten<sup>4</sup> besteht die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol aus einer Hauptbibliothek sowie sechs Fach- bzw. Fakultätsbibliotheken<sup>5</sup>. Aus ihrem Medienbestand von ca. 3,5 Millionen Bänden werden

<sup>1</sup> Die 17 Fakultäten der Universität Innsbruck sind: Architektur; Betriebswirtschaft; Bildungswissenschaften; Biologie; Chemie und Pharmazie; Geo- und Atmosphärenwissenschaften; Mathematik, Informatik und Physik; Politikwissenschaft und Soziologie; Psychologie und Sportwissenschaft; Technische Wissenschaften; Volkswirtschaft und Statistik; Katholisch-Theologische Fakultät; Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät; Philosophisch-Historische Fakultät; Rechtswissenschaftliche Fakultät; School of Education.

<sup>2</sup> An der Medizinischen Universität Innsbruck gab es per Ende 2013 rund 2.800 Studierende und 830 WissenschaftlerInnen.

<sup>3</sup> Mit anderen Worten, die ULBT hat weitgehend die Entscheidungskompetenz über Fragen der Personaleinstellung und des Personaleinsatzes, der Budgetverteilung und der Zuordnung des Dienstleistungsangebotes. Vgl. dazu Doeckel B., 2004: 10f, 20f.

<sup>4</sup> Die rund 160 Beschäftigten verteilen sich auf 128 (2013) Stellen.

<sup>5</sup> Bibliothekszentrum West, Bibliothekarische Zentralverwaltung der Rechtswissenschaftlichen Fakultät, Fakultätsbibliothek Theologie, Fachbibliothek Atrium, Medizinisch-Biologische Fachbibliothek, Fakultätsbibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften.



jährlich rund 724.000 Entlehnungen durchgeführt. Die Gesamtausgaben für die Erwerbung betragen im Jahr 2013 insgesamt 5,58 Millionen Euro, wobei davon 3,91 Millionen Euro auf elektronische Medien entfielen.

Um ihre Leistungsfähigkeit auch nach außen hin transparent zu machen, liefert die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol seit Jahren freiwillig Kennzahlen für verschiedene Bibliotheksstatistiken. Hier sind in erster Linie die „Österreichische Bibliotheksstatistik“, der „Bibliotheksindex“ und die „Statistik Austria“ zu nennen, an die (zum Teil sehr umfangreiches) Datenmaterial weitergegeben wird. Auf diese drei Statistiken wird im Folgenden detaillierter eingegangen. Einleitend soll erörtert werden, worin für Bibliotheken grundsätzlich die Potentiale von Statistiken liegen, welche Informationen sie liefern und welcher Nutzen daraus gezogen werden kann.

Statistiken sind eine Möglichkeit, aufgrund von Zahlenmaterial einen Gesamtüberblick über die „Leistung“ einer Bibliothek in einem bestimmten Zeitraum zu liefern. Anhand ausgewählter Kennzahlen fließen verschiedene Dimensionen und Perspektiven in die Gesamtbetrachtung ein. Strukturiert aufgearbeitete interne Daten sollen den vielfältigen Aufgaben- und Tätigkeitsbereichen der Bibliotheken gerecht werden und so die Komplexität der erbrachten Dienstleistungen und deren Auswirkungen transparent machen. Es wird eine ganzheitliche Sicht angestrebt, obwohl die Beschränkung auf eine vorgegebene Anzahl von Kennzahlen zu einer Verdichtung der komplexen Bibliotheksrealität zwingt.

Ziel dieser Statistiken ist die Abbildung verschiedener für die Bibliothek sowie ihre Nutzer relevanter Ziele, welche über definierte Messgrößen überprüfbar werden. Der zentrale Fokus liegt dabei auf der Benutzerperspektive. Im Mittelpunkt steht die optimale Leistungserbringung für den Bibliotheksbenutzer bei vorgegebenem Budgetrahmen, wobei es aufgrund der eingeschränkten Finanzkraft der Universitäten immer schwieriger wird, den steigenden Anforderungen gerecht zu werden.

Bibliotheksstatistiken entstanden auch aus dem Bedürfnis nach und dem Bedarf von betriebswirtschaftlichen Steuerungsinstrumenten<sup>6</sup>. Ein effizientes Management benötigt für seine Entscheidungen sowohl quantitative und qualitative Informationen als auch operative Leistungskennziffern. Anhand von definierten Leistungsindikatoren und Qualitätskennzahlen kann überprüft werden, ob die Aufgaben im Zuständigkeitsbereich möglichst effektiv und effizient erfüllt worden sind. Die Zusammenschau der gewonnenen Kennzahlen kann so eine objektive, fundierte Grundlage für eine aktive Steuerung und zielgerichtete Gestaltung, also für den Strategieprozess innerhalb der Bibliothek bilden und eventuell vorzunehmende Korrekturen anzeigen.

<sup>6</sup> Vgl. dazu auch die Ausführungen in Abschnitt 2.2 Der Bibliotheksindex (BIX).

Durch die Festlegung von grundsätzlich wesentlichen strategischen Zielen und deren Definition durch die zugeordneten Messgrößen können die erhobenen Informationen aber auch als Instrument zur Leistungsmessung und damit weiterführend zum Leistungsvergleich zwischen den einzelnen Bibliotheken dienen. – Beim Bibliotheksindex BIX werden die Ergebnisse je nach Bibliothekstyp<sup>7</sup> dargestellt, wobei auch innerhalb der Bibliothekstypen noch deutliche Unterschiede bestehen – z.B. was die Strukturen oder auch die Ausstattung mit finanziellen Ressourcen betrifft. Obwohl dies dazu führt, dass teilweise relativ heterogene Bibliotheken verglichen werden, lassen sich dennoch durch den Vergleich der Kennzahlen verschiedener Jahre dynamische Veränderungen und Trends in der Informationskultur besser erkennen und mögliche weitere Entwicklungen abschätzen. So können sich verändernde Benutzerbedürfnisse deutlicher erkannt werden und in der Folge in einer effektiveren Planung stärker Berücksichtigung finden.

Generell bieten sich strukturiert aufbereitete interne Daten sowohl innerhalb der Bibliothek als auch nach außen als Kommunikationsmedium und Durchsetzungsinstrument an. Sie unterstützen die interne Kommunikation und Steuerung, indem sie dem Management objektive Informationen liefern, um die momentane Situation besser einzuschätzen und darauf basierend Prognosen zu treffen. Statistisch aufbereitetes Datenmaterial unterstützt ebenfalls die externe Kommunikation, da es Darstellungs- und Argumentationshilfen bietet und in weiterer Folge auch zur aussagekräftigen Präsentation der eigenen Bibliothek genutzt werden kann.

Der folgende Abschnitt gibt eine kurze Beschreibung der drei Statistiken, an welche die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol Datenmaterial liefert, im Weiteren wird dann auf die Art und Weise der Datenerhebung näher eingegangen.

## *2. Statistiken*

### *2.1 Die Österreichische Bibliotheksstatistik (ÖBS)<sup>8</sup>*

Die Österreichische Bibliotheksstatistik (ÖBS) enthält alle wichtigen Kennzahlen der wissenschaftlichen Bibliotheken Österreichs, betreffend Ausstattung, Bestand, Entleihungen, Ausgaben, Finanzen und Personal. Die Österreichische Bibliotheksstatistik gibt es seit dem Berichtsjahr 2008, und die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol nimmt seit damals an dieser umfangreichen Statistik teil. Jährlich werden 127 Kennzahlen zu

<sup>7</sup> So werden z.B. beim Bibliotheksindex (BIX) die Bibliotheken in folgende Kategorien eingeteilt: Bibliotheken in Städten unter 15.000 Einwohnern; 15.000 bis 30.000 Einwohnern; 30.000 bis 50.000 Einwohnern; 50.000 bis 100.000 Einwohnern; über 100.000 Einwohnern; Hochschulbibliotheken; Einschichtige Universitätsbibliotheken; Zweischichtige Universitätsbibliotheken.

<sup>8</sup> Vgl. dazu Österreichische Bibliotheksstatistik. Online: <http://www.hbz-nrw.de/angebote/oebis/>.

den Bereichen Gebäude, Bücher, digitale Bestände, Zeitschriften, Benutzung sowie statistische Daten bezüglich Ausgaben und Finanzierung geliefert.

Die umfassenden statistischen Kennzahlen<sup>9</sup> ermöglichen nicht nur einen Vergleich der eigenen Daten im Verlauf der Berichtsjahre, sondern darüber hinaus auch einen Vergleich mit anderen Bibliotheken der eigenen Sparte und Größe. Da sich die erhobenen Kennzahlen mit denen der Deutschen Bibliotheksstatistik decken, kann die eigene Bibliothek außerdem mit deutschen Bibliotheken der gleichen Größe und Kategorie verglichen werden. Auf diese Weise kann ein fundierter Überblick über das gesamte österreichische und deutsche Bibliothekswesen gewonnen werden.

Für das Berichtsjahr 2013 haben 455 wissenschaftliche Bibliotheken ihre statistischen Daten an die Deutsche Bibliotheksstatistik (DBS) gemeldet, davon waren 271 wissenschaftliche Universal- und Hochschulbibliotheken und 184 wissenschaftliche Spezialbibliotheken. An der Österreichischen Bibliotheksstatistik (ÖBS) nahmen 2013 insgesamt 27 österreichische Bibliotheken teil, darunter 17 Universitätsbibliotheken, 8 Fachhochschul- sowie 2 wissenschaftliche Spezialbibliotheken.<sup>10</sup>

## *2.2 Der Bibliotheksindex (BIX)<sup>11</sup>*

Der Bibliotheks-Index wurde 1999 als Projekt der Bertelsmann-Stiftung mit dem Deutschen Bibliotheksverband e.V. (dbv)<sup>12</sup> entwickelt und wird seit Juli 2005 durch den Deutschen Bibliotheksverband e.V. und das Hochschulbibliothekszentrum Köln (hbz)<sup>13</sup> fortgeführt. Die ULBT nimmt seit dem Berichtsjahr 2004 daran teil.

Der BIX ist ein Instrument zur Leistungsmessung und zum Leistungsvergleich von öffentlichen bzw. wissenschaftlichen Bibliotheken, entstanden, weil es bei den Bibliotheken zunehmend Bedarf an betriebswirtschaftlichen Steuerungsinstrumenten gab und sich immer mehr Bibliotheken um größere Wirtschaftlichkeit bemühten. Eine zentrale Frage dabei war, wie man Vergleichbarkeit herstellen kann.

<sup>9</sup> Insgesamt werden in der ÖBS 409 Kennzahlen abgefragt: 234 Fragen zu verschiedenen Bereichen plus insgesamt 175 standardisierte Fragen zu 41 Fächern – die sog. Fächerstatistik. Die ULBT hat sich jedoch von vornherein aufgrund des doch beträchtlichen Erhebungsaufwands auf das Ausfüllen der sog. „Pflichtfelder“ beschränkt.

<sup>10</sup> Vgl. dazu: Österreichische Bibliotheksstatistik. Online: <http://www.hbz-nrw.de/angebote/oebs/aktuell/>.

<sup>11</sup> Vgl. dazu Bibliotheksindex. Online: <http://www.bix-bibliotheksindex.de/>.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Deutscher Bibliotheksverband: <http://www.bibliotheksverband.de/>.

<sup>13</sup> Vgl. dazu Hochschulbibliothekszentrum Köln: <http://www.hbz-nrw.de/>.

Mit Hilfe von Kennzahlen, welche die Leistungsfähigkeit der Bibliotheken kurz und prägnant beschreiben, zeigt der BIX für jede datenmäßig erfasste Bibliothek auf, wie sich diese in Bezug auf die anderen Bibliotheken ihrer Vergleichsgruppe in Österreich oder Deutschland darstellt. Dies wird durch das Einbeziehen der Daten aus der Deutschen Bibliotheksstatistik (DBS) möglich, die in die Berechnung des BIX einfließen. Der Fokus liegt dabei auf den vier Bereichen Angebot, Nutzung, Effizienz und Entwicklung<sup>14</sup>, welche durch jeweils fünf bis sieben Messgrößen konkretisiert werden.

Laut der Redaktion der Deutschen Bibliotheksstatistik sind im Berichtsjahr 2013 von 82 wissenschaftlichen Bibliotheken Daten geliefert worden.

### *2.3 Die Statistik Austria (STAT)<sup>15</sup>*

Diese amtliche Statistik ist ein Informationssystem auf Bundesebene, das Daten über die Gegebenheiten in Österreich für die Bundesorgane, die Wissenschaft, die Wirtschaft und die Öffentlichkeit zugänglich macht. Von den Bibliotheken sind Daten zu Medienbestand, Zeitschriften und Zeitungen, Neuzugängen, Benützung, Personal und Ausgaben zu liefern, die periodisch von der Bundesanstalt Statistik Österreich im Rahmen der Bildungsstatistik<sup>16</sup> unter dem Punkt „Kultur“ veröffentlicht werden.

Im Berichtsjahr 2012 standen Informationen über 88 wissenschaftliche Bibliotheken und Spezialbibliotheken zur Verfügung.<sup>17</sup>

## *3. Datenerhebung*

An der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol wird für die meisten Statistikzahlen, die jährlich wiederkehrend benötigt werden, einmal im Jahr eine gemeinsame Datenerhebung durchgeführt. Dabei werden u.a. Zahlen erhoben, die z.B. im Jahresbericht der ULBT, in Budgetgesprächen mit der Universitätsleitung oder bei anderen Statistiken Verwendung finden.

<sup>14</sup> Insgesamt werden 32 Kennzahlen abgefragt.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Statistik Austria. Online: [http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/bildung\\_und\\_kultur/kultur/bibliotheken/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/kultur/bibliotheken/index.html).

<sup>16</sup> Aufgabe der Bildungsstatistik ist es, bildungsrelevante Informationen zu erheben, zu analysieren und in möglichst kompakter Form darzustellen. Sie enthält Ergebnisse und Kenngrößen aus verschiedenen Statistiken zu unterschiedlichen Bildungsbereichen und gewährt so einen Einblick in die Bildungssituation in unserem Land.

<sup>17</sup> Für das BJ 2012 wurden die Daten von 29 in der ÖBS erfassten Bibliotheken mit Daten aus der eigenen Primärerhebung kombiniert. Vgl. Statistik Austria (Hg.) 2014, 22f. Online: [http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?IdcService=GET\\_NATIVE\\_FILE&dID=161217&dDocName=076220](http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&dID=161217&dDocName=076220).

An die Österreichische Bibliotheksstatistik (ÖBS) werden von der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol Daten zu 127 Fragen<sup>18</sup> gemeldet. Für den Bibliotheksindex (BIX) werden alle gestellten 29 Fragen beantwortet. Hier können jedoch 24 Zahlen aus den Daten der ÖBS berechnet werden, was bedeutet, dass nur noch fünf Datenfelder separat zu erheben sind. Der Statistik Austria (STAT) müssen 32 Kennzahlen, die ULBT betreffend, abgeliefert werden. 24 dieser Fragen können dabei direkt oder indirekt aus den Daten der ÖBS übertragen werden, während für 8 Fragestellungen eigens zu ermitteln ist.<sup>19</sup>

In den folgenden Ausführungen wird beschrieben, wie diese umfangreiche Datenerhebung an der Universitäts- und Landesbibliothek durchgeführt wird.

### *3.1 Intranet-Fragebögen*

Anfang 2009 wurden an der ULBT erstmals Daten für die neu eingeführte Österreichische Bibliotheksstatistik erhoben (und zwar für das Berichtsjahr 2008). Von vornherein war klar, dass sich die Datenerhebung aufgrund des gewünschten, umfangreichen Zahlenmaterials verhältnismäßig aufwändig gestalten wird.

Deshalb wurden nach der ersten Datenerhebung Überlegungen angestellt, wie die Ermittlung der dazu benötigten Informationen zukünftig möglichst effektiv und effizient gestaltet werden kann.

Ausgangspunkt war die Klärung der Frage, welche MitarbeiterInnen welche Kennzahlen liefern könnten, wobei die Erhebung einiger Daten mehr als eine zuständige Person betraf. – Fazit war, dass, um das Zahlenmaterial für die unterschiedlichen Statistiken liefern zu können, bei 16 Personen insgesamt 439 Daten abzufragen waren. Einige dieser Daten mussten dann in einem weiteren Schritt zu schlussendlich 220 Kennzahlen aggregiert werden.

Es kristallisierte sich heraus, dass eine effiziente Erhebung des umfangreichen Datenmaterials am besten durch differenzierte Fragebögen unterstützt werden kann. So wurde für

<sup>18</sup> Hier beschränkt sie sich auf die sogenannten „Pflichtfelder“ in der ÖBS.

<sup>19</sup> Von Seiten der Statistik Austria kam es im Berichtsjahr 2008 zu Änderungen der Variablendefinitionen, um Unterschiede zur ÖBS zu vermeiden. Im Berichtsjahr 2010 wurde die Statistik der wissenschaftlichen Bibliotheken und Spezialbibliotheken zusätzlich mittels Daten aus der ÖBS erstellt und in weiterer Folge der Erhebungsbogen an die Österreichische Bibliotheksstatistik angeglichen. Vgl.: Statistik Austria (Hg.) 2010, 20. Online: [http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?idcplg?IdcService=GET\\_NATIVE\\_FILE&dID=86274&dDocName=053753](http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?idcplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&dID=86274&dDocName=053753); Statistik Austria (Hg.) 2014, 23. Online: [http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?IdcService=GET\\_NATIVE\\_FILE&dID=161217&dDocName=076220](http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&dID=161217&dDocName=076220).

jede bibliothekarische Organisationseinheit und für alle von der Datenermittlung betroffenen MitarbeiterInnen jeweils ein möglichst effektiv gestalteter Fragebogen erstellt und in weiterer Folge im Intranet der Bibliothek auf einer eigens dafür eingerichteten Seite implementiert.

Insgesamt wurden 9 standardisierte und 15 individuelle Intranet-Fragebögen zusammengestellt. Bei allen 24 Fragebögen gilt, dass jeweils eine Person für das Ausfüllen und somit auch für die Qualität der angegebenen Daten verantwortlich ist. Die 9 standardisierten Fragebögen betreffen einen Bibliotheksstandort als Ganzes und werden von der/dem jeweiligen LeiterIn beantwortet. Die jeweils 28 Fragen dieser Fragebögen sind ident. Die 15 individuellen Fragebögen sind unterschiedlich lang und enthalten von einer einzigen Frage bis zu 55 Fragen.

Grundsätzlich können in die Abfragefelder nur Zahlen eingetragen werden. Zusätzlich steht am Ende des Formulars ein Abschnitt für Erläuterungen zur Verfügung, damit jede/r Befragte die Möglichkeit hat, einzelne eingegebene Zahlen zu kommentieren, Abweichungen im Vergleich zum Vorjahr zu erklären oder Notizen zum Berechnungsmodus einer Zahl zu machen.

In Zusammenarbeit mit dem Zentralen Informatikdienst der Universität Innsbruck (ZID) wurden die technischen Anforderungen an die Intranet-Fragebögen realisiert. So wurden für die einzelnen Fragebögen differenzierte Zugriffsberechtigungen für die Ausfüllenden bzw. Verantwortlichen vergeben. Durch diese Vorgangsweise wird auch die Vertraulichkeit der individuellen Daten gewahrt, da diese nur von der/m FragebogenadministratorIn einsehbar sind. Damit ist zudem gesichert, dass gewisse Daten nur in aggregierter Form weitergegeben werden.

Wenn ein Fragebogen fertig ausgefüllt ist, wird dieser vom Eingebenden gesperrt und daraufhin automatisch der/die FragebogenadministratorIn per Mail benachrichtigt, dass ein neuer Fragebogen vervollständigt vorliegt. Nachträgliche Korrekturen sind dann nur noch durch den/die FragebogenadministratorIn möglich.

Die Fragebögen werden am Ende jeder Datenerhebungsperiode gegebenenfalls modifiziert und für das Folgejahr neu eingespielt. Alle ausgefüllten Fragebögen der einzelnen Berichtsjahre werden dauerhaft gespeichert und sind auch in den folgenden Jahren für die jeweiligen FragebogenbearbeiterInnen bzw. für die/den Gesamtverantwortliche/n einsehbar.

### *3.2 Übertragung und Prüfung der erfassten Daten*

Die Daten der fertig ausgefüllten Fragebögen werden in selbst erstellte Excel-Dateien jeweils für die ÖBS, den BIX und die STAT übertragen. Dies ermöglicht zudem einen

Vergleich mit den Werten der vergangenen Jahre. Bei jeder Zahl wird die Schlüssigkeit hinterfragt und so die wahrscheinliche Richtigkeit eingeschätzt, um die Qualität der gesammelten Daten zu beurteilen. Wo Brüche erkennbar sind, wird beim jeweiligen Bearbeiter des Fragebogens nachgefragt und ergänzend nach Erklärungen gesucht. Derart soll und kann die Validität und Kontinuität des Datenmaterials sichergestellt werden.

Sind alle Daten übertragen und aktualisiert, teilweise aggregiert und kritisch auf ihre Plausibilität hin überprüft, werden sie in die Online-Datenblätter von BIX und ÖBS eingetragen oder bei Anfrage an die Statistik Austria übermittelt.

Am Ende jeder Auswertung steht eine kritische Reflexion über deren Verlauf und die dabei aufgetretenen Probleme. Eventuell von außen vorgegebene Änderungen bei einzelnen Fragen werden sofort in die jeweiligen Fragebögen für das nächste Berichtsjahr eingearbeitet. – Darüber hinaus wird versucht, die Fragebögen und damit auch die Organisation der Befragung sowie die Verarbeitung der erhobenen Informationen ständig weiter zu entwickeln, zu spezifizieren und den Ablauf dadurch zu optimieren.

### *3.3 Zeitlicher Ablauf*

Letztmöglicher Abgabetermin für die Kennzahlen eines Berichtjahres ist sowohl bei der Österreichischen Bibliotheksstatistik (ÖBS) als auch beim Bibliotheksindex (BIX) jeweils Ende März des Folgejahres. Die Daten für die Statistik Austria werden erst zu einem späteren Zeitpunkt von der Statistik Austria per E-Mail angefordert.

An der ULBT wird jedes Jahr im Dezember an alle MitarbeiterInnen, die für das Ausfüllen der Statistik-Fragebögen verantwortlich sind, ein Informationsmail verschickt. In diesem wird darauf hingewiesen, dass alle Fragebögen im Intranet zum Ausfüllen bereit stehen und der Termin für die letztmögliche Datenübermittlung mit Mitte Februar festgelegt ist. Mit ein bis zwei Erinnerungsmails oder auch Telefonaten wird, falls notwendig, an das Einhalten der Abgabefrist erinnert.

Sind dann alle Fragebögen fertig ausgefüllt eingelangt, bleibt noch ausreichend Zeit, um die Daten den Vorjahreszahlen gegenüber zu stellen und kritisch zu vergleichen sowie gegebenenfalls ergänzende Informationen einzuholen. Schließlich werden die Daten, teilweise in aggregierter Form, in die Online-Fragebögen der Österreichischen Bibliotheksstatistik und des Bibliotheksindex übertragen.

## *4. Fazit und Ausblick*

Die Organisation der jährlichen Erhebung der Kennzahlen der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol mittels unterschiedlicher Fragebögen hat sich inzwischen bewährt. Der Arbeitsaufwand der Erhebung für eine so große und über mehrere Standorte verteilte Bibliothek hält sich insofern in Grenzen, als die Koordination der gesamten Erhe-

bung sowie die Prüfung und Weitergabe der Daten von einer Person durchgeführt werden können. Die benötigten Zahlenwerte lassen sich auf diese Weise effizient und effektiv erheben, der Aufwand der Datenbeschaffung und der Nutzen der damit gewonnenen Informationen stehen in einem guten Verhältnis zueinander.

Durch die Vorgabe eines Fragebogens, in dem zahlreiche im Laufe des Jahres angefallene Daten im Rückblick zielgerichtet abgefragt werden, konzentriert sich der Arbeitsaufwand für die Erhebungen auf den Beginn des Jahres, und die betroffenen MitarbeiterInnen haben von vornherein eine gute Übersicht über die verlangten Kennzahlen. Wenn Unklarheiten auftreten, sind zur Information auch die gespeicherten Fragebögen mit den Daten der vergangenen Jahre jederzeit abrufbar. Außerdem sammeln die Datenlieferanten Erfahrung, auf welchem Weg die jeweiligen Zahlen am effektivsten zu ermitteln sind, was wiederum den Erhebungsaufwand reduziert. Dies alles führt zu einer immer besseren Qualität der Datenermittlung und -weitergabe.

Was die Datenerhebung selbst betrifft, wäre eine Weiterentwicklung in Richtung automatischer Übernahme der in den Online-Fragebögen eingetragenen Werte in ein zusammenfassendes Formular (z.B. Excel) wünschenswert, um Übertragungsfehler möglichst zu vermeiden.

Das derzeitige Bibliothekssystem ALEPH (Automated Library Expandable Program) hat seine Grenzen erreicht und wird in naher Zukunft<sup>20</sup> durch ein neues Bibliothekssystem ersetzt werden. Dabei stellt sich die Frage, welche statistische Daten ein zukünftiges Bibliothekssystem liefern bzw. bereitstellen soll. Im ALEPH ist eine umfassende Verwaltung von Online-Medien nicht vorgesehen. Das bedeutet, dass es betreffend der mittlerweile sehr großen Anzahl von Online-Medien kaum statistische Daten gibt. Generell sind im ALEPH statistische Auswertungen ohne erheblichen zeitlichen Aufwand nicht möglich. – Allein das Wissen um Fakten bewirkt aber noch nichts. Daten bieten uns nur die notwendigen Informationen, auf Grund deren (re)agiert werden kann. Ergebniskennzahlen liefern zwar Aussagen über Erfolg oder Misserfolg, sie geben aber nur einen vagen Hinweis auf Verbesserungsmöglichkeiten. Erstrebenswert wäre, wenn ein neues Bibliothekssystem über ein umfassendes Statistikmodul verfügen und sich nicht nur als Analyse-, sondern auch als Prognoseinstrument bewähren würde.

Was die Aussagekraft der erhobenen Kennzahlen betrifft, so stellt sich bei Non-Profit-Organisationen (NPOs) vor allem die Frage nach der Gemeinnützigkeit und der Effektivität<sup>21</sup>. Im Unterschied zu einer herkömmlichen Finanzbilanz liegt bei den Statistikzahlen

<sup>20</sup> Das formale Vergabeverfahren des Österreichischen Bibliothekverbundes betreffend möglicher Nachfolgesysteme für das Bibliothekssystem ALEPH läuft derzeit.

<sup>21</sup> Aber nicht nach der Rentabilität.



einer Bibliothek daher der Schwerpunkt ihrer Berichterstattung auf der Darstellung von immateriellen Vermögenswerten und Leistungsprozessen. Der Output einer Bibliothek wird in spezifischen Größen gemessen, wie beispielsweise der Zahl der Besucher, der Ausleihen, der Dokumentenlieferungen etc. Besonders wichtig ist dabei die weiterführende, kritische Auseinandersetzung mit den Zahlen und die genauere Betrachtung der Zusammenhänge. Um fehlerhafte Interpretationen zu vermeiden, müssen die Zahlen mit Erklärungen „angereichert“ und derart untermauert werden. Die Ergebnisse der Analysen zeigen dann möglichen Handlungsbedarf bzw. notwendige Umstrukturierungsmaßnahmen für die Bibliothek auf und können so u.a. zu einer verbesserten Reflexion der Arbeitsprozesse führen.

Welche Kennzahlen erhoben werden sollen, muss immer wieder überprüft werden. Zu Beginn sowohl des Bibliotheksindex als auch der Deutschen Bibliotheksstatistik wurde ein Set an Indikatoren erstellt, das den damaligen Stand der Informationskultur widerspiegelte und versuchte, die bibliothekarischen Entwicklungen vergleichbar zu machen. In den letzten Jahren gab es wie allgemein, so auch in den Bibliotheken einen immer stärkeren Trend zu Online-Medien. Gemessen an den Gesamtausgaben für Informationsmedien, finden aber in der Österreichischen Bibliotheksstatistik und im Bibliotheksindex diese Online-Medien und deren Nutzung zu wenig Berücksichtigung.

Ein weiteres Beispiel für eine Information, die in den Statistiken bislang nicht berücksichtigt wird, ist die Bewertung der Mitarbeiterzufriedenheit. Gerade in Dienstleistungsunternehmen sind die Mitarbeitenden ein entscheidender Faktor und wesentliche Voraussetzung, um Qualität und Kundenservice zu erreichen. In keiner Statistik scheint jedoch die Mitarbeiterzufriedenheit als eigener Wert auf.

Der Trend zu Information und Dokumentation durch Zahlenmaterial scheint allgemein weiter zuzunehmen. Und Zahlen sind auch die Basis des bibliothekarischen Berichtswesens sowie weiterführend für deren Qualitäts- und Leistungssicherung unerlässlich. Um Entwicklungen verfolgen und beurteilen zu können, sind dabei v.a. Zeitreihen interessant, also die Vergleichbarkeit des Datenmaterials im Zeitverlauf. Deshalb ist eine gewisse Kontinuität sowohl beim Indikatorenset als auch in der Darstellung der daraus gewonnenen Informationen wichtig.

Die Bibliotheken unterliegen gegenwärtig großen Veränderungen mit Herausforderungen, Chancen und Risiken. Die Frage, welche Daten die beste Grundlage für ein effektives Qualitätsmanagement sind, wird auch in Zukunft diskutiert werden.

*Literatur*

Bibliotheksindex. Online: <http://www.bix-bibliotheksindex.de/>. Zugriff am 09.09.2014

Deutscher Bibliotheksverband e.V. Online: <http://www.bibliotheksverband.de/>. Zugriff am 09.09.2014

Doeckl Berndt, Zentralisierung im zweischichtigen Bibliothekssystem der Universität Hamburg (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft, 155), Hamburg 2004. Online: <http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h155/>. Zugriff am 09.09.2014

Hochschulbibliothekszenrum Köln. Online: <http://www.hbz-nrw.de/>. Zugriff am 09.09.2014

Österreichische Bibliotheksstatistik. Online: <http://www.hbz-nrw.de/angebote/oebs/>. Zugriff am 09.09.2014

Statistik Austria. Online: [http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/bildung\\_und\\_kultur/kultur/bibliotheken/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/kultur/bibliotheken/index.html). Zugriff am 09.09.2014

Statistik Austria (Hg.), Kulturstatistik 2008/09, Wien 2010. Online: [http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?idcService=GET\\_NATIVE\\_FILE&dID=86274&dDocName=053753](http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?idcService=GET_NATIVE_FILE&dID=86274&dDocName=053753). Zugriff am 09.09.2014

Statistik Austria (Hg), Kulturstatistik 2012, Wien 2014. Online: [http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?idcService=GET\\_NATIVE\\_FILE&dID=161217&dDocName=076220](http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idcplg?idcService=GET_NATIVE_FILE&dID=161217&dDocName=076220). Zugriff am 09.09.2014



## **Geistiges Eigentum**

Der gegenständliche Beitrag befasst sich mit dem komplexen Begriff des „geistigen Eigentums“. Es wird eingangs der Vergleich zum juristischen Sacheigentum behandelt, woraus sich mehrere sehr komplexe Fragestellungen ergeben. In der Folge erfordert die Befassung mit dem Thema die Erörterung der Fragen nach der Entstehung, dem Wesensgehalt und dem Umfang und letztlich dem Eintritt bzw. dem Verlust der Schutzwürdigkeit des geistigen Eigentums. Eigentum ist in der Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsordnung ein zentraler Begriff. Die damit verbundenen Inhalte unterliegen – ausgehend vom jeweiligen Betrachtungswinkel – spezifischen Beurteilungen. Das Eigentumsverständnis in juristischer Hinsicht ist ein durch die staatliche Ordnung garantiertes Recht, geschützt gegenüber Eingriffen von Dritten. Das geistige Eigentum ist hingegen ein deutlich umfassenderes Eigentumsrecht. Es wird im weitesten Sinn auch als Menschenrecht qualifiziert. Um für die Außenwelt wahrnehmbar zu werden und damit zu faktischer und allenfalls juristischer Bedeutung zu gelangen bzw. zum „geistigen Eigentum“ im landläufig verstandenen Sinn zu werden, muss dieser geistige Schöpfungsakt in einer der Individualität des intellektuellen Produktes entsprechenden geeigneten Form kommuniziert werden. Damit wird es von seinem Urheber in ein Werk transformiert. Geistiges Eigentum ist in seinen Erscheinungsformen komplex und vielfältig. Durch die Kommunikation (Transformation) erhält das „geistige Eigentum“ seine juristisch relevante Existenz. Gleichzeitig tritt damit der Verlust der individuellen Exklusivität ein. Das diesbezügliche Bewusstsein ist dann beliebig vermehrbar, seine Verbreitung vom Urheber sehr oft sogar gewollt. Wesentlich am Schutz des „geistigen Eigentums“ ist somit nicht die Vermeidung der Verbreitung des Wissens, der Kenntnisse, der damit verbundenen Erfahrungen oder ganz allgemein des Bewusstseins darüber, sondern der in der Rechtsordnung vorgesehene Schutz der Reproduktion oder der Nachahmung des Werkes. Letztlich führt die Auseinandersetzung mit dem Thema zum Ergebnis, dass sich unter der Bezeichnung „geistiges Eigentum“ ein vielschichtiger Begriffsinhalt verbirgt, der je nach Betrachtungswinkel unterschiedlichen Beurteilungen unterliegt. Wesentlich ist die notwendige Unterscheidung zwischen dem juristischen Sacheigentum und dem viel schwieriger zu begreifenden „geistigen Eigentum“. Im abschließenden Resümee wird der Schluss gezogen, dass mit dem notwendigen Schutz des „geistigen Eigentums“ im gesellschaftspolitischen Interesse der Urheber geschützt, durch Zuerkennung subjektiver Exklusivrechte entlohnt und damit die Kreativität sowie die intellektuelle und wirtschaftliche Weiterentwicklung der Gesellschaft gefördert werden soll.<sup>1</sup>

### *1. Einleitende Feststellungen*

Eigentum ist ein zentraler Begriff unserer Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsordnung. Die mit dem Begriff verbundenen Inhalte unterliegen ausgehend vom jeweiligen Betrachtungswinkel unterschiedlichen Beurteilungen.

<sup>1</sup> In dieser Arbeit sind aus Gründen des Leseflusses alle geschlechterspezifischen Formen ausschließlich in ihrer männlichen Variante angegeben. Dies impliziert immer sowohl die männliche als auch die weibliche Variante des jeweiligen Ausdrucks.

tungswinkel spezifischen Beurteilungen. In seiner Begrifflichkeit bekannt und relativ unbestritten ist das Eigentumsverständnis im juristischen Sinn.

## 2. Juristischer Eigentumsbegriff

Eigentum ist in juristischer Hinsicht ein durch die staatliche Ordnung garantiertes Recht, das gegenüber Eingriffen von Dritten geschützt und gegebenenfalls mit hoheitsrechtlicher Zwangsgewalt durchsetzbar ist. Das Eigentum wird meist als Eigentum an Gegenständen und Rechten (körperlichen und unkörperlichen Sachen) bezeichnet. Das Eigentum ist im rechtlichen Kontext auf die Sache selbst bezogen, so definiert auch § 353 ABGB: „*Alles was jemandem zugehört, alle seine körperlichen und unkörperlichen Sachen, heißen Eigentum*“ (sog. Eigentum im objektiven Sinn). Der Begriff des Eigentums wird auch im Sinne von Eigentumsrecht verwendet. „*Als ein Recht betrachtet, ist Eigentum die Befugnis, mit der Substanz und den Nutzungen einer Sache nach Willkür zu schalten und jeden anderen davon auszuschließen*“ (§ 354 ABGB; Eigentum im subjektiven Sinn). Der Eigentümer darf die Sache beliebig gebrauchen oder zerstören, über sie rechtsgeschäftlich verfügen (sie veräußern, verpfänden oder vererben). Das Recht nach Willkür zu schalten, nennt man „positive Seite“ des Eigentumsrechtes, die Befugnis andere davon auszuschließen wird als „negative Seite“ bezeichnet. Demnach wäre das Eigentumsrecht ein ganz beschränktes, gegen jedermann geschütztes Herrschaftsrecht an Sachen. Allerdings darf nicht vergessen werden, dass Eigentümer auch Mitglieder der Gesellschaft sind und nach den Wertungen dieser Gesellschaft, die in der Rechtsordnung zum Ausdruck kommen, vielfach die Interessen der Allgemeinheit den Interessen einzelner vorzuziehen haben. Denn die Ausübung eines schrankenlosen Eigentumsrechtes würde zur Beeinträchtigung anderer Eigentumsrechte führen. Deshalb ist auch im Gesetz im § 364 Abs. 1 ABGB normiert, dass das Eigentumsrecht nur so ausgeübt werden darf, dass dadurch weder in die Rechte eines Dritten eingegriffen wird noch die im allgemeinen Interesse vorgeschriebenen Beschränkungen übertreten werden (*Koziol, Welser 2006, Band I, S. 280f*).

## 3. Geistiges Eigentum

Von der allgemeinen Verständlichkeit des juristischen Sacheigentums unterscheidet sich der komplexe Begriff des „geistigen Eigentums“ wesentlich. Schon zu Beginn der Auseinandersetzung mit der Themenstellung ergeben sich im Vergleich zum Sacheigentum mehrere zusätzliche Problemstellungen. Am Beginn der Befassung mit diesem Thema steht die Erörterung der Fragen nach der Entstehung, dem Wesensgehalt und dem Umfang und letztlich dem Eintritt bzw. dem Verlust der Schutzwürdigkeit des geistigen Eigentums. Nach dem juristischen Verständnis wird im Zusammenhang mit geistigem Eigentum von Immaterialgüterrechten sowie von gewerblichen Schutzrechten im weiten Sinne gesprochen. Der Schutz von wirtschaftlichen Interessen, insbesondere der Ergeb-

nisse von Investitionen in Forschung und Entwicklung und der daraus resultierenden Vermögenswerte, steht nach den von den jeweiligen Rechtsordnungen vorgegebenen strikten Prinzipien im Vordergrund.

Die Auseinandersetzung mit geistigem Eigentum erschöpft sich aber nicht nur in der Befassung der geltenden Rechtsordnung, sondern ist einem viel allgemeineren und weiteren Betrachtungswinkel zu öffnen. Dazu vertritt nur beispielhaft angeführt *Krings* den Standpunkt: „Das Geistige Eigentum ist weit mehr als ein Eigentumsrecht – es ist ein Menschenrecht“ (*Krings 2012, S. 1*) und verweist in der Folge auf Art. 27 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Danach hat jeder Mensch „das Recht auf Schutz der geistigen und materiellen Interessen, die ihm als Urheber von Werken der Wissenschaft, Literatur und Kunst erwachsen.“ Vgl. *Art. 27 MRK – Freiheit des Kulturlebens*: „Jeder Mensch hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich der Künste zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Wohltaten teilzuhaben. Jeder Mensch hat das Recht auf Schutz der moralischen und materiellen Interessen, die sich aus jeder wissenschaftlichen, literarischen oder künstlerischen Produktion ergeben, deren Urheber er ist.“ (<http://eur-lex.europa.eu>).

Geistiges Eigentum – als umfassender Sammelbegriff verstanden – entsteht im menschlichen Bewusstsein und ist Ergebnis des individuellen Denkvermögens, der menschlichen Intelligenz und Kreativität. Wesensmerkmale des hier interessierenden Produkts dieser intellektuellen Prozesse sind im Wesentlichen Originalität, Individualität, Novität und Relevanz eines noch im exklusiven Bewusstsein des geistigen Schöpfers befindlichen neuen Gedankens, einer revolutionären Idee oder eines sonstigen Denkmusters. Das intellektuell erzeugte Produkt ist somit nicht jede beliebige geistige Schöpfung, sondern muss über den Rahmen von Allgemeinwissen und bekannten Tatsachenkenntnissen hinausgehen. Exakte diesbezügliche Trennlinien existieren in aller Regel nicht. Ob ein geistiger Schöpfungsakt die vorgenannten Kriterien erfüllt, wird mitunter sehr von kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen oder den gegebenen wissenschaftlichen Standards bestimmt. Mitunter sind auch politische Vorgaben, vor allem in totalitär geprägten Regimen, dafür ausschlaggebend, was zumindest nach offiziellen Vorgaben als schützenswert bzw. umgekehrt im Extremfall als „entartet“ zu gelten hat.

#### 4. Kommunikation (Transformation)

Um für die Außenwelt wahrnehmbar zu werden und damit zu faktischer und allenfalls juristischer Bedeutung zu gelangen, bzw. zum „geistigen Eigentum“ im landläufig verstandenen Sinn zu werden, muss dieser geistige Schöpfungsakt in einer der Individualität des intellektuellen Produktes entsprechenden geeigneten Form kommuniziert werden,

oder wie Hegel es ausdrückt, er muss zum Werk werden, wenn er ausführt: „Das Werk ist die Realität, welche das Bewusstsein sich gibt“ (Kroeger, Friesinger, Lobberger, Ortland 2011, S. 50). Wenn somit der geistige Schöpfungsakt nicht das Bewusstsein verlässt, also nicht zum „Werk“ wird, gerät er wieder in Vergessenheit, geht somit unter und ist für die Außenwelt – egal wie wertvoll er auch ist – letztlich verloren. Wird das geschaffene geistige Produkt jedoch vom Urheber in ein Werk transformiert, wird es je nach seiner Wesensart und seinen Eigenschaften zum Gegenstand unterschiedlichster sinnlicher externer Wahrnehmungen. Geistige Werke treten in den vielfältigsten Formen und unterschiedlichsten Ausprägungen in Erscheinung und treten mit der Befassung der menschlichen Sinne in das Bewusstsein Dritter. So gesehen ist der Gegenstand des geistigen Eigentums – wenn er als von anderen wahrnehmbares und damit in das jeweilige Bewusstsein tretende Werk verstanden wird – vorerst einmal im Gegensatz zum Gegenstand des juristischen Eigentums nicht ausschließlich oder exklusiv, sondern im Sinne des eingetretenen Bewusstseins zumeist beliebig vermehrbar.

Der Kommunikations- bzw. Transformationsprozess ist im juristischen Bereich für die Entstehung des Patentrechts von Bedeutung. Technische Erfindungen sind nach den patentrechtlichen Bestimmungen nur schützenswert, wenn sie neu sind, d.h. der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich gemacht wurden (vgl. § 3 dPatG). Nach der Judikatur gilt eine Erfindung dann der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, wenn für den Erfinder ein nicht mehr überschaubarer Kreis von Fachleuten davon Kenntnis erlangt hat oder erlangen hätte können (BGH v.10.11.1998 – X ZR 137/94).

### 5. Wesen, Art und Erscheinungsformen

Geistiges Eigentum ist in seinen Erscheinungsformen komplex und vielfältig. Wird die sinnliche Wahrnehmung des Werkes als Beschreibungskriterium herangezogen (wobei vielfach auch eine mehrsinnliche Wahrnehmung möglich ist), kann zwischen optischen (Bildern, Literatur etc.), akustischen (Musikwerken etc.), geschmacksbezogenen (Rezepturen) oder geruchsbetonten (Rezepturen, z.B. Parfums etc.) bis hin zu ertastenden Werken differenziert werden. Darüber hinaus können geistige Werke sich in verschiedensten Erfindungen, (Bau-)plänen, Marken, Mustern etc. widerspiegeln.

### 6. Schutz des geistigen Eigentums

Die juristisch relevante Existenz von „geistigem Eigentum“ setzt die Kommunikation (Transformation) und damit den Verlust der individuellen Exklusivität voraus. Das diesbezügliche Bewusstsein ist dann beliebig vermehrbar, seine Verbreitung vom Urheber sehr oft sogar gewollt. Das Bewusstsein des Schöpfers schließt nach der Kommunikation durch diesen somit nicht das Bewusstsein anderer aus. Wesentlich am Schutz des

„geistigen Eigentums“ ist somit nicht die Vermeidung der Verbreitung des Wissens, der Kenntnisse, der damit verbundenen Erfahrungen oder ganz allgemein des Bewusstseins darüber, sondern der in der Rechtsordnung vorgesehene Schutz der Reproduktion oder der Nachahmung des Werkes. Moderne Kommunikationsmittel und Kommunikationsmethoden erleichtern und beschleunigen heute die Verbreitung von Informationen. Der Informationsfluss wird andererseits dadurch mehr und unüberschaubar und ist kaum mehr zu kontrollieren. „Das Internet schafft neue Nutzungsmöglichkeiten und Vertriebswege und verändert sowohl die Wirtschaft als auch unsere Gesellschaft tiefgreifend. Gerade das geistige Eigentum ist heute aufgrund neuer technischer Möglichkeiten viel verletzlicher, weil es in digitaler Form ohne Qualitätsverlust und ohne große Investitionen beliebig oft vervielfältigt und transferiert werden kann.“ (Kriings 2012, S. 1).

Das „geistige Eigentum“ soll daher durch einen wirkungsvollen Schutz somit – zumindest für eine bestimmte Dauer – dem Urheber zugerechnet bzw. zugeordnet bleiben. Unter Hinweis auf zahlreiche Autoren stellt *Kroeger* in diesem Zusammenhang fest, „geistige Eigentumsrechte sollen nämlich, so heißt es, einerseits deswegen gewährt werden, weil Werke so innig mit jenen verbunden seien, die sie geschaffen haben, dass diese Verbindung ein natürliches Recht auf geistiges Eigentum begründe, und andererseits weil schöpferische Talente sonst kaum motiviert wären, ihr schöpferisches Talent mit dem Rest der Gesellschaft zu teilen.“ (Kroeger, Friesinger, Lobberger, Ortland 2011, S. 43). Damit soll sichergestellt werden, dass sein Schöpfer allein das Recht nutzen und Dritte davon ausschließen (Ausschließlichkeitsprinzip) kann. Die Rechtsordnung untersagt somit die (kommerzielle) Verwertung „geistigen Eigentums“ durch Dritte. So gesehen ist „geistiges Eigentum“ im allgemeinen Sprachsinn das „Bewusstsein“ selbst, im juristischen Sinn jedoch vielmehr der Schutz der Verwertung durch Dritte, oder positiv ausgedrückt das kommerzielle, beliebig oft nutzbare Reproduktionsrecht durch den Urheber. Das Prinzip der Ausschließlichkeit impliziert in der Regel auch den Prioritätsgrundsatz. Durch diesen Grundsatz wird der Ersturheber gegen allfällige spätere unabhängige und unbeeinflusste nachfolgende identische Schöpfungsakte geschützt. Im Gegensatz zum Sacheigentum genießt das „geistige Eigentum“ in der Regel hingegen nur einen zeitlich befristeten Schutz und wird nach Ablauf dieser Schutzfrist zum – für jedermann zugänglichen – Allgemeingut. Durch das Eigenschaftswort „geistig“ wird im juristischen Sinn zum Ausdruck gebracht, dass Schutzgegenstand des geltenden Urheberrechts nicht die körperliche Festlegung (das Werkstück, das Vervielfältigungsstück) ist, sondern die dahinterstehende geistige Gestaltung. Unter einer „Schöpfung“ ist das von der Außenwelt wahrnehmbare Ergebnis der Gestaltung eines bestimmten Vorstellungsinhalts zu verstehen (Dittrich 2012, S. 92, E 135. OGH 9.12.1969, 4Ob 94/69).

*Drabos, Lessing, Schmidt* beschreiben den Unterschied zwischen traditionellerweise verstandenem Eigentum an Dingen, also materiellen Objekten, und geistigem Eigentum



und veranschaulichen diesen Unterschied an einem plastischen Beispiel, indem sie ausführen, geistiges Eigentum ist insofern stärker als dingliches, als es nicht nur Kontrolle über Handlungen mit einem bestimmten Gegenstand erlaubt, sondern über bestimmte Handlungsformen im Allgemeinen. Kaufe ich z.B. einen Fußball, so kann ich anderen verbieten, damit Tore zu schießen. Hätte ich aber Eigentum an der Handlungsform „Torschießen“ selbst, so könnte ich anderen diese Tätigkeit untersagen, egal, ob sie dafür meinen Fußball verwenden oder ihren eigenen. Mehr noch, ich könnte untersagen, mit allen möglichen Bällen Tätigkeiten zu vollziehen, die sich als Torschießen qualifizieren (Kroeger, Friesinger, Lobberger, Ortland 2011, S. 47).

Der von der UNESCO angeregte Welttag des geistigen Eigentums jährte sich in diesem Jahr zum 14. Mal. Am 26. April stehen der Wert und der Schutz von geistigem Kapital und Ideen im Mittelpunkt. Bereits im Jahr 2013 hat die damalige österreichische Bundesministerin für Justiz, Dr. Beatrix Karl, in einer Ansprache anlässlich des *Welttages des geistigen Eigentums* am 26. April ausgeführt: „*Es ist mir ein Anliegen, klar und deutlich den Rang und den Wert des Urheberrechts und den Wert kreativer Leistung herauszustreichen*“. In den weiteren Ausführungen hat sie betont, dass es künftigen Gesetzgebungen ein besonderes Anliegen sein muss, das Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit für den Wert des „geistigen Eigentums“ zu schärfen und das Urheberrecht entsprechend den neuen Herausforderungen weiterzuentwickeln. (<http://www.justiz.gv.at>)

### 7. Schlussbemerkungen

Die Befassung mit dem „geistigen Eigentum“ zeigt, dass sich unter dieser Bezeichnung ein vielschichtiger Begriff verbirgt, der je nach Betrachtungswinkel unterschiedlichen Beurteilungen unterliegt. Auffallend ist jedenfalls der aufgezeigte Unterschied zwischen dem juristischen Sacheigentum und dem viel schwieriger zu „begreifenden“ „geistigen Eigentum“. Abschließend angemerkt ist jedenfalls davon auszugehen, dass durch die hoffentlich weiter anhaltenden geistig schöpferischen Aktivitäten seine Komplexität, damit aber auch seine Bedeutung weiter zunehmen wird und damit noch viel Zeit und Raum für viele weitere und vertiefende Auseinandersetzungen mit diesem Begriff geboten sind. Mit dem Schutz des „geistigen Eigentums“ soll letztlich aber im gesellschaftspolitischen Interesse der Urheber geschützt und durch Zuerkennung subjektiver Exklusivrechte entlohnt und damit die Kreativität sowie die intellektuelle und wirtschaftliche Weiterentwicklung der Gesellschaft gefördert werden. Diese Forderung impliziert aber auch, dass der Schutz des Urhebers und Erfinders letztlich angemessen und ausgewogen sein muss und den gesellschaftlichen Fortschritt nicht dauerhaft behindert.

*Literatur*

- Dittrich, Robert (2012): Österreichisches und Internationales Urheberrecht, (Kommentar), 6. Aufl., Wien, Manz.
- Kroeger, Odin, Friesinger, Günther, Lohberger, Paul, Ortland, Eberhard (2011): Geistiges Eigentum und Originalität, Wien, Turia + Kant.
- Koziol, Helmut, Welser, Rudolf, bearb. Kletečka, Andreas (2006): Allgemeiner Teil, Sachenrecht, Familienrecht, Band I, 13. Aufl., Wien, Manz.
- Koziol, Helmut (2014): Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch, (Kurzkommentar zum ABGB), 4. Aufl., Wien, Verl. Österreich.
- Krings, Günter (2012): Geistiges Eigentum ist Menschenrecht, <http://kreuz-und-quer.de>. (10.06.2014).
- Karl, Beatrix (2013): <http://www.justiz.gv.at>. (27.08.2014).
- Möller, Frederik, Rehbinder, Manfred (2013): Verwaiste Werke, 1. Aufl., Baden-Baden, Nomos.
- Vögele, Alexander (2014): Geistiges Eigentum, München, Beck.
- <http://eur-lex.europa.eu> – Art. 27 MRK – Freiheit des Kulturlebens. (12.08.2014).
- [https://www.jurion.de/Urteile/BGH/1998-11-10/X-ZR-137\\_94](https://www.jurion.de/Urteile/BGH/1998-11-10/X-ZR-137_94) - BGH v. 10.11.1998, XZR 137/94; § 3 Abs. 1 PatG (deutsches Patentgesetz). (12.08.2014).
- <https://www.ris.bka.gv.at> - OGH Entscheidung v. 09.12.1969, 4Ob 94/69 - Entscheidungstext OGH 09.12.1969 4 Ob 94/69 – (UrhG § 1) Veröff: ZAS 1970/22 S 179 = Arb 8693 = ÖBl 1970,104. (12.08.2014).



*Marion Kaufer & Monika Schneider*

## **Bibliotheksausbildung an der ULB Tirol 2004-2014**

Die Ausbildung von wissenschaftlichen BibliothekarInnen erfolgt österreichweit nach einheitlichen Standards. Sie ist gesetzlich sowohl im Universitätsgesetz verankert als auch in einer eigenen Verordnung geregelt. Der Artikel zeigt die verschiedenen Ausbildungswege für MitarbeiterInnen unterschiedlicher Qualifikationen auf und dokumentiert die Lehrgänge der letzten zehn Jahre an der Universität Innsbruck. Im zweiten Teil wird das neue Curriculum des Universitätslehrganges Library and Information Studies vorgestellt.

Das gesellschaftlich verankerte Berufsbild des Bibliothekars und noch viel mehr das der Bibliothekarin ist von Vorurteilen geprägt, die einerseits eine Antiquiertheit des Berufsfeldes beschwören und andererseits Attribute wie Belesenheit, Bibliophilie und Akribie sowie eine staubige Arbeitsumgebung voraussetzen.

Die Ausbildung für das Arbeitsfeld von MitarbeiterInnen in Bibliotheken könnte im Gegensatz dazu nicht zukunftsorientierter und moderner sein, spiegelt sie doch die fortlaufende Technisierung der Gesellschaft und somit auch des Bibliotheksalltags wider. Die Bibliotheksausbildung ist daher in besonderem Maße gefordert, ihre eigenen Inhalte stetig den sich wandelnden Bedürfnissen anzupassen und ihre Ausbildungsziele zu überarbeiten.

### *Österreichweite Einheitlichkeit der Ausbildung*

Die fachspezifische Ausbildung für BibliothekarInnen in wissenschaftlichen Bibliotheken ist in Österreich durch § 101 Abs. 3 des Universitätsgesetzes 2002 geregelt:

„Für das Bibliothekspersonal aller Universitäten ist eine einheitliche Ausbildung aus dem Bereich Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationswesen vorzusehen.“

Organisiert und durchgeführt wird sie an fünf Universitäten bzw. Universitätsbibliotheken, eine davon ist die Universität Innsbruck bzw. die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULB Tirol). Die Ausbildung für BibliothekarInnen in qualifizierten und höher qualifizierten Positionen findet in Form der postgradualen universitären Weiterbildung, dem *Universitätslehrgang Library and Information Studies* statt. Die Ausbildung für MitarbeiterInnen der mittleren Qualifikation wird in Form des Lehrberufs *Bibliothek-, Informations- und DokumentationsassistentIn* bzw. des Ausbildungslehrganges *Bibliothek, Information und Dokumentation* angeboten. Die Kosten für die Ausbildung des Bibliothekspersonals an Universitäten trägt überwiegend das Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft (BMWFV). Damit ist ein wichtiger Grundstein zur Sicherung eines ös-

terreichweit einheitlich und gut ausgebildeten Bibliothekspersonals gelegt, der gleichzeitig die Universitäten finanziell entlastet.

Qualitätssicherung geschieht durch die stetige Aktualisierung und Anpassung der Lehr- und Lerninhalte an die Anforderungen eines sich im ständigen Wandel befindlichen Berufsfeldes. Diese findet in der *Arbeitsgemeinschaft der Ausbildungsverantwortlichen Österreichs für das wissenschaftliche Bibliothekspersonal an Universitäten* (ARGE) statt, einem Gremium des BMWF, das 2002 gegründet wurde und dem auch zwei VertreterInnen der Universität Innsbruck angehören. Die ARGE trifft sich vierteljährlich an einem der fünf Ausbildungsstandorte.

Zusätzlich wurde von den Universitäten Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck ein Kooperationsvertrag unterzeichnet, dessen Inhalt durch die ARGE gewährleistet wird und der den Universitätslehrgang betreffend folgende Leistungen umfasst: österreichweit einheitliche Statuten und einheitliches Curriculum, gemeinsame wissenschaftliche Gesamtleitung und gemeinsamer wissenschaftlicher Beirat, gemeinsamer Vortragendenpool, studentischer Austausch für Lehrveranstaltungen und Praktika, gemeinsame Evaluierung, gemeinsamer Internetauftritt ([www.bibliotheksausbildung.at](http://www.bibliotheksausbildung.at)).

#### *Lehrberuf Archiv-, Bibliotheks- und InformationsassistentIn*

Der Lehrberuf Archiv-, Bibliotheks- und InformationsassistentIn wurde im Jahr 2004 eingerichtet, um die vorgeschriebene Fachausbildung für MitarbeiterInnen in Bibliotheken auf mittlerer Qualifikationsebene (Pflichtschulabschluss) zu gewährleisten und an gängige EU-Normen anzupassen.

Der erste Lehrling wurde an der Universität Innsbruck im Jahr 2005 aufgenommen. Zur Vorbereitung absolvierten zwei Mitarbeiterinnen der ULB Tirol die Ausbildung zur zertifizierten Lehrlingsausbildnerin am Wirtschaftsförderinstitut WIFI.

Seither wurden vier Lehrlinge ausgebildet. Zwei konnten in ein ordentliches Dienstverhältnis übernommen werden, eine Absolventin wechselte an die AK-Bücherei Innsbruck, ein Absolvent wählte einen höheren Bildungsweg.

Die Auszubildenden lernen in ihrer 3-jährigen Praxiszeit an der ULB Tirol Medien, Daten und Informationen zu beschaffen und zu erfassen, in Datenbanken und -netzen zu recherchieren, Bestand zu ordnen, zu archivieren und zu pflegen, Entlehnevorgänge abzuwickeln, Erstinformation für BenutzerInnen zu geben, Register zu erstellen, Revisionen durchzuführen und administrative Arbeiten mit Hilfe der betrieblichen Informations- und Kommunikationssysteme durchzuführen.

Ab Beginn des Dienstverhältnisses sind sie fix einer Abteilung zugeteilt, deren LeiterIn Vorgesetzte/r, Ansprechperson und BetreuerIn im täglichen Berufsalltag ist. Alle inhalt-

lichen und organisatorischen Punkte die Ausbildung betreffend werden von Lehrlingsausbildnerin Dr. Susanne Halhammer koordiniert.

Dem Lehrplan und damit ihren Kenntnissen entsprechend werden die Lehrlinge wochenweise in verschiedenen Abteilungen der ULB Tirol eingesetzt und betreut. Diese Praxisphasen werden ab dem zweiten Lehrplan auch auf andere fach einschlägige Einrichtungen in Innsbruck ausgedehnt (AK-Bücherei, Tiroler Landesarchiv, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Bibliothek der Pädagogischen Hochschule, diverse Buchhandlungen).

Die Lehrlinge besuchen die Berufsschule für Handel und Reisen in Wien und wohnen während der jeweils 12-wöchigen Unterrichtszeiten im Jugendwohnhaus Rudolfsheim. Am Ende dieser Berufsschulzeit muss eine theoretische Prüfung über das Gelernte absolviert werden. Folgende Fachbereiche werden unterrichtet: Archiv-, Bibliotheks- und Informationswesen, Berufsbezogenes Englisch, Deutsch und Kommunikation, Fachpraktikum, Medienkunde und Informationskompetenz, Politische Bildung, Rechnungswesen, Text- und Informationsverarbeitung und Wirtschaftskunde mit Schriftverkehr. Bibliotheksbezogene Unterrichtsfächer werden an der Universität Wien, Bibliotheks- und Archivwesen unterrichtet.

*Ausbildung für MitarbeiterInnen der mittleren Qualifikation  
Lehrgang Bibliothek, Information und Dokumentation*

Der Lehrgang Bibliothek, Information und Dokumentation stellt die Ausbildung für MitarbeiterInnen der mittleren Qualifikation (Pflichtschulabschluss) dar, die keine fach einschlägige Lehre (s.o.) absolviert haben. Er ist aus dem Grundausbildungslehrgang für die Verwendungsgruppe C, Bibliotheks-, Dokumentations- und Informationsdienst hervorgegangen und wurde 2004 im Zuge der Ausbildungsreform inhaltlich angepasst.

2014 wurde der Ausbildungsplan erneut überarbeitet und an die aktuellen Herausforderungen im Bibliothekswesen angepasst. Der Lehrgang umfasst insgesamt 240 Unterrichtseinheiten und 28 Tage Berufspraxis. Die TeilnehmerInnen erwerben folgende Qualifikationen: Kenntnis und Erfassen aller Bereiche der betrieblichen Organisation in Bibliotheken und Informationseinrichtungen, Kenntnis des in Österreich geltenden Regelwerkes für die formale Erschließung und dessen praktische Anwendung, Kenntnis über Informationsquellen, Suchstrategien und deren Vermittlung sowie der Grundlagen von IT-Anwendungen, Kenntnis ausgewählter organisations-, privat-, arbeits-, medien- und urheberrechtlicher Bestimmungen in Österreich und der Europäischen Union.

Der Lehrgang wird für MitarbeiterInnen der ULB Tirol angeboten und vom BMWFV finanziert. Im Berichtszeitraum fand 2008 ein Lehrgang mit sieben TeilnehmerInnen statt. Der nächste Lehrgang ist für das Jahr 2015 geplant.

*Ausbildung für MitarbeiterInnen qualifizierter und höher qualifizierter Tätigkeiten  
Universitätslehrgang Library and Information Studies (MSc)*

Die gesetzliche Grundlage für die Abhaltung von Universitätslehrgängen ist im Universitätsgesetz 2002 geregelt. Diese sollen der Weiterbildung dienen und werden nach einem festgelegten Studienplan durchgeführt, der von den Senaten bzw. den entscheidungsbe- fugten Kollegialorganen der Universitäten erlassen und genehmigt wird.

Der Studienplan enthält die Zielsetzungen, die Dauer und die Gliederung des Universitätslehrgangs sowie die Voraussetzungen für die Zulassung. Darüber hinaus enthält er die Bezeichnung und das Stundenausmaß der Lehrveranstaltungen in den Pflicht- und Wahlfächern sowie eine Prüfungsordnung.

Universitätslehrgänge sind außerordentliche Studien, dürfen aber einen akademischen Titel (120 ECTS) bzw. eine akademische Bezeichnung (60 ECTS) verleihen. Beim Uni- versitätslehrgang Library and Information Studies MSc ist dies der *Master of Science, MSc* bzw. *der/die akademische Bibliotheks- und InformationsexpertIn*.

Bereits 2006 wurde eine Vereinbarung zwischen den Universitäten Wien, Graz und Inns- bruck geschlossen, die die fachliche und organisatorische Kooperation betreffend der Durchführung des interuniversitären Universitätslehrgangs Library and Information Studies (MSc), Verordnung des Bundesministeriums vom 21. Juni 2005 BGBl. 186 / Teil II, regelt. Konkret beinhaltet dieser Vertrag eine gemeinsame wissenschaftliche Leitung und einen gemeinsamen wissenschaftlichen Beirat, beide werden auf Vorschlag des *For- ums Universitätsbibliotheken* (ubifo) von den jeweiligen RektorInnen ernannt.

ULG Library and Information Studies	2005/06	2006/07	2009/10	2010/11	2012/13
Grundlehrgang	18 (10)	18 (13)	16 (04)		20 (5)
Aufbaulehrgang		08 (04)		11 (04)	

Tab.: Anzahl Studierende Universitätslehrgang Library and Information Studies (MSc) 2005-2013, davon Anzahl MitarbeiterInnen der ULB Tirol in Klammer

Der erste Grundlehrgang Library and Information Studies an der Universität Innsbruck wurde im Studienjahr 2005/06 durchgeführt. 18 Studierende, davon 10 MitarbeiterInnen der ULB Tirol, absolvierten unter der wissenschaftlichen Leitung von o. Univ.-Prof. Dr. Sigurd Paul Scheichl und der organisatorischen Leitung von Mag. Monika Schneider MAS sechs Module mit 24 Lehrveranstaltungen. Aufgrund des hohen Nachholbedarfs wurde im darauffolgenden Studienjahr 2006/07 ein weiterer Grundlehrgang mit 18 Stu-

dierenden, 13 davon MitarbeiterInnen der ULB Tirol, durchgeführt. 2006/07 startete außerdem ein Aufbaulehrgang mit 8 Studierenden.

Im Jahr 2009 wurde das Curriculum des Lehrganges erstmals überarbeitet. Die wesentlichen Veränderungen betrafen die Einführung von Wahlfächern und die Aktualisierung von Lehrveranstaltungen.

Nach diesem Curriculum wurde im Jahr 2009/10 ein Grundlehrgang mit 16 Studierenden und 2010/11 ein Aufbaulehrgang mit 11 Studierenden durchgeführt. Im selben Jahr gab es auch einen Wechsel innerhalb der wissenschaftlichen Leitung – der langjährige wissenschaftliche Leiter o. Univ.-Prof. Dr. Sigurd Paul Scheichl ging in den wohlverdienten Ruhestand und wurde durch o. Univ.-Prof. Dr. Ursula Moser, Institut für Romanistik, abgelöst.

Innerhalb der organisatorischen Leitung übernahm Mag. Marion Kaufer MSc von 2012-13 die Karenzvertretung für Mag. Monika Schneider MAS. Seit 2014 sind beide gemeinsam für die wissenschaftliche Ausbildung von BibliothekarInnen an der ULB Tirol / Universität Innsbruck verantwortlich.

#### *Das neue Curriculum 2013 für den Universitätslehrgang Library and Information Studies*

Durch die rasante Entwicklung der Technologien stieg Anfang der 2010er Jahre der Bedarf nach einer neuerlichen Überarbeitung des Curriculums des Universitätslehrgangs Library and Information Studies MSc, veröffentlicht im Jahr 2009 mit den beiden Teilen Grund- und Aufbaulehrgang. Die 2009 neu eingeführten Wahlfächer *Öffentliche Büchereien I + II* stellen seitdem mit der Absolvierung des Grundlehrgangs die fach einschlägige Ausbildung für Arbeitsplätze im Bereich des Öffentlichen Büchereiwesens dar.

Die routinemäßigen österreichweiten Evaluierungen nach der Durchführung von Grund- oder Aufbaulehrgängen förderten besonders beim Aufbaulehrgang eine Diskrepanz zwischen Erwartungshaltung und der Wahrnehmung der erfolgten Ausbildung bei den Studierenden zu Tage, auf welche es zu reagieren galt. Nach dem stark praktisch ausgerichteten Grundlehrgang wurden im forschungsorientierten Aufbaulehrgang seitens der Studierenden Inhalte vermisst, welche ihnen ebenfalls anwendungsorientierte Werkzeuge vermitteln.

Bei der geplanten Adaptierung des Curriculums waren Änderungen in einem weit größeren Ausmaß angedacht als bei den curricularen Anpassungen zuvor. Ein Hauptanliegen war die Angleichung der Fächer und Modulbezeichnungen an die heute gebräuchlichen Begriffe, eine Akzentuierung der Lehrinhalte durch Bündelungen etwa im Bereich von IT-Technologien und deren Anwendungen sowie eine stärkere Flexibilisierung curricularer Inhalte. Die Reintegration von Unterrichtseinheiten aus dem Bereich der Praktika in



die jeweiligen Module sollte die Verständlichkeit des Curriculums des Grundlehrgangs erhöhen. Für den Aufbaulehrgang war ebenfalls eine umfassende Überarbeitung samt inhaltlichen Neuerungen angedacht, welche die Attraktivität der Ausbildung steigern sollte. Eine Neuheit stellte die Formulierung von Lernzielen bzw. Learning Outcomes für alle Module dar.

Im Jänner 2013 wurde in der ARGE mit den Arbeiten zur Aktualisierung der Curricula des Grundlehrgangs und des Aufbaulehrgangs begonnen. Der Grund für exakt diesen Zeitpunkt war dem vierten und neuesten Ausbildungsstandort, der Universität Salzburg, geschuldet und den Plänen der Universitätsbibliothek Salzburg, die bereits im Herbst 2013 einen eigenen Grundlehrgang starten wollte. So konnten bereits im April 2013 die neuen Curricula für die beiden Studienteile des Universitätslehrgangs Library and Information Studies – nunmehr Grundlehrgang einerseits und Master of Science, MSc andererseits – für die Einreichung an den verschiedenen Standorten abgeschlossen werden.

#### *Interuniversitäres Curriculum auf dem Prüfstand*

Konnte das Curriculum des Universitätslehrgangs Library and Information Studies MSc 2009 an den Standorten Graz, Innsbruck und Wien noch als *interuniversitäres* veröffentlicht werden, so war dies mit dem neuen Curriculum 2013 nicht mehr an allen Standorten möglich. Auch wenn inhaltlich an allen Universitäten die gleichen Module mit den gleichen Lehrveranstaltungen, die gleiche Berufspraxis, das gleiche Anwendungsprojekt, die gleiche Master Thesis und alles mit der gleichen Bewertung und Vergabe von ECTS-Punkten eingerichtet wurden, so waren doch die Unterschiede in der Benennung und formellen Struktur der verschiedenen Standorte für eine interuniversitäre, im Sinne einer wortidenten, Verlautbarung zu groß. Jede Universität hatte in den letzten Jahren Rahmencurricula entwickelt unter der Verwendung eines auf die eigene Universität abgestimmten Vokabulars ähnlich einer Corporate Identity. So lautet etwa die Bezeichnung der Abschlussarbeit des Master of Science in Innsbruck und Salzburg *Master Thesis* bzw. *Masterthesis*, in Graz und Wien jedoch *Masterarbeit*.

Zugleich sahen die Universitäten den Universitätslehrgang Library and Information Studies in seiner Struktur unterschiedlich: Die Universität Salzburg veröffentlichte im Mai 2013 zwei Curricula getrennt für Grundlehrgang (Universität Salzburg 2013) und Master of Science (Universität Salzburg 2013a) über jeweils 60 ECTS-Punkte, gefolgt von der Universität Wien im Juni 2013 (Universität Wien 2013) und der Universität Graz im Februar 2014 (Karl-Franzens-Universität Graz 2014) mit jeweils einem Curriculum für beide Teile im Ausmaß von 120 ECTS-Punkten. Die Universität Innsbruck wählte eine leicht abgewandelte Variante und verlautbarte im Juni 2014 zwei Curricula: eines über den Grundlehrgang im Umfang von 60 ECTS-Punkten (Leopold-Franzens-Universität Innsbruck 2014) und ein zweites über das gesamte Studium im Umfang von 120 ECTS-

Punkten, den Master of Science inklusive Grundlehrgang (Leopold-Franzens-Universität Innsbruck 2014a).

Dennoch bleibt der Universitätslehrgang Library and Information Studies eine österreichweit einheitlich geregelte facheinschlägige Ausbildung – mit dem Grundlehrgang als in der Verordnung vorgeschriebenen Ausbildung für die höher qualifizierten und qualifizierten Tätigkeitsbereiche. Zur Sicherung der interuniversitären Zusammenarbeit wurde ein neuer Kooperationsvertrag zwischen den vier Partneruniversitäten und Ausbildungsstätten unterschrieben.

### *Inhaltliche Differenzierung des Grundlehrgangs*

Das neue Curriculum des Grundlehrgangs weist auf den ersten Blick starke strukturelle Unterschiede zu seinem Vorgänger auf: Erstens wurden Paragraphen gestrichen, die nicht in direktem Zusammenhang mit den Studieninhalten stehen oder Redundanzen zu universitären Regelungen aufweisen – wie zur Kooperation, zur Leitung und zum wissenschaftlichen Beirat. Diese Punkte sind in den Kooperationsvertrag eingegangen, sofern sie nicht bereits in den Satzungen der Universitäten erläutert sind. Auf diese Weise erscheint das Curriculum deutlich schlanker und auf wesentliche Inhalte beschränkt.

Zweitens stehen zehn Pflichtmodule im neuen Curriculum sechs Fachbereichen plus dem *Fachspezifischen Praktikum* gegenüber. Einerseits ist dies der inhaltlichen Differenzierung des Fachbereichs *Information Retrieval* in das Pflichtmodul *Informationsressourcen und Information Retrieval* sowie in das Pflichtmodul *Informationsdienstleistungen* geschuldet. Besonders die Schaffung des letztgenannten Pflichtmoduls mit einem Fach *Serviceorientierte Informationsangebote* sollte ein Signal nach außen setzen und die Wichtigkeit der Thematik verdeutlichen. Andererseits konnte in dem Curriculum 2013 der gesamte Bereich des *Fachspezifischen Praktikums* in die Pflichtmodule integriert werden und so die Übersichtlichkeit und Verständlichkeit des Curriculums bedeutend gesteigert werden. Dadurch konnten praktische Anwendungsteile in die Pflichtmodule eingebettet und sogar noch ausgebaut werden, sodass es etwa neben Fächern zur Anwendung der Formalerschließung beziehungsweise inhaltlichen Erschließung auch ein Fach zu Technologieanwendungen gibt.

Neben der Konzeption neuer Fächer wurde besonders auf die Aktualisierung und Flexibilität in der Benennung der Fächer Wert gelegt. Die neuen Fächer *Technologieanwendungen* und *Aktuelle Schwerpunkte und Trends* spiegeln beispielhaft die Bemühungen wider, in der Bezeichnung eines Faches selbst offen für neue Entwicklungen im Bibliothekswesen zu bleiben und diese in der Ausbildung stetig anpassen zu können, ohne ein neues Curriculum einzureichen.

### *Anwendungsorientierte Werkzeuge im Master of Science – die Managementfabrik*

Um den Absolvierenden des Aufbaulehrgangs das Umsetzen praxisrelevanter Inhalte trotz der Beibehaltung einer grundsätzlich wissenschaftlichen Ausrichtung des Master of Science zu ermöglichen, wurde das neue Fach *Managementfabrik* eingeführt. Hier wird den zukünftigen BibliothekarInnen in Leitungsfunktion die Möglichkeit eröffnet, anhand einer Szenariobibliothek ein Lernportfolio zu erstellen und somit für sich selbst anwendungsorientierte Werkzeuge zu entwickeln. Dabei werden den Studierenden in den einzelnen Fächern des Pflichtmoduls *Managementportfolio für das Bibliotheks- und Informationswesen* Aufgaben für ihre Szenariobibliothek gestellt, für die eigenständig Lösungen auszuarbeiten und im Plenum vorzustellen sind. Als Coaches für die *Managementfabrik* haben sich BibliotheksleiterInnen zur Verfügung gestellt, wodurch die Vermittlung von Erfahrungswerten und Handlungsoptionen auf einem besonders hohen Niveau möglich ist.

Neben der Innovation der *Managementfabrik* zeichnet sich das Curriculum des Master of Science ebenfalls durch weitere Neuerungen aus wie durch einen Wechsel von Pflicht- und Wahlfächern oder durch die Einführung neuer praxisrelevanter Fächer wie beispielsweise dem Pflichtfach *Bibliotheks- und Informationsrecht 2* oder dem Wahlfach *Repository Management*. Generell konnte das Angebot von Wahlfächern im Master of Science nahezu verdoppelt werden: Umfasste der Aufbaulehrgang im Curriculum 2009 noch fünf Wahlfächer, so beinhaltet das Curriculum 2013 neun Wahlfächer für den Master of Science.

### *Ausblick*

Eine stetige Qualitätskontrolle der bibliothekarischen Ausbildung durch österreichweite und ortsgebundene Evaluierungen, durch die Expertise des Beirats für den Universitätslehrgang Library and Information Studies und der Abstimmung durch die ARGE bietet auch für die ULB Tirol die Möglichkeit, in Agenden der Ausbildung von BibliothekarInnen stets aktuell, den Entwicklungen des Bibliothekswesens folgend und den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes angepasst vorzugehen.

### *Literatur*

- Karl-Franzens-Universität Graz (2014): Curriculum des Interuniversitären Universitätslehrganges Library and Information Studies, MSc an den Universitäten Wien, Graz, Innsbruck und Salzburg. In: *Mitteilungsblatt*, 20. Sondernummer, Studienjahr 2013/14, 18. Stück, ausgegeben am 5. 2. 2014. [https://online.uni-graz.at/kfu\\_online/wbMitteilungsblaetter.display?pNr=1070981](https://online.uni-graz.at/kfu_online/wbMitteilungsblaetter.display?pNr=1070981) (26.08.2014).
- Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (2014): Curriculum für den Universitätslehrgang Library and Information Studies – Grundlehrgang an der Universität Innsbruck. In: *Mitteilungsblatt*, Studienjahr 2013/14, 38. Stück, ausgegeben am 08. Juli 2014. <http://www.uibk.ac.at/service/c101/mitteilungsblatt/2013-2014/38/mitteil.pdf> (26.08.2014).

- Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (2014a): Curriculum für den Universitätslehrgang Library and Information Studies – Master of Science an der Universität Innsbruck. In: *Mitteilungsblatt*, Studienjahr 2013/14, 39. Stück, ausgegeben am 08. Juli 2014. <http://www.uibk.ac.at/service/c101/mitteilungsblatt/2013-2014/39/mitteil.pdf> (26.08.2014).
- Universität Salzburg (2013): Curriculum für den Universitätslehrgang für „Library and Information Studies“ an der Universität Salzburg. In: *Mitteilungsblatt*, Studienjahr 2012/13, 33. Stück, 24. Mai 2013. [https://online.uni-salzburg.at/plus\\_online/wbMitteilungsblaetter.display?pNr=204970](https://online.uni-salzburg.at/plus_online/wbMitteilungsblaetter.display?pNr=204970) (26.08.2014).
- Universität Salzburg (2013a): Curriculum für den Universitätslehrgang für „Library and Information Studies MSc“ an der Universität Salzburg. In: *Mitteilungsblatt*, Studienjahr 2012/13, 34. Stück, 24. Mai 2013. [https://online.uni-salzburg.at/plus\\_online/wbMitteilungsblaetter.display?pNr=204973](https://online.uni-salzburg.at/plus_online/wbMitteilungsblaetter.display?pNr=204973) (26.08.2014).
- Universität Wien (2013): Curriculum für den interuniversitären Universitätslehrgang „Library and Information Studies“ (Grundlehrgang und MSc) an den Universitäten Wien, Graz, Innsbruck und Salzburg (Version 2013). In: *Mitteilungsblatt*, Studienjahr 2012/13, 34. Stück, ausgegeben am 26.06.2013. [http://www.univie.ac.at/mtbl02/2012\\_2013/2012\\_2013\\_245.pdf](http://www.univie.ac.at/mtbl02/2012_2013/2012_2013_245.pdf) (26.08.2014).



*Veronika Plößnig*

## **Die RVK an der ULB Tirol – Zahlen und Überlegungen**

Der Beitrag zeichnet ein Bild der Anwendung der Regensburger Verbundklassifikation (RVK) an der ULB Tirol als Aufstellungssystematik und diskutiert ihre Anwendung als Instrument der klassifikatorischen Suche im Rahmen der lokalen PRIMO-Anwendung.

### *1. Gründe für die Wahl der Regensburger Verbundklassifikation (RVK) als Aufstellungssystematik*

Die Bibliothekssituation an einem der zentralen Standorte der Universität Innsbruck, am Innrain, speziell an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät bedurfte 1998 dringend einer Veränderung. Unterschiedliche Öffnungszeiten, Aufstellungssystematiken, Entlehnkonditionen und Zugangsmodalitäten an den einzelnen Institutsbibliotheken prägten das Bild. So fiel im Herbst des Jahres an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Beschluss zur Errichtung einer Fakultätsbibliothek, für die eine neue Aufstellungssystematik gesucht und schließlich in der Regensburger Verbundklassifikation gefunden wurde.

Seit August 2000 wurden die Neuerwerbungen an der Fakultätsbibliothek Geisteswissenschaften mit ihren beiden Standorten Fachbibliothek Germanistik und Fachbibliothek Geschichte/Zeitgeschichte sowie später an den betreuten Institutsbibliotheken nach RVK aufgestellt. Ebenso wurden ausgewählte Nachschlagewerke aus dem Altbestand beider Fachbibliotheken sowie einzelner Institutsbibliotheken auf RVK umsigniert und in den Freihandbereichen aufgestellt. Im weiteren Verlauf des Projekts kam es zur Zusammenlegung der Fakultätsbibliothek Geisteswissenschaften mit der Hauptbibliothek und zur Aufstellung der bereits nach RVK signierten Bestände in der neu errichteten Freihandfläche der Hauptbibliothek.<sup>1</sup>

### *2. Die RVK als Aufstellungssystematik an der ULB Tirol*

Mit Oktober 2014 gibt es an der ULB Tirol drei Standorte, an denen der Bestand ganz oder teilweise nach RVK aufgestellt wird: Es sind dies die Freihandfläche der Hauptbibliothek, die Fachbibliothek Atrium und die Medizinisch-Biologische Fachbibliothek (MFB).

<sup>1</sup> Zur Situation im Vorfeld der Errichtung der Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek, zur Genesis und zum weiteren Verlauf des gesamten Projekts „UBI-Neu“ sowie zu den Gründen für die Auswahl der RVK als Aufstellungssystematik für die geplante Fakultätsbibliothek siehe ausführlich den Beitrag von Schuler in diesem Band.

Die Freihandfläche der *Hauptbibliothek* weist ein Bestandsvolumen von 125.000 Bänden auf, ergänzt um eine für das Publikum zugängliche Kompaktanlage, die 100.000 Bände aufnehmen kann. Monographien – dies umfasst die Bestellungen der betreuten Institute sowie ausgewählte Bestellungen der Fachreferent/innen – und abonnierte Zeitschriften sowie ausgewählte laufende Tirolensien-Zeitschriften werden hier nach RVK aufgestellt. Nach Abwägung der Vor- und Nachteile hat man sich im Zuge der Planungsarbeiten zum Freihandbereich entschlossen, die gebundenen Zeitschriftenbände nicht mit den Monographien gemeinsam nach RVK aufzustellen, sondern sie getrennt in der Kompaktanlage unterzubringen. Ständiges Rücken der Bestände im Monographienbereich sollte so vermieden werden. Die aktuellen Zeitschriftenhefte sind in Huberfächern untergebracht.<sup>2</sup>

Abgesehen davon ist es nicht vorgesehen, „Bestandsinseln“ für inhaltliche Schwerpunkte oder Sammlungen in der RVK-Aufstellung der Hauptbibliothek zu bilden, was mithilfe des Lokalkennzeichens als Bestandteil der RVK-Signatur ja möglich wäre. Dieser Weg wurde im Sinne einer gemeinsamen Aufstellung der Bestände und mit dem Ziel der Überwindung von Institutsgrenzen und Besitzstandswahrungen bewusst nicht beschritten. Das derzeitige Bibliothekssystem ALEPH bietet andere Wege, um Bestände zu markieren, die dann beispielsweise im Bibliothekskatalog bzw. Suchportal PRIMO auf virtuelle Art gemeinsam präsentiert werden können. Dies lässt sich anhand der Vorgangsweise bzgl. einer großzügigen Buchspende des American Corner Innsbruck (ACI), eines der Länderzentren der Universität Innsbruck, zeigen: Im Exemplardatensatz in ALEPH wurde neben dem Eintrag „American Corner Innsbruck – Donated by the United States Embassy in Vienna, Austria“ in der für das Publikum sichtbaren OPAC-Notiz im Feld „2. Signaturtyp/Signatur 2“ der Text „ACI American Corner Innsbruck“ eingetragen. So ist es auch für Benutzer/innen möglich, alle auf diese Weise markierten Bestände in PRIMO über den Signaturenindex abzurufen. Der ACI verlinkt auf seiner Homepage mithilfe der Kennung direkt auf diese Bestände. Auch die ehemalige Lehrbuchsammlung der Hauptbibliothek wurde im Rahmen der Zusammenlegung von Hauptbibliothek und Fakultätsbibliothek Geisteswissenschaften nicht gesondert im Freihandbereich nach RVK aufgestellt, sondern in die gesamte RVK-Aufstellung integriert.

Die Fachbibliothek *Atrium* – sie umfasst im Wesentlichen Literatur aus den Fachbereichen Alte Geschichte, Orientalistik, Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Klassische Philologie – gibt es als Organisationseinheit seit 1. Jänner 2008. Die Räumlichkeiten am Langen Weg Nr. 11 wurden im April 2008 bezogen. Etwa 10.000

<sup>2</sup> DVDs und CDs jedoch sind nach Numerus currens im Magazin der Hauptbibliothek aufgestellt, da nach einer nochmaligen Reduzierung der Fläche des Projekts „UBI-Neu“ nicht mehr genügend Platz für den ursprünglich angedachten Medienbereich zur Verfügung stand.

bereits nach RVK aufgestellte Bände wurden aus dem Freihandbereich der Hauptbibliothek an den Langen Weg transferiert. Daher war es naheliegend, die RVK als Aufstellungssystematik für die neue Fachbibliothek auszuwählen. Die Auswahl dieser Bände erfolgte über die Zuordnung zu den Literaturbudgets der jeweiligen Fachbereiche

. Die Altbestände der genannten Fachbereiche sind nach einer institutsbezogenen Numerus-Currens-Aufstellung im Magazin der Hauptbibliothek aufgestellt. Davon wurden ca. 35.000 Bände – die Auswahl wurde von Institutsmitarbeiter/innen getroffen – in die Fachbibliothek Atrium verlagert, wo sie nach und nach auf RVK umsigniert wurden. Die Umsignierungsarbeiten wurden im Frühsommer 2012 abgeschlossen, sodass in der Fachbibliothek Atrium nun alle Bestände – Monographien, Zeitschriften, CDs und DVDs – nach RVK aufgestellt sind.<sup>3</sup>

Die *Medizinisch-Biologische Fachbibliothek* wiederum serviert den Fachbereich Medizin. Der gesamte Freihandbereich der Bibliothek – Lehrbuchsammlung, Nachschlagewerke, Handbücher und sonstige Monographien umfassend – wird seit 2010 nach RVK aufgestellt.<sup>4</sup> Die RVK wurde in Anlehnung zur Freihandfläche der Hauptbibliothek als Aufstellungssystematik für die MFB ausgewählt.

Die folgende Graphik wirft ein Schlaglicht auf die Entwicklung der Exemplarzahlen an den drei RVK-Standorten der ULB Tirol in den Jahren 2010 bis 2014<sup>5</sup>:

	Hauptbibliothek	Atrium	MFB	Gesamt
2010	110632	31027	362	142021
2011	127639	37962	788	166389
2012	137103	38870	1225	177198
2013	133063	41653	1553	176269
2014	146581	43995	3315	193891

Abb. 1: Die Entwicklung der Exemplarzahlen an den derzeitigen RVK-Standorten der ULB Tirol

Die Zahl der nach RVK aufgestellten Exemplare hat sich an den genannten Standorten, mit Ausnahme einer Verringerung bei den RVK-Exemplarzahlen der Hauptbibliothek

<sup>3</sup> Zur Geschichte der Fachbibliothek Atrium vgl. auch Wieser (2009), S. 14f.

<sup>4</sup> Hinsichtlich der weiteren Serviceangebote und der Ausstattung der MFB vgl. [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/medbiol/](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/medbiol/) (Zuletzt geprüft am 24.10.2014)

<sup>5</sup> Von einem Schlaglicht muss einerseits gesprochen werden, da die Zahlen nicht zu festgelegten Zeitpunkten für die jeweiligen Jahre erhoben wurden. Andererseits bleiben die Zahlen aufgrund von Aussonderungsprojekten und Bestandsverschiebungen z.B. in das Magazin der Hauptbibliothek nicht stabil bestehen.



für das Jahr 2013, stetig nach oben entwickelt. Dieses stetige Wachstum wird jedoch in absehbarer Zeit an die ‚natürlichen‘ Grenzen der vorhandenen Platzkapazitäten stoßen.

Wie wird auf den Platzmangel reagiert? Neben dem UB-weit propagierten vermehrten Ankauf von E-Books – einer der gewünschten Effekte besteht in der Verringerung der Printexemplare – unter anderem besteht der Ausweg an der Hauptbibliothek im Transfer von Beständen aus dem Freihandbereich in das angrenzende Magazin, wie es jetzt bereits regelmäßig – jedoch unsystematisch – geschieht, und im Aussondern von Mehrfachexemplaren bei älteren Auflagen: Im Lehrbuchbereich werden beispielsweise besonders in den Fachbereichen Medizin und Rechtswissenschaften durch die zuständigen Fachreferentinnen beim Ankauf einer neuen Auflage die älteren Exemplare zum Teil ins Magazin gestellt und zum Teil ausgeschieden. Im Fachbereich Kunstgeschichte werden in regelmäßigen Abständen überformatige und kleinstformatige Exemplare sowie weitere durch die zuständige Fachreferentin ausgewählte Bände ebenfalls ins Magazin transferiert.<sup>6</sup> Doch auch das Magazin der Hauptbibliothek stößt bereits jetzt an seine Kapazitätsgrenzen. Freihandfläche und Magazin der Hauptbibliothek sind – wie letztlich alle Standorte der ULB Tirol gesamt betrachtet – gewissermaßen kommunizierende Gefäße und alle Bestandsverlagerungen haben nur aufschiebende Wirkung, solange nicht ein ‚weiteres Gefäß‘, d.h. ein weiteres Außenmagazin, hinzukommt oder der Inhalt der ‚Gefäße‘ durch Aussonderungsprojekte verringert wird.

Hinsichtlich der Fachbibliothek Atrium gibt es Überlegungen, sie in einigen Jahren wieder an den Innrain zurückzuholen. Sie könnte Teil einer noch nicht näher definierten Bibliothekslösung im neu zu errichtenden Verfügungsbau auf dem Gelände der Alten Chemie am Innrain werden. Der Lehrbuchbereich der MFB wird wohl ebenfalls in regelmäßigen Abständen einer Revision unterzogen werden, um mit dem vorhandenen Platz das Auslangen zu finden. In beiden Fällen aber würde vermutlich bei akutem Platzmangel vor Ort die Lösung in der Verlagerung von Teilen des Bestandes ins Magazin der Hauptbibliothek gesucht werden.

An den noch nicht genannten Standorten der ULB Tirol wird derzeit weder nach RVK aufgestellt noch werden die Bestände – Neuerwerbungen oder Altbestände – aktiv nach RVK klassifiziert. Wenn die Titeldaten dieser Fach- und Fakultätsbibliotheken RVK-Notationen beinhalten, dann weil diese durch die Nutzung von Titeldaten anderer österreichischer RVK-Anwenderbibliotheken aus dem Österreichischen Bibliothekenverbund

<sup>6</sup> Häufigkeit und Umfang von Umsignierungsaktionen könnten mit einem durchdachten Aufstellungskonzept für den Freihandbereich reduziert werden. Die Ansätze zu einem solchen Konzept wurden jedoch von der Direktion nicht weiter verfolgt.

(ÖBV) oder überhaupt durch Fremddatennutzung aus dem B3Kat<sup>7</sup> oder dem Katalog des Südwestdeutschen Bibliothekenverbundes (SWB) in den lokalen Bibliothekskatalog gelangt sind.<sup>8</sup> Zum Teil handelt es sich auch um Doppel- oder Mehrfachexemplare zu den Beständen der nach RVK aufstellenden Teilbibliotheken der ULB Tirol.

### 2.1 RVK-Aufstellung an den anderen Standorten der ULB Tirol

Weitere Standorte der ULB Tirol, für die eine Aufstellung nach RVK angedacht werden kann, sind das Bibliothekszentrum West, der Fachbereich Rechtswissenschaften, die Bibliothek Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und die Fakultätsbibliothek Theologie. Die folgende Graphik zeigt die Prozentsätze an Titeldaten mit und ohne RVK-Notationen für die genannten Bibliotheken im Überblick:

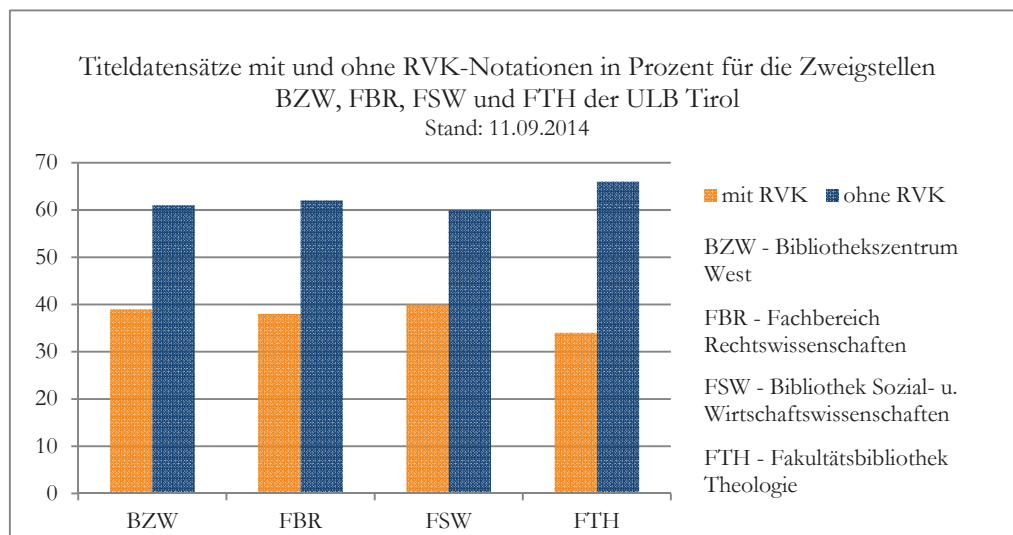


Abb. 2: Titeldatensätze mit und ohne RVK-Notationen in Prozent für das Bibliothekszentrum West, die Bibliothekarische Zentralverwaltung, die Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und die Fakultätsbibliothek Theologie

<sup>7</sup> Das Kürzel B3Kat steht für die gemeinsame Katalogisierungsplattform des Bibliotheksverbundes Bayern (BVB) und des Kooperativen Bibliotheksverbundes Berlin-Brandenburg (KOBV). Vgl. dazu <http://www.bib-bvb.de/web/b3kat> (Zuletzt geprüft am 21.10.2014).

<sup>8</sup> In beiden genannten deutschen Bibliotheksverbänden wird die RVK als Aufstellungssystematik verwendet.

Das *Bibliothekszentrum West* ist mit einem Bestand von ca. 161.000 Bänden – davon 66.000 Bände im Freihandbereich und 95.000 magaziniert – und ca. 390 laufenden Printzeitschriften<sup>9</sup> für die Literaturversorgung der Fakultäten Architektur, Biologie, Mathematik-Informatik-Physik sowie der Fakultät für Technische Wissenschaften (ehemals Fakultät für Bauingenieurwissenschaften) zuständig.<sup>10</sup>

An der Baufakultätsbibliothek – seit August 2013 mit der Fachbibliothek Naturwissenschaften zum Bibliothekszentrum West zusammengelegt<sup>11</sup> – wurde in Vorbereitung auf eine angedachte Aufstellung nach RVK seit 2000 eine RVK-Notation im Titeldatensatz im MAB-Feld 700g katalogisiert und die RVK-Signatur für eine spätere Umsignierung und Aufstellung der Bestände nach RVK in der lokalen Holding abgelegt. Seit 2012 wird dieselbe Vorgangsweise auch für die gedruckten Neuerwerbungen des naturwissenschaftlichen Bereichs angewendet. Die Aufstellung eines auf diese Weise vorbereiteten Teils der Bestände des BZW nach RVK in absehbarer Zeit ist geplant. Derzeit werden die Bestände der Fakultät für Architektur und der Fakultät für Technische Wissenschaften und Naturwissenschaften nach der Universellen Dezimalklassifikation (UDK) und die Bestände der naturwissenschaftlichen Fakultäten nach einer von HR Dr. Gerhard Auer entwickelten Haussystematik aufgestellt. Mit Stand September 2014 enthalten 39% der Titeldaten zumindest eine RVK-Notation.<sup>12</sup>

Die Zweigstelle *Fachbereich Rechtswissenschaften* im Bibliothekssystem ALEPH der ULB Tirol umfasst die Bibliothekarische Zentralverwaltung der ULB Tirol sowie die einzelnen Institutsbibliotheken der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Die Bibliothekarische Zentralverwaltung ist für die Informations- und Literaturversorgung der Fakultät zuständig. Dies beinhaltet u.a. auch eine koordinierte Erwerbung sowie die Formalerschließung nach bibliothekarischen Standards. Die Sacherschließung der Neuerwerbungen der rechtswissenschaftlichen Institute wird an der Hauptbibliothek gemacht, und seit 2011 wird für diese im Titeldatensatz zusätzlich zur verbalen inhaltlichen Erschließung nach

<sup>9</sup> Ein großer Teil der facheinschlägigen Zeitschriften ist nun elektronisch über die Elektronische Zeitschriftenbibliothek (EZB) zugänglich, die Printausgaben wurden im Hinblick auf eine optimale Nutzung der vorhandenen Stellfläche ausgeschieden.

<sup>10</sup> Vgl. dazu: [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/bzw/bestand.html](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/bzw/bestand.html) (Zuletzt geprüft am 05.10.2014).

<sup>11</sup> Zur Zusammenlegung vgl. Wieser (2014), S. 7.

<sup>12</sup> Das Bibliothekszentrum West umfasst folgende Zweigstellen, in Klammer ist die Sublibrary in ALEPH angegeben: Archiv für Baukunst (CABK), Institutsbibliotheken der Fakultät für Architektur (CAIB), Bibliothekszentrum West Magazin (CBFB), Institutsbibliotheken der Fakultät für technische Wissenschaften (früher: Bauingenieurwissenschaften) (CBIB), Bibliothek des Instituts für Botanik (CBOT), Bibliothekszentrum West (CFBN), Bibliothek des Instituts für Limnologie/Standort Mondsee (CILIM), Bibliothek des Forschungszentrums Oberegurgl (CUZO). Als Datenbasis für die Graphik wurden die Daten der genannten Sublibraries herangezogen.

RSWK eine RVK-Notation ergänzt. An den einzelnen Institutsbibliotheken, die im jeweiligen Fachbereich angesiedelt sind und von diesem verwaltet werden, wird der Bestand dann jedoch nach den jeweiligen Institutsaufstellungen präsentiert und ist bis auf drei Fälle ein Präsenzbestand, der vor Ort eingesehen werden kann.<sup>13</sup>

Hinsichtlich der Ausstattung der Titeldaten der rechtswissenschaftlichen Literatur mit RVK-Notationen profitiert die ULB Tirol auch vom Umstand, dass die RVK von der Universitätsbibliothek der Wirtschaftsuniversität Wien (WU Wien) mit einem großen Bestand an rechtswissenschaftlicher Literatur und von einigen Fachhochschulbibliotheken mit rechtswissenschaftlichem Bestand als Aufstellungssystematik eingesetzt wird. Die letzten Jahre wurden auch dazu genutzt, um im Fachbereich Rechtswissenschaften der RVK österreich-spezifische Sachverhalte einzubringen und zu ergänzen. Im Hinblick darauf hat die ULB Tirol inhaltlich und in koordinierender Funktion intensiv mit den übrigen österreichischen RVK-Anwenderbibliotheken zusammengearbeitet. Eine Aufstellung von Beständen der Rechtswissenschaftlichen Fakultät nach RVK hängt jedoch wohl davon ab, ob es in absehbarer Zeit eine Fakultätsbibliothek Rechtswissenschaften geben wird.<sup>14</sup> In den Räumen der zur ULB Tirol gehörenden Bibliothekarischen Zentralverwaltung fehlt für die Aufstellung von größeren Mengen an Bestand schon jetzt der Platz, und an den betroffenen Institutsbibliotheken ist eine Aufstellung nach RVK derzeit aus Platz- und Betreuungsgründen auch nicht sinnvoll. Mit Stand September 2014 weisen 38% der Titeldaten des Fachbereichs Rechtswissenschaften zumindest eine RVK-Notation auf.

Die *Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften* der ULB Tirol wurde 1999 eröffnet und weist einen Bestand von ca. 243.000 gedruckten Bänden – davon werden ca. 66.000 Bände in Freihandaufstellung präsentiert – und ca. 5000 E-Books sowie ca. 350 laufenden Printzeitschriften und ca. 9.500 E-Journals auf. Sie ist für die Literaturversorgung folgender Fakultäten zuständig: Betriebswirtschaft, Politikwissenschaft und Soziologie sowie Volkswirtschaft und Statistik.<sup>15</sup> Der Bestand im Freihandbereich ist nach einer Haussystematik aufgestellt, die sich formal bezüglich ihrer dezimalen Gliederung auf der obersten Ebene an die Dewey Dezimal Klassifikation anlehnt, inhaltlich jedoch unter Mitarbeit der Bibliotheksbeauftragten der Institute an deren Forschungs- und Lehrinhalte angepasst wurde. Die Universitätsbibliothek der Wirtschaftsuniversität Wien (WU), die 2013 einen Neubau bezogen hat, verwendet die RVK sowohl als Aufstellungssystematik als auch als Instrument der Klassifikation. Davon könnte die Bibliothek für Sozial-

<sup>13</sup> Vgl. dazu [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/rewi/benutzung.html](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/rewi/benutzung.html).  
(Zuletzt geprüft am 18.10.2014)

<sup>14</sup> Hinsichtlich des Konzepts einer Fakultätsbibliothek Rechtswissenschaften vgl. ABmann 2009.

<sup>15</sup> Näheres dazu siehe [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/sowi/](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/sowi/) (Zuletzt geprüft am 05.10.2014)

und Wirtschaftswissenschaften der ULB Tirol jedenfalls profitieren. Im September 2014 weisen 40% der Titeldaten, die der Bibliothek über die ALEPH-Zweigstelle CFSW zugeordnet werden können, zumindest eine RVK-Notation auf.

Die *Fakultätsbibliothek Theologie* bezog am 4. Oktober 1994 einen Neubau und verfügt in der Fakultätsbibliothek aufgeteilt auf Freihandbereich und Magazin über einen Bestand an ca. 170.000 gedruckten Bänden an Monographien, ca. 30.000 Bänden an gedruckten Zeitschriften und ca. 300 laufenden Zeitschriftenabonnements.<sup>16</sup> Darüber hinaus sind im Magazin der Fakultätsbibliothek Theologie noch ca. 130.000 Bände an gedruckten Monographien sowie ca. 27.000 Zeitschriftenbände und ca. 300 laufende Zeitschriftenabonnements an Beständen des Innsbrucker Jesuitenkollegs (Jesuitenbibliothek) gelagert. Diese Bestände des Jesuitenkollegs sind entlehnbar.<sup>17</sup> Die Fakultätsbibliothek ist für die Literaturversorgung der Theologischen Fakultät zuständig, hat aber zusätzliche Bestandsschwerpunkte in den Bereichen Philosophie, Pädagogik, Soziologie, Geschichte, Sprachwissenschaft und Archäologie. Der im Freihandbereich aufgestellte Bestand ist zum Teil nach einer abgewandelten RVK und zum Teil nach den Haussystematiken der in der Fakultätsbibliothek zusammengeführten Institutsbestände aufgestellt. Der Magazinsbestand der Fakultätsbibliothek ist nach Numerus currens, der Magazinsbestand der Jesuitenbibliothek nach einer Haussystematik aufgestellt. Bei einer Umstellung auf RVK könnte man teilweise von der Fakultätsbibliothek Theologie der Universitätsbibliothek Graz profitieren. Dort wurde die RVK im Oktober 2007 mit dem Bezug des Neubaus eingeführt. Konkret werden die Nachschlagewerke der Lesezone inklusive der Verwendung der Cutter-Sanborn-Notation für die Signaturbildung nach RVK aufgestellt, der übrige Bestand nach den bisherigen Institutssystematiken. Es ist jedoch angedacht, den Gesamtbestand von ca. 140.000 Bänden in den kommenden 10 Jahren auf RVK umzustellen. Derzeit weisen 34% der der Fakultätsbibliothek Theologie der ULB Tirol zuordenbaren Titeldaten zumindest eine RVK-Notation auf.

Eine Umstellung der Freihandaufstellungen an den beschriebenen Bibliotheken der ULB Tirol auf RVK würde ohne Zweifel einen erheblichen Aufwand an Ressourcen und Personal bedeuten. Dieser würde sich jedoch längerfristig gesehen im Sinne einer kongruen-

<sup>16</sup> Näheres dazu siehe unter [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/theologie/bestand.html](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/theologie/bestand.html) (Zuletzt geprüft am 05.10.2014).

<sup>17</sup> Laut Auskunft des Bibliotheksleiters, Dr. Ernst Ruschitzka, vom 22.10.2014 konnten die Übersiedlungsarbeiten wegen der Übersiedlung der Bestände der Jesuitenbibliothek erst 1999 abgeschlossen werden. Hinsichtlich der Nutzung der Jesuitenbibliothek und der Fortführung dieser Nutzungsrechte sei ein Dauerleihvertrag abgeschlossen worden. Die offizielle Einweihungsfeier fand 1995 statt.

ten Präsentation der Printbestände in den Freihandbereichen der gesamten ULB Tirol lohnen.<sup>18</sup>

## 2.2 RVK-Aufstellung an Institutsbibliotheken

Die Aufstellung nach RVK von Beständen an Institutsbibliotheken, für die die ULB Tirol die Formal- und Inhaltserschließung durchführt, die aber aufgrund mangelnder Personalressourcen hinsichtlich der Öffnungszeiten nicht von der ULB Tirol betreut werden, erscheint wenig sinnvoll, auch wenn der Prozentsatz an RVK-erschlossenen Titeldaten eine Umsignierung machbar erscheinen lassen mag. Eine sachliche Aufstellung der Bestände ist platzintensiv, und Institutsbibliotheken leiden, wie die Erfahrung zeigt, tendenziell unter Platznot. Wechselndes Personal – Sekretär/innen, Assistent/innen, studentische Hilfskräfte – müsste zudem für die Betreuung der Institutsbibliothek in die Aufstellungssystematik eingeführt werden.

Beispielhaft sei die Situation der Bibliothek des Instituts für Sportwissenschaft und der Bibliothek des Instituts für Musikwissenschaft genannt.

Die Neuerwerbungen der Bibliothek des *Instituts für Sportwissenschaft* wurden seit 2001 durch Mitarbeiter/innen der ULB Tirol formal und inhaltlich inklusive der Vergabe einer RVK-Notation erschlossen. Anschließend wurden sie an die Institutsbibliothek geliefert und dort nach einer Haussystematik aufgestellt. Die Betreuung der Bibliothek erfolgte durch einen dem Institut zugeordneten Mitarbeiter.

2013 wurden an der Institutsbibliothek pensionsbedingt Veränderungen notwendig. Der für die Universitätsbibliothek zuständige Vizerektor der Universität, die Institutsleitung und die Bibliotheksdirektion haben eine Lösung ausgearbeitet, bei der ein Großteil der Bestände in das Magazin der Hauptbibliothek transferiert wurde. Die in den vergangenen zehn Jahren erworbenen Bände wurden im Herbst 2013 in Form einer Numerus-Currens-Aufstellung umsigniert, in die mit wenigen Ausnahmen auch die laufenden Neuerwerbungen integriert werden. Die Institutsbibliothek wird 10 Stunden pro Woche von einer studentischen Hilfskraft betreut, die Entlehnung erfolgt über einen Selbstverbuchungsautomaten, die Rückbuchung der am Institut in eine Rückgabekiste eingeworfenen Bücher erfolgt an der Hauptbibliothek. Im Rahmen einer solchen Lösung wäre

<sup>18</sup> In Fachkreisen wird die Notwendigkeit der Umarbeitung von Präsenzbeständen bzw. Beständen von Freihandbereichen beispielsweise im Rahmen von Bibliothekszusammenführungen auf eine benutzerfreundliche systematische Aufstellungssystematik gegensätzlich diskutiert. Vgl. Sühl-Strohmenger, Wilfried; Berghaus Sprengel, Anke; Helmkamp, Kerstin: Lohnt sich der Aufwand für Umarbeitungen im Präsenzbestand noch? In: B.I.T. Online, 16.2013. H. 6, S. 471-475.

eine inhaltliche Aufstellung wenig sinnvoll, da diese ein Mindestmaß an Platz und bibliothekarischer Betreuung in Bezug auf Rückstellung und Benutzer/innenbetreuung benötigt. Die Titeldaten aller am Institut aufgestellten Bände enthalten jedoch zumindest eine RVK-Notation. Der in das Magazin der Hauptbibliothek transferierte Bestand kann jedoch aufgrund mangelnder Personalressourcen nicht vollständig nach RVK retroklassifiziert werden. Hier kann nur durch Anreicherungsprojekte aus anderen Verbänden eine Steigerung erzielt werden.

Die Umstände in Bezug auf die Bibliothek des *Instituts für Musikwissenschaft* sind ähnlich gelagert: Auch hier fehlt der Platz für eine inhaltliche Aufstellung nach RVK. Die personellen Kapazitäten für die Bibliotheksbetreuung sind seitens des Instituts bis auf den Einsatz einer studentischen Hilfskraft ausbaubar und seitens der ULB Tirol nicht vorhanden. Daher wird man versuchen, bis zum Bau eines geplanten „Hauses der Musik“<sup>19</sup>, in das auch das Institut für Musikwissenschaft einziehen soll, mit der derzeitigen Lösung durchzukommen. Hinsichtlich einer möglichen Aufstellung nach RVK bietet die Datengrundlage zwar ein positives Bild: 28% der Titeldaten der Institutsbibliothek, die in einer eigenen Sublibrary in ALEPH zusammengefasst sind, enthalten im September 2014 zumindest eine RVK-Notation. Dies bedeutet aber auch, dass für 72% des Bestandes noch eine RVK-Notation über die Fremddatennutzung gesucht bzw. selbst vergeben werden müsste, und aus der Notation müsste selbstverständlich noch eine Signatur für die Aufstellung generiert werden.

### 3. Die RVK als Instrument der inhaltlichen Erschließung und der klassifikatorischen Suche

An der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin (FU Berlin) wurde 2008 eine klassifikatorische Suche für die Dewey Dezimalklassifikation (DDC) und die RVK entwickelt und in den lokalen Online-Katalog integriert.<sup>20</sup>

Die RVK betreffend handelt es sich dabei um ein „in den dortigen Aleph-OPAC integriertes Gateway zu der Datenbank ‚RVK-Online‘. Dieses unterstützt neben der hierarchischen Navigation in der Baumstruktur der Regensburger Verbundklassifikation sowie der Recherche in ihren verbalen Elementen auch die Abfrage von RVK-Notationen im lokalen OPAC“ (Oberhauser 2009, S. 43). Für die Aufgliederung/Darstellung der lokalen Bestände mussten die Benutzer/innen also nicht mehr aus dem lokalen OPAC zu einer anderen Suchoberfläche – in diesem Fall zu RVK-Online – wechseln.

<sup>19</sup> Vgl. hierzu einen Zeitungsbericht der Online-Ausgabe der *Tiroler Tageszeitung* vom 07.12.2013: <http://www.tt.com/kultur/7634797-91/innsbruck-erhaelt-ein-haus-der-musik.csp> (Zuletzt geprüft am 23.10.2014)

<sup>20</sup> Vgl. dazu Braune-Egloff 2008.

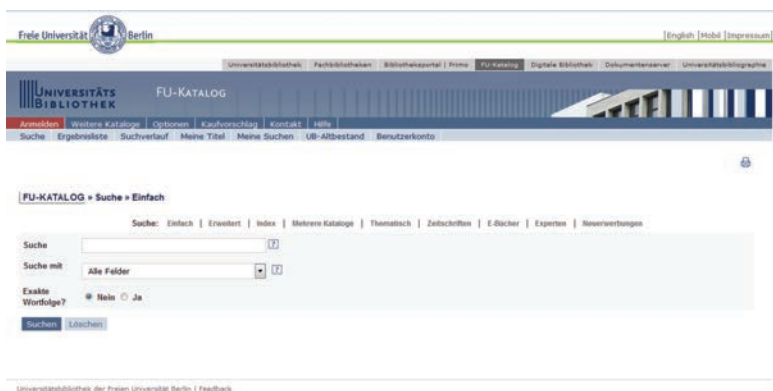


Abb. 3: Screenshot des Bibliothekskataloges der UB der FU Berlin (Screenshot Plößnig vom 06.10.2014)<sup>21</sup>

Dieses Modell wurde 2008 auf der Tagung „E-Welten in der Bibliothek“ in Krems von Dörte Braune-Egloff im Rahmen eines Runden Tisches den österreichischen Sacherschließer/innen vorgestellt.

An der *Universitätsbibliothek der WU Wien* wurde das Modell der FU Berlin 2009 mit einigen Anpassungen übernommen. Die Adaptionen wurden von der Österreichischen Bibliothekenverbund und Service GmbH (OBVSG), der Verbundzentrale des Österreichischen Bibliothekenverbundes, in Zusammenarbeit mit der Bibliothek vorgenommen. Die OBVSG übernahm auch Hosting und Pflege der datentechnischen Umsetzung.<sup>22</sup> Ziel war es, den Benutzer/innen wie den Mitarbeiter/innen im Auskunftsdienst die Möglichkeit einer klassifikatorischen Suche als Ergänzung zur Freihandaufstellung nach RVK anbieten zu können (Oberhauser 2009, S.49). 2011 wurde die klassifikatorische Suche auch in der lokalen PRIMO-Anwendung der WU Wien in Form eines Prototyps in Zusammenarbeit mit der OBVSG integriert.<sup>23</sup>

<sup>21</sup> Die Bibliothek der FU Berlin bietet im Oktober 2014 sowohl den klassischen Online-Katalog als auch das Suchportal PRIMO an: Im Online-Katalog gibt es nach wie vor die Möglichkeit der klassifikatorischen Suche nach DDC und RVK über den Button „Thematisch“ in der Menüzeile in der Mitte. Die thematische Suche wurde aber nicht wie in Wien in die lokale PRIMO-Anwendung integriert. Diese bietet jedoch, wie auch die lokale PRIMO-Anwendung der ULB Tirol und die PRIMO-Verbundsuchmaschine des ÖBV, die Möglichkeit, im Rahmen der „Erweiterten Suche“ nach konkreten RVK-Notationen zu suchen. Auch die Bibliothek der WU Wien bietet im Oktober 2014 neben der lokalen PRIMO-Anwendung noch den klassischen OPAC an.

<sup>22</sup> Vgl. dazu Oberhauser 2009.

<sup>23</sup> Vgl. dazu Babitchev/Krabo 2011.





Abb. 4: Screenshot der lokalen PRIMO-Anwendung der UB der WU Wien (Screenshot Plößnig vom 06.10.2014)

Klickt man auf den Button „Aufstellungssystematik“, öffnet sich das folgende Fenster für eine Suche im Bestand aus dem RVK-Baum heraus:

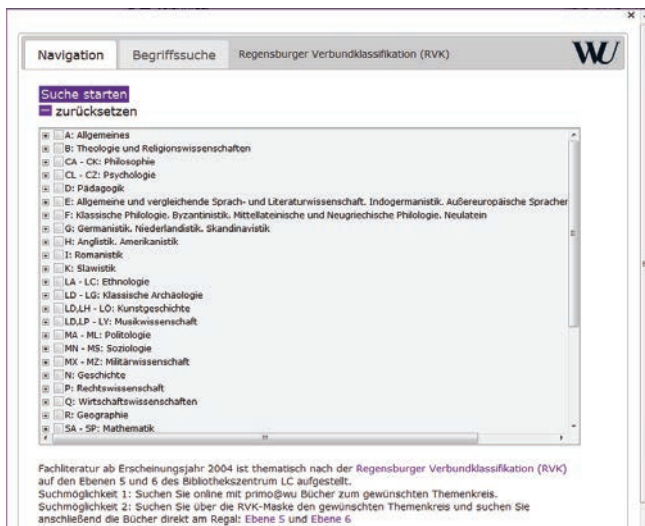


Abb. 5: Screenshot der RVK-Suche in der lokalen PRIMO-Anwendung der UB der WU Wien (Screenshot Plößnig vom 06.10.2014)

Über das Anklicken der Pluszeichen im RVK-Baum können die Benutzer/innen in der RVK-Hierarchie navigieren. Für eine Suche können auch mehrere RVK-Notationen zugleich ausgewählt werden, diese müssen aber separat angeklickt werden, Erstre-

ckungen können nicht auf diese Weise für die Suche markiert werden. Die einzeln ausgewählten RVK-Notationen werden dann in Form einer Phrasensuche mit „or“ verknüpft in die Suche in PRIMO übertragen. Klickt man auf den Reiter „Begriffssuche“, so kann man eine Suchabfrage absetzen, die auf die hinter der Begriffssuche von RVK-Online liegende Datenbank zugreift. Klickt man in der Folge auf eine der als Treffer angebotenen Notationen, wird man an die entsprechende Stelle im RVK-Baum geführt. Anschließend kann man entweder gleich auf die bereits ausgewählte und nun im RVK-Baum farblich hervorgehobene Notation klicken oder zusätzlich Notationen durch Anklicken auswählen. Mit dem Anklicken des violett gekennzeichneten Buttons „Suche starten“ wird dann die Suchabfrage wie beschrieben in der lokalen PRIMO-Anwendung abgesetzt.

#### 4. Die RVK als Instrument der inhaltlichen Erschließung und der klassifikatorischen Suche an der ULB Tirol?

Die Einschätzung der Sinnhaftigkeit des Einsatzes der RVK als Instrument der inhaltlichen Erschließung und der klassifikatorischen Suche an der ULB Tirol erfordert zunächst einen Blick auf die Zahlen. Die folgende Graphik zeigt den Prozentsatz an RVK-erschlossenen Titeldatensätzen in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 nach elf Jahren aktiver Anwendung der RVK als Aufstellungssystematik für die Monate Mai und Dezember 2011 im Vergleich:

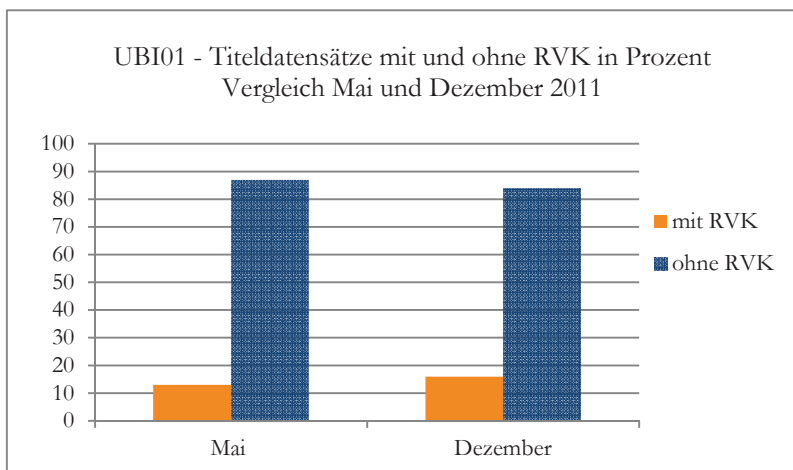


Abb. 6: Titeldatensätze mit und ohne RVK in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 in Prozent im Mai und Dezember 2011

Wir sehen, dass im Mai 2011 13% aller Titeldatensätze der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 zumindest eine RVK-Notation enthalten. Innerhalb eines halben Jahres konnte der Prozentsatz an RVK-erschlossenen Titeldatensätzen dann durch die Eigenvergabe von Notationen und die Nutzung von Titeldatensätzen mit RVK-Notationen – gemeint sind Datensätze anderer österreichischer RVK-Anwenderbibliotheken oder Datensätze aus dem BVB<sup>24</sup> oder dem SWB via Z39.50 – um 3% gesteigert werden. Positive Entwicklungen wie diese können aber wiederum durch diverse Faktoren eingeschränkt werden wie beispielsweise durch die Retrokatalogisierung von Beständen an einem der Standorte der ULB Tirol, die nicht nach RVK aufstellen oder klassifizieren, oder das Einspielen großer Mengen an E-Book-Metadaten in den Bibliothekskatalog, die aufgrund mangelnder Personalressourcen manuell bestenfalls lückenhaft mit RVK-Notationen ausgestattet werden können.<sup>25</sup> Die genannten Faktoren bewirken, dass der Anteil an RVK-erschlossenen Titeldaten wieder sinkt. Um solchen Effekten entgegenzuwirken, wird jedoch zum Beispiel seit Jänner 2010 auch für Neuerwerbungen der Hauptbibliothek, die im Magazin aufgestellt werden, im Titeldatensatz im MAB-Feld 700g eine RVK-Notation katalogisiert. Dies war vorher aufgrund organisatorischer und personeller Dispositionen nicht möglich gewesen. Allein durch die Eigenvergabe von Notationen und die Nutzung von Titeldatensätzen mit RVK-Notationen ist jedoch, wie wir gesehen haben, der Prozentsatz von Titeldatensätzen in der UBI01<sup>26</sup>, die zumindest eine RVK-Notation enthalten, nicht in einem größeren Ausmaß zu steigern.

Erst mit dem 2013 durch die OBVSG in Zusammenarbeit mit der ULB Tirol, der Österreichischen Nationalbibliothek und der Bibliothek der Fachhochschule St. Pölten durchgeführten Projekt einer Anreicherung mit Sacherschließungselementen – verbale inhaltliche Erschließung nach RSWK und RVK-Notationen – aus dem B3Kat konnte eine substantielle Steigerung von RVK-erschlossenen Titeldatensätzen im lokalen Bibliothekskatalog UBI01 sowie im Verbundkatalog erzielt werden:<sup>27</sup>

<sup>24</sup> Die Z39.50-Abfrage aus dem ALEPH GUI-OPAC der Teilnehmerbibliotheken ÖBV steuert den BVBKAT an. Dahinter verbirgt sich die Datenbank BVB01.

<sup>25</sup> In Bezug auf E-Book Metadaten wäre es wünschenswert, Sacherschließungselemente aus Datensätzen der entsprechenden Printausgaben in automatisierter Form auf die entsprechenden E-Book Metadaten zu übertragen.

<sup>26</sup> Die lokale Bibliotheksdatenbank UBI01 umfasst die Monographien, Zeitschriften, CDs, DVDs und E-Books aller Teilbibliotheken der ULB Tirol sowie mit Stichtag 20.09.2014 102.434 durch Mitarbeiter/innen der ULB Tirol manuell eingebrachte Dokumentationsdatensätze. Letztere werden jedoch nicht inhaltlich erschlossen.

<sup>27</sup> Das Anreicherungsprojekt aus dem B3Kat wurde in der bereits beim Anreicherungsprojekt von Sacherschließungselementen aus dem GBV – verbale inhaltliche Erschließung nach RSWK und Notationen der Basisklassifikation – erprobten Art und Weise umgesetzt: Anstelle eines harten 1:1

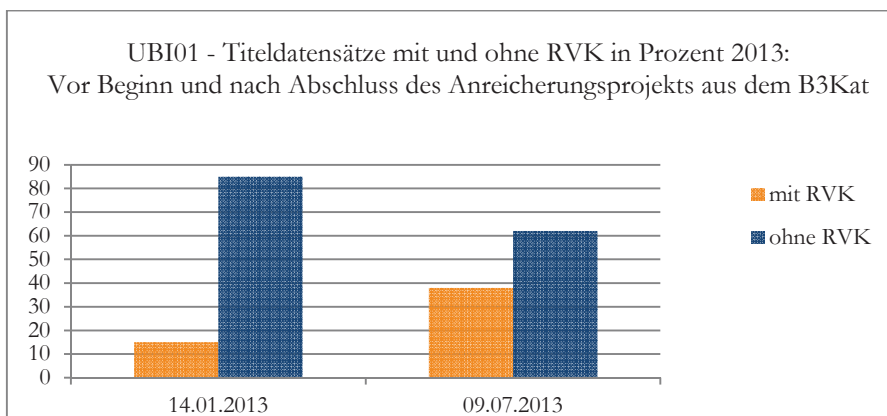


Abb. 7: Titeldatensätze mit und ohne RVK in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI012013

Der Anteil von Titeldatensätzen der UBI01 mit zumindest einer RVK-Notation konnte durch das Anreicherungsprojekt von 15% auf 38% gesteigert werden, was ein beachtlicher Erfolg ist. Von Anreicherungsprojekten dieser Art kann die ULB Tirol jedoch nicht im wünschenswerten Maße profitieren, weil das im Rahmen der Errichtung der Fakultätsbibliothek Geisteswissenschaften durchgeführte Retrokatalogisierungsprojekt nach Anweisung der Direktion zunächst mittels lokaler Kurztitelaufnahmen erfolgte, die naturgemäß von Projekten auf Verbundebene nicht erfasst werden. Mit der Nutzung von Titeldaten aus dem BVB hätte man mit RVK-Notationen ausgestattete Metadaten zu älteren Publikationen ohne ISBN nutzen können, die bei ISBN-basierten Anreicherungsprojekten wegfallen.

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass ein weiteres Anreicherungsprojekt mit RVK-Notationen und Elementen inhaltlicher Erschließung, diesmal aus dem HEBIS-Verbund, angedacht ist. Diesem Verbund gehört u.a. die Universitätsbibliothek der Technischen Universität Darmstadt an. Mit diesem Projekt, so die Hoffnung, soll der Anteil der RVK-Notationen speziell in den STM-Fachbereichen erhöht werden.

Es lohnt allerdings auch ein Blick auf den Prozentsatz an RVK-erschlossenen Titeldatensätzen der UBI01 nach Erscheinungsjahr und dies ebenfalls in Form eines Vergleichs für die Zeit vor und nach dem Anreicherungsprojekt aus dem B3Kat:

Matching-Algorithmus – die Elemente ISBN, Jahr, Typ, Auflage, Umfang, Band, Verlag und Titel umfassend – wurde ein weicher N:M Matching-Algorithmus – die Elemente ISBN, Type, Titel, Band umfassend – gewählt. Dies gewährleistete, dass auch dieselben Titel mit unterschiedlichen Jahreszahlen oder Auflagen gematcht und mit der entsprechenden Notation angereichert wurden. Vgl. dazu genauer Babitchev (2012) und Babitchev (2013) sowie Oberhauser (2013).

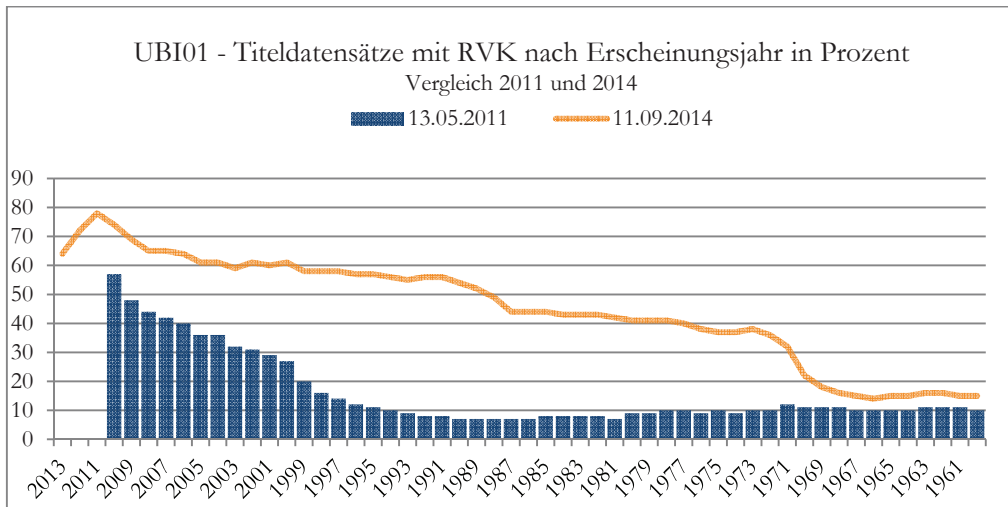


Abb. 8: Titeldatensätze mit und ohne RVK in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 in Prozent nach Erscheinungsjahr – Vergleich 2011 und 2014

Betrachtet man die Verteilung der RVK-erschlossenen Titeldatensätze der UBI01 nach dem Erscheinungsjahr, ergibt sich zum Beispiel im Mai 2011 folgendes Bild:

Für die Erscheinungsjahre 1960 bis 1978 sehen wir einen Erschließungsgrad von 10%, mit geringen Schwankungen nach unten und oben. Für die Erscheinungsjahre 1979 bis 1993 fällt der Anteil an RVK-erschlossenen Titeldatensätzen dann geringfügig auf unter 10%, ebenfalls mit geringen Schwankungen. Eine mögliche Erklärung für die Schwankungen bzw. den „ausgefranzten“ Effekt liegt in der Umsignierung ausgewählter Nachschlagewerke aus dem Altbestand der geisteswissenschaftlichen Institute. Ab dem Erscheinungsjahr 1994 beginnt der Erschließungsgrad mit 10% wieder anzusteigen, um kontinuierlich und vor allem ab 1999 deutlich auf einen Wert von 57% im Jahre 2010 anzusteigen.

Nach dem Abschluss des Anreicherungsprojekts steigt der Anteil an RVK-erschlossenen Titeldatensätzen für die Erscheinungsjahre 1960 bis 1969 von 15% auf 22%, um dann ab 1970 von 22% auf 78% im Jahre 2011 anzusteigen und schließlich auf 64% im Jahre 2013 leicht abzufallen. Aus der Graphik geht deutlich hervor, dass der Anteil von mit RVK-erschlossenen Titeln vor allem für die Erscheinungsjahre 1970 bis 1999 massiv gesteigert werden konnte.

In Zusammenhang mit dem potentiellen Nutzen aus Anreicherungsprojekten sind die UB Klagenfurt, die UB Salzburg und die UB Wien zu nennen. Alle drei Bibliotheken sind keine RVK-Anwenderbibliotheken, haben aber ihre großen Retrokatalogisierungsprojek-

te nach der ULB Tirol und nach der Einführung der Z39.50-Schnittstelle in Form der Nutzung von Verbundtitelaufnahmen und Fremddatennutzungen u.a. aus dem BVB umgesetzt.<sup>28</sup> Für die UB Salzburg kann gesagt werden, dass der Anteil an Titeldatensätzen mit zumindest einer RVK-Notation bereits vor dem Anreicherungsprojekt aus dem B3Kat signifikant höher war als bei der ULB Tirol. Für die UB Klagenfurt fehlen die Zahlen vor dem Anreicherungsprojekt. Nach Abschluss des Projekts lag der Anteil an Datensätzen mit zumindest einer RVK-Notation bei 43%. Für die UB Wien fehlen die Vergleichswerte zur Gänze.

Die folgende Graphik zeigt die Prozentverteilung der Titel eines Erscheinungsjahres mit RVK-Notationen im Katalog der UB Salzburg vor und nach dem Anreicherungsprojekt aus dem B3Kat:

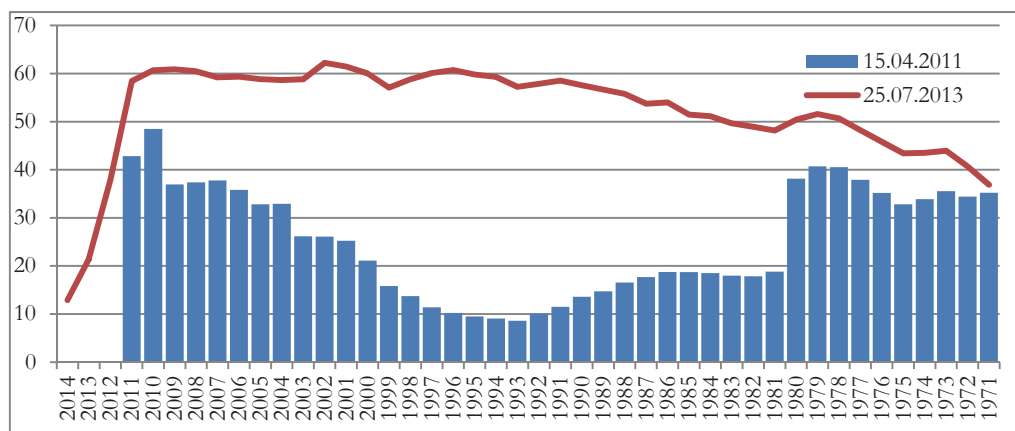


Abb. 9.: Titeldatensätze mit und ohne RVK in der Bibliotheksdatenbank UBS01 in Prozent nach Erscheinungsjahr – Vergleich 2011 und 2014 (Mag. Peter Pils / UB Salzburg)

<sup>28</sup> Das Retrokatalogisierungsprojekt der UB Klagenfurt wurde schwerpunktmäßig in den Jahren 2006 und 2008 durchgeführt. Vgl. daz Universitätsbibliothek Klagenfurt (2008) S. 24, (2009) S. 4 und (2010) S. 15. Nach Auskunft von Mag. Peter Pils von der UB Salzburg (23.10.2014) wurden zwischen 2006 und 2009 alle Kataloge der UB Salzburg in ALEPH eingearbeitet. Auf diesem Weg wurden ca. 800.000 Exemplare angelegt. Die Erfassung der Titeldaten erfolgte ohne Autopsie anhand der Zettelkataloge: Für die Erfassung des Kataloges von 1930-1990 wurden durch eigens angestellte Projektmitarbeiter/innen und je nach Zeitressourcen auch durch Mitarbeiter/innen der UB Salzburg Verbunddaten des ÖBV und Fremddaten genutzt. Nicht gefundene Titeldaten wurden von einer Firma manuell erfasst. Die Daten des weitgehend handschriftlich vorliegenden Kataloges vor 1930 wurden ebenfalls manuell durch die Firma erfasst. Selbstverständlich sind zum Teil noch Nachbearbeitungen der Daten notwendig, doch alle weiteren Projekte sind durch die vollständige Erfassung im Bibliothekssystem viel leichter durchführbar.

Eine klassifikatorische Suche nach RVK wie bei den oben genannten Beispielen wäre auch für die ULB Tirol wünschenswert. Dazu braucht es jedoch eine entsprechende Datenlage. Zumindest eine kritische Menge von ca. 40 bis 50% aller Titeldatensätze der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 müsste wenigstens eine RVK-Notation enthalten, damit eine relevante Treffermenge zu erzielen ist bzw. der Einsatz dieses Suchinstruments nicht „(...) zu häufigen Null-Treffer-Resultaten mit entsprechender Benutzerfrustration“ (Oberhauser 2009, S. 46) führt. Dies aber ist für den gesamten Datenbestand der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 noch nicht der Fall, wie die Daten belegen.

Wie stellt sich insgesamt die Verteilung auf die drei Verbundklassifikationen Basisklassifikation, DDC und RVK in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 ca. ein Jahr nach der Durchführung des Anreicherungsprojekts aus dem B3Kat dar?

Im Juli 2014 enthalten 39% der Titeldaten des lokalen Bibliothekskataloges UBI01 zumindest eine RVK-Notation, 30% enthalten eine BK-Notation und 8% enthalten eine DDC-Notation. Nimmt man die drei genannten Klassifikationen zusammen, so sind insgesamt 77% der Titeldaten der UBI01 über eine Klassifikation erschlossen:

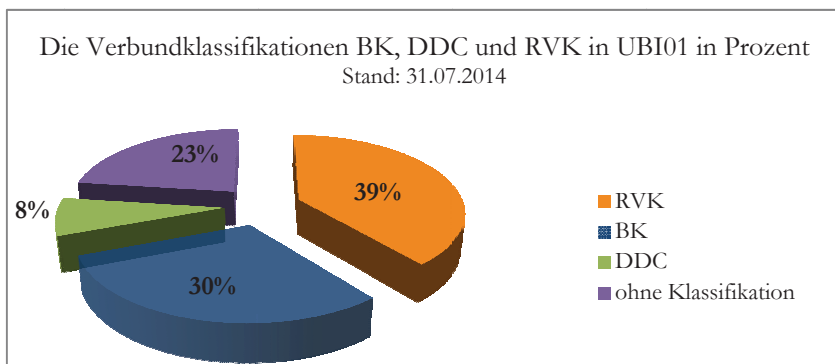


Abb. 10: Die Verbundklassifikationen BK, DDC, RVK in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 in Prozent

Demgegenüber weisen im Mai 2014 60% der Titeldaten des Verbundkataloges ACC01 des Österreichischen Bibliothekenverbundes gar keine Klassifikation auf, 19% enthalten zumindest eine RVK-Notation, 17% enthalten eine BK-Notation und 4% enthalten eine DDC-Notation. Damit überwiegt im Verbundkatalog noch der Anteil der Datensätze, die nicht mit einer der Verbundklassifikationen ausgestattet sind.

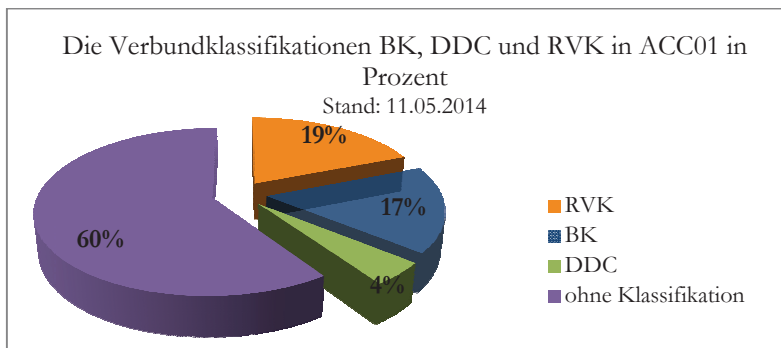


Abb. 11: Die Verbundklassifikationen BK, DDC, RVK in der Verbundbibliotheksdatenbank ACC01

Zuletzt lohnt noch der Blick auf die Verteilung der RVK-Systemstellen in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 auf die einzelnen Fachsystematiken, wieder im Vergleich die Zeit vor und nach dem Anreicherungsprojekt aus dem B3Kat:

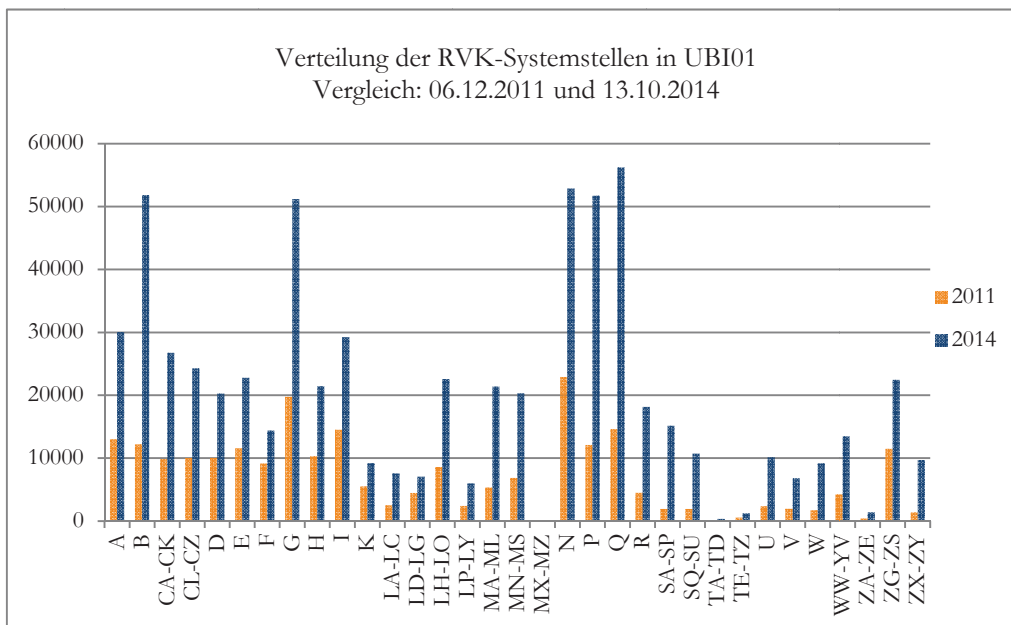


Abb. 12<sup>29</sup>: Verteilung der RVK-Systemstellen in UBI01 – Vergleich 2011 und 2014

<sup>29</sup> Die Teilbereiche WW und WX wurden zu WW-YV, also zur Medizin gerechnet. Die ausgewerteten



Im Oktober 2014 sehen wir, dass in der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 jene Fachsystematiken am meisten gewachsen sind, die bereits 2011 einen relativ hohen Anteil hatten: Germanistik, Geschichte, Romanistik, Rechtswissenschaft und Wirtschaft, wobei diese Fachsystematik einen besonders hohen Zuwachs zu verzeichnen hatte.

Der Anstieg ist überwiegend durch das Anreicherungsprojekt aus dem B3Kat zu erklären. Ein Beispiel dafür ist der Anstieg bei der Fachsystematik B Theologie, da die RVK an der Fakultätsbibliothek Theologie der ULB Tirol keine Anwendung findet. Beim Anstieg der Fachsystematiken Rechtswissenschaft und Wirtschaft spielt aber auch die Anwendung der RVK als Aufstellungssystematik an der Universitätsbibliothek der WU Wien eine große Rolle. Was ebenfalls auffällt, ist der vergleichsweise geringere Anteil bei den Fachsystematiken des technischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Bereichs. Dies hat mit der Anwendung der RVK in Österreich durch eher geistes- und sozialwissenschaftlich ausgerichtete Universitäts- und Fachhochschulbibliotheken zu tun und soll sich mit dem Anreicherungsprojekt aus dem HEBIS-Verbund ändern.

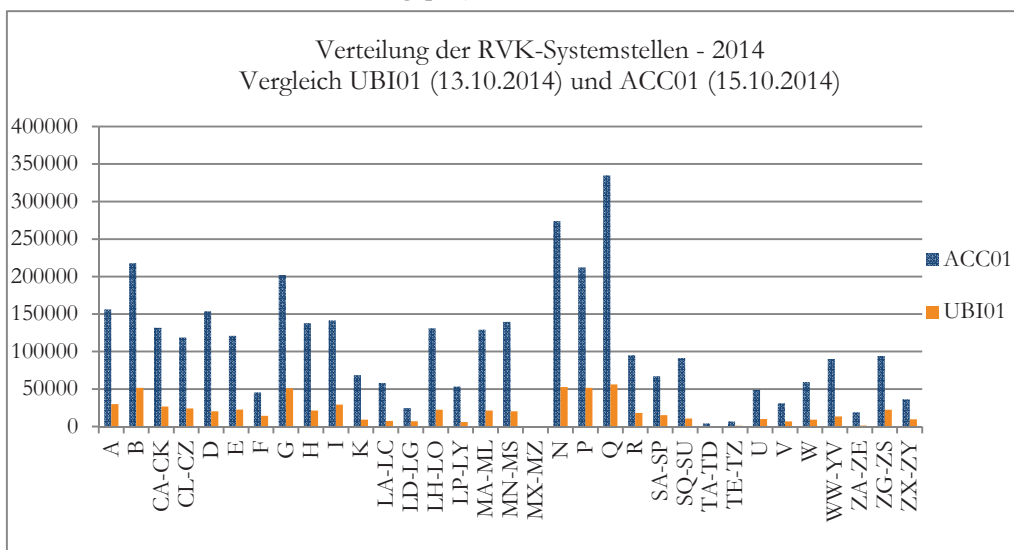


Abb. 13<sup>30</sup>: Verteilung der RVK-Systemstellen 2014 – Vergleich UBI01 und ACC01

Zahlen umfassen die Notationen für Zeitschriften und Monographien.

<sup>30</sup> Die Teilbereiche WW und WX wurden zu WW-YV, also zur Medizin gerechnet. Die ausgewerteten Zahlen umfassen die Notationen für Zeitschriften- und Monographien.

Vergleicht man (s. Abbildung 13) die Verteilung der RVK-Systemstellen der lokalen Bibliotheksdatenbank UBI01 im Oktober 2014 mit der Verbunddatenbank ACC01, so fällt auch in ACC01 die Dominanz der Fachsystematiken Wirtschaft, Geschichte, Rechtswissenschaft, Theologie, Germanistik und Allgemeines auf, gefolgt von Pädagogik, Romanistik, Soziologie, Anglistik, Politikwissenschaft, Philosophie und Psychologie. Die zum Teil sehr großen Unterschiede zwischen UBI01 und ACC01 erklären sich aber wohl nicht nur durch die größere Zahl an Anwenderbibliotheken, die in ACC01 dazukommen, oder durch eine Anwenderbibliothek, die von ihrem Bestand her auf eine Fachsystematik ausgerichtet ist, wie beispielsweise die Wirtschaftsuniversität Wien. Auch in der Verbunddatenbank ACC01 dürfte sich das Anreicherungsprojekt aus dem B3Kat für die dominierenden Fächergruppen ausgewirkt haben.

### *5. Ausblick*

Was die Verwendung der RVK als Aufstellungssystematik an der ULB Tirol betrifft, so scheint eine Anwendung durch weitere Fakultätsbibliotheken wie das Bibliothekszentrum West, die Fakultätsbibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften oder die Fakultätsbibliothek Theologie möglich und im Hinblick auf eine Angleichung der Aufstellungssystematiken an der ULB Tirol sinnvoll.

Der Einsatz der RVK als Instrument der inhaltlichen Erschließung und klassifikatorischen Suche an der ULB Tirol analog zum Beispiel der WU Wien macht jedoch in der derzeitigen Situation wenig bis keinen Sinn. Dies liegt jedoch nicht an der RVK. Als Bibliothekskatalog steht nur die Suchmaschine PRIMO inklusive der Daten von PRIMO Central zur Verfügung, es gibt keine Möglichkeit, bei einer Darstellung der Bestände nach RVK PRIMO Central auszuschließen. So ist eine entsprechende Datenbasis nicht gegeben. Etwas anders verhält es sich mit der Suche anhand von RVK-Notationen: Im Rahmen der „Erweiterten Suche“ kann in PRIMO ausgewählt werden, für welchen Medientyp die Suche ausgeführt werden soll, nicht aber, welche Datenbasis für die Suche herangezogen wird.

*Anhang*

<b>Die Regensburger Verbundklassifikation</b>	
A	Allgemeines
B	Theologie und Religionswissenschaften
CA-CK	Philosophie
CL-CZ	Psychologie
D	Pädagogik
E	Allgemeine und vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft. Indogermanistik. Außer-europäische Sprachen und Literaturen
F	Klassische Philologie. Byzantinistik. Mittellateinische und Neugriechische Philologie. Neulatein
G	Germanistik. Niederlandistik. Skandinavistik
H	Anglistik. Amerikanistik
I	Romanistik
K	Slawistik
LA-LC	Ethnologie (Volks- und Völkerkunde)
LD-LG	Klassische Archäologie
LH-LO	Kunstgeschichte
LP-LY	Musikwissenschaft
MA-ML	Politologie
MN-MS	Soziologie
MX-MZ	Militärwissenschaft
N	Geschichte
P	Rechtswissenschaft
Q	Wirtschaftswissenschaften
R	Geographie
SA-SP	Mathematik
SQ-SU	Informatik
TA-TD	Allgemeine Naturwissenschaft
TE-TZ	Geologie und Paläontologie
U	Physik
V	Chemie und Pharmazie
W	Biologie
WW- YV	Medizin
ZA-ZE	Land- und Forstwirtschaft. Gartenbau. Fischereiwirtschaft. Hauswirtschaft
ZG-ZS	Technik
ZX-ZY	Sport

## *Literatur*

- Abmann, Karin (2009): Konzeption einer Fakultätsbibliothek für Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck aus bibliothekarischer Sicht. Historischer Rückblick – derzeitiger Stand Zukunftsvision. Master Thesis. Universität Innsbruck, Innsbruck. Universitäts- und Landesbibliothek Tirol.
- Babitchev, Viktor (2012): Kataloganreicherung mit Sacherschließungselementen. Realisierung der Datenübernahme aus dem GBV-Katalog. Verbundtag 2012. Puch bei Salzburg, 09.05.2012. Online verfügbar unter [http://www.obvsg.at/fileadmin/files/obvsg/publ/Verbundtag\\_2012\\_Babitchev.pdf](http://www.obvsg.at/fileadmin/files/obvsg/publ/Verbundtag_2012_Babitchev.pdf), zuletzt geprüft am 20.10.2014.
- Babitchev, Viktor (2013): Kataloganreicherung mit Sacherschließungselementen reloaded. Realisierung der Datenübernahme aus dem B3Kat. Verbundtag 2013. St. Pölten, 15.05.2013. Online verfügbar unter [http://www.obvsg.at/fileadmin/files/obvsg/publ/Verbundtag\\_2013\\_Babitchev.pdf](http://www.obvsg.at/fileadmin/files/obvsg/publ/Verbundtag_2013_Babitchev.pdf), zuletzt geprüft am 20.10.2014.
- Babitchev, Viktor; Krabo, Ulrike (2011): Überblick über Herausforderungen und Lösungen bei der PRIMO-Implementierung im OBV. PRIMO Entwicklertreffen. Dresden, 08.11.2011. Online verfügbar unter [http://www.obvsg.at/fileadmin/files/obvsg/publ/OBVSG\\_devMeetDresdenFin.pdf](http://www.obvsg.at/fileadmin/files/obvsg/publ/OBVSG_devMeetDresdenFin.pdf), zuletzt geprüft am 20.10.2014.
- Braune-Egloff, Dörte (2008): Integration der klassifikatorischen Suche in den Online-Katalog der FU Berlin. E-Welten in der Bibliothek - Runder Tisch/Sacherschließung. Kommission für Sacherschließung der Vereinigung Österreichischer Bibliothekare und Bibliothekarinnen. Krems, 23.09.2008. Online verfügbar unter <http://www.univie.ac.at/voeb/fileadmin/Dateien/Kommissionen/Sacherschliessung/roundtablebrauneegloff.pdf>, zuletzt geprüft am 20.10.2014.
- Knitel, Markus (2013): Sachliche Erschließung und die neue Suchmaschine des Österreichischen Bibliothekenverbundes. In: B.I.T. online 13 (3), S. 275–285.
- Lewandowski, Dirk (2006): Suchmaschinen als Konkurrenten der Bibliothekskataloge. Wie Bibliotheken ihre Angebote durch Suchmaschinentechologie attraktiver und durch Öffnung für die allgemeinen Suchmaschinen populärer machen können. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 53 (2), S. 71–78.
- Oberhauser, Otto (2009): Das RVK-Interface der FU Berlin. Modifiziert, zentral gehostet und lokal im Online-Katalog der WU Wien genutzt. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare 62 (3), S. 43–56.
- Oberhauser, Otto (2013): Inhaltliche Erschließung im Verbund. Die aktuelle Situation in Österreich. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare 66 (2), S. 231–248. Online verfügbar unter <https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:294118/bdef:Content/get>, zuletzt geprüft am 28.10.2014.
- Sühl-Strohmeier, Wilfried; Berghaus Sprengel, Anke; Helmkamp, Kerstin (2013): Lohnt sich der Aufwand für Umarbeitungen im Präsenzbestand noch? In: B.I.T. online 16 (6), S. 471–475. Online verfügbar unter <http://www.b-i-t-online.de/heft/2013-06-index.php>, zuletzt geprüft am 18.10.2014.
- Universitätsbibliothek Klagenfurt (Hg.) (2008): Jahresbericht 2007. Klagenfurt. Online verfügbar unter <http://ub.uni-klu.ac.at/cms/fileadmin/ub/dokumente/jahresberichte/jahresbericht2007.pdf>, zuletzt geprüft am 24.10.2014.

Universitätsbibliothek Klagenfurt (Hg.) (2009): Jahresbericht 2008. Klagenfurt. Online verfügbar unter <http://ub.uni-klu.ac.at/cms/fileadmin/ub/dokumente/jahresberichte/jahresbericht2008.pdf>, zuletzt geprüft am 24.10.2014.

Universitätsbibliothek Klagenfurt (Hg.) (2010): Jahresbericht 2009. Klagenfurt. Online verfügbar unter <http://ub.uni-klu.ac.at/cms/uploads/media/jahresbericht2009.pdf>, zuletzt geprüft am 24.10.2014.

Wieser, Martin (Hg.) (2009): Tätigkeitsbericht 2008. Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. Innsbruck. Online verfügbar unter [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/statistische\\_daten/jabe\\_-ulb\\_08.pdf](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/statistische_daten/jabe_-ulb_08.pdf), zuletzt geprüft am 20.10.2014.

Wieser, Martin (Hg.) (2014): Tätigkeitsbericht 2013. Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. Innsbruck. Online verfügbar unter [http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber\\_uns/statistische\\_daten/jabe\\_-ulb\\_2013.pdf](http://www.uibk.ac.at/ulb/ueber_uns/statistische_daten/jabe_-ulb_2013.pdf), zuletzt geprüft am 20.10.2014.

Danksagung (in alphabetischer Reihenfolge)

Dr. Karin Assman MSc (ULB Tirol)

DI Victor Babitchev (OBVSG)

Mag. Karin Bitzan (UB WU Wien)

Dr. Marion Breitschopf (ULB Tirol)

Matthias Berchtold und Georg Stern-Erlebach (beide ULB Tirol)

Mag. Marion Kaufer MSc (ULB Tirol)

Ing. Josef Labner (OBVSG)

Mag. Michaela Linhardt (UB Graz)

Maria Hehle (ULB Tirol)

Mag. Hartwig Musenbichler (ULB Tirol)

Mag. Thomas Niederklapfer MSc (ULB Tirol)

Mag. Thomas Palfrader (ULB Tirol)

Mag. Peter Pils (UB Salzburg)

Dr. Ernst Ruschitzka (ULB Tirol)

*Silvia Gstrein*

## **Dr.in – Digitalisierung von Dissertationen der ersten Absolventinnen der Universität Innsbruck**

Projektarbeit im Rahmen des ULG 2012/13 und zugleich Werkstattbericht der Abteilung für Digitale Services

Die ersten an der Universität Innsbruck von Frauen geschriebenen Dissertationen sind aufgrund der fehlenden Pflichtabgabe zu Beginn des 20. Jahrhunderts Unikate und zumeist nur ein einziges Mal vorhanden. Gleichzeitig werden diese teilweise sehr fragilen Dokumente auch vermehrt von BibliotheksnutzerInnen nachgefragt. Genug Gründe, um im Rahmen des ULG Library and Information Studies 2012/13 mit einem eigenen Abschlussprojekt einen Beitrag zur Erhaltung und Schonung dieses Bestands der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol zu leisten sowie den ersten Promovendinnen ein Denkmal zu setzen. Hauptziel der Projektarbeit war es, möglichst flächendeckend alle von Studentinnen der Universität Innsbruck vor 1938 geschriebenen und im Bestand vorhandenen Dissertationen zu digitalisieren und für die Online-Präsentation in der digitalen Bibliothek der ULB Tirol vorzubereiten. Dieser Buchbeitrag gibt einen einleitenden Überblick über die frühen Anfänge des Frauenstudiums an der Universität Innsbruck und berichtet dann zu den wichtigsten Eckdaten und Erkenntnissen des Projekts.

### *Einleitung*

84. Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 23. März 1897, betreffend die Zulassung von Frauen als ordentliche oder außerordentliche Hörerinnen an den philosophischen Facultäten der k. k. Universitäten.

§.1. Frauen können als ordentliche Hörerinnen an den philosophischen Facultäten der Universitäten gegen Erfüllung nachstehender Bedingungen zugelassen werden:

§.2. Die Candidatin hat behufs Zulassung zur Inskription nachzuweisen: a) die österreichische Staatsbürgerschaft; b) das zurückgelegte 18. Lebensjahr [...]; c) die erfolgreiche Ablegung der [...] Prüfung (Reifeprüfung) [...].

§.3. Über die Aufnahme oder Nichtaufnahme von Frauen als ordentliche Hörerinnen entscheidet der Decan der philosophischen Facultät. [...].<sup>1</sup>

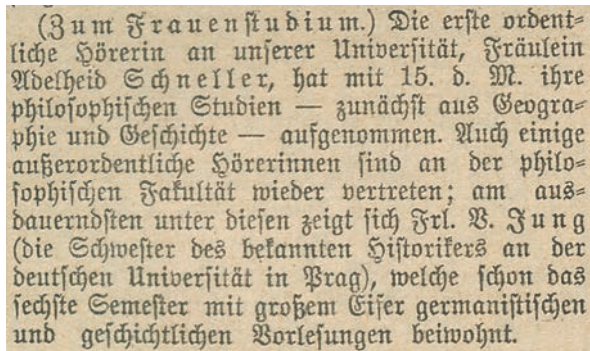
Aufgrund dieser Ministerialverordnung vom 23. März 1897 war es Frauen erstmals möglich, ein ordentliches Studium an einer Philosophischen Fakultät der k. u. k. Universitäten aufzunehmen. Andere Fakultäten sollten später folgen.

Frauen durften vor 1897 ausschließlich einzelne Lehrveranstaltungen an den Universitäten der österreichischen Reichshälfte der k. u. k. Monarchie hospitieren, und das auch

<sup>1</sup> Ministerialverordnung des Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 23. März 1897, RGB Nr. 84, MVB Nr. 19.

nur unter Erfüllung von bestimmten Voraussetzungen. Diese Hospitationen ermöglichten allerdings keinen formalen Studienabschluss (Steibl 1985).

An der Universität Innsbruck wurden daraufhin ab 1902 die ersten weiblichen Studierenden verzeichnet (Steibl 1985). Dies war den Innsbrucker Nachrichten die folgende Meldung wert:



(Zum Frauenstudium.) Die erste ordentliche Hörerin an unserer Universität, Fräulein Adelheid Schneller, hat mit 15. d. M. ihre philosophischen Studien — zunächst aus Geographie und Geschichte — aufgenommen. Auch einige außerordentliche Hörerinnen sind an der philosophischen Fakultät wieder vertreten; am ausdauerndsten unter diesen zeigt sich Fr. B. Jung (die Schwester des bekannten Historikers an der deutschen Universität in Prag), welche schon das sechste Semester mit großem Eifer germanistischen und geschichtlichen Vorlesungen beiwohnt.

Abb. 1: „Zum Frauenstudium“, In: Innsbrucker Nachrichten vom 25.11.1902, S.4<sup>2</sup>

Bereits fünf Jahre später – 1907 – schloss Adelheid Schneller ihr Studium der Geschichte mit der Promotion ab. Wikipedia-BearbeiterInnen widmeten der ersten Doktorin der Universität Innsbruck einen eigenen Wikipedia-Eintrag. Dort ist zum Abschluss des Studiums Folgendes nachzulesen:

In den beiden philosophischen Rigorosen hatte sie ausgezeichnete Erfolge. Der Titel ihrer Dissertation lautete *Der Brüssler Friede von 1516*. Dieser Friedensschluss folgte einer Auseinandersetzung zwischen den Eidgenossen und Frankreich und bedeutete für Kaiser Maximilian I. den Verlust des Herzogtums Mailand an Frankreich und von Verona an die Republik Venedig. Diese Arbeit fand als Band 83 Aufnahme in der Sammlung *Historischer Studien*, veröffentlicht von Emil Ebering im gleichnamigen Verlag, Berlin 1910.

Die Promotion in der Aula der Alten Universität erfolgte am 9. Dezember 1907 im Beisein ihres Vaters. Der Rektor Rudolf von Scala würdigte Schneller als erste Doktorandin der Universität. (Wikipedia 2012UTC)

<sup>2</sup> Transkribiert: (Zum Frauenstudium.) Die erste ordentliche Hörerin an unserer Universität, Fräulein Adelheid Schneller, hat mit 15. d. M. [Anm. der Autorin: November 1902] ihre philosophischen Studien – zunächst aus Geographie und Geschichte – aufgenommen. Auch einige außerordentliche Hörerinnen sind an der philosophischen Fakultät wieder vertreten; am ausdauerndsten unter diesen zeigt sich Fr. A. [Anna] Jung (die Schwester des bekannten Historikers an der deutschen Universität in Prag), welche schon das sechste Semester mit großem Eifer germanistischen und geschichtlichen Vorlesungen beiwohnt.

Es dauerte weitere 8 Jahre, bis die zweite Doktorandin in Innsbruck promovierte. Das geht Hand in Hand damit, dass in den ersten zwei Dekaden nach der offiziellen Zulassung zum Studium in Innsbruck nur wenige weibliche Studierende als ordentliche Hörerinnen inskribiert waren. Erst nach dem 1. Weltkrieg ist eine stetig anwachsende Zahl an Studentinnen zu verzeichnen (s. Tab. 1), die dann auch in einer beeindruckend steigenden Zahl an erfolgreich abgeschlossenen Dissertationsstudien (s. Abb. 3) resultierte.

Studentinnen 1898-1918 an der Universität Innsbruck					
	o.Stud.	a.o.Stud.	Pharmazie	Gasthörer	Summe
1998/99	-	22	-	2	24
1900/01	-	38	-	1	39
1902/03	1	3	-	6	10
1903/04	1	38	-	7	46
1905/06	2	18	-	22	42
1907/08	2	22	-	18	42
1910/11	1	30	1	25	57
1912/13	5	25	2	16	48
1913/14	9	18	1	33	61
1915/16	17	8	3	22	50
1917/18	35	12	5	31	83

Tab. 1: Entwicklung der weiblichen Innsbrucker StudentInnen (eigene Tabelle, QuelleBösche 2002: 59)

Zusätzlich zu den absoluten Zahlen ist auch eine Betrachtung der Entwicklung des relativen Anteils der Studentinnen an der Gesamtstudentenschaft wichtig. Während sich der Anteil der ordentlich inskribierten Studentinnen vor dem 1. Weltkrieg nur im Promillebereich bewegte, waren es ab 1917 bereits einstellige Prozentzahlen (s. Tab. 2). Heutzutage stellen Frauen hingegen mehr als die Hälfte der Studierenden.

Studentinnen (nur ordentliche)		
	absolut	relativ, in Prozent
1917	35	2,3%
SS 2014	13.500	53%

Tab. 2: Anteil weiblicher Studierender an Gesamtstudentenschaft (beides nur ordentlich Inskribierte) (eigene Tabelle, Quellen: Bösche 2002: 59, Historische Statistik der Universität Innsbruck und Semesterstatistik der Universität Innsbruck SS 2014 Stichtag: 19.05.2014)



Dass nicht nur die gesetzliche Grundlage ein Hindernis darstellte, als Frau ein ordentliches Studium belegen zu können, sondern insbesondere auch das eigene Umfeld, soll das folgende Beispiel zeigen:

Franziska Mayer-Hillebrand (1885-1978), eine der ersten ordentlichen Philosophiestudentinnen Innsbrucks sowie zweite Habilitierte in Innsbruck, berichtet in ihren Lebenserinnerungen:

Ich wurde 1885 in Weidling bei Wien als Tochter des österr. Generals Josef Reicher geboren. 1891 wurde mein Vater zum kommandierenden General von Tirol und Vorarlberg ernannt. Dadurch wurde Tirol meine neue Heimat. Ich besuchte keine Schule, sondern wurde zu Hause von Lehrerinnen unterrichtet. Als ich 14 Jahre alt war, vertiefte ich mich in die abgelegten Schulbücher meines Bruders. Latein interessierte mich besonders, und in dieser Zeit begann mein „Kampf um das Studium“. Damals gab es in Innsbruck noch kein Mädchengymnasium, aber ich erreichte es schließlich doch bei den Eltern, daß ich Unterricht von einigen Professoren des humanistischen Gymnasiums erhielt. Die Maturitätsprüfung legte ich 1905 als Privatistin ab. Doch mußte ich noch neun Jahre warten, bevor sich mein Wunsch, an der Universität zu studieren, erfüllte. (Steibl 1985, S. 149)

Mayer-Hillebrands Erinnerungen zeichnen ein deutliches Bild der Schwierigkeiten, als Frau Anfang des 20. Jahrhunderts in Innsbruck ein Studium zu beginnen: Voraussetzung für ein Universitätsstudium war eine erfolgreich absolvierte Reifeprüfung. Allerdings gab es kaum Möglichkeiten in Tirol als Frau eine Matura abzulegen, da es – in Tirol – bis 1904 weder ein Mädchengymnasium noch den seit 1900 in ganz Österreich normierten Typ des Lyzeums gab. Erst 1913 fand die erste realgymnasiale Matura statt. Bis dahin konnte die Reifeprüfung in Tirol nur über privaten Unterricht oder Hospitation an einem Knabengymnasium erlangt werden (Steibl 1985, S. 86 / Plattner 1996, S. 301ff.). Ob ein Studium für die Frauen möglich war, hing stark vom familiären Umfeld ab. Erschwerend kam hinzu, dass zwar ab 1897 mit der Ministerialverordnung das Studium als Frau gesetzlich grundsätzlich erlaubt war, es mit Paragraph 3 der gleichen Verordnung jedoch den einzelnen Dekanen überlassen war, jeweils über die Aufnahme bzw. Nichtaufnahme zu entscheiden.

### *Die Projektarbeit*

Mit der Zulassung von Frauen zur Universität wurde ein durchschlagender Erfolg im Bildungssektor erzielt. Die ersten von Frauen an der Universität Innsbruck geschriebenen Dissertationen legen Zeugnis dieser Pionierinnen ab.

Diese ersten Arbeiten sind Unikate aufgrund der fehlenden Pflichtabgabe von Hochschulschriften zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Gleichzeitig werden diese teilweise sehr fragilen Dokumente (Loseblätter, sehr dünnes Papier, etc.) auch von BibliotheksnutzerInnen vermehrt nachgefragt.

Genug Gründe, um im Rahmen des Universitätslehrgangs Library and Information Studies 2012/13 mit einem eigenen Abschlussprojekt einen Beitrag zur Erhaltung und Schonung dieses Bestands der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol zu leisten sowie den ersten Promovendinnen ein Denkmal zu setzen. Das Projekt wurde von der Autorin dieses Artikels an der Abteilung für Digitale Services durchgeführt und ist somit zugleich ein Werkstattbericht zur systematischen Digitalisierung eines ausgewählten Bestandes an der ULB Tirol.

Primäres Ziel der Projektarbeit war es, möglichst flächendeckend alle von Studentinnen der Universität Innsbruck vor 1938 geschriebenen und im Bestand vorhandenen Dissertationen zu digitalisieren und für die Online-Präsentation in der digitalen Bibliothek der ULB Tirol vorzubereiten.

Als Hauptaufgaben der Projektarbeit wurden daher wie folgt festgelegt: Zuerst sollte der theoretische Bestand aller von Studentinnen der Universität Innsbruck geschriebenen Dissertationen bis zum Erscheinungsjahr 1938 erhoben werden und dann auf die physische Verfügbarkeit der Exemplare geprüft werden. Im Zuge dessen sollten auch die Katalogaufnahmen ergänzt bzw. falls nötig überhaupt erst erstellt werden. Anschließend sollte der eigentliche Digitalisierungsprozess mit den Teilschritten Scannen, Aufbereiten der Scans und – falls möglich – Durchführung einer automatischen Volltexterkennung folgen. Schlussendlich sollten exemplarisch erste Digitalisate im Repositorium der Universität Innsbruck online gestellt werden.

Im Folgenden werden die einzelnen Schritte sowie die Herausforderungen, Erkenntnisse und Resultate beschrieben.

### *Bestandserhebung und Katalogisierung*

Das Hauptziel der Projektarbeit war, möglichst viele Dissertationen von weiblichen Studierenden mit Promotionsdatum vor 1938 zu digitalisieren und online zu stellen. Dafür musste zuerst der theoretisch mögliche Bestand sowie das tatsächliche Vorhandensein an der ULBT erhoben werden. Als Grundlage dienten die sog. „Labenbacher-Verzeichnisse“ (Labenbacher 1982, 1986). Gertrud Labenbacher (1922-1988) hat in den 1970er Jahren alle bis dahin an der Universität Innsbruck eingereichten Dissertationen erfasst sowie deren Bestand an der Universität Innsbruck verzeichnet (Labenbacher, 1982, 1986).

Diese beiden im Tyrolia-Verlag erschienenen Bände wurden auf die Kriterien der vorliegenden Projektarbeit hin gefiltert, d.h. weibliche Promovierende mit Promotionsdatum vor 1938. Die entsprechenden Dissertationen wurden dann mit den relevanten Daten (Promotionsdatum, Name der Promovierenden, Titel der Dissertation, Standort, Fach-

gebiet) aus diesem Verzeichnis übernommen. Schlussendlich konnten 207 Dissertationen identifiziert werden, die die Grundlage der Projektarbeit darstellen sollten.

Wie schon im einleitenden Kapitel bemerkt, ist der sprunghafte Anstieg an ordentlichen Hörerinnen und damit einhergehend auch erfolgreich beurteilter Abschlussarbeiten bemerkenswert. In der folgenden Abbildung ist eine Übersicht über die absoluten Zahlen sowie den verzeichneten Anstieg der Promotionen weiblicher Studierender im relevanten Zeitraum auf Basis der „Labenbacher-Verzeichnisse“ dargestellt:

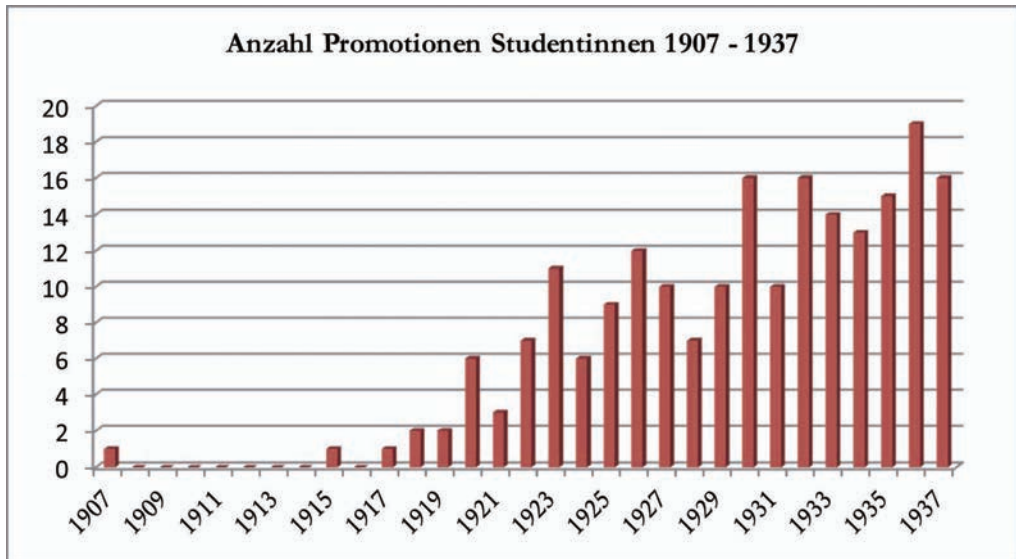


Abb. 2: Entwicklung Promotionen von Studentinnen 1907-1937 (eigene Abbildung, Quelle: Labenbacher 1982, 1986)

Anschließend wurde versucht, alle von Labenbacher genannten Dissertationen „habhaft“ zu werden. Es stellte sich heraus, dass es eine erhebliche Erleichterung für die vorliegende Projektarbeit gewesen wäre, wenn in diesem Verzeichnis nicht nur der damalige Standort der Dissertationen, z.B. Kunstgeschichte oder Rechtsgeschichte, sondern auch die Signatur notiert gewesen wäre. Da Labenbacher nur den Standort der jeweiligen Teilbibliothek notierte bzw. „0“, wenn die Dissertation nicht vorhanden war, musste für jede Dissertation Signatur und heutiger Standort recherchiert werden.

Als Recherche-Hilfsmittel wurden verwendet: der OPAC der ULBT, der digitalisierte Nominalkatalog der ULBT<sup>3</sup> sowie Vor-Ort-Inspektion im Magazin und älteren noch nicht digitalisierten Zettelkatalogen an dislozierten Standorten (Atrium, Bibliothekszentrum West). Schlussendlich konnte fast die Hälfte aller von Labenbacher verzeichneten Dissertationen weiblicher Studierender mit Promotionsdatum vor 1938 aufgefunden werden.

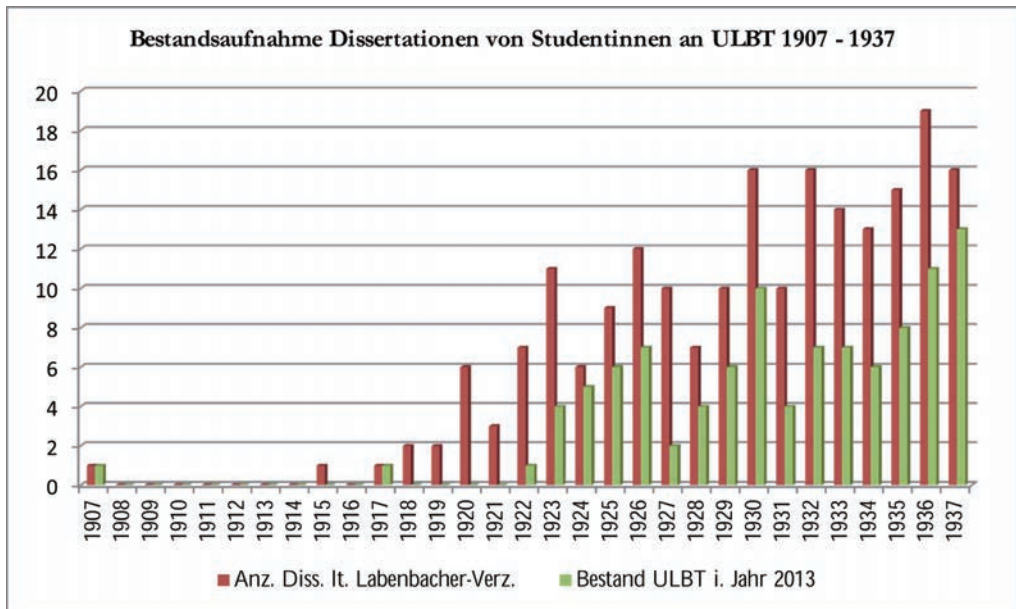


Abb. 3: Vergleich Anzahl Dissertationen von Studentinnen bis 1937 laut Labenbacher-Verzeichnis und physischer Bestand heute

Die Situation bis Anfang der 20er Jahre ist allerdings als trist zu bezeichnen: Von der ohnehin schon sehr geringen Anzahl an eingereichten Abschlussarbeiten ist praktisch keine erhalten. Die originale Dissertation Adelheid Schnellers „Der Brüsseler Friede von 1516“ etwa ist leider nicht im Bestand der ULBT auffindbar; allerdings ist diese Dissertation als Band 83 der Reihe „Historische Studien“ publiziert worden und damit erhalten geblieben.

<sup>3</sup> Der Nominalkatalog der ULB Tirol verzeichnet alle Bücher und Zeitschriften der ULB Tirol, die bis 1988 erworben wurden. Der Katalog enthält rund 1,1 Mill. Kärtchen und ist nach Preußischen Instruktionen geordnet. Siehe [http://webapp.uibk.ac.at/alo\\_cat/collection.jsp?id=1001](http://webapp.uibk.ac.at/alo_cat/collection.jsp?id=1001)

Bis auf eine einzige weitere Ausnahme (Mara Mayrs „Metrische Untersuchung der Episoden des Epos ‚Beowulf‘“ von 1917) sind keine der vor 1922 eingereichten Dissertationen von weiblichen Studierenden an der ULBT auffindbar, sehr wahrscheinlich aufgrund der damals fehlenden Abgabepflicht.

Um die Lücke der an der ULBT nicht auffindbaren Dissertationen zu verkleinern, wurde an weiteren Institutionen nach dem Verbleib der Dissertationen recherchiert, z.B. dem Universitätsarchiv der Universität Innsbruck, der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, der Bibliothek des Tiroler Landesarchivs, der Österreichischen Nationalbibliothek sowie vor Ort an verschiedenen Instituten der Universität Innsbruck (Romanistik, Anglistik, Verfassungsrecht, Arbeitsrecht, etc.). Leider blieben alle diese Recherchen erfolglos.

Als nächster Schritt wurde der Katalogisierungsstatus der tatsächlich aufgefundenen Dissertationen überprüft. Es stellte sich heraus, dass etwa ein Drittel der vorhandenen Dissertationen eine OPAC-Verbundaufnahme, ein weiteres Drittel nur eine OPAC-Lokalaufnahme an der ULB Tirol und das letzte Drittel gar keine Aufnahme im OPAC hatte. Je nach Status waren unterschiedliche Maßnahmen nötig, da eine OPAC-Verbundaufnahme eine notwendige Bedingung für den angestrebten Import der Digitalisate in das Repositorium war.

Im Fall der OPAC-Verbundaufnahmen konnte die Dissertation sofort besorgt und anschließend gleich digitalisiert werden. Im Fall von OPAC-Lokalaufnahmen wurden die Katalogisate von der Abt. Medienbearbeitung auf OPAC-Verbundaufnahmen „hochkatalogisiert“. Dissertationen ohne jegliche OPAC-Aufnahmen wurden schließlich über den Weg der „Altbestandsbestellung“ bestellt und damit von der Abteilung Medienbearbeitung neu in den OPAC aufgenommen.

### *Digitalisierung*

Sobald die physischen Exemplare in der Abt. für Digitale Services der ULBT vorlagen, wurden sie am Aufsichtsscanner (Zeutschel 14000 TT) gescannt. Als technische Vorgaben wurden die folgenden Parameter für Scannen und Speichern festgesetzt:

Die Scans wurden im überwiegenden Fall mit 400 dpi und Graustufe durchgeführt. In Farbe wurde nur dann gescannt, wenn dadurch ein inhaltlicher Mehrwert erreicht werden konnte, weil zum Beispiel Farbbilder eingeklebt waren. Bei den meisten Dissertationen beschränkte sich der Farbanteil aber meist ohnehin auf die Stempelmarken am Umschlag.

Die Scans wurden anschließend LZW-komprimiert im TIFF-Format gespeichert. Das Format TIFF wurde gewählt, da es neben PDF/A derzeit das Standardformat in der

Langzeitarchivierung von Bildern ist. LZW als Komprimierungsverfahren wurde gewählt, da damit eine verlustfreie Kompression möglich ist.

Die folgenden Herausforderungen begleiteten die Digitalisierung – der erste Punkt war ohnehin von vornherein zu erwarten, während die anderen Probleme erst bei Inspektion der physischen Exemplare bzw. während des Scannens auftauchten.

Der Scanprozess benötigte die doppelte Dauer der sonst für Druckwerke üblichen Zeit, da fast alle Dissertationen nur einseitig beschrieben bzw. bedruckt waren und daher nur eine einzige Seite pro Scanvorgang gescannt werden konnte – allerdings ein zu erwartendes Faktum, da dies bei nicht im Verlag erschienenen Abschlussarbeiten meist der Fall ist.

Die Dissertationen bestanden aus sehr unterschiedlichem Papier: einige Male dickeres festes Papier oder sehr oft sehr dünnes Papier, das anfällig für Risse war oder bei dem die Schrift von der Folgeseite durchschien. Daher musste mit besonderer Sorgfalt und Umsicht vorgegangen werden.

Einige Exemplare waren nur mehr als Schwarz-Weiß-Kopien vorhanden und daher bereits in dieser kopierten Fassung schon sehr schwer zu entziffern. Solche Vorlagen werden selbstredend durch Digitalisierung nicht besser in der Darstellung, auch wenn mit noch so großer Akribie gescannt wird.<sup>4</sup>

Anschließend an das Scannen wurde jedes einzelnes Dokument Scan für Scan auf Vollständigkeit und Qualität kontrolliert – immer per Autopsie im Vergleich mit dem originalen Dokument. Bei der Kontrolle erwies sich als problematisch, dass insbesondere ältere Dissertationen oft nur aus einer Sammlung loser Blätter bestanden und keine Paginierung enthielten. Die mit Schreibmaschine getippten Arbeiten waren meist paginiert, erschwerten aber die Kontrolle durch falsche Paginierungen, die nicht immer offensichtlich waren. Etwa bei der Arbeit „Metrische Untersuchung der Episoden des Epos Beowulf“<sup>5</sup> von Mara Mayr folgt auf die Seite 131 die Seite 133, ohne dass es einen inhaltlichen Unterbruch gibt. Bei „Die germanischen Personennamen des Polyptichon Irminonis“<sup>6</sup> von Martina Zollner fehlte hingegen der Band 2, d.h. die Seiten 154 bis 183 sind nicht erhalten geblieben. In diesem Fall ist das allerdings sehr wahrscheinlich nicht auf einen Paginierungsfehler zurückzuführen, da der 3. Band mit „III. Teil“ beginnt, wohingegen ein „II. Teil“ nicht zu finden ist. Bei einem anderen Beispiel wiederum hört

<sup>4</sup> Z. B. „Die grundherrlichen Rechte des Hochstiftes Freising in Tirol“ von Rosa Gassner (1923) – und hier insbesondere die vier letzten Seiten, die kopierte Karten darstellen, <http://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:at-ubi:2-1999>

<sup>5</sup> <http://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:at-ubi:2-1897>

<sup>6</sup> <http://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:at-ubi:2-2282>

die Dissertation auf S. 97 völlig unvermittelt mitten im Satz auf: „Technik der kleineren Erzählungen und Novellen Wilhelm Raabes“<sup>7</sup> von Ehrentraut Straffner.

Diese teilweise offensichtlichen, aber manchmal nicht ganz so offensichtlichen Errata erschwerten nicht nur die Kontrolle der Digitalisate, sondern können auch in Hinkunft Missverständnisse beim Betrachter der Online-Ausgaben hervorrufen. Daher wurde großer Wert darauf gelegt, solchen Missverständnissen und eventuellen Beschwerdemeldungen vorzubeugen, indem das Kommentarfeld im Repositorium direkt beim Detailbeitrag zur online gestellten Dissertation entsprechend genutzt wurde.

Als nächster Schritt erfolgte nach der Kontrolle die Nachbearbeitung der Scans, insbesondere das Zuschneiden sowie das einheitliche Benennen der Dateien mit der OPAC-System-ID und durchgehender Nummerierung mit führenden Nullen.

Schlussendlich wurde der Drucktyp der Dokumente begutachtet und in drei Kategorien eingeteilt: handgeschrieben (14 Dokumente), mit Schreibmaschine getippt (95 Dokumente), Druck (8 Dokumente). Diese Unterteilung war notwendig, um für jedes Dokument zu entscheiden, ob die Anwendung von automatischer Volltexterkennung (OCR) sinnvoll ist, was ja im Fall von handgeschriebenen Dokumenten mit heutigem Stand der Technik noch nicht zutrifft.

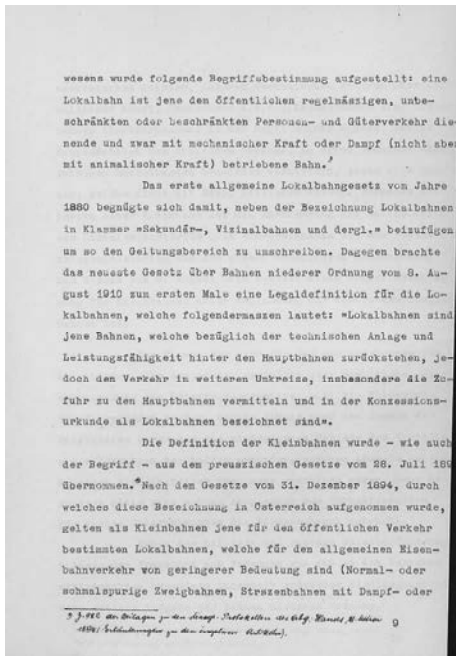
Bei den Dokumenten, die der Gruppe „Schreibmaschine“ zugeordnet sind, sollte die Texterkennung zusätzlich mit der Option „Typewriter“ in der OCR Software erfolgen. Zur automatischen Volltexterkennung wurde der Recognition Server 3.5<sup>8</sup> der Firma Abby verwendet, da diese Software, im Gegensatz zum weiter verbreiteten Abby Fine Reader, den Volltext auch in einem XML-Format mit Informationen zu den Koordinaten der erkannten Zeichen im Scan als Output generieren kann. Damit kann der erkannte Volltext zeitgleich mit den Scans in das Repositorium importiert werden.

Das gescannte Material gestaltete sich aus den folgenden Gründen als zum Teil schwierig für eine gute automatische Volltexterkennung: Der größte Anteil der Scans setzte sich aus mit Schreibmaschine getippten Seiten zusammen. Allerdings wurden sehr unterschiedliche Farbbänder verwendet, die vermutlich nicht immer rechtzeitig gewechselt wurden, was in sehr unterschiedlicher Helligkeit der Buchstaben und damit einem variierendem Druckbild resultierte. Zusätzlich waren die Vorlagen teilweise wellig, wodurch die OCR-Erkennung auch erschwert wird. Ein weiteres großes Problem für die OCR-Erkennung waren zudem handschriftliche Randnotizen, wie sie in frühen Dissertationen oft vorkommen: zum Beispiel nachträgliche Paginierungen oder Korrekturen oder auch handschriftliche Anhänge.

<sup>7</sup> <http://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:at-ubi:2-2047>

<sup>8</sup> <http://www.abbyy.de/recognition-server/>

Einzelne Dokumente erzielten hingegen auch überraschend gute Ergebnisse bei der automatischen Volltexterkennung. Dissertationen etwa, die nicht in der Originalfassung, sondern in der in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlichten gedruckten Fassung digitalisiert wurden, erzielten sehr gute Ergebnisse, e auch zu erwarten war. Auch einzelne mit Schreibmaschine verfasste Arbeiten erzielten gute Erkennungsergebnisse – wie zum Beispiel die Dissertation „Entwicklung des Rechtes der Bahnen niederer Ordnung in Österreich“<sup>9</sup> von Charlotte Pawlik aus dem Jahr 1924, wie in der folgenden Abbildung beim Vergleich des Scans mit dem automatisch erkannten Volltext zu sehen ist.



wesens wurde folgende Begriffsbestimmung aufgestellt: eine Lokalbahn ist jene dem öffentlichen regelmässigen, unbeschränkten oder beschränkten Personen- und Güterverkehr dienende und zwar mit mechanischer Kraft oder Dampf (nicht aber mit animalischer Kraft) betriebene Bahn.

Das erste allgemeine Lokalbahnengesetz vom Jahre 1880 begnügte sich damit, neben der Bezeichnung Lokalbahnen in Klammer "Sekundär-, Vizinalbahnen und dergl." beizufügen um so den Geltungsbereich zu umschreiben. Dagegen brachte das neueste Gesetz über Bahnen niederer Ordnung vom 8. August 1910 zum ersten Male eine Legaldefinition für die Lokalbahnen, welche folgendermassen lautet: "Lokalbahnen sind jene Bahnen, welche bezüglich der technischen Anlage und Leistungsfähigkeit hinter den Hauptbahnen zurückstehen, jedoch den Verkehr in weiteren Umkreise, insbesondere die Zufuhr zu den Hauptbahnen vermitteln und in der Konzessionsurkunde als Lokalbahnen bezeichnet sind".

Die Definition der Kleinbahnen wurde - wie auch der Begriff - aus dem preussischen Gesetze vom 28. Juli 1894 übernommen. Nach dem Gesetze vom 31. Dezember 1894, durch welches diese Bezeichnung in Österreich aufgenommen wurde, gelten als Kleinbahnen jene für den öffentlichen Verkehr bestimmten Lokalbahnen, welche für den allgemeinen Eisenbahnverkehr von geringerer Bedeutung sind (Normal- oder schmalspurige Zweigbahnen, Strassenbahnen mit Dampf- oder

Abb. 5: Links: Scan, rechts: automatische Volltexterkennung dieser gescannten Schreibmaschinen-Seite

### Der Weg ins Portal

Um die gescannten Dissertationen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, sollten diese auch im Zuge des vorliegenden Digitalisierungsprojekts in die digitale Bibliothek der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol<sup>10</sup> eingespielt werden.

<sup>9</sup> <http://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:at-ubi:2-2875>

<sup>10</sup> <http://diglib.uibk.ac.at/ulbtirol>



Für diesen Zweck wurden die Scans samt Volltext (wenn vorhanden) in die Repositoriumssoftware<sup>11</sup> importiert. Die Software übernimmt über die System-ID die zugehörigen Metadaten jeder Dissertation aus dem Verbund-OPAC.

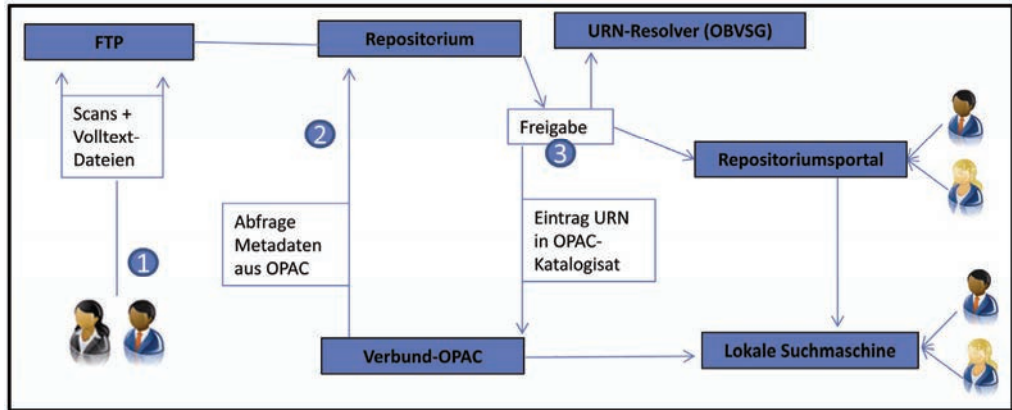


Abb. 6: Workflow: vom Scan zur Darstellung im Repositorium

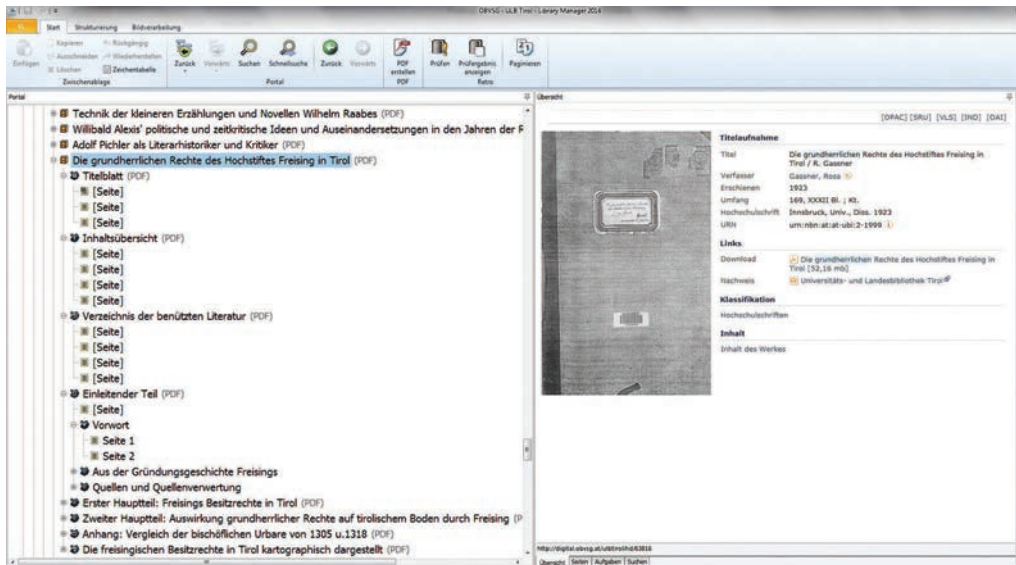


Abb. 7: Screenshot Visual Library Manager: Paginierung und Strukturierung

<sup>11</sup> Die Universität Innsbruck verwendet die Software Visual Library der Firma semantics (Aachen, Deutschland), gehostet in einer Verbundlösung vom Österreichischen Bibliothekenverbund.

Sobald die Metadaten samt Dateien erfolgreich importiert waren, konnte jedes Dokument in der lokal installierten Software „Visual Library Manager“ paginiert sowie auf Kapitelebene strukturiert werden (s. Abb. 7).



The screenshot displays the website of the Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULB Tirol). At the top left is the logo with the text "ulb. Universitäts- und Landesbibliothek Tirol". To the right is a search bar with the placeholder text "Suchbegriff eingeben" and a magnifying glass icon. Below the search bar are links for "Letzte Trefferliste" and "Detailsuche". A navigation bar below the search bar contains the word "Inhalt" and navigation icons. The main content area shows a breadcrumb trail: "Sie befinden sich in: Universität Innsbruck >> ULB Tirol >> ULB Tirol (UIB) >> Hochschulschriften". Below this is a section header "Hochschulschriften". A list of five dissertations is shown, each with a small thumbnail image of the document cover on the left and text on the right. The first entry is "Die Abgrenzung des Handwerk-Begriffs im deutschen Recht unter besonderer Berücksichtigung der ökonomischen Kriterien." by Elisabeth Albert, published in Berlin-Charlottenburg in 1932. The second is "Abschnitte aus Arnauld's Allgemeiner theoretisch begründeter Grammatik" by Annunziata Tollinger, published in Innsbruck in 1925. The third is "Adolf Heinrich Lier 1826 - 1882 ; ein Beitrag zur Münchner Landschafterschule des neunzehnten Jahrhunderts." by Ilse Kallmeyer, published in Innsbruck in 1967. The fourth is "Adolf Pichler als Literarhistoriker und Kritiker" by Berta Netsch, published in 1934. The fifth is "Adolf Pichlers Dramen und dramatische Fragmente" by Dorothea Pnkornv.

**Die Abgrenzung des Handwerk-Begriffs im deutschen Recht**  
unter besonderer Berücksichtigung der ökonomischen Kriterien.  
Albert, Elisabeth  
Berlin-Charlottenburg : Gebr. Hoffmann, [1932]

**Abschnitte aus Arnauld's Allgemeiner theoretisch begründeter Grammatik**  
Tollinger, Annunziata  
[Innsbruck], [1925]

**Adolf Heinrich Lier**  
1826 - 1882 ; ein Beitrag zur Münchner Landschafterschule des neunzehnten Jahrhunderts.  
Kallmeyer, Ilse  
Innsbruck, 1967

**Adolf Pichler als Literarhistoriker und Kritiker**  
Netsch, Berta  
1934

**"Adolf Pichlers Dramen und dramatische Fragmente"**  
Pnkornv. Dorothea

Abb. 8: Ausschnitt Digitalisierte Dissertationen online (<http://diglib.uibk.ac.at/ulbtirol>)

Nach einer abschließenden Kontrolle der Paginierung und Strukturierung wurde der „Freigabe“-Status entsprechend gesetzt, womit die Werke unmittelbar auf der Online-Plattform <http://diglib.uibk.ac.at/> für die Öffentlichkeit sichtbar wurden (s. Abb. 8).

Mit dem Setzen der Online-Freigabe wird ein URN (Uniform Resource Name) für das jeweilige Dokument beim URN-Resolver des Österreichischen Bibliothekenverbunds registriert.<sup>12</sup> Damit ist eine langfristige zuverlässige Referenzierung des digitalen Objekts in Form sowie konsistenten und stabilen Links in Nachweissystemen gewährleistet.

### *Schlussfolgerungen*

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Erfahrungen aus dieser Projektarbeit auch für zukünftige Digitalisierungsprojekte nützlich sind. Im Speziellen sind dies aus technischer Sicht die automatische Volltexterkennung von schreibmaschinengetippten Dokumenten, der Umgang mit handgeschriebenen Dokumenten sowie die Digitalisierung von Dokumenten unterschiedlichen Papiertyps.

Es sollte weiterhin versucht werden, derzeit „verschollene“ Dokumente aus dem Labenbacher-Verzeichnis aufzufinden sowie in Zeitschriften publizierte Dissertationen zu digitalisieren, wenn die ursprüngliche Dissertation unauffindbar bleibt. Schlussendlich wird empfohlen, eine Bestandsaufnahme aller Abschlussarbeiten an der Universität Innsbruck vor der Jahrhundertwende zusammen mit einer Aufwandsabschätzung einer möglichen Digitalisierung durchzuführen.

### *Literatur*

Zum Frauenstudium (1902). In: Innsbrucker Nachrichten 271, 25.11.1902, S. 4.

Bösche, Andreas (2002): Die ersten Innsbrucker StudentInnen 1897-1918. In: Tiroler Heimatblätter 77 (2), S. 57–67.

Historische Statistik der Universität Innsbruck (2014), <http://www.uibk.ac.at/zid/abteilungen/vis/statistiken/archiv/hist1.htm> (25.08.2014).

Labenbacher, Gertrud (1982): Dissertationen-Verzeichnis der Universität Innsbruck. Band 1: Philosophische Fakultät. Innsbruck (Tiroler Bibliographien, 9).

Labenbacher, Gertrud (1986): Dissertationen-Verzeichnis der Universität Innsbruck. Band 2: Theologische Fakultät, Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät, Medizinische Fakultät. Innsbruck (Tiroler Bibliographien, 10).

Ministerialverordnung des Ministeriums für Cultur und Unterricht vom 23. März 1897, RGB Nr. 84, MVB Nr. 19.

Plattner, Irmgard (1996): Fin de siècle in Tirol. Provinzkultur und Provinzgesellschaft um die Jahrhundertwende. Dissertation. Universität Innsbruck, Innsbruck.

<sup>12</sup> <https://resolver.obvsg.at/>

Semesterstatistik der Universität Innsbruck SS 2014 Stichtag: 19.05.2014 (2014), [http://orawww.uibk.ac.at/public/stv01\\_pub.studier?sem\\_id\\_in=2014S&stat\\_in=1&land\\_in=1&export\\_in=N](http://orawww.uibk.ac.at/public/stv01_pub.studier?sem_id_in=2014S&stat_in=1&land_in=1&export_in=N) (25.08.2014).

Steibl, Maria (1985): Frauenstudium in Österreich vor 1945. Dargestellt am Beispiel der Innsbrucker Studentinnen. Dissertation. Universität Innsbruck, Innsbruck.

Wikipedia, Die freie Enzyklopädie (Hg.) (2012): Adelheid Schneller. Online verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Adelheid\\_Schneller&oldid=105185961](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Adelheid_Schneller&oldid=105185961), zuletzt aktualisiert am 04.07.2012 (22.09.2013).



Thomas Mösl

## Von der Encyclopedia Britannica zum E-Book

### Erfahrungen eines Studenten mit der ULB Tirol

Seine Spuren hinterlassen ... Tagtäglich halten sich Hundertschaften von Studierenden in den Räumlichkeiten der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULB Tirol) auf. Sei dies, um zu lernen, sich rasch ein paar Bücher auszuleihen, einfach nur eine Tageszeitung zu lesen oder um kurz mit einer Studienkollegin oder einem Kollegen etwas zu besprechen. So hinterlässt im Laufe des Studiums jede Studentin und jeder Student unbewusst ihre bzw. seine Spuren, die etwas kleiner oder auch etwas größer sein können, und nimmt selbst auch viele Eindrücke und Erfahrungen mit. So auch ich als langjähriger Benützer der verschiedenen Einrichtungen der ULB Tirol. Sehr gerne habe ich deshalb das Angebot angenommen, als mich Dr. Klaus Niedermair, der Leiter der SoWi-Bibliothek, angesprochen hat, doch einige Erfahrungen aus studentischer Sicht im Umgang mit der ULB Tirol niederzuschreiben.

#### *Die Universitätsbibliothek als Quelle des Wissens*

Schon einige Zeit, bevor ich im Herbst 1990 inskribiert habe, war mir die Universitätsbibliothek bekannt. Einerseits hatten wir in der 7. Klasse mit unserer Geschichteprofessorin einen Lehrausgang zur ULB Tirol, um diese Einrichtung näher kennenzulernen. Umfassend aufgeklärt über die vielfältigen Serviceeinrichtungen wurden wir damals von einem gewissen Herrn Dr. Martin Wieser.

Diese Dienste nahm ich auch bald in Anspruch, benötigte ich doch für ein Referat in Philosophie im Zuge meines Lehramtsstudiums Philosophie/Pädagogik/Psychologie einige Bücher über den Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi, und die gab es im Jahr 1988 eigentlich nur an der ULB Tirol.

Die Universitätsbibliothek als Quelle des Wissens in einem Zeitalter, als es noch kein Internet und Wikipedia gab, nutzte ich jedoch schon einige Monate vorher. Dass ich nach der Matura unbedingt Geographie studieren wollte, war für mich schon seit der Unterstufe klar. Gemäß damaligem Lehrplan wies der Unterricht einen länderkundlichen Schwerpunkt auf, und es war daher das Interesse an den verschiedenen Ländern der Erde sehr groß, und als Briefmarkensammler hatte ich das Ziel, inklusive der verschiedensten Außengebiete möglichst alle Länder in meinem Briefmarkenalbum zu wissen.

Das dadurch verursachte Interesse an den Kolonien Großbritanniens schlug sich im Erwerb einer offiziellen Broschüre über diese Gebiete im britischen Konsulat nieder. Leider war diese Broschüre naturgemäß in Englisch verfasst, und so begann ich mit 15 Jahren diese in das Deutsche zu übersetzen. Da das damalige „Große Schulwörterbuch“ aber auch nicht alle in der Broschüre verwendeten Fachbegriffe aufwies, machte ich

mich mit dem Rad auf zum Lesesaal der Universitätsbibliothek, um dort die entsprechenden Begriffe in den dickeren Spezialwörterbüchern und der berühmten „Encyclopedia Britannica“ nachzuschlagen. Leider sind mir nicht mehr die Blicke der Studenten im Lesesaal in Erinnerung, wie ich mich dort im Alter von 15 Jahren betätigt habe. Dennoch hat die Universitätsbibliothek hier einen wesentlichen Beitrag geleistet, habe ich doch im nächsten Jahr die Übersetzung beim „Ersten Österreichischen Jugendpreis“ eingereicht und wurde dafür zu meiner Überraschung 1987 in einer Feierstunde im Landhaus von LHStv. Dr. Fritz Prior mit einem Sonderpreis ausgezeichnet.

### *Von Fach- und Fakultätsbibliotheken*

Nach der Matura begann ich unmittelbar im Herbst 1990 mit meinem Doppelstudium der Geographie und Lehramt Geographie und Wirtschaftskunde/Kombinierte Religionspädagogik. Damit musste ich meinen Studienalltag an zwei verschiedenen Fakultäten regeln, und so führten mich auch die ersten Aufgaben bei der „Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten“ gleich in die verschiedenen Instituts- bzw. Fachbibliotheken.

Beim ersten Betreten der *Erdwissenschaftlichen Fachbibliothek* (EFB) im 5. Stock des Bruno-Sander-Hauses wusste ich noch nicht, wieviel Zeit ich in diesen Räumen wohl bis zu deren Schließung im Jahr 2004 verbringen würde. Dass es augenscheinlich viel Zeit gewesen sein muss, zeigt sich an der Tatsache, dass ich bis heute unter den ehemaligen Mitarbeiterinnen der EFB als „unser Thomas von der EFB“ geführt werde – dies allerdings ohne Inventarnummer. Dennoch habe ich mit großer Begeisterung für das Geographiestudium die Zeit in der EFB verbracht – sei es nur zum Kopieren, schnell in einer Zeitschrift zu blättern oder auch mangels damaliger Datenbanken in verschiedenen gedruckten Bibliographien und Zeitschriftenbänden mühsam zu einem bestimmten Thema zu recherchieren. Zudem war die Bibliothek auch gewissermaßen sozialer Treffpunkt – denn als Geographiestudent war man entweder im 7. Stock direkt im Institut im Studenten-Arbeitsraum oder eben in der EFB am ehesten anzutreffen.

Die EFB als Freihandbibliothek hatte den großen Vorteil, dass man sehr gut auch zu den verschiedensten Fachgebieten schmökern konnte, wenn man vorher im Zettelkatalog das Passende schon gefunden hatte. Zudem waren auch die Zeitschriftenreihen auf der Ostseite ein lohnendes Ziel, um z.B. die verschiedensten Forschungsschwerpunkte der einzelnen Geographie-Institute näher kennenzulernen.

Neben den immer zuvorkommenden Mitarbeiterinnen der EFB sind mir noch zwei Dinge in Erinnerung: Einerseits gab es am letzten Tag direkt vor den Weihnachtsferien für die letzten unermüdlichen Benützer ausgeteilte Mandarinen und andererseits für jemanden mit Anfang 20 doch die überraschende Tatsache, dass einige Bestände die zeitgenössischen Signaturen der „Deutschen Alpenuniversität“ aufwiesen.

Gab es also für die Geographen, Geologen und Mineralogen eine zentrale Fachbibliothek, so war damals Anfang der 1990er Jahre die Situation an der Theologischen Fakultät eine andere, denn jedes Institut hatte seine eigene Institutsbibliothek. War dort nicht das Passende zu finden, so gab es eine Verbindungstür in das Jesuitenkolleg zu dessen haus-eigener Bibliothek.

Als 1994 im Zuge der etappenweisen Sanierung der Fakultät die neue unterirdisch angelegte *Fakultätsbibliothek für Theologie* (FTH) eröffnet wurde, konnten bis heute als modern und zeitgemäß gestaltete Lernplätze geschaffen werden – einmal abgesehen davon, hier das gesamte theologische Wissen in geballter Form und Freihandaufstellung vorzufinden!

Wohl aufgrund ihrer Architektur und des sehr niedrigen Geräuschpegels gilt die FTH bis heute als Geheimtipp unter den Studierenden von Medizin und Jus. Die Größe der Bibliothek bedingte es, dass man im Laufe der Zeit auch die anderen Benützer kannte und sich dann grüßte, bis man sich dann einmal direkt ansprach. So verdanke ich der Bibliothek auf diese Weise bis heute zwei Freundschaften zu damaligen Medizinstudenten. Mit einem davon sollte ich dann einige Jahre später einen gemeinsamen Urlaub in London verbringen.

Neben Sehenswürdigkeiten wie Buckingham Palace oder dem Tower stand auch ein Besuch der University of London auf dem Programm und auf Wunsch meines Freundes die dortige Hauptbibliothek „Senate House Library“, um dem Geist des englischen Studienwesens näher zu kommen. Die damaligen fünf Pfund für die Tageskarte quittierte meine Reisebegleitung mit den Worten, dass nur ich zum Besuch einer solchen „Sehenswürdigkeit“ bereit wäre. Dennoch war es eine gute Investition, um in der vierstöckigen Bibliothek einen näheren Einblick zu gewinnen und mit neuen Erkenntnissen über das englische Universitätssystem wieder auf den Kontinent zurückzukehren.

Da ich bis dahin die meiste Zeit eher in den Fakultätsbibliotheken verbracht hatte, waren die Besuche in der Hauptbibliothek der ULB Tirol und ihrem Lesesaal dazu eher vergleichsweise selten. Erinnern kann ich mich jedoch noch aus den Anfangsjahren an die große Hilfsbereitschaft des älteren grauhaarigen Herren, der im Katalograum den Studierenden mit Rat und Tat zur Hilfe stand, galt es doch, neben dem bereits eingeführten digitalen ALEPH-System die weiteren Bestände der ULB Tirol anhand der Karteikarten und Schlagwörter zu durchsuchen. Und hier waren einfach die Erfahrung und das Fachwissen dieses Herrn, der wohl bis heute auch in seiner Pension zum „Inventar“ der ULB Tirol gehört – unübertrefflich!

Diese Tipps konnte ich auch noch gut gebrauchen, als ich vom damaligen Leiter der Abt. Landeskunde des Instituts für Geographie beauftragt wurde, für den „Tirol-Atlas“ zwei Karten und vor allem einen wissenschaftlichen Begleittext zum Schienenverkehr in



der Europaregion Tirol zu verfassen. Die Rechercharbeiten für die Bibliographie führten mich damals neben der *Baufakultätsbibliothek* (BFB) auch zu den Institutsbibliotheken der Geisteswissenschaftlichen Fakultät (z.B. Geschichte und Kunstgeschichte), und mir sind noch die sehr unterschiedlich gestalteten Öffnungszeiten dieser Bibliotheken in Erinnerung.

Attraktive Öffnungszeiten – solche weist seit Beginn die 1999 eröffnete *Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften* (SoWi-Bibliothek) auf, neben der neuartigen Architektur, die im wahrsten Sinne des Wortes das Sonnenlicht auf die Leseplätze bringt. Denn neu war zu diesem Zeitpunkt die Abendöffnung bis 22 Uhr, die wohl bis heute für viele Studierende attraktiv ist (und in den letzten Jahren durch die ganztägige Öffnung auch am Samstag und Sonntag wesentlich gesteigert wurde).

Zukunftsweisend waren in der SoWi-Bibliothek damals auch der große integrierte Computerraum im ersten Stock sowie die einladende Sitzgruppe mit den aktuellen Tageszeitungen. Und natürlich wieder der große Freihand-Bestand, der hier ein wesentlich einfacheres Auffinden der Literatur ermöglicht.

Bis heute zählt daher für mich das Ambiente der SoWi-Bibliothek zu einem der attraktivsten Uni-Standorte Österreichs, denn die direkte Nachbarschaft zum Hofgarten sowie der grüne Innenhof des Campus, auf dem früher die Rekruten der Klosterkaserne exerzierten, lassen besonders im Frühjahr und im Sommer die Lernpausen im Freien vor der Mensa in den warmen Sonnenstrahlen genießen. Und wieder im Inneren der Bibliothek angekommen, kann man auch manchmal seine Gedanken in die Ferne schweifen lassen und zusehen, wie nach einem langen Arbeitstag dann die Sonne im Westen prachtvoll untergeht und die einbrechende Nacht daran erinnert, wohl am besten den Heimweg anzutreten.

### *Studieren im erzbischöflichen Ambiente*

Können also die Architektur bzw. der Standort einer Universitätsbibliothek die Motivation zum Arbeiten in einer Bibliothek fördern bzw. eventuell erst auch verursachen?

Meine Antwort lautet dazu eindeutig JA. Wenn ich in einer fremden Stadt gerne auch deren Universität besuche, so führt oft der erste Weg direkt zur dortigen Bibliothek. Oft ist auch deren Standort entscheidend für die Stellung in der Universitätsarchitektur, ob diese sich z.B. zentral am Campus befindet oder in einer Ecke dort situiert wurde.

Denn Studium und wissenschaftliches Arbeiten bzw. Forschen bedeuten vor allem auch die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Literatur und damit würde ich die Universitätsbibliothek als das „geistige Herz“ jeder Universität bezeichnen. Standort und Ausstattung spiegeln also in gewisser Weise auch deren Stellenwert wider!

Unbestritten das „geistige Herz“ der SoWi-Fakultät ist damit wohl die schon von außen für jedermann sichtbare Bibliothek, die damit die Gesellschaft mit der Universität optisch verbindet. Eine Universitätsbibliothek kann aber auch nach außen hin einen attraktiven Eingangsbereich zur Universität darstellen – wie dies im Fall der neuen Hauptbibliothek an der Hauptuniversität gelungen ist.

Aber auch das restliche Österreich hat einiges an sehenswerten Bibliotheken zu bieten!

Als Geograph suche ich bei Aufenthalten an der *Salzburger Paris-Lodron-Universität* gerne im Toskana-Trakt die *Bibliothek der Rechtswissenschaftlichen Fakultät* mit der Landkartengalerie auf. Diese wurde nach dem Vorbild aus dem Vatikan bis 1614 unter Erzbischof Wolf Dietrich angelegt und zeigt die zum damaligen Erzbistum Salzburg gehörigen Gebiete. Neben diesem eindrucksvollen kunsthistorischen Ambiente lohnt sich aber das Lernen dort schon allein wegen des Blicks auf den Alten Markt direkt in der Altstadt und den unterhalb befindlichen Sommergarten des bekannten Café Tomaselli.

Ein Déjà-vu-Erlebnis der besonderen Art hatte ich beim erstmaligen Betreten des denkmalgeschützten Lesesaals der *Universitätsbibliothek Wien* im Hauptgebäude der Universität Wien am Ring, mir bis dahin nur durch Berichte in der „Zeit im Bild“ und die markanten grünen Leselampen bekannt. Aber welches Gefühl, dort auf einem der Holzsessel an den langen Holztischen Platz zu nehmen und den Geist dieses 1884 errichteten Großen Lesesaals einzuatmen! Dass die damalige Architektur Heinrich von Ferstels richtungsweisend war, beweist der ähnliche gestaltete Lesesaal der Universitätsbibliothek in Graz.

Eigene Forschungsarbeiten für die Diplomarbeit und Dissertation führten mich auch in die *Universitätsbibliothek der Technischen Universität Wien*. Dieses Gebäude weist vom Karlsplatz kommend mit der Eule an der Gebäudefront schon von weitem auf seine Funktion hin, und besonders von den oberen Stockwerken genießt man einen wunderbaren Blick auf die Innenstadt mit dem Stephansdom. Dieser Ausblick wird aber übertroffen vom imperialen Glanz der *Österreichischen Nationalbibliothek* (ÖNB) in der Wiener Hofburg und dem majestätischen Ausblick aus dem Lesesaal in den Burggarten.

### *Spotted – Die Bibliothek als soziales Zentrum*

Wo ich jahrelang mein Fahrrad auf der Ostseite des Bruno-Sander-Hauses abstellte, um damit direkt in den von den Geographen am meisten frequentierten Hörsaal 10 zu kommen, steht heute der markante Neubau der ULB Tirol. Damit konnte zur Klinikkreuzung hin ein neuer Eingang geschaffen werden, über dem die Lettern der „Universitäts- und Landesbibliothek Tirol“ auf seine eigentliche Funktion hinweisen.

Die neue Studienarchitektur des Bologna-Systems brachte wohl mit sich, dass die Anwesenheit der Studierenden auf dem Universitätsgelände zwischen den einzelnen Lehrver-

anstaltungen erhöht wurde und daher auch eine effiziente Nutzung der Pausen in der Bibliothek zum Thema wurde.

Zweifelsohne stellt der im Oktober 2009 eröffnete Neubau der ULB Tirol heute für viele Studierende einen attraktiven Aufenthaltsort dar – nicht zuletzt durch die große Anzahl an verfügbaren Arbeitsplätzen sowie die infrastrukturelle Ausstattung. Und wo früher den Vorlesungen im Hörsaal 10 gelauscht wurde, findet heute in den Lernpausen einen Stock darüber studentische Kommunikation im Café „UBI-Chat“ statt. Für die Attraktivität des Neubaus und die Annahme durch die Studierenden spricht die Tatsache, dass es an manchen Sonntagnachmittagen schon problematisch werden kann, einen freien Lernplatz zu ergattern.

Aber man kann eine Bibliothek ja nicht nur zum Arbeiten bzw. Lernen aufsuchen, denn ein angenehmer Nebeneffekt des Aufenthalts dort scheint im Social-Media-Zeitalter die Tatsache zu sein, zumindest die Hoffnung zu haben, über die entsprechende Spotted-Seite auf Facebook seine/n zukünftige/n Traumpartnerin bzw. -partner zu finden.

An die Stelle früherer Zettelkataloge traten moderne digitale Suchsysteme, und mittels VPN-Zugang ist es auch nicht mehr notwendig, direkt vor Ort in der Universitätsbibliothek nach der entsprechenden digitalen Literatur wie Papers und E-Books zu suchen. Der Neubau brachte die Schließung der einzelnen Instituts- und Fachbibliotheken mit sich und eine gewisse Zentralisierung im umfangreichen Freihandbestand dort. Dies ist sicherlich als Verbesserung zu werten, denn einerseits gibt es nun mit der Samstags- und Sonntagsöffnung auch jederzeit die Möglichkeit, am Wochenende Bücher abzuholen oder in der Bibliothek an Schlechtwettertagen sich auf die nächste Prüfung vorzubereiten, andererseits findet man die gesamte Literatur nun gebündelt an einem Ort.

Diesem Trend zur Zentralisierung bzw. Bündelung von Ressourcen trug auch die Integration der *Baufakultätsbibliothek* (BFB) in die *Naturwissenschaftliche Fakultätsbibliothek* auf dem Technik-Campus Rechnung. Wohl einige Studierende der Architektur und des Bauingenieurwesens werden der BFB mit den Gruppenarbeitsplätzen nachtrauern, aber erweiterte Öffnungszeiten im nunmehrigen *Bibliothekszentrum West* gleichen dieses Manko wohl aus.

Stand früher die Universitätsbibliothek für eine solitäre Quelle von Wissen, so ist heute im Internet- und Wikipedia-Zeitalter Wissen jederzeit und überall verfügbar. Umso wichtiger ist daher auch eine gute infrastrukturelle Ausstattung der Arbeitsplätze in der ULB Tirol, die von ehemals reinen Leseplätzen nun wirklich zu multifunktionalen Arbeitsplätzen mit WLAN-Anschluss transformiert wurden.

### *Die Universitätsbibliothek der Zukunft*

Gebäude von Universitätsbibliotheken strahlen bis heute meist aufgrund ihres Baualters eine gewisse Erhabenheit aus – aber wie können diese für die Ansprüche einer Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts fit gemacht werden?

Meiner Erfahrung nach sollte eine moderne und den aktuellen Erfordernissen der Studierenden entsprechende Bibliothek folgende Merkmale aufweisen:

Die architektonische Gestaltung bzw. der Standort können wesentlich für die Annahme durch die Studierenden und den gewissen „Wohlfühl-Faktor“ sein. Der Stellenwert innerhalb des Universitätscampus äußert sich im Standort – so wie z.B. sich am neuen Campus der *Wirtschaftsuniversität Wien* (WU) die Bibliothek als Teil des *Learning Center* zentral in der Mitte des neuen Campus beim Prater befindet.

Eine ansprechende Gestaltung der Arbeitsplätze mit Tageslicht sollte möglich sein und natürlich auch die entsprechende infrastrukturelle Ausstattung mit WLAN-Zugang, Steckdosen für den Laptop, Kopiergeräten und Buchscannern. Dazu am besten innerhalb der Bibliothek selbst auch ein umfangreicher Pool an PC-Arbeitsplätzen. In der neuen WU-Bibliothek wurde auch versucht, den verschiedenen Lerntypen in der Anordnung der Arbeitsplätze Rechnung zu tragen, und es wurden zahlreiche Gruppenarbeitsräume innerhalb der Bibliothek eingeplant.

Sehr wichtig sind auch die Öffnungszeiten am Abend und am Wochenende – und hier nimmt die ULB Tirol sicherlich in Österreich mit der Öffnung am Sonntag eine Vorreiterrolle ein. Denn beispielsweise hat in Wien am Sonntag nur die ÖNB ganztägig geöffnet, trotz der vergleichsweise viel höheren Zahl an Studierenden.

Für die Pausengestaltung ist auch das Umfeld wichtig. Die neue Universitätsbibliothek in der WU hat hier innerhalb des Bereichs sogar ein eigenes Café integriert. Gemütliche Lesecken wie z.B. in der neuen Bibliothek im Unipark in Salzburg mit amphitheaterartig angeordneten Stufen und gemütlichen Sitzcken lassen das Verweilen in der Bibliothek selbst auch in den Pausen attraktiv erscheinen.

In der Zukunft kann die Universitätsbibliothek in der Bedeutung als Zentrum der eigenen Studententätigkeit weiter zunehmen, die man nicht nur kurz zum Ausleihen bzw. zur Rückgabe der Bücher aufsucht. Im Gegenteil – die Bibliothek kann hier als Basis-Arbeitsplatz für den gesamten Tag dienen, den man nur für den Besuch der Vorlesungen oder zum Mittagessen in der Mensa verlässt und die Leerzeiten zwischen den Vorlesungen zu eigenen, fruchtbringenden Lernzeiten umfunktioniert. Damit wird in Zukunft eine Universitätsbibliothek wohl noch mehr als bisher zu einem Mittelpunkt des sozialen Lebens im Studium werden, das bis weit nach Säulenabschluss auch mit Erinnerungen an nette Freundschaften etc. verbunden ist.

Stellte also früher eine Universitätsbibliothek solitäre Quelle des Wissens dar, die eine gewisse ehrfurchtseinflössende Erhabenheit ausströmte, so hat diese nun durch die neue Studienarchitektur und die aktuellen Erfordernisse der digitalen Welt einen bedeutsamen Funktionswandel hin zu einem wichtigen Aufenthalts- und Arbeitsort für das Studium erfahren.

## **Eine kurze Reise durch die Geschichte des Tiroler Buchhandels**

Der englische Naturforscher Charles Darwin hat das Zitat geprägt: „Nichts in der Geschichte des Lebens ist beständiger als der Wandel.“ (Briefe 1822-1859) Hier bildet der Buchhandel – auch in Tirol – keine Ausnahme. Vom Buchfass bis zur Digitalisierung ist bekanntlich ein weiter Weg; die Veränderungen, welche das Internet bzw. dadurch auch das E-Book brachten und noch bringen, erinnern an die Revolution des modernen Buchdrucks Mitte des 15. Jahrhunderts. Die Tradition des Tiroler Buchdrucks begann nur wenige Jahrzehnte nach Johannes Gensfleischs Erfindung des modernen Buchdrucks und bietet daher ein spannendes Zeugnis dieses Wandels bzw. zeigt auch die Bemühungen der jeweils handelnden Akteure auf, sich diesen Veränderungen anzupassen. Durch die Digitalisierung ergeben sich neue Herausforderungen, denn das Medium Buch braucht den klassischen Buchhandel nicht mehr als Vertriebsform in der bisher bekannten Form. Man muss sich daher die Frage stellen: Wie können die Leserinnen und Leser an ein Unternehmen gebunden werden? Trotz der wechselvollen Geschichte des Tiroler Buchhandels konnte dieser bis in unsere Zeit gut bestehen.

### *1. Von den ersten Schriftzeichen bis zum modernen Buchdruck*

Ganz gleich, ob man nun gefundene Schriftzeichen auf Tierknochen in den Banpo-Ruinen Chinas, die Vinča-Zeichen der Vinča-Kultur (ca. 5300 bis 3200 v. Chr.) oder Zeichen der Königsgräber von Umm el-Qaab (ca. 3320 bis 3150 v. Chr.) als erste Schriften einordnet, diese frühen Bemühungen der Menschen, Sachverhalte bzw. Bedürfnisse festzuhalten, zeugen von der Bedeutung der Schrift. Im Laufe der Jahrtausende kam es in den diversen geografischen Regionen zu verschiedensten Arten, Informationen schriftlich festzuhalten. Anfangs noch in Tontafeln geritzt, später auf Leder, Papyrusrollen, Baumrinden bzw. auf Pergament festgehalten, kam es durch die Erfindung des Papiers in China im 1. Jahrhundert nach Chr. zu einer kleinen Revolution. Dieser wichtige Meilenstein war die Grundvoraussetzung für den Buchdruck. So verwundert es nicht, dass auch die ersten gedruckten Bücher 868 nach Chr. in China entstanden. Vorerst bestand das Druckmedium nur aus einem einfachen Holzblock, aber bereits im 11. Jahrhundert konnte man schon mit auswechselbaren Lettern drucken. Europa musste noch eine ganze Zeit warten. Anfangs waren die Europäer skeptisch und mussten sich erst an das Material Papier gewöhnen, das man nur durch teure Importe aus dem arabischen Raum beschaffen konnte. Die ersten Papierproduktionsstätten Europas entstanden in Spanien, Österreichs erste erwähnte Papiermühle bestand bereits 1321 in der Nähe von Baden bei Wien. Von manchen Herrschern wie z.B. Friedrich II. wurde das Papier für bestimmte Zwecke, z.B. den Urkundendruck, sogar verboten, trotzdem konnte sich das Druckmaterial Papier mit dem modernen Buchdruck auch in Europa durchsetzen.

Aber nun zum Vater des modernen Buchdrucks: Dank der Erfindung von beweglichen Buchlettern aus Metall konnte Gutenberg den Buchdruck revolutionieren, und damit begann die Erfolgsgeschichte des Buches. Gemeinsam mit Fust und Schöffer schuf Gutenberg ein Meisterwerk der Druckkunst: die Gutenbergbibel oder auch die 42zeilige Bibel (B 42) genannt. Diese Bibel ist das erste gedruckte Buch nach Erfindung des modernen Buchdrucks und wurde in den Jahren 1452 bis 1454 geschaffen.

Es waren die Buchdrucker und die Buchführer, welche anfangs vor allem für den Hof produzierten. Aber auch die Kirche bot ein breites Betätigungsfeld für diese Zunft an. Zusätzlich war im 17. Jahrhundert Innsbruck ein Zentrum des Notendrucks, auch über Österreichs Grenzen hinweg. Neue Berufe entstanden: Neben Buchdrucker und Buchführer entwickelte sich langsam der Beruf des Buchhändlers und des Verlegers. Wie sehr neue Entwicklungen wie Buchmessen, die Zensur, Nachdrucke, aber auch die 1888 eingeführte Buchpreisbindung den Buchhandel beeinflussten, soll anhand der Tiroler Buchhandelsgeschichte erläutert werden.

## *2. Der Buchdruck in Tirol 1480 bis 1526*

Die Erfindung Gutenbergs fiel in das fruchtbare Zeitalter der Renaissance. Die ersten Pflänzchen des modernen Buchdrucks entstanden entlang der diversen Handelsmetropolen bzw. dessen Handelswegen. Im deutschsprachigen Raum waren dies vor allem Augsburg, Mainz, Venedig und Basel. Tirol lag im Schnittpunkt dieser Handelszentren. Diverse Händler querten in Massen unser Land, mit ihnen reisten allerlei Druckergesellen. So brachten diese fahrenden Drucker zwar schon sehr früh, ein paar Jahrzehnte nach der Erfindung des modernen Buchdrucks, das Handwerk ins Land, richtig Fuß fassen konnte die Druckkunst im ersten Jahrhundert ihres Entstehens in Tirol jedoch noch nicht. Erste Ansiedelungsversuche dürfte der Humanist und Bischof von Trient Johannes Hinderbach (\* 1418 in Rauschenberg; † 21. September 1486 in Trient) erbracht haben, indem er die beiden Drucker Albert Kummer und Hermann Schindelyp in seine Dienste stellte. Auch ein erhaltenes Buch über St. Georgenberg aus dem Jahre 1480 ist wahrscheinlich von einem durchreisenden Druckergesellen angefertigt worden.

Der in seiner Jugend von großen Humanisten umgebene Maximilian I. (\* 22. März 1459 in Wiener Neustadt; † 12. Januar 1519 in Wels, Oberösterreich) kannte den Wert des gedruckten Buches und wollte dieses zu Propagandazwecken für sich nutzen. Obwohl seine Pläne, den Drucker Anton Kolb von Venedig nach Tirol zu holen, scheiterten, gab er seine Bemühungen nicht auf. Mit Johann Schönsperger d. Ä. (\* um 1455 in Augsburg; † vor 25. Februar 1521 ebenda) und Erhard Öglin (\* um 1470 in Reutlingen; † Ende 1520/Anf. 1521 in Augsburg) durften sich vorerst zwei Drucker in Augsburg „Kaiserlich Majestätische Buchdrucker“ nennen. Schönsperger druckte die beiden Ma-

nuskripte zu Theuerdank und Weiskunig; Öglin durfte das im Auftrag der Donaugesellschaft vom Tiroler Peter Treybenreif, genannt Petrus Tritonius Athesinus (\* 1465 in Bozen; † ca. 1525 wahrscheinlich in Hall in Tirol), geschriebene Werk über die Mensuralmusik verlegen. Es war übrigens das erste auf deutschem Boden erschienene Werk, welches die Erfindung Ottaviano dei Petruccis (\* 18. Juni 1466 in Fossombrone bei Urbino; † 7. Mai 1539 in Venedig), nämlich den Druck von Noten mittels beweglicher Metalltypen, hervorbrachte. Um 1500 wetteiferten Stifte und Klöster mit dem Hof und Adel um die Errichtung bedeutender Bibliotheken. Hier ist vor allem der Sekretär Maximilians I., Blasius Hölzl (\* 1460 in Sillian; † 1526 ebenda) zu erwähnen, der sich ein eigenes Exlibris anfertigen ließ, um den Umfang seiner Bibliothek besser erfassen zu können. Gedruckt wurde allerdings nach wie vor überwiegend in Augsburg.

Der erste in Tirol nachweisbare Buchhändler bzw. Buchführer scheint im Jahr 1518 auf und hieß Balthasar Vessl. Der Bergherr und Mäzen Jörg Stöckl (\* 1473, † 1536) hat zum eigenen Vergnügen und aus humanistischer Neigung in seinem Jagdschloss Siegmundslust bei Vomp die erste Druckerei Tirols, welche von 1521 bis 1526 existierte, eingerichtet. Hier wurde neben humanistischen Werken von Josef Pirnsieder auch der „Hymnarius“ gedruckt; dieses Werk gilt als das erste katholische Gesangsbuch in deutscher Sprache. Die Regierung in Innsbruck nutzte diese Druckerei immer wieder, um Mandate in Auftrag zu geben. Als Drucker nennen fast alle Werke dieses Offizins Josef Pirnsieder. Mit der Schließung der Druckerei verließ im Mai 1526 auch Pirnsieder die Druckerei in Vomp und ging nach München.

### *3. Die erste Staatsdruckerei der Welt*

Unruhige Zeiten in Tirol machten vorerst Pläne einer eigenen Druckerei zunichte. Michael Gaismair (\* 1490 in Tschöfs bei Sterzing; † 15. April 1532 in Padua) zog mit seinen Bauernscharen durch Tirol, die Reformation spaltete das Land, der Schmalkaldische Krieg tobte, und die Türken zogen Richtung Österreich. Das einst reiche Land Tirol war nahezu bankrott. Gerade in diesen düsteren Zeiten machte der Regierungssekretär Georg Rösch von Geroldshausen (\* 29. September 1501 in Lienz, † am 13. Jänner 1565 in Sterzing) dem König, später Kaiser Ferdinand (\* 10. März 1503 in Alcalá de Henares bei Madrid; † 25. Juli 1564 in Wien) den Vorschlag, eine eigene Druckerei in Tirol zu gründen. Ziel war es, Kosten zu sparen und die aufwändigen Lieferwege nach und von Augsburg zu verhindern. Dieser Georg Rösch verfasste 1558 mit dem Gedicht „Der Fürstlichen Grafschafft Tyrol Landtreim“ die erste in deutscher Sprache verfasste Beschreibung des Landes Tirol.

Im Laufe des Jahres 1547 wurde eine Druckerei eingerichtet. In den Jahren 1548 bis 1549 wurde die Druckerei von Leonhard Roßnagel geführt. Der Kanzleiknecht Dodl



wurde ins Handwerk eingeführt, nachdem das Können aber doch zu gering war, kam 1550 der Drucker Rupert Höller (1550-1573) nach Innsbruck. Im Jahre 1554 wurde Rupert Höller zum Hofdrucker ernannt. Die Druckerei blieb in Regierungsbesitz und Höller damit Angestellter. Diese bis dato einmalige Konstellation brachte somit die erste Staatsdruckerei der Welt hervor. Höller bekam für seine Dienste jährlich 52 Gulden Wartgeld, Holz und Quartier. Auch wenn er Material und Gehilfen von der Regierung bekam, war ein Überleben nicht einfach. Er musste sich zusätzlich auf die Möglichkeiten des Buchhandels bzw. des Verlags stützen, was bei den damaligen Zensurbestimmungen keine leichte Ausgangslage war. Eines der bedeutendsten Werke aus diesem Offizium war die dritte Auflage der „Landesordnung der gefürsteten Grafschaft Tirol“. Diese Landesordnung, die erste Auflage erschien 1506, stellt das erste in Druck erschienene Strafrechtsbuch eines deutschen Landes dar.

Im zunehmenden Alter bekam Höller Probleme mit seinen Augen, deswegen musste sich die Regierung um einen neuen Drucker umsehen. Gallus Dingenauer, Drucker im Damenstift Hall, gab zwischen 1573 und 1577 ein kurzes Gastspiel, kündigte allerdings aufgrund des geringen Verdienstes. Die Regierung wandte sich an die Jesuiten und an den Landvogt Ritter von Ilzung, beide empfahlen Hans Paur aus Dillingen als Drucker einzustellen. Dies erfolgte im Jahre 1577. Hans Paur übernahm die Druckerei und den Buchladen in der Hofgasse, wurde Hofbuchdrucker und bekam bereits 1581 Wappenbrief und Lebensartikel. Eine Erneuerung der Lettern legte den Grundstock für eine leistungsfähigere Druckerei. 1585 bekam er ein fürstliches Privilegium für seine Verlagswerke verliehen. Ein bedeutendes Werk aus seiner Druckerei war der 12 Foliobände umfassende „Tyroler Adler“ von Mathias Burglechner (\* 1573 in Innsbruck, † 7. Sept. 1642), welches neben Marx Sittich von Wolkensteins (\* 1563, † 1620) „Tirolische Chronik“ eine der ersten gedruckten Abhandlungen der Tiroler Geschichte darstellt. Noch im Jahr seines Todes 1602 übernahm sein Sohn Daniel Paur die Geschäfte des Vaters. Doch die Mitbewerber standen bereits vor der Tür. Auch wenn Wolfgang Schump nur kurz in Innsbruck produzierte (1603 bis 1614), drängte 12 Jahre später im Jahr 1626 mit Hans Gäch ein weiterer Konkurrent auf den Markt. Gäch war ehemals Lehrling bei Paur. In dieser Zeitspanne, in der zwei Buchhändler tätig waren, kam es immer wieder zu Streitereien, Anzeigen und Handgreiflichkeiten. Auch der Dreißigjährige Krieg machte das Wirtschaften nicht einfacher. Beide Buchhändler, sowohl Daniel Paur als auch Hans Gäch, verstarben im Jahr 1639, der eine am 7. Februar, der andere am 17. Mai. Beide Witwen führten die Geschäfte kurzfristig weiter.

#### *4. Die Gründung der Wagnerschen und der Buchhandel in Innsbruck*

Der Tod von Hans Gäch eröffnete für seinen aus Augsburg stammenden Gesellen Michael Wagner ungeahnte Möglichkeiten. Bereits wenige Monate später heiratete er die

„goldene Witwe“ Maria Gäch. Die Tiroler „Landesfürstin“ Claudia de Medici (\* 4. Juni 1604, Florenz; † 25. Dezember 1648, Innsbruck) bewilligte Wagner zwei Monate nach der Hochzeit die Ausübung seines Gewerbes. Und damit begann die Geschichte eines der ältesten Tiroler Betriebe. Auch wenn Hieronymus Paur (1639-1665), Sohn Daniel Paur, die Druckerei nach seiner Ausbildung weiterführte, war Michael Wagner bereits als tüchtiger Buchdrucker und Buchhändler im Markt etabliert. Am 8. Jänner 1665 starb mit Hieronymus Paur der letzte Sprössling der Druckerdynastie Paur, die über 90 Jahre das Druckgewerbe in Tirol mitbestimmt hat. Die Regierung hatte wohl wenig Interesse, einen neuen Gesellen für ihre Druckerei zu suchen, da Michael Wagner leicht die Aufträge bewältigen konnte. So war es für Michael Wagner möglich, die Offizien aus Regierungsbesitz zu erwerben und auch den Titel des Hofbuchdruckers zu übernehmen.

Die nächsten Jahrhunderte dominierte die Familie Wagner den Innsbrucker bzw. gleichzeitig den Tiroler Buchhandel. Ein ernsthafter Konkurrent kam erst mit Johann Thomas Edler von Trattnern d. Ä. (\* 1717, † 1798) Mitte des 18. Jahrhunderts auf die Wagner-Dynastie zu. Vorerst bleiben wir aber im Jahr 1669, dort verstarb Michael Wagner. Sein Sohn aus zweiter Ehe, Jakob Christoph Wagner, übernahm am 8. September 1669 den Betrieb (1669-1702). Dieser wurde ab dem Jahre 1673 von einem neuen Mitbewerber namens Benedikt Karl Reisacher herausgefordert. Reisacher produzierte zwischen 1673 und 1700 und erhielt sogar den Titel Universitätsbuchdrucker. Unter Michael Anton Wagner (\* 1696, † 1766) konnte die Firma 1723 neben dem Titel der Hofbuchdruckerei auch die einer Universitätsbuchdruckerei erwerben. 1746 erhielt der Augsburger Unternehmer Josef Wolff die Genehmigung, in Innsbruck eine Buchhandlung zu eröffnen. Das Wolffsche Buchhaus war bei der Bevölkerung hoch angesehen.

Rund 450 Kilometer östlich von Wien wurde 1739 ein neues Kapitel im Verlagswesen aufgeschlagen, welches den Buchhandel bzw. das Druck- und Verlagsgeschäft nachhaltig geprägt hat: Johann Thomas Edler von Trattnern d. Ä. war der geborene Geschäftsmann und verstand perfekt die geistigen und politischen Strömungen der Regierungsjahre Maria Theresias zu seinen Gunsten zu nutzen, indem er eine der erfolgreichsten Unternehmungen des damaligen Habsburgerreiches aufbaute. Für den Buchhandel war er mit seinen Neuerungen nahezu ein Revolutionär, wenn auch unbeliebt und umstritten. Für die Familie Wagner war er mit seiner Filiale in Innsbruck ein schwieriger Mitbewerber. Michael Anton Wagner verstarb 1766. Sein Sohn aus erster Ehe Johann Nepomuk Wagner (\* 1724, † 1780) konnte sich nach Streitigkeiten in der Familie doch durchsetzen und den Betrieb 1767 übernehmen. Inzwischen hatte von Trattnern sowohl das Privileg des Hofbuchdruckers als auch das eines Akademischen Druckers erworben. Erst die Regierungszeit Josephs II. und die Abschaffung der Privilegienpolitik veränderten das Machtverhältnis zu Gunsten Wagners.

### 5. *Wagnersche, Felizian Rauch, Tyrolia und Co.*

Von Trattnern verkaufte 1796 seine Niederlassung in Innsbruck an den Unternehmer Josef Schiffner. Wagner konnte den Titel als Hof- und Universitätsbuchhändler zurückgewinnen. Bereits 1772 verkaufte Wolff seine Buchhandlung an Felizian Fischer, seinen langjährigen Filialleiter. Dieser war mit Anna Maria Rauch aus Innsbruck verheiratet. 1796 übergab er seine Firma an seinen Neffen Felizian Rauch (\* 19. 12. 1769 Innsbruck, † 22. 8. 1832 Innsbruck), dieser konnte 1819 auch die Druckerei Schiffner erwerben. 1762 erhielt zusätzlich Florian Prizi die Genehmigung, ein Antiquariat in Innsbruck zu eröffnen. 1780 verstarb Johann Nepomuk Wagner; da sein ältester Sohn Michael Alois Pelegrinus Wagner noch als Lehrling in der Firma tätig war, führte vorübergehend die Witwe Maria Agnes den Betrieb weiter. Michael Alois Pelegrinus Wagner übernahm wahrscheinlich 1791 den Betrieb. 1801 kam der Schwager Wagners als Gesellschafter in die Firma. Der seit 1792 in Innsbruck wohnende Casimir Schumacher (\* 1766, † 1824) sollte in wenigen Jahren die Geschicke der Firma und deren Zukunft bestimmen. Im jungen Alter von 38 Jahren verstarb am 31. August 1802 Michael Alois Pelegrinus Wagner. Da kein Testament hinterlassen wurde und es keine männlichen Nachfahren gab, wurde die Firma 1802 von Casimir Schumacher übernommen.

Schumacher bewies nicht nur als Bürgermeister von Innsbruck (1807-1809) seine Weit-sicht, sondern auch als Leiter und Besitzer der Wagnerschen Unternehmungen. Denn seine Amtszeit fiel in die unruhige Periode, welche durch die bayrische Besatzung sowie die mehrfachen Eroberungen Innsbrucks und den Aufstand der Tiroler Bauern 1809 geprägt war. Er modernisierte und führte die Betriebe ins neue Jahrhundert. Sein Nachfolger als Bürgermeister in Innsbruck war übrigens wieder ein Buchhändler, nämlich der oben erwähnte Felizian Rauch. Casimir Schumacher starb 1824; da sein Sohn erst 18 Jahre war, wurden die Betriebe vorerst von Johann Teutsch weitergeführt, bis 1828 Johann Nepomuk Schumacher die Agenden fix übernahm. Mit Anton Schumacher und Eckart Schumacher folgten noch zwei weitere männliche Nachfolger an die Firmenspitze der Wagnerschen, die sich zu einem der bedeutendsten Buchhandlungsbetriebe im deutschsprachigen Raum entwickelt hat. Der Verlag und die Druckerei wurden ebenfalls laufend ausgebaut.

Eckart Schumacher beschloss aufgrund des fehlenden männlichen Nachfolgers und eigener gesundheitlicher Probleme, den Betrieb zu teilen und verkaufte 1916 die Druckerei und den Verlag an die Firma R. Kiesel in Salzburg. Die Buchhandlung blieb bis Oktober 2006 im Besitz der Familie. Dann übernahm die zum Douglas-Konzern gehörende Buchhandlungsgruppe Thalia die Traditionsbuchhandlung. Die Firma Rauch ging 1877 an die Regensburger Familie Pustet über.

Auch wenn das 19. Jahrhundert vor allem die Buchhandlung Wagnersche und Felizian Rauch prägten, gab es einige andere Buchhandlungen in Tirol. Zu erwähnen ist vor allem das Wittingsche Buchgewölbe, welches später in der Marianischen Vereinsbuchhandlung aufging und weitere Jahrzehnte später von der Firma Dietrich übernommen wurde. Zudem bestand noch die Buchhandlung Ostermann und zeitweise die Buchhandlung Stamperia di Carti; diese wurde zusammen mit der Leihbücherei Witting zu Gassner & Co., welche um 1900 von Dr. Karl Tausch übernommen wurde.

1888 war ein entscheidendes Datum in der Geschichte des Tiroler Buchhandels, denn es war das Entstehungsjahr der Verlagsanstalt Tyrolia. Von Geistlichen rund um den Priester Dr. Ämilian Schöpfer (\* 29. April 1858 in Brixen; † 24. März 1936 in Innsbruck) wurde in Brixen der Brixner Presseverein gegründet, 1907 übernahm man den Bozner Presseverein Tyrolia. Schnell wuchs das Unternehmen und brachte nicht nur Zeitungen heraus, sondern betrieb erfolgreich Druckereien, einen Verlag und Buchhandlungen. 1907 expandierte man nach Nordtirol, wo ebenfalls Druckereien und Buchhandlungen eröffnet wurden. 1909 holte Ämilian Schöpfer den jungen Albert Schiemer in das Unternehmen. Dieser prägte zwischen 1917 und 1961 das Unternehmen und steuerte die Tyrolia erfolgreich durch die schwierigen Zeiten der beiden Weltkriege. Einen tiefen Einschnitt bedeutete ebenfalls die 1925 von den Faschisten angeordnete Zerschlagung des Unternehmens in einen Nordtiroler und einen Südtiroler Teil. Der Südtiroler Zweig musste sich in Athesia umbenennen.

Auch die Wirren des Zweiten Weltkriegs brachten schwere Zeiten für das Unternehmen. Bereits in der Umbruchsnacht besetzte die SS gewaltsam die Betriebe der Tyrolia, und Albert Schiemer und weitere führende Mitarbeiter wurden verhaftet. Es wurde versucht, das Unternehmen zu liquidieren, eine Auffangesellschaft wurde gegründet und unter dem Namen Alpenverlag weitergeführt. Ein Großteil des Vermögens wurde verschleudert. Dennoch gelang es nach dem Krieg, Tyrolia wieder aufzurichten und als das führende Buch- und Medienhaus Westösterreichs zu positionieren. Gerade unter Dr. Georg Schiemer, Sohn Albert Schiemers, kam es zu einer regen Expansion; der Schwerpunkt liegt beim wichtigen Standbein Handel. Heute betreibt Tyrolia 20 Buch- und Papierhandlungen, unter anderem die 2.000 m<sup>2</sup> große Buchhandlung in der Maria-Theresien-Straße, aber auch einen angesehenen Buchverlag.

### *6. Der Innsbrucker Buchhandel in den letzten 30 Jahren*

Die Veränderungen des Buchhandels gerade in den letzten drei Jahrzehnten waren enorm: Arbeitsvorgänge wurden erleichtert, Personal aufgrund von wirtschaftlichen Gegebenheiten reduziert, neue Konkurrenz entstand vor allem durch das Internet. Nicht mehr regionale Buchhändler sind die großen Mitbewerber, sondern internationale Kon-

zerne wie Amazon und Co. Aber der Tiroler Buchhandel kann sich weitgehend erfolgreich behaupten, wie er es schon die letzten 500 Jahre konnte. Die meisten derzeit bestehenden Tiroler Buchhändler können schon auf eine sehr lange Geschichte verweisen. Neben der Wagnerschen und der Tyrolia sind dies unter anderem auch die Buchhandlung Armütter in Rattenberg, die Buchhandlung Zangerl in Wörgl, Lippot und Ögg in Kufstein, der Innsbrucker Golfverlag, die Buchhandlung Zangerl in Reutte, Riepenhausen und viele mehr. Aber auch neue Marktteilnehmer haben sich in den letzten Jahren etabliert, allen voran die Haymon Buchhandlung, liber wiederin, die Studia, Buchhandlung Phönix, Buchhandlung Johannes Steinbauer und das Antiquariat Gallus.

Dieser kurze Überblick soll den weiten Weg vom modernen Buchdruck im 15. Jahrhundert zur Digitalisierung in der Jetztzeit skizzieren. Die Geschichte des Tiroler Buchhandels ist zwar reich an Veränderungen, trotz allem wird der Buchmarkt auch in Zukunft bestehen!

### *Literatur*

- Bachleitner, Norbert; Eybl, Franz M.; Fischer, Ernst: Geschichte des Buchhandels in Österreich. Otto Harrassowitz Verlag, 2000
- Bauer, Christoph W: Der Buchhändler der Medici – Eine Hommage an Michael Wagner. Haymon Verlag, 2009
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (HG.): 1990 - 2014: Buch und Buchhandel in Zahlen. Frankfurt (Main): Buchhändler Vereinigung, 2014
- Druckfrisch. Der Innsbrucker Wagner-Verlag und der Buchdruck in Tirol: Katalog zur Ausstellung im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. 13. Juni bis 26. Oktober 2014. Gebundene Ausgabe. Wagner: Innsbruck, 2014
- Egg, Erich: Die Stöckl-Offizin in Sigmundslust bei Schwaz. Innsbruck: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 1970
- Füssel, Stephan; Jäger, Georg; Staub, Hermann: Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels 1825 - 2000. Ein geschichtlicher Aufriss. Frankfurt (Main): Buchhändlervereinigung, 2000
- Haarmann, Harald: Geschichte der Schrift. Original-Ausgabe. 3. Auflage. Beck'sche Reihe: C.-H.-Beck-Wissen; 2198. München: Beck, 2007
- Kecht, Dietmar: Typographie und Buchhandel in Tirol – Ein Beitrag zur 23. Österreichischen Buchwoche. 1970
- Reske, Christoph: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing. Otto Harrassowitz Verlag, 2007
- Salzer, Thomas F.; Mang, Otto; Weixelbaumer, Ingrid: Carl Ueberreuter – Druck und Verlag – 100 Jahre im Besitz der Familie Salzer. Wien: Carl Ueberreuter Druck und Verlag (M. Salzer), 1966
- Schrape, Jan-Felix: Stuttgarter Beiträge zur Organisations- und Innovationsforschung: SOI Discussion Paper. 2011-01 – Der Wandel des Buchhandels durch Digitalisierung und Internet. Universität Stuttgart, 2011

*Dieter Tausch*

## **Adieu denn, Buch!**

Bevor das Buch, wie wir es kennen, also bedruckte Papierseiten in einem biegsamen Umschlag oder zwischen steifen Deckeln aus verschiedensten Materialien, aus unserem Blickwinkel verschwunden sein oder nur mehr in Nischen wahrgenommen werden wird, ging zuvor seit geraumer Zeit die Buchkultur zugrunde. Carl Jakob Burckhardts Vormittag beim Buchhändler wird längst nicht mehr zelebriert, Buchhändler(Innen) sind ahnungs- und hilflos ohne Computer, Buchhandlungen weichen Buchhandelsketten in Einkaufszentren, Buchhandelsketten weichen Amazon. Das Buch ist etwas Beliebigeres und Altmodisches geworden, und sieht man des Abends in ein hell erleuchtetes Wohnzimmer – auch in Gegenden, in denen keine bildungsfernen Schichten zuhause sind – so wird man immer seltener einer Bücherwand ansichtig. Es ist auch höchst aufschlussreich, sich jener aufgekommene Modeerscheinung näher zu widmen, anlässlich derer prominente Menschen aus Politik und Kultur ihre Wohnsituation in Journalen oder Fernsehsendungen öffentlich machen: Achten Sie bei diesen Gelegenheiten auf Buchbestände, und Sie werden bemerken, dass diese – falls vorhanden – sehr bescheidenen Umfangs sind und hauptsächlich aus ein paar Bildbänden zur Kunst und Länderkunde bestehen. Ebenso bescheiden ist derzeit naturgemäß die Risikobereitschaft der Verlage, die Lagerkosten sind hoch, und so wird ein Buch nach sehr kurzer Zeit von der Preisbindung ausgenommen und (ein wahrhaftiges Wort) verramscht. Teure Editionen und Ausstellungskataloge sind nach zwei Jahren um weniger als ein Drittel des ursprünglichen Preises zu haben. Gutgläubige Menschen, denen Buchvertreter „erlesene“ Buchreihen als Kapitalanlage mit Wertsteigerung und Rückgabegarantie aufgeschwatzt haben, müssen erfahren, dass sie auf großen Mengen Altpapiers und Sondermülls (die Verpackungen, die sie nie geöffnet haben) sitzen. Das allgemeine Künstlerlexikon (AKL), das gegenwärtig bei Band 81 („KN“ ff.) hält, ist zeitweise auf Auktionen um maximal zehn Prozent des Originalpreises zu haben – ob die gedruckte Version bis ZZ gedeihen wird, wagt niemand vorherzusagen.

Gelesen wird am Schirm, vom kleinen eines Mobiltelefons über alle Formate bis zum großen Computerbildschirm, immer und überall und alles. Platz wird gespart und Papier (vordergründig) und Geld und angeblich auch Zeit. Auf Flugplätzen, in der Untergrundbahn, im Zug ist der Anblick einer Buchleserin, eines Buchlesers schon ein exotischer geworden, und der Schirm lässt den Text auch im Dunkel erscheinen, und die neuesten Geräte – so wird mir gesagt – vermitteln auch bei direkter Sonneneinstrahlung am Strand auf den Bildschirm augenschonenden, angenehmen Lesegenuss. Lesezeichen, Bucheinlegeband oder Eselsohren werden obsolet, und moderne aufgeschlossene Men-

schen sind dem Digitalen und Virtuellen ja ohnehin näher als dem Analogen und Haptischen. Auch unsere Kulturpolitik und unser kulturelles Umfeld leiten uns vom Buch zum Schirm: Aus dem Schulbuch wurde das Arbeitsheft und aus diesem der Bildschirm, ohne den heute Fortschritte auf der Bildungsleiter fast unmöglich sind. Die Mutter aller österreichischen Bibliotheken, die Österreichische Nationalbibliothek am Josefsplatz in Wien, hat vor Kurzem ein Strategiepapier für die nächsten Jahre veröffentlicht, in dem versprochen wird, in Zukunft nur mehr auf digitalem Wege ihrer Sammlungsaufgabe nachkommen zu wollen. Die Bibliothek der Tiroler Handelskammer wurde schon vor Jahrzehnten dezimiert, die der Rechtsanwaltskammer Innsbruck längst aufgelöst, viele Institutsbibliotheken der Universität haben ihre Bestände veräußert oder zur freien Entnahme für Professoren und Studenten an der Pforte zur Hohen Schule abgegeben. Amerikanische Universitäten haben seit Jahren ihre platzraubenden Periodikareihen digitalisiert und die Bände an Antiquariate verkauft, verschenkt oder makuliert. Wir leben also in einem kulturellen Umfeld, das der Buchkultur abhold ist und dem Buch selbst unfreundlich gegenübersteht. Die kleinen Umsatzsteigerungen, die der Buchhandel heutzutage trotzdem jährlich veröffentlicht, sind längst nicht mehr auf Buchverkäufe zurückzuführen, sondern auf Hörbücher, Geschenkartikel wie Kalender und Spiele und natürlich auf elektronische Bücher (E-Books) und die dafür benötigten Abspielgeräte. Erwähnt sei hier ganz nebenbei, dass auch schon um 1970 nur etwa fünfundzwanzig Prozent der gekauften Bücher auch gelesen wurden.

Besonders betroffen von dieser Entwicklung sind natürlich Nachschlagewerke aller Art in Buchform: Enzyklopädien, Lexika, Wörterbücher, Bio- und Bibliographien, Werksverzeichnisse etc. Unzweifelhaft sind die Bequemlichkeit und die Geschwindigkeit, mit der die gesuchten Informationen im Internet (vorläufig) gratis abrufbar sind, verführerisch und faszinierend. Bezüglich der Verlässlichkeit der dargebotenen Antworten ist schon einige Skepsis geboten, außer es handelt sich um gescannte Seiten des verantwortlich zuständigen aktuell gültigen Fachbuches. Die so gerne aufgesuchte Informationsstätte Wikipedia ist nicht sehr verlässlich, voller Fehler (inhaltlich und oft auch grammatikalisch) und auf jeden Fall mit großer Vorsicht zu verwenden. Verlustig geht man in jedem Falle kollateraler Gewinne (es gibt nicht nur Kollateralschäden!): Der Zugang zum gewünschten Wissen in einem Buch ist immer mit Blättern, Suchen im Index, Üben des Alphabetes etc. verbunden und lässt uns auf dem Wege zum Gesuchten viel an Nebenprodukten mitnehmen, die uns oft mehr interessieren und länger aufhalten als die ursprüngliche Intention und uns auf neue Gedanken bringen. (Siehe: „Der Mann, der eigentlich seine Bibliothek ordnen wollte“, auch bekannt als „Der Bücherwurm“ von Carl Spitzweg). In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach einem Bedürfnis, nämlich des eines gewissen geistigen Grundumsatzes. Unsere Probleme werden immer

komplexer und erfordern immer komplexere Lösungen – aber man wünscht sich die ultimative Antwort per (Computer-)Mausklick.

Der Mainzer Wirtschaftswissenschaftler Franz Rothlauf prophezeite im Herbst 2013, dass drei Viertel aller europäischen Buchhandlungen binnen fünf Jahren schließen könnten. Amazon soll im Onlinehandel inzwischen etwa 20% des Gesamtumsatzes der deutschen Buchbranche erzielen (Jänner 2014). Das Antiquariat – der Handel mit alten Büchern – treffen diese Entwicklungen besonders hart: Vergriffene Bücher gibt es seit langer Zeit nicht mehr. Das „Printing on Demand“ gibt es seit fast dreißig Jahren, und es hat seine Qualität gesteigert, seine Preise für jede(n) erschwinglich gemacht. Heute ist (fast) jedes Buch in gewünschter Gewandung um ein paar Euro gedruckt und gebunden abrufbar. In allernächster Zeit werden alle Bücher dieser Welt digitalisiert sein, und letztlich kann dann jedes Buch am eigenen Computer Seite für Seite ausgedruckt werden. Selbstverständlich führt dies nebenbei zu einer Demokratisierung des Wissens: Alles, was je in Büchern niedergeschrieben wurde, ist (ich wiederhole: derzeit) kostenlos für alle Menschen mit Internetzugang erfahrbar. Wie lange diese menschenfreundliche Gratis-Benützung aufrechterhalten werden wird, steht auf einem anderen Blatt.

Der Manipulation des Wissens (und des Zugangs oder der Zugangsverweigerung) steht nichts im Wege – die Bücher werden verschwunden sein. Die Machtkonzentration Googles, Amazons etc. wird beunruhigend explodieren. Das Antiquariat entwickelt sich einerseits in Richtung Juwelenhandel, andererseits in Richtung Schrotthandel (Ernst Jünger hellseherisch vorausschauend). Dort wird mit exquisiten seltenen Büchern, illustrierten Codices, Autographen, Meistergrafik, Zeichnungen, ersten Ausgaben bedeutender Texte etc. etc. – jedenfalls mit ausgefallenen Objekten und meist wohl Unikaten – gehandelt, hier mit Büchern um ein paar Groschen am Flohmarkt oder im Internet (wobei im Netz wiederum Amazon und eBay bei jedem Verkauf „mitschneiden“). Ladenantiquariate mit regelmäßigen Öffnungszeiten wird es nur mehr ganz wenige geben, teils weil sie nicht mehr leistbar, teils weil sie überflüssig geworden sind. Allerdings werden die dann noch bestehenden wie eine Wunderkammer aus vergangenen Zeiten wirken (Orwell: 1984/ Bradbury: Fahrenheit 451!). In Zeiten, in denen Morawa alle Buchläden im Westen Österreichs schließt und Amazon zum Endkampf gegen die „Big Five“ (Hachette, Holtzbrink, CBS, Bertelsmann und News Corp) in den Ring steigt, scheint sich alles weg vom Buch zu bewegen und übrigens auch weg von der Zeitung, wie wir sie bisher in Händen hielten. In Czernowitz gab es um 1900 ein Kaffeehaus, das 108 (!!!) internationale Zeitungen abonniert und aufliegen hatte. Wohin der Weg führt, wissen wir noch nicht. Amerikanische Neurobiologen beschäftigen sich aber schon seit Jahren mit den möglichen Auswirkungen des Konsums jeglicher Information über Bildschirme auf das Gehirn der smartphonebewaffneten PC-Generation. Guidobaldo da Montefeltro (1472 bis 1508), der Sohn des großen Federico da Montefeltro, duldete als Herzog von



Urbino kein gedrucktes Buch in seiner Bibliothek, nur Produkte aus den Schreibstuben der Klöster. Ein wunderschöner Ansatz, „Spleen“ würde man heute sagen, aber seine Nachfahren haben sich sicher mit gedruckten Büchern beschäftigt, so wie wir heute uns mit den neuen Medien beschäftigen sollten – und müssen. Ein weiteres Muss sollte unsere Sorge um die Haltbarkeit dieser Informationsvermittler und –bewahrer sein, Gensfleischs Druckerschwärze auf Papier hat es immerhin schon auf fünfeinhalb Jahrhunderte gebracht.

*Martin Koložs*

## **Das Buch bleibt! So oder so ...**

Es ist kein Geheimnis, dass sich „das Buch“ in der Krise befindet, und mit ihm das Verlagswesen und nicht zuletzt auch der Buchhandel. Aber ist die „Ära des Buches“ tatsächlich schon vorbei, oder hat der Schwanengesang darauf nur allzu früh eingesetzt, und durchlebt „das Buch“ derzeit nicht vielmehr eine Metamorphose und mit ihm alle verwandten Bereiche der Produktion und Vermarktung?

Ich erlaube mir, Ihnen an dieser Stelle meine Gedanken darüber zu offenbaren, und möchte Sie einladen, mir für eine kurze Zeit in die Spekulation zu folgen, innerhalb deren großzügigen Grenzen nach dem „Wesen des Buches“ fragen möchte, danach, was „das Buch“ eigentlich ist, was es ausmacht und ob es „das Buch“ überhaupt gibt oder ob wir als Leser, Autoren, Verleger, Buchhändler usw. usf. ein jeweils anderes Verständnis des Buches haben.

Meiner Meinung nach existiert „das Buch!“ nicht, oder anders gesagt, unterscheide ich, wenn ich „vom Buch“ spreche, wenigstens zwei Begrifflichkeiten, nämlich „das Buch als Handelsgut“ und „das Buch als Kulturgut“, möchte allerdings anfügen, dass ich jedes weitere Verständnis des Wortes „Buch“ und damit seiner Unterschiede in der realen Bedeutung nicht verneine, sondern für nötig, ja, vielleicht sogar für zwingend erachte.

Aber konzentrieren wir uns auf die von mir eben genannte Differenzierung, welche mir für die Betrachtung der aktuellen Situation und ihrer Deutung für die Zukunft des Buchwesens von einiger Relevanz erscheint.

Beginnen möchte ich mit dem „Buch als Kulturgut“, dessen Geschichte die längere ist. Sie beginnt nicht, so meine Festlegung, mit dem Buchdruck Johannes Gutenbergs um 1445 oder, generöser zensuriert, mit der Herstellung gebundener Kodizes innerhalb christlicher Klostermauern, welche vor rund siebzehn Jahrhunderten dem Buch sein bis heute für uns unverwechselbares Aussehen gab, sondern reicht weit über die Wachstafeln der antiken Griechen und Römer, die Papyrusrollen des alten Ägyptens und die Keilschrifttafeln, welche vor über viertausend Jahren in Mesopotamien geschlagen wurden, zurück bis zu jenem unbekanntem Zeitpunkt, als ein Mensch mit dem innigen Wunsch, seinem Nächsten und der Nachwelt etwas von sich und seiner Zeit zu „erzählen“, begonnen hat, Zeichen anzubringen, sei es auf einer Höhlenwand in Form von Jagddarstellungen, auf einem Schildkrötenpanzer oder einem Bambusstreifen mittels Ritzungen oder Schnitzereien. Entscheidend ist, dass durch den vehementen Versuch, einen wie auch immer gearteten Inhalt durch die Zeit zu vermitteln, indem man ihn

„verschriftlicht“, „das Buch als Kulturgut“ als konservierender „Träger von Lebens-, Glaubens- und Geisteskultur“ entstanden und bis heute erhalten geblieben ist.

Damit möchte ich nur ausdrücken, dass „das Buch als Kulturgut“ nicht „Medium durch seine Erscheinungsform“, sondern „Medium durch seine Idee“, also den zu vermittelnden Inhalt, ist. Aber kommen wir darauf etwas später noch einmal zurück.

„Das Buch als Handelsgut“ hingegen hat eine erheblich kürzere Geschichte, genau genommen ist sie nur eine Episode der ganzen „Geschichte des Buches“, welche circa zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen des damals als neu geltenden Berufes des unabhängigen Verlegers begonnen hat und welcher gegenwärtig ein recht baldiges Ende vorausgesagt wird. Doch halten wir uns vorerst an die Fakten ...

Bis etwa 1825 (auf kleineren Buchmärkten Europas noch etwas später) war der Verleger auch Buchdrucker und -händler in Personalunion. Erst danach etablierte sich der Verlegerberuf als selbstständiges Betätigungsfeld, dessen primäre Aufgaben in der Beobachtung des Buchmarktes, der Verpflichtung und Pflege von Autoren, der Finanzierung von Druckwerken sowie deren Vermarktung im Konkurrenzkampf mit anderen Verlagen bestanden.

Ein Grund für diese Entwicklung war u. a. die anwachsende Gruppe der Leserschaft durch eine breite gesellschaftliche Alphabetisierung und die Ausdehnung der Freizeit durch die Industrialisierung bzw. Mechanisierung der Produktionen zum Ende des 19. Jahrhunderts, wodurch die Nachfrage für Bücher aller Art anstieg und ihre Drucklegung kreative wie auch risikofreudige Financiers anlockte, welche in der Massenproduktion des Buches ihre Chance zum Geldverdienen sahen. Damit war jener Typus des Verlegers geboren, den wir bis heute in seinen Grundzügen kennen und der den schwierigen Spagat zwischen dem „Buch als Kulturgut“, wie es Teile der Leserschaft fordern, und dem „Buch als Handelsgut“, welches nach dem Diktum der modernen Ökonomie produziert wird, schaffen muss.

Vor allem die quälenden Erfordernisse der Wirtschaftlichkeit haben gerade in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg der Buchproduktion ihren Stempel aufgedrückt und in der Folge den stationären Buchhandel stark beeinflusst. Die Anzahl der Einzeltitel und ihre Auflagenhöhen stiegen von Jahr zu Jahr, und die intensiv beworbenen Werke und Autorennamen mussten sich in erster Linie durch ihre hohen Absätze rechtfertigen, eine Zielvorgabe, die bald den Buchhändlern als nicht zu bewältigende Herausforderung zufiel, denn die alljährlichen Neuerscheinungen sind, weltweit und auf regionalem Gebiet gesehen, schier uferlos, und hinter jeder einzelnen steht ein Verlag, ein Autor und mehrere Zwischenhändler, die sich alle mit dem ortsansässigen Buchhandel zusammen am recht geringen Gewinn beteiligen wollen.

Man benötigt keine besonderen mathematischen Vorkenntnisse, um zu erkennen, dass ein größerer Gewinn hierbei nur über die Masse erwirtschaftet werden kann, und es ist überdies der allgemeine Konsens, dass Quantität zumeist zu Lasten der Qualität geht, was auch zur bitteren Konsequenz die regelrechte Unzahl werbeindizierter Buchtrends hat, die sowohl unabhängigen Verlagen als auch dem Buchhandel auf Dauer nicht nur zugesetzt, sondern nachhaltig geschadet haben.

Es ist aber nicht die Zeit und der Ort, für diese Entwicklung einen Schuldigen zu suchen, viel mehr möchte ich über den momentanen Stand weiterspekulieren ...

„Das Buch als E-Book“ ist aktuell das letzte Kapitel der Geschichte des Buches und wird wie seinerzeit die Einführung des Buchdrucks als revolutionärer Akt beschrieben, der seine entschiedenen Anhänger wie seine erbitterten Gegner hat und der sowohl für den Aufbruch in ein neues Buchzeitalter gehalten als auch für das bedauernswerte Sterben des traditionellen Verlagswesens und des stationären Buchhandels verantwortlich gemacht wird.

Keiner der beiden Positionen kann man mit ihren Voraussagen derzeit jedoch völlig recht geben, seien es nun Ermutigungen oder Befürchtungen, was „das Buch als E-Book“ für die Zukunft bedeutet. Klar ist nur, dass die Entwicklung und Einführung des E-Books eine ganz und gar unmittelbare Folge aller Prozesse des gesamten Buchwesens in der Vergangenheit ist und für mich sogar eine gewisse Chance des „Buches als Kulturgut“ gegenüber dem „Buch als Handelsgut“ bringt, indem, so könnte man die Zeichen der Zeit ebenfalls lesen, Autoren beginnen, ohne Hilfe marktorientierter Verlage ihre Bücher zu veröffentlichen, und Leser ohne zwischengeschaltete Händler sowie den stationären Buchhandel diese online erwerben können bzw. Verleger nach alter Schule nachgefragte Bücher drucken, in kleiner Auflage und für eine Leserschaft, die „das Buch als Kulturgut“ in haptischer Form wünscht und einen entsprechend höheren Preis dafür zu zahlen bereit ist.

Ob es durch den schmerzhaften Rückbau von gewachsenen Marktstrukturen und folglich der Zerschlagung von teilweise korrupten und intriganten Beziehungsgeflechten innerhalb des Buchmarktes allerdings zur erhofften „Demokratisierung durch Vielfalt“ kommt oder ob das E-Book nicht Retter aus der Krise, sondern tatsächlich der Totengräber des Buches ist, darüber lässt sich zum Zeitpunkt nur streiten.

Ich wage jedoch zu behaupten: Das Buch bleibt! So oder so ...



*Christoph W. Bauer*

## **Regisseure und Regenten**

Das Buch, der Buchmarkt und zwei Karrieren im 18. Jahrhundert

Friedrich II. und seine Herzensfeindin Maria Theresia, der eine wie die andere prägt das 18. Jahrhundert in ungleicher Auslegung des aufgeklärten Absolutismus. Ihrem Kampf um die deutsche Vorherrschaft in Europa bleibt einer der Hauptträger des aufklärerischen Gedankens nicht außen vor, das Buch. Mit Erstarken des Bürgertums zum dritten Stand wird es Massenware, für deren Verbreitung im deutschsprachigen Raum allen voran zwei Namen stehen: Philipp Erasmus Reich und Johann Thomas Trattner. Zwei Persönlichkeiten, wie sie auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein können. Hier der Sohn eines Arztes, der Hesse Reich, von Kindheit an mit Büchern vertraut, dort der Spross aus ärmlichen Verhältnissen, auf einem Bauernhof aufgewachsen, der Ungar Trattner; hier der Großverleger mit den bedeutendsten Schriftstellern seiner Zeit im Sortiment, dort der Günstling Maria Theresias und berühmteste Raubdrucker Europas. Was die beiden zu einen scheint, ist lediglich das Jahr ihrer Geburt, 1717.

Die Bibliophilie wird Philipp Erasmus Reich gewissermaßen in die Wiege gelegt. Unweit seines Geburtshauses in Laubach in der Wetterau ist noch heute eine der ältesten Privatbibliotheken Europas untergebracht, im Schloss der Grafen zu Solms-Laubach. Von der Wetterau zunächst nach Frankfurt am Main, die Stadt wird Reich dereinst verfluchen. Hier absolviert er die Buchhandelslehre, arbeitet dann für die Weidmann'sche Verlagsbuchhandlung, wird deren Geschäftsführer in Leipzig. Unter seiner Ägide wird verlegt und verkauft, was zu jener Zeit Rang und Namen hat: Gellert, Wieland, Christian Felix Weiße, die Schweizer Sulzer und Lavater ebenso. Der große Coup gelingt Reich in der Verpflichtung von Samuel Richardson, die Bücher des Engländers sind internationale Bestseller. Das sind die ersten Schritte, die Leipzig auf Jahrhunderte zum Zentrum des Buchhandels machen, was sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder ändern wird.

An Ehrgeiz mangelt es auch Johann Thomas Trattner nicht. Im Alter von 16 Jahren beginnt er eine Druckerlehre, findet hernach Anstellung als Schriftsetzer beim Hofbuchdrucker in Wien. Ein Darlehen sichert ihm eine erste Offizin, sein merkantiles Geschick kommt zutage: Die Jesuiten lassen ihre Lehrbücher bei ihm drucken, können seinen Billigangeboten nicht widerstehen. Schnell macht sein Name die Runde, der Leibarzt Maria Theresias wird auf ihn aufmerksam – Trattner ist gerade mal 27 Jahre alt und wird zum Hofbuchdrucker ernannt. Damit verbunden sind Druckaufträge für alle Schulbücher in der Monarchie und jede Menge anderer Privilegien. Doch es sind nicht letztere

allein, die seinen Weg ebnen. Behände knüpft Trattner ein Netz von Filialen, verschickt mehrmals im Jahr Verlagskataloge an Buchhandlungen in ganz Europa. Als die Branche unter Papiermangel leidet, errichtet er eine Papierfabrik; Druckerei, Buchbinderei und Buchhandlung vereinigt er unter einem Dach zum „Typographischen Palast“. Längst ist sein Ruf nach Leipzig vorgedrungen, zum „Fürst des deutschen Buchhandels“, wie man Reich dort mittlerweile nennt.

Ehrfurcht zollt man dem Hessen, in Frankfurt freilich zürnt man ihm. Als Rädelsführer einer Gruppe deutscher Verleger hat Reich der dortigen Messe den Besuch aufgekündigt, gravierender noch: Er hat ihr das wichtigste buchhändlerische Instrumentarium entzogen und lässt den Messkatalog nun bei der Weidmann'schen drucken, die er zu einem der größten deutschen Originalverlage des 18. Jahrhunderts ausbaut. Da Verleger wie Buchhändler ihre Werke in diesem *Catalogus Universalis* verzeichnet sehen wollen, hat Reich sie in der Hand. Das zeigt sich in vollem Maß, als er ein neues Geschäftsprinzip durchsetzt: Wer Ware bei ihm beziehen will, hat diese bar zu bezahlen, ohne Rückgaberecht und mit geringem Rabatt. Eine saftige Preisanhebung um fast 50% sichert seine Monopolstellung in weiterer Folge zusätzlich ab. Reich kalkuliert die Konsequenzen mit ein, und die lassen nicht lange auf sich warten.

Hatte der Tauschhandel einst den Markt geregelt und ein Vertriebsnetz gewährleistet, in dem Novitäten ohne Rücksicht auf ihren jeweiligen Inhalt getauscht wurden, so sehen sich viele Verlegersortimenter nun an den Rand ihrer Existenz getrieben. Schon die Transportkosten zu den Messen, die Reisespesen sowie die Mieten der Gewölbe und Lagerräume verschlingen mehr, als es der Reich'sche Rabatt hereinbringen kann. Unter der von Reich und seinen sächsischen Kollegen praktizierten Handelsform spaltet sich der Markt in norddeutsche Nettobuchhändler und Reichsbuchhändler aus Süddeutschland, der Schweiz und Österreich. Die drucken, um konkurrenzfähig zu bleiben, die gut verkäuflichen Bücher der Leipziger einfach nach. Trattner macht dies in einem Ausmaß, das selbst Reich bestürzt: „Er ist für uns der gefährlichste Mann“, alarmiert der Fürst des Buchhandels die sächsischen Behörden und nennt den Raubdrucker aus Wien einen „Strohmann, der alles überschwemmet“.

Fürst gegen Raubdrucker, die Wertung ist offensichtlich. Doch man tut Trattner unrecht, zum einen ist er den Sachsen schon lange der schärfste Konkurrent, zum anderen lässt ihm die von Reich heraufbeschworene Situation kaum Spielraum. Auch betritt Trattner keinesfalls Neuland, der Nachdruck begleitet den Buchhandel seit Anbeginn. Desgleichen wird sein Vorgehen rundweg dekretiert: „Drucke Er nach“, so seine Kaiserin. Dass außerhalb ihres Machtbereichs ein anderer „erster Buchhändler der Nation“ genannt wird, verdeutlicht: Der deutsche Dualismus hat sich auf den Buchmarkt ausgeweitet. Preußen gegen Österreich also, Maria Theresia gegen Friedrich II.

Trattner und Reich sind so unterschiedlich, wie es die konträren politischen, religiösen und ökonomischen Doktrinen ihrer Potentaten bedingen. Lehnt die eine die Ideen der Aufklärung als Witzworte ab, korrespondiert der andere mit Voltaire. Ähnlich heterogen verläuft die Modernisierung der Gesellschaft, hinsichtlich der Industrialisierung ist die Monarchie ohnehin ins Hintertreffen geraten, ihr Handel leidet an Schwerfälligkeit. Die heimische Produktion zu fördern und zugleich Importe zu behindern, ist der logische Schluss des Theresianischen Dekrets.

Warum Trattner nicht auf österreichische Autoren zurückgreift, beantwortet ein Blick in die Literaturgeschichte. Spätestens nach dem Einfall Friedrichs II. in Schlesien wird Österreich um eine literaturlandschaftlich wichtige Provinz ärmer. Am Wiener Hof wiegt schwerer, dass man das protestantische Preußen nach dem Siebenjährigen Krieg als zumindest gleichwertige Macht in Europa billigen muss.

Einiges zu akzeptieren hat auch der Buchhandel jener Zeit, vor allem den Zugriff der Zensur. Gemessen an österreichischen Verhältnissen, ist Reich unverkennbar im Vorteil, die oft zitierte völlige Geistesfreiheit in Preußen ist allerdings eine Mär, im Zeichen der Aufklärung geschickt lanciert. Österreich freilich ist an kontrollereifrigem Irrwitz kaum zu überbieten, die Verbotsliste füllt einen Wälzer, der wird zum Bestseller und auf den Index gesetzt. Wer mag den sächsischen Sortimentern das Gelächter verdenken? Das reaktionäre Österreich und Bayern werden zur Zielscheibe ihres Spotts wie der „von Kaiserl. Maj. Baronisierte Buchhändler“, ein Hochstapler ist ihnen Trattner, ein willfähriger Bauer auf dem Schachbrett habsburgischer Interessen.

Die zahlreichen Privilegien bis hin zur Nobilitierung rufen Neid hervor, unumstritten ist Trattner auch in seiner Heimat nicht. Kühl konstatiert er: „Sie werden wissen, daß im Handel und Wandel keine Freundschaft statt findet.“ Ein Schelm, wer sich hier einen Widerspruch Reichs ausdenkt. Kritik an seinem Geschäftsgebaren wehrt Trattner mit Verweis auf die Kaiserin ab, „daß ich den Gesetzen meines Souveräns nachleben muß“, wiederholt er beflissen. Reich wiederum beginnt Trattners Verlagswerke zu reproduzieren und lässt sich die Vergeltungsnachdrucke von Friedrich II. verbiefen. Zudem bringt er ein Pasquill auf den Markt, in dem die Reichsbuchhändler als straßenräuberisches Gesindel verunglimpft werden. Trattner reagiert mit einer Gegenschrift, prangert in ihr die Leipziger Geschäftspraxis an. Kurzum, Freunde werden die beiden nicht, dazu sind sie sich zu ähnlich. Beide wissen die Ellbogen einzusetzen und verfügen über beste Kontakte zu den staatlichen Behörden, um ihre Buchimperien zu vergrößern. Regenten auch im Lebensstil, der eine residiert in einem Wiener Palais, der andere in einem Schösschen in der Nähe von Leipzig. So wird im Trattnerhof und auf dem sächsischen Landgut ein Stück Buchhandelsgeschichte geschrieben. Dessen Inszenierung obliegt selbstredend anderen.



Mit dem Regierungsantritt von Joseph II. 1780 kommt es zu einer Liberalisierung der österreichischen Zensurbestimmungen. Zwar ist auch dem Sohn Maria Theresias das Buch nichts anderes als ein *Negotium*, und er bleibt der merkantilistischen Linie der Mutter treu, aber es setzt ein Tagesschrifttum aufklärerischen Inhalts ein, das seinesgleichen nicht hat in der Geschichte der deutschen Literatur. Dieser belletristische Frühling dauert nur eine Dekade lang, mit dem Tod Josephs II. und vor allem unter dem Schock der Pariser Ereignisse beginnt eine Kältezeit für den Buchhandel. Auch in Leipzig, der Nachfolger des Alten Fritz 1789 führt ein scharfes Kontrollsystem ein.

Reich erlebt die Französische Revolution nicht, stirbt gut eineinhalb Jahre vor deren Ausbruch. Als Bonaparte im Dezember 1799 ihr Ende verkündet, ist auch Trattner schon mehr als ein Jahr tot. Beide prägten ihr Jahrhundert, in Verkörperung eines neuen Verlegertypus verfolgten sie zielstrebig ihre Interessen. Reich erkannte als einer der ersten die Wichtigkeit der Autorenpflege, auf seiner zum Revanchenachdruck gegründeten kurzlebigen Deutschen Buchhandels-gesellschaft basiert der spätere Börsenverein. Trattner wurde zum Wegbereiter eines eigenständigen österreichischen Buchhandels, sein dichtes Filialnetz bestückte die entlegensten Winkel der Monarchie mit gängiger Literatur in Buchreihen, einheitlich in Gestaltung und Preis. Mögen die Habsburger und Hohenzollern Regie geführt haben, die Regenten des Buchmarkts waren Trattner und Reich. Schneller als andere reagierten sie auf veränderte Marktstrukturen, damit machten sie Karriere und verhalfen auch dem Buch zu einer solchen. Denn erst durch Reichs Reformen wurde das Buch zur Verkaufsware, um die ein kapitalistischer Konkurrenzkampf entbrannte, an Trattners rigoroser Anwendung des Nachdrucks wiederum entzündeten sich Urheberrechtsfragen. Folglich sind beide nicht zuletzt im Anspruch auf Aktualität verwandt in einer Gegenwart mit Diskussionen um digitalisierte Drucke, Copyright und feste Preisbindung. „Nun sind Bücher nichts anderes als Waaren“, tritt Trattner an, sein Kontrahent kontert: „Bücher sind mit anderen Waaren nicht zu vergleichen.“ Philipp Erasmus Reich ist nichts hinzuzufügen, was sich einer Wertung verdankt, die so offensichtlich ist, wie sie Johann Thomas von Trattner unrecht tut.

*Josef Nussbaumer*

## **Bücher und Zahlen: Ein kleines Potpourri**

### *Persönliche Vorbemerkungen*

Als vor geraumer Zeit vom Leiter der SoWi-Bibliothek, Dr. Klaus Niedermair, an mich die Einladung erging, an der vorliegenden Festschrift für Dr. Martin Wieser mitzuarbeiten, war von Anfang an klar, dass ich diese Bitte nicht abschlagen konnte. Schon zu lange kannte ich Martin. Bereits bevor er an der Innsbrucker Universitätsbibliothek zu arbeiten begann, kreuzten sich unsere Wege am damaligen Institut für Alte Geschichte der Universität Innsbruck unter dem legendären Prof. Franz Hampl, bei dem er dissertierte. Für die dortige Bibliothek am „Dachboden“ des Hauptgebäudes der Universität wurden damals – heute wäre dies völlig unvorstellbar – noch an „seriöse“ StudentInnen Schlüssel verteilt, damit sie auch an Wochenenden und spät am Abend die Bibliothek benützen konnten. Bücher verband ich somit schon damals mit Martin Wieser.

Als es nun darum ging, einen kleinen Beitrag für seine Festschrift zu erstellen, musste ich wieder an die damalige Zeit zurück denken und spontan bot sich an, für einen „Bibliothekar“ etwas zu „Büchern“ zu verfassen, obwohl ich mich damit noch nie beschäftigt hatte. Neben den Büchern hatte Martin sowohl als Chef der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol als auch in seiner Zeit als Vizerektor der Universität mit „Zahlen“ zu tun. Damit sind wir schon beim kurzen Titel dieses Beitrages „Bücher und Zahlen“.

Eine weitere persönliche Fußnote sei erlaubt. Als ich vor einigen Jahren an einem kleinen Buch über allerlei statistische Angaben einer „Miniaturwelt“ („Unser kleines Dorf“) arbeitete, hatte mich auch die Frage interessiert, wie viele Bücher bislang auf unserer Erde erschienen sind. Ich erkundigte mich damals bei diversen Leuten der ULB Tirol, allerdings konnte meine Frage nicht erfolgreich beantwortet werden. Seit der Zusammenstellung dieses Potpourri kenne ich zumindest eine Antwort. Ich weiß mittlerweile auch, ob die Arbeit eines Bibliothekars stressig oder weniger stressig ist, welches das dünnste Buch ist, wie groß das kleinste Kochbuch ist und wie viele deutsche Staatsbürger am Klo lesen und vor allem, was sie dort lesen. Antworten zu diesen und ähnlichen „lebenswichtigen“ Fragen wurden in dieses Potpourri zusammengestellt.

Vielleicht interessiert den Leser jetzt auch, welches Werk zur Zeit pro Jahr am häufigsten aufgelegt wird. Optimistische Gläubige werden wohl der Meinung sein, dies sei entweder die Bibel oder der Koran. Weit gefehlt: Das mit Abstand auflagenstärkste Werk der Welt ist wohl der IKEA-Katalog. Der neue Katalog für 2014 erschien in einer Gesamtauflage von 210.800.000 Stück (also über 210 Millionen mal) in 66 Ausgaben und 30 Sprachen, alleine in Österreich gelangte das 332-seitige Produkt 2014 in einer Auflage von 3,1 Millionen Stück an die Kunden. Deshalb ist die Bezeichnung des Katalogs als „Bibel für

Möbelfreaks“, die immer wieder zu finden ist, wohl auch gerechtfertigt. Man schätzt, dass die „Möbelbibel“ zur Zeit pro Jahr zehnmals öfter gedruckt wird als die Heilige Schrift. Zeigt sich die Säkularisierung auch in diesen Zahlen? Was 1951 mit einer neunseitigen Beilage (Auflage: 250.000 Stück) in einer schwedischen Tageszeitung begann, hat sich zum auflagenstärksten kommerziellen Druckwerk der Welt entwickelt. Als es 1996 in Österreich zu einer Knappheit an Katalogen kam, rief das Möbelhaus sogar zu einer Rückholaktion auf: Jeder, der seinen Katalog entbehren konnte oder einen zweiten besaß und diesen zurückgab, erhielt vom Einrichtungshaus einen Gutschein für eine Tasse Kaffee und die Zusicherung, unter den ersten zu sein, denen der Katalog 1997 zugeschickt werde.<sup>1</sup>

Bei solcher Nachfrage werden wohl sogar die Manager von Amazon – die vermutlich größten Feinde der heutigen Buchhändler – neidisch. Zumindest erwähnt werden muss dieser Internetriese, der ein eigenes kritisches Potpourri verdienen würde, hier auch noch kurz. Über die Arbeitsbedingungen dieses Konzerns berichten die Zeitungen immer wieder, zu einem weiteren Aspekt, dem steuerlichen sei nur eine weitere Zahl angefügt. Durch Gewinnverschiebung allein in Europa in die Europazentrale nach Luxemburg, schaffte es der Konzern z.B. im Jahr 2011 einen Umsatz von 9,1 Milliarden Euro auf einen zu versteuernden Gewinn von 29 Millionen Euro schrumpfen zu lassen.<sup>2</sup> Und dies alles erfolgte unter „legalen“ Marktbedingungen der EU.

Mit ganz anderen Problemen hat der Buchmarkt in anderen Weltregionen bis heute zu kämpfen: Denn noch immer sind 700 bis 800 Millionen Menschen Analphabeten, zwei Drittel davon sind Frauen.<sup>3</sup> Als besonders schlimm wird man wohl einstufen, dass auch rund 250 Millionen Kinder weltweit nicht lesen können, obwohl viele von ihnen für einige Zeit eine Schule besucht haben.<sup>4</sup> Der Buchmarkt in Afrika südlich der Sahara (mit Ausnahme von Südafrika) ist deshalb geprägt vom Schulbuchmarkt, rund 90 Prozent aller Bücher dort sind Schulbücher. Zudem hätten nur wenige Menschen genügend Geld, um sich Bücher kaufen zu können, die nicht der Ausbildung dienen.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Vgl. dazu: <http://www.nachrichten.at/nachrichten/wirtschaft/Bibel-fuer-Moebelfreaks-Ikea-Kata-log-praesentiert;art15,1178259>

<sup>2</sup> FR Wirtschaft - 16.09.2014; <http://www.fr-online.de/wirtschaft/steuerpolitik-jagd-nach-steuermilliarden,1472780,28428498.html>

<sup>3</sup> 8. März 2011, 05:30, NZZ Online, <http://www.nzz.ch/aktuell/international/internationaler-frauentag-1.9799202>

<sup>4</sup> Orf.at v. 29. Jän. 14; <http://orf.at/#/stories/2216035/>; <http://www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/unesco-bildungsbericht-schulen-versagen-bei-250-000-000-kindern-a-946025.html>

<sup>5</sup> <http://www.ehlingmedia.com/blog/?p=940>

\*\*\*

*Älteste Bibliothek, die noch in Betrieb ist:* Die älteste Bibliothek, die noch heute betrieben wird, ist die Apostolische Bibliothek des Vatikans, gegründet 1475.

→ <http://www.pm-magazin.de/r/gute-frage/wo-gibt-es-die-größte-Bibliothek>

*Ältestes Buch:* Das älteste Buch der Welt zu bestimmen hängt von der Definition des Mediums Buch ab: Die frühen Babylonier ritzen ihr Gilgamesch-Epos schon 2000 v. Chr. in Tontafeln, während die Ägypter 200 Jahre später ihre Totenbücher auf Pergament schrieben und in Rollen aufbewahrten. Sind beides schon Bücher? Der Codex, die Buchform, die unserem heutigen gebundenen Buch am nächsten kommt, erscheint in Europa nachweislich schon im ersten Jahrhundert, bekommt aber erst 350 n. Chr. mit der Bibelübersetzung Wulfilas ins Gotische ein zitierbares Beispiel.

→ [http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das\\_C3.A4lteste\\_Buch\\_der\\_Welt](http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das_C3.A4lteste_Buch_der_Welt)

*Älteste Zeitschrift der Buchbranche:* Das *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* ist die älteste Zeitschrift der Buchbranche überhaupt. Gegründet wurde es 1834, seit dem 1. Januar 1991 erscheint es als gemeinsame Frankfurter und Leipziger Ausgabe.

→ <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1052-boersenblatt-fuer-den-deutschen-buchhandel.htm>

*Amazon (Amazon.com):* Da Amazon mittlerweile in aller Munde (und umstrittener denn je) ist, brauchte es nicht näher erklärt zu werden. Der börsennotierte US-amerikanische Online-Versandhändler mit einer breit gefächerten Produktpalette hat nach eigenen Angaben als Marktführer des Handels im Internet auch die weltweit größte Auswahl für Bücher, CDs und Videos. Über die integrierten Verkaufsplattformen „Marketplace“ und „z-Shops“ können auch Privatpersonen oder andere Unternehmen im Rahmen des Online-Handels neue und gebrauchte Produkte anbieten. Unter eigener Marke wird neben dem Amazon Kindle als Lesegerät für elektronische Bücher auch der Amazon Kindle Fire, ein Tablet-Computer, vertrieben.

Gründung: 1994; Sitz: Seattle; Umsatz 2013: 74,45 Mrd. US\$

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Amazon.com>

*Anzahl der Bücher auf unserer Erde (Stand 2010):* Der Internetkonzern Google schätzt, dass es im August 2010 rund 130 Millionen (genau 129.864.880) verschiedene Bücher auf der Welt gab, räumt aber ein, dass dies auch eine Frage der Definition sei.

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Buch>; <http://www.dernewsticker.de/news.php?id=192540&i=akrpnf>

*Autoren in Österreich:* Mehr als 5.000 lebende österreichische Autorinnen und Autoren können auf wenigstens eine größere literarische Publikation für ein breiteres Publikum verweisen.

→ [http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle\\_zahlen\\_zum\\_o\\_776\\_sterreichischen\\_buchmarkt\\_19\\_11\\_13.pdf](http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle_zahlen_zum_o_776_sterreichischen_buchmarkt_19_11_13.pdf)

*Beschäftigte im Verlagsbuchhandel in Deutschland:* 2011 waren in Deutschland 24.513 Personen im Verlagsbuchhandel beschäftigt.

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), Buch und Buchhandel in Zahlen 2014, Frankfurt 2014, S. 122.

*Bestseller:* Das Wort Bestseller ist im angelsächsischen Sprachgebrauch erstmals 1889 für Bücher belegt, durchgesetzt hat sich das Wort in der US-amerikanischen Branchenzeitschrift „The Bookman“, in der 1895 eine erste Bestsellerliste erschien.

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Bestseller>

*Bestseller à la New York Times:* Hier hält Stephen King mehrere Rekorde: 1) Es ist noch nie einem Schriftsteller gelungen, sich mit fünf Romanen gleichzeitig in den Top Ten wiederzufinden (in den Jahren 1985/86). 2) Außerdem gelang King das nie dagewesene Kunststück, in einem Jahr mit acht Titeln vertreten zu sein, und 3) wurde „Wahn“ sein 30. Nummer-Eins-Roman.

→ <http://wiki.stephen-king.de/index.php/Bestsellerrekorde>

*Beutelbuch:* (auch: *Buch im Beutel*, *Buchbeutel*, *Booksbüdel*, *Gürtelbuch*) lat. Libri Caudati, bezeichnet eine ab dem 14. Jahrhundert sehr gebräuchliche Form von eingebundenen Büchern mit meist religiösem Inhalt (etwa Breviere, Gebet- oder Liederbücher und Almanache). Die Beutelform kommt dadurch zustande, dass über den Ledereinband ein zweiter Bezug gelegt wird, der über den Unterschnitt hinausragt. So kann das Buch daran wie ein Beutel getragen und auch am Gürtel befestigt werden. Im 16. Jahrhundert endete die Gebrauchsform von Beutelbüchern. Eine geringe Anzahl (23 Stück) von Original-Beutelbüchern ist noch heute in den Handschriftenabteilungen verschiedener europäischer Bibliotheken zu finden.

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Beutelbuch>

*Bibel:* Die Bibel ist wohl das meistgedruckte, am häufigsten übersetzte, meistverkaufte und damit am weitesten verbreitete und angeblich auch das meistverfilmte Buch der Welt. Es existieren Gesamtübersetzungen in 475 Sprachen und Teilübersetzungen in 2.538 Sprachen. Wikipedia gibt die Verkaufszahlen mit „2 bis 3 Milliarden“ an.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_erfolgreicher\\_Bücher\\_nach\\_gedruckten\\_Exemplaren](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_erfolgreicher_Bücher_nach_gedruckten_Exemplaren)

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Bibel>

→ [http://syke.feg.de/index.php?option=com\\_content&view=article&id=65&Itemid=96](http://syke.feg.de/index.php?option=com_content&view=article&id=65&Itemid=96)

*Bibel: Die kleinste Bibel der Welt:* Eine der kleinsten gedruckten Bibeln ist so lang wie ein Streichholz: 4,5 cm lang, 3 cm breit und 2 cm dick. Sie wurde in England gedruckt und hat 878 Seiten. Diese 20 Gramm schwere Bibel kann man mit einer Lupe recht gut lesen.

Die aller kleinste Bibel der Welt ist ein Dia in der Größe von 3 x 4 cm. Auf diesem Dia stehen in ganz kleinem Druck 773.746 Worte in 1.189 Kapiteln auf 1.245 Seiten. Es handelt sich dabei um eine komplette Bibel im Maßstab 48.400 : 1 in englischer Sprache. Mit einem Mikroskop kann sie lesbar gemacht werden. Auf einer Fläche von der Größe einer Briefmarke ist die ganze Bibel untergebracht.

→ [http://syke.feg.de/index.php?option=com\\_content&view=article&id=65&Itemid=96](http://syke.feg.de/index.php?option=com_content&view=article&id=65&Itemid=96)

→ <http://www.die-bibel.ch/de/mainpages/bibel/bibelwissen/zahlen-und-fakten/>

→ [http://www.minibuch-berlin.de/minibuch/Archiv/archiv\\_kleinste.htm](http://www.minibuch-berlin.de/minibuch/Archiv/archiv_kleinste.htm)

*Bibel, die größte:* Die größte Bibel der Welt soll ein Tischler aus Los Angeles in 2 Jahren aus Holz erarbeitet haben. Jedes Blatt ist ein dünnes Holzbrett von einem Meter Höhe. Die 8.048 Seiten haben ein Gewicht von 547 kg und eine Dicke von 2,5 Metern.

→ [http://syke.feg.de/index.php?option=com\\_content&view=article&id=65&Itemid=96](http://syke.feg.de/index.php?option=com_content&view=article&id=65&Itemid=96)

*Bibliothek, erste öffentliche:* Die erste öffentliche Bibliothek entstand im Jahr 39 v. Chr. in Rom.

→ <http://www.pm-magazin.de/r/gute-frage/wo-gibt-es-die-größte-bibliothek>

*Bibliothek, größte der Antike:* Die größte Bibliothek des Altertums stand im ägyptischen Alexandria: Man schätzt ihren Bestand auf 700.000 Werke.

→ <http://www.pm-magazin.de/r/gute-frage/wo-gibt-es-die-größte-bibliothek>

*Bibliothek, größte in der Gegenwart:* Die Antwort dazu hängt vom jeweiligen Kriterium ab. So kann man – wie es etwa Wikipedia tut – diverse Kriterien (a) Anzahl der Medien, b) Besucher pro Jahr, c) Budget oder d) Anzahl der Mitarbeiter) heranziehen.

Bei der Anzahl der Medien liegt laut Wikipedia mit 170 Millionen Medien die British Library in London in Führung.

Zieht man die Besucher heran, dann ist eindeutig die New York Public Library mit 18 Millionen Besuchern pro Jahr weit führend.

Bezüglich Budget und Mitarbeiter wiederum dominierte eindeutig die Library of Congress in Washington mit 3.624 Mitarbeitern und einem Budget von 647 Mio. US\$ (Stand um 2010).

Nimmt man etwa den Bibliotheksbesuch pro Kopf der Bevölkerung eines Landes, dann ist wohl die Dänische Königliche Bibliothek in Kopenhagen mit Abstand führend. Die Bibliothek dieses kleinen Landes wird angeblich von 1,5 Mio. Besuchern im Jahr nachgefragt, zum Vergleich: Bei der British Library oder der Library of Congress sind es jeweils 1,75 Millionen pro Jahr.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_größten\\_Bibliotheken\\_der\\_Erde](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_größten_Bibliotheken_der_Erde)

*Bibliothek, größte in Deutschland, Schweiz und Österreich:* In den drei Ländern sind es die jeweiligen Nationalbibliotheken.

→ <http://www.pm-magazin.de/t/gute-frage/wo-gibt-es-die-gr%C3%B6%C3%9Fte-bibliothek>

*Bibliothekar ein stressloser Job?* Das US-Karriereportal „Career Cast“ hat ein Ranking nach den stressfreiesten Jobs erstellt. Am geruhsamsten geht es nach deren Auflistung bei den Gehörspezialisten zu. Friseure landen auf Rang zwei der am wenigsten stressigen Jobs. Auf Platz drei folgt der Juwelier, auf vier der Universitätsprofessor und auf fünf der Schneider. Rang sechs belegt der Ernährungsberater, auf sieben landen Verwaltungsangestellte im Gesundheitswesen. Den achten Platz vergeben die Studienautoren an die *Bibliothekare*, Platz 9 an die Multimedia-Designer und Platz 10 an Arbeiter an der Druckerpresse.

→ FAZ online v. 17.01.2014; <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/die-zehn-stressigsten-jobs-bloss-nicht-soldat-oder-pressesprecher-12754922.html>

*Bibliotheksbenuzter, eifrigste:* Die eifrigsten Bibliotheksnutzer der Welt sind angeblich die Finnen: Statistisch leiht jeder Finne im Jahr zwanzig Bücher aus (PS: Sind die Unterschiede zwischen Finnland und Österreich bei den PISA-Ergebnissen doch nicht nur zufällig?)

→ <http://www.pm-magazin.de/t/gute-frage/wo-gibt-es-die-gr%C3%B6%C3%9Fte-bibliothek>

*Börsenverein des Deutschen Buchhandels:* Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V. ist der Dachverband der deutschen Buchbranche und weltweit der einzige Verband, der alle drei Handelsstufen unter einem Dach vereinigt: Verlage, Buchhandlungen und Zwischenbuchhandel. 2013 hatte er rund 5.400 Mitglieder. Gegründet wurde der Verband 1825 als „Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig“. Der heutige Sitz ist in Frankfurt am Main.

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), Buch und Buchhandel in Zahlen 2014, Frankfurt 2014, S. 126.

*Buch:* Der Begriff kommt wohl daher, dass ursprünglich (etwa bei den Germanen) in Tafeln aus Buchenholz Schriftzeichen (Buchstaben) geritzt wurden.

→ <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1823-buch.htm>

*Buch der Rekorde:* Das Guinness-Buch der Rekorde wurde 1955 erstmals von der gleichnamigen Brauerei in Auftrag gegeben und verzeichnet allerlei sinnvolle und auch sinnlose Weltrekorde. Es wurde bislang über 100 Millionen Mal verkauft und ist damit eines der meistverkauften (und meistgestohlenen) Bücher. Selber bezeichnet es sich sogar als das meistverkaufte Buch.

→ <http://www.buchbemerkungen.de/category/buchrekorde>

*Buch, eingescannte Bücher,* siehe: Scans

*Buch, größtes lieferbares Buch:* Als größtes lieferbares Buch wird immer das im Friendly Planet Verlag erschienene Buch „Bhutan: A Visual Odyssey Across the Last Himalaya Kingdom“ genannt. Mit 2,14 Meter mal 1,52 Meter, 114 Seiten und einem Gewicht von 65 Kilogramm können Buchfreunde ein wahrlich großes Werk erstehen. Die Preisangaben bei Amazon: ab 568 \$ neu, ab 292 \$ gebraucht (Stand Aug. 2014).

→ <http://www.buchbemerkungen.de/category/buchrekorde>

*Buchhandlung, größte der Welt:* Die größte Buchhandlung der Welt soll die Buchhandlung Powell's Books in Portland, Oregon/USA mit ca. 5.850 Quadratmetern Verkaufsfläche sein. In 3.500 Abteilungen sollen dort über eine Million neue und gebrauchte Bücher lagern.

→ <http://www.buecher-wiki.at/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde>



*Buchhandlungen in Österreich:* Laut Auskunft des Fachverbands der Buch- und Medienwirtschaft der Wirtschaftskammer Österreich gab es im Nov. 2013 1.796 Buchhandlungen mit Gewerbeberechtigung in Österreich.

→ [http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle\\_zahlen\\_zum\\_o\\_776\\_sterreichischen\\_buchmarkt\\_19\\_11\\_13.pdf](http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle_zahlen_zum_o_776_sterreichischen_buchmarkt_19_11_13.pdf)

*Buchmesse:* Mit knapp 7.300 Einzelausstellern aus mehr als 100 Ländern (anno 2013) ist die Frankfurter Buchmesse die größte Buch- und Medienmesse der Welt. 2010 waren sogar über 7.500 Einzelaussteller in Frankfurt. Gut 275.000 Besucher strömten 2013 in die Hallen

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), Buch und Buchhandel in Zahlen 2014, Frankfurt 2014, S. 120.

*Buchpreise in Österreich:* Die Durchschnittspreise lagen im Zeitraum Jänner bis Oktober 2013 auf den Absatzwegen Sortimentsbuchhandel und E-Commerce bei der Editionsform Hardcover/Softcover bei € 15,03 (2012: € 14,62), beim Taschenbuch bei € 9,95 (2012: € 9,84) und beim Hörbuch bei € 14,72 (2012: € 14,92).

→ [http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle\\_zahlen\\_zum\\_o\\_776\\_sterreichischen\\_buchmarkt\\_19\\_11\\_13.pdf](http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle_zahlen_zum_o_776_sterreichischen_buchmarkt_19_11_13.pdf)

*Buchproduktion im 15. Jahrhundert (Inkunabeln):* Laut Wikipedia wurden exakt 28.264 Bücher produziert.

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Inkunabel> (mit Graphik)

*Buchproduktion in Europa im 15. Jahrhundert:* Es wurden in Summe über ca. 10 Mio. Exemplare (geschätzt) gedruckt (Europa ohne Südosteuropa und Russland).

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Buch#mediaviewer/Datei:Europäische\\_Buchproduktion\\_500-1800.png](http://de.wikipedia.org/wiki/Buch#mediaviewer/Datei:Europäische_Buchproduktion_500-1800.png)

*Buchproduktion in Europa im 18. Jahrhundert:* Es wurden geschätzte ca. 1 Mrd. Exemplare gedruckt (Europa ohne Südosteuropa und Russland).

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Buch#mediaviewer/Datei:Europäische\\_Buchproduktion\\_500-1800.png](http://de.wikipedia.org/wiki/Buch#mediaviewer/Datei:Europäische_Buchproduktion_500-1800.png)

*Buchproduktion pro Jahr weltweit:* Laut Unesco werden jährlich weltweit 1.793.000 neue Bücher veröffentlicht. Das sind mehr als 4.900 Bücher pro Tag oder rund dreieinhalb Bücher in der Minute!

→ <http://de.globometer.com/kultur-buecher.php>

*Buchproduktion (nationale Topnationen):* Die drei Topnationen laut Unesco sind 1) die Vereinigten Staaten mit 288.355 Veröffentlichungen, gefolgt von 2) England mit 206.000 Publikationen und 3) China mit 136.226 Büchern (Zahlen aus 2010).

→ <http://de.globometer.com/kultur-buecher.php>

*Buchproduktion pro 1 Million Einwohner* (Beispiele aus 2005)

Land	Anzahl
Großbritannien	1.830
Spanien	1.361
Frankreich	1.053
USA	956
Deutschland	952
Südkorea	890
Italien	887
China	97

→ <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/71165/umfrage/buch-neuerscheinungen-nach-laendern-2005/>

*Buchproduktion in Deutschland:* Die Titelproduktion (= Erstauflagen und Neuauflagen) betrug 2013 rund 93.600 Bücher. In dieser Zahl sind die BoD und die E-Books allerdings kaum enthalten.

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), Buch und Buchhandel in Zahlen 2014, Frankfurt 2014, S. 81.

*Buchproduktion auf Länderebene pro Jahr:* Eine Auflistung über 110 Nationen und deren Buchproduktion pro Jahr findet sich im Globometer. An letzter Stelle der aufgelisteten Länder liegt der Oman mit 7 Buchproduktionen im Jahr 1996.

→ <http://de.globometer.com/kultur-buecher.php>

*Buchumsatz USA (2011):* Der Gesamtumsatz aller Bücher erreicht laut der Association of American Publishers im Jahre 2011 11,67 Milliarden Dollar in den Vereinigten Staaten.  
→ <http://de.globometer.com/kultur-buecher.php>

*Buchverweigerer in Deutschland:* 25 Prozent der Deutschen geben bei Umfragen an, nie ein Buch in die Hand zu nehmen.

→ Aus: Die Zeit, entnommen am 5. Aug. 2014: [http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer\\_last=1&correct\\_last=3&question\\_this=11&evaluation\\_last=221333222&successes\\_last=7&weiter=](http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer_last=1&correct_last=3&question_this=11&evaluation_last=221333222&successes_last=7&weiter=)

*Buchwelt im arabischen Sprachraum:* Nicht einmal 2.000 belletristische Werke erschienen 1996 einem UN-Bericht zufolge im arabischen Sprachraum, obwohl gut 280 Millionen Menschen in der Region leben. Die 22 arabischen Staaten produzierten damit weniger Bücher als die Türkei, die nur ein Viertel der Einwohner hat. Und obwohl es nur elf Millionen Griechen gibt, werden pro Jahr fünfmal so viele Bücher ins Griechische wie ins Arabische übersetzt.

→ Stern v. 6. Oktober 2004, 16:17 Uhr: <http://www.stern.de/kultur/buecher/buchproduktion-arabische-laender-weit-abgeschlagen-530802.html>

*Buchwelt in Afrika südlich der Sahara:* Der Buchmarkt im Afrika südlich der Sahara ist geprägt vom Schulbuchmarkt. Außerhalb Südafrikas gilt: Rund 90 Prozent aller Bücher sind Schulbücher. Und außerdem gilt: Nur wenige Menschen haben genügend Geld in der Tasche, um sich Bücher zu kaufen, die nicht der Ausbildung dienen.

→ <http://www.ehlingmedia.com/blog/?p=940>

*Bücherdörfer:* Im Jahre 1961 wurde im walisischen Hay-on-Wye das weltweit erste Bücherdorf gegründet. In einem ausgedienten Kino eröffnete Richard Booth seine antiquarische Buchhandlung. Inzwischen gibt es in dem 1.300-Seelen-Dorf insgesamt 41 (?) Antiquariate und Buchhandlungen.

→ <http://www.buecherdorf-gingst.de/buecherdoerfer.html>

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/B%C3%BCherdorf>

*Bücherei mit den meisten Kunden:* Die Bücherei mit den meisten Kunden ist die New York Public Library, die pro Jahr von zehn Millionen Leihwilligen besucht wird. Sie hat 86 Dependancen im Stadtgebiet.

→ <http://www.pm-magazin.de/t/gute-frage/wo-gibt-es-die-gr%C3%B6%C3%9Fte-bibliothek>

*Definition: Was ist ein Buch?:* Ein Buch ist eine mit einer Bindung und meistens auch mit Bucheinband (Umschlag) versehene Sammlung von bedruckten, beschriebenen, bemalten oder auch leeren Blättern aus Papier oder anderen geeigneten Materialien. Laut Unesco-Definition sind (für die Statistik) Bücher nichtperiodische Publikationen mit einem Umfang von 49 Seiten oder mehr.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Buch#cite\\_note-unesco\\_1-1](http://de.wikipedia.org/wiki/Buch#cite_note-unesco_1-1)

→ <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1823-buch.htm>

*Dickens, Charles:* Sein im Jahre 1859 erstmals veröffentlichtes Buch „Eine Geschichte aus zwei Städten“ wurde bis heute ca. 200 Millionen Mal verkauft. Der Roman wurde bisher neunmal verfilmt, zuletzt im Jahr 1989 als britisch-französische TV-Produktion. Die Geschichte spielt in den Städten Paris und London zur Zeit der französischen Revolution. Dickens wird deshalb auch als „der erfolgreichste Geschichtenerzähler aller Zeiten“ bislang betitelt.

→ [http://suite101.de/article/die-erfolgreichsten-buecher-aller-zeiten-a85438#.U\\_s7E6NCXyA](http://suite101.de/article/die-erfolgreichsten-buecher-aller-zeiten-a85438#.U_s7E6NCXyA)

*Dünnstes Buch:* Das dünnste Buch der Welt scheitert an der Definition selbst. Da die UNESCO ein Buch erst ab einem Mindestumfang von 49 Seiten als solches bezeichnet, sind alle Bücher mit exakt 49 Seiten die dünnsten der Welt.

→ <http://www.buchbemerkungen.de/category/buchrekorde>

→ [http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das\\_Älteste\\_Buch\\_der\\_Welt](http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das_Älteste_Buch_der_Welt)

*E-Book-Anteil zur Zeit:* Die „Zeit“ gibt den Anteil an E-Books auf dem Markt mit ungefähr 2,5 Prozent an (allerdings ohne regionale Spezifizierung).

→ Die Zeit, entnommen am 5. Aug. 2014: [http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer\\_last=1&correct\\_last=3&question\\_this=11&evaluation\\_last=221333222&successes\\_last=7&weiter=](http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer_last=1&correct_last=3&question_this=11&evaluation_last=221333222&successes_last=7&weiter=)

*E-Book-Anteil in ein paar Jahren?:* Ist selbst für Fachleute eine Unbekannte.

→ FAZ online v. 12.08.2014: [http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/amazon/amazon-treibt-uns-alle-derzeit-vor-sich-her-13072874.html?printPagedArticle=true#pageIndex\\_2](http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/amazon/amazon-treibt-uns-alle-derzeit-vor-sich-her-13072874.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2)

*Flatrate und Lesen:* Einmal monatlich bezahlen für beliebig viele Inhalte: Im Musikbereich schon weit verbreitet, sind Flatrate-Modelle für E-Books noch eher eine Randerscheinung. Dies könnte sich aber in Bälde ändern, oder anders gefragt: Werden in Zukunft nur mehr Freaks Bücher kaufen? Werden dann auch nur mehr Freaks Buchhändler und Bibliothekare? Etc., etc.

→ <http://www.lesen.net/ebook-news/e-book-flatrates-im-vergleich-7260/>

→ <http://www.aargauerzeitung.ch/leben/digital/amazons-buecher-flatrate-wird-das-lesen-revolutionieren-128203984>

*Formate:* Erst seit 1972 geben die Deutsche Bibliographie und Das Schweizer Buch Formate nach Buchrückenhöhe in Zentimetern an. In anderen (und älteren) Bibliographien gibt es kompliziertere Bezeichnungen. Bei Buchrückenhöhe bis 10 cm erfolgt die Bezeichnung in cm. Bis 18,5 cm = Kleinoktav (kl. 8°), bis 22,5 cm = Oktav (8°), bis 25 cm = Großoktav (gr. 8°), bis 35 cm = Quart (4°), bis 45 cm = Folio (2°), höher als 45 cm = Großfolio (gr. 2°)

→ <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1057-buchformate.htm>

*Größtes Buch der Welt:* Als Rekordhalter galt lange ein Bildband des Autofabrikanten Mazda aus dem Jahr 2004, der 3,07 x 3,42 Meter groß war. Doch mittlerweile ist dieser Rekord geradezu übertroffen, seit im Februar 2012 das Werk «This is Muhammed» (5,00 x 8,05 Meter) auf die Bühne trat. Es folgte ein weiteres religiöses Werk im indischen Jaipur, das auf Wunsch des Gurus Tarun Sagar gefertigt wurde: 9,14 x 7,31 Meter. Vermutlich arbeitet man mittlerweile an einem noch größeren Buch, um damit in die Schlagzeilen zu kommen. Über Online-Buchhändler lassen sich solche Ausgaben freilich nicht beziehen. Dort gilt derzeit „Bhutan: A visual Odyssee“ mit 2,13 x 1,57 Metern als größtes Werk.

→ [http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das\\_groeste\\_Buch\\_der\\_Welt](http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das_groeste_Buch_der_Welt)

→ <http://www.srf.ch/wissen/fuenfmalklug/welches-ist-das-groesste-buch-der-welt>

*Impressum, ältestes:* Das erste bekannte Impressum in der Geschichte des deutschen Buchdrucks ist im 1457 erschienenen Psalterium Moguntinum (Mainzer Psalter) zu finden. Dieses Buch wurde in der Mainzer Offizin von Johannes Fust und Peter Schöffer gedruckt. Es gilt als das erste in drei Farben gedruckte Buch und enthält zweifarbige (rot und blau) Initialen. Die Typen für die Herstellung dieses berühmten Buches

stammen aus der Werkstatt Johannes Gutenberg, des Erfinders des Buchdrucks. Der Druckvermerk des Psalterium Moguntinum von 1457 nennt Herstellungsdatum: *anno 1457 am Abend vor Mariä Himmelfahrt*, was dem 14. August 1457 entspricht.

→ <http://www.buchbemerkungen.de/category/buchrekorde>

*Gutenberg-Bibel*: Die *Gutenberg-Bibel* entstand zwischen 1452 und 1454 in Mainz. Sie wurde in der Druckerwerkstatt von Johannes Gutenberg gedruckt und gilt als eines der wichtigsten Bücher der Inkunabelzeit. Mit Hilfe des Angestellten Peter Schöffer, des Geldgebers Johannes Fust und etwa 20 weiterer Mitarbeiter entstanden ca. 180 Exemplare. Neben den ca. 150 auf Papier gedruckten Bibeln gab es etwa 30 Ausgaben auf Pergament.

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Gutenberg-Bibel>

*Index*: Als Index bezeichnet man einerseits ein (in Büchern immer seltener anzutreffendes) alphabetisches Verzeichnis (auch Register genannt) wichtiger Inhalte (Begriffe) meist am Ende eines Buches, andererseits versteht man darunter auch eine Liste verbotener Bücher (berühmt etwa der *Index Librorum Prohibitorum*, siehe unten).

*Index Librorum Prohibitorum* („Verzeichnis der verbotenen Bücher“ des Vatikan): Er war ein Verzeichnis der römischen Inquisition, das für jeden Katholiken die Bücher auflistete, deren Lektüre als schwere Sünde galt, bei manchen dieser Bücher war als kirchliche Strafe die Exkommunikation vorgesehen. Erstmals erschien das Verzeichnis 1559 (also rund 100 Jahre, nachdem der Buchdruck erfunden wurde), seine letzte amtliche Ausgabe datiert von 1948 mit Nachträgen bis 1962 und nannte zuletzt 6.000 Bücher. Er wurde schließlich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil 1965 bzw. 1966 abgeschafft.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Index\\_Librorum\\_Prohibitorium](http://de.wikipedia.org/wiki/Index_Librorum_Prohibitorium)

*Inkunabeln*: Als Inkunabeln (von lat. *incunabula*, „Windeln, Wiege, Ursprung“) oder Wiegendrucke werden die zwischen der Fertigstellung der *Gutenberg-Bibel* im Jahr 1454 und dem 31. Dezember 1500 mit beweglichen Lettern gedruckten Bücher und Einblattdrucke bezeichnet. Nach derzeitiger Zählung der weltweit erhaltenen Bestände haben sich zwischen 28.000 und 30.000 verschiedene Ausgaben von Inkunabeln erhalten. Ihre Gesamtzahl wird auf 550.000 Exemplare geschätzt, von denen sich ungefähr 125.000 Einzel Exemplare in Deutschland befinden.

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Inkunabel>

*ISBN:* Die *Internationale Standard-Buchnummer* ist eine elektronisch erfasste Ziffernkombination zur „eindeutigen“ Identifikation von Büchern im nationalen und internationalen bibliothekarischen und buchhändlerischen Bestellverkehr. Die ISBN war bis Ende 2006 zehnstellig und umfasste (bis dahin) vier voneinander getrennte Nummernsysteme. Damit werden Herkunftsland, Verlag sowie Titel des Druckwerkes ermittelt.

Beispiel: Teil 1 = die Gruppennummer (nationale, geografische oder Sprachgruppe – die Ziffer „3“ steht für den deutschsprachigen Raum); Teil 2 = die Verlagsnummer 492; Teil 3 = die Titelnnummer 00223 und Teil 4 = Prüfziffer 5: Beispielhaft: 3-482-00223-5

Ab 1. Januar 2007 wurde die zehnstellige ISBN durch eine neue 13-stellige Nummer abgelöst. Die Erweiterung wurde notwendig, da die 10-stelligen Nummernkontingente in einigen Ländern nicht mehr ausreichten.

→ <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1132-isbn.htm>

*Katalog, auflagenstärkster zur Zeit:* Der Ikea-Katalog (auch Bibel für Möbelfreaks genannt) ist heute das weltweit auflagenstärkste kommerzielle Druckwerk. Der Katalog für 2014 z.B. erschien in einer Gesamtauflage von 210.800.000 Stück und überholt damit wohl die Bibel und den Koran bei weitem. Zum Vergleich: Von der Bibel sollen im Jahr geschätzte 20 Millionen neu gedruckt werden.

→ <http://www.nachrichten.at/nachrichten/wirtschaft/Bibel-fuer-Moebelfreaks-Ikea-Katalog-praesentiert;art15,1178259>

→ <https://de.answers.yahoo.com/question/index?qid=20110316160518AAW4uAj>

*Kleinste Buch:* Als kleinste Buch der Welt wurde vielfach ein Buch aus dem Leipziger Verlag Faber & Faber genannt, das mit 2,4 auf 2,9 Millimeter so groß wie ein Streichholzkopf ist. Die 32 Seiten sind mit Buchstabenbildern im Offset bedruckt und in Handarbeit ledergebunden. Der rekordsüchtige Mensch konnte sich damit natürlich nicht zufriedenstellen. So wurde in Japan angeblich ein Buch produziert, das man mit bloßem Auge nicht mehr lesen konnte. Kein Wunder, die Buchstaben messen gerade mal 0,01 Millimeter. Vermutlich wird aber auch dieses Buch nicht das kleinste sein, wohl ganz sicher wird es dies nicht bleiben.

→ Siehe auch Miniaturbuch.

→ <http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde>

→ <http://www.rp-online.de/kultur/buch/das-kleinste-buch-der-welt-kommt-aus-japan-aid-1.3254958>

→ <http://www.gutenberg-shop.de/Das-%22Kleinste-Buch-der-Welt%22.htm?websale7=gutenberg-museum&pi=20002060&ci=klb>

→ [http://www.minibuch-berlin.de/minibuch/Archiv/archiv\\_kleinste.htm](http://www.minibuch-berlin.de/minibuch/Archiv/archiv_kleinste.htm)

*Klolektüre in Deutschland:* 15,6 Prozent der deutschen Männer und 10,6 Prozent der Frauen setzen sich gerne mit einem Buch aufs Klo. Die beliebtesten Genres sind dabei Ratgeber und Sachbücher.

→ Aus: Die Zeit, entnommen am 5. Aug. 2014: [http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer\\_last=1&correct\\_last=3&question\\_this=11&evaluation\\_last=221333222&successes\\_last=7&weiter](http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer_last=1&correct_last=3&question_this=11&evaluation_last=221333222&successes_last=7&weiter)

*Kochbuch (kleinstes):* Das wohl kleinste ist das Mini-Kochbuch Publis Silvas in Colombo, der Hauptstadt Sri Lankas. Von der Rezeptsammlung des berühmten Chefkochs gibt es nur 40 Exemplare. Das Buch wiegt nur 5 Gramm und misst ein mal ein Zentimeter.

→ SZ online v. 26. April 2014: <http://www.sueddeutsche.de/leben/bilder-des-tages-momentaufnahmen-im-april-1.1925793-5> (mit Abbildung).

*Kommunistisches Manifest:* Das kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels (1848) soll rund 500 Millionen Mal verkauft worden sein und wäre damit mit Abstand das erfolgreichste Buch der deutschen Sprache.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_erfolgreicher\\_B%C3%BCher\\_nach\\_gedruckten\\_Exemplaren](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_erfolgreicher_B%C3%BCher_nach_gedruckten_Exemplaren)

*Koran:* Mit mehr als 800 Millionen verkauften Exemplaren ist der Koran unter den Verkaufszahlen auf den dritten Platz zu stellen (nach der Bibel und Mao's Worten des Vorsitzenden). Der Koran enthält 114 Suren, die direkt von Gott an den Propheten Mohammed gegeben wurden und Grundlage des Islam sind.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_erfolgreicher\\_B%C3%BCher\\_nach\\_gedruckten\\_Exemplaren](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_erfolgreicher_B%C3%BCher_nach_gedruckten_Exemplaren)

→ [http://suite101.de/article/die-erfolgreichsten-buecher-aller-zeiten-a85438#.U\\_s7E6NCXyA](http://suite101.de/article/die-erfolgreichsten-buecher-aller-zeiten-a85438#.U_s7E6NCXyA)

*Kriminalroman, erfolgreichster:* Im Jahre 1939 erschien unter dem Titel „Und dann gabs keines mehr“ der Kriminalroman von Agatha Christie. Seit 1982 wurde in der deutschen Übersetzung der Titel „Zehn kleine Negerlein“ verwendet, der jedoch im Jahr 2003 wieder zurück geändert wurde. Bisher wurde das Buch mehr als 100 Millionen Mal verkauft und ist somit der angeblich erfolgreichste Kriminalroman aller Zeiten

→ [http://suite101.de/article/die-erfolgreichsten-buecher-aller-zeiten-a85438#.U\\_s7E6NCXyA](http://suite101.de/article/die-erfolgreichsten-buecher-aller-zeiten-a85438#.U_s7E6NCXyA)

*Lesen am Beispiel Deutschlands:* Bücherlesen ist unter den Freizeitbeschäftigungen von Erwachsenen nur an 14. Stelle. 20,7 Prozent der Bevölkerung gaben zu Protokoll, „häufig“ zum Buch zu greifen, 28,2 Prozent lesen immerhin „gelegentlich“.

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), Buch und Buchhandel in Zahlen 2014, Frankfurt 2014, S. 33.



*Lexikon, größtes aller Zeiten:* Als größtes Lexikon aller Zeiten wird bisweilen die 21. Ausgabe des Brockhaus von 2006 bezeichnet. Das Lexikon enthält 30 Bände mit rund 300.000 Stichwörtern, ist 70 Kilogramm schwer und hat einen Umfang von 1,70 Metern. Mittlerweile gibt es nur mehr eine Online-Version davon.

→ <http://www.vienna.at/groesstes-lexikon-aller-zeiten-fertig/news-20061114-09361118>

*Mao Zedong:* Unter dem Aspekt der Auflagenstärke ist Mao wohl der erfolgreichste Autor aller Zeiten. „Die Worte des Vorsitzenden Mao“ sollen 1 bis 1,5 Milliarden Mal verkauft worden sein, die „Geschichte des Vorsitzenden Mao“ rund 400 Millionen Mal und die „Ausgewählten Artikel von Mao Zedong“ über 250 Millionen Mal. In Summe wären das Auflagen von bis zu über zwei Milliarden.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_erfolgreicher\\_B%C3%BCher\\_nach\\_gedruckten\\_Exemplaren](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_erfolgreicher_B%C3%BCher_nach_gedruckten_Exemplaren)

*Meistgedrucktes Buch:* siehe die Bibel.

*Meistgestohlenes Buch:* Das Buch, welches nach seinen eigenen Angaben am häufigsten aus öffentlichen Bibliotheken gestohlen wurde, ist das Guinness-Buch der Rekorde.

→ [http://www.buecher-wiki.at/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das\\_meistgestohlene\\_Buch\\_der\\_Welt](http://www.buecher-wiki.at/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das_meistgestohlene_Buch_der_Welt)

*Meistverbreitetes Buch:* siehe die Bibel.

→ [http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_erfolgreicher\\_Bücher\\_nach\\_gedruckten\\_Exemplaren](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_erfolgreicher_Bücher_nach_gedruckten_Exemplaren)

*Meistverschenktes (und vermutlich am wenigsten gelesenes) deutsches Buch:* Immer wieder wird diesbezüglich Hitlers „Mein Kampf“ angeführt. Es wurde zu Zeiten der NS-Diktatur an jedes frischvermählte Ehepaar verschenkt, weil es sich nur schleppend verkaufte.

→ Die Zeit, entnommen am 5. Aug. 2014: [http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer\\_last=1&correct\\_last=3&question\\_this=11&evaluation\\_last=221333222&successes\\_last=7&weiter=](http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2014-07/was-studieren-einfuehrung-in-die-buchwissenschaften?answer_last=1&correct_last=3&question_this=11&evaluation_last=221333222&successes_last=7&weiter=)

*Miniaturbücher (Minibuch, Mikrobuch):* Winzige Ausgaben von normalen Bücher liegen gerade voll im Trend. Ein Miniaturbuch darf nicht größer als 100 x 100 mm sein. Es gibt sie als Bibel, Erotica, Stadtpläne usw. Ganze Verlage und Kunsthandwerke haben sich schon auf die Bücher im Zwergenformat spezialisiert und legen dort die Klassiker der Literatur wieder auf. Siehe auch kleinstes Buch.

→ <http://www.buchbemerkungen.de/category/buchrekorde>

→ <http://de.wikipedia.org/wiki/Miniaturbuch>

*Österreich:* Der Wert der Buchimporte alleine aus Deutschland betrug 2012 über 307 Millionen €.

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), Buch und Buchhandel in Zahlen 2014, Frankfurt 2014, S. 80.

*Russland:* In Russland gibt es 64.500 öffentliche Bibliotheken, das Land hält damit den Rekord.

→ <http://www.pm-magazin.de/r/gute-frage/wo-gibt-es-die-gr%C3%B6%C3%9Fte-bibliothek>

*Scans: Eingescannte Bücher bei Google:* Bis 2015 hofft Google 15 Millionen Bücher mit 4,5 Milliarden Seiten eingescannt zu haben.

→ <http://www.dernewsticker.de/news.php?id=192540&i=akrpnf>

*Schwerstes Buch (nach Gewicht):* Das schwerste Buch der Welt ist „Das Buch der Apokalypse“, ein zwischen 1958 und 1961 mit der Beteiligung von Salvador Dalí entstandenes Kunstwerk. Es wiegt 210 Kilogramm, der Großteil des Gewichts geht zu Lasten der 300 Seiten, die aus großformatigem Pergament bestehen.

→ <http://www.buchbemerkungen.de/category/buchrekorde;>

→ [http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das\\_Älteste\\_Buch\\_der\\_Welt](http://www.buecher-wiki.de/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde#Das_Älteste_Buch_der_Welt)

→ PS: Vgl. dazu auch oben das Stichwort unter Bibel: größte Bibel der Welt

*Staatsbibliothek in Moskau:* In der Staatsbibliothek von Moskau sind so viele Bücher gehortet, dass die Direktion angeblich längst den Überblick verloren hat. Mit dem gleichen Dilemma schlägt sich auch die Petersburger Bibliothek herum. Die russischen Büchersammlungen gehören zu den größten der Welt.

→ <http://www.pm-magazin.de/r/gute-frage/wo-gibt-es-die-größte-bibliothek>

*Teure und teuerste Bücher:* Für mehr als 14 Millionen Dollar (10,3 Millionen Euro) wurde in New York im November 2013 ein jahrhundertealtes Buch versteigert, das damit einen neuen Rekord aufgestellt hat. Bei dem Werk handelt es sich nach Angaben des Auktionshauses Sotheby's um das erste Buch, das jemals auf dem Gebiet der heutigen USA gedruckt wurde. „The Bay Psalm Book“ sei 1640 von puritanischen Siedlern im Gebiet der Massachusetts-Bucht gedruckt worden. Es fand für exakt 14,165 Millionen Dollar einen neuen Besitzer. Gekauft hat es der Investmentbanker David Rubenstein.

Noch teurer war das Evangeliar Heinrichs des Löwen, das am 6. Dez. 1983 im Londoner Auktionshaus Sotheby's für 32,5 Mio. D-Mark versteigert wurde. Ersteigert wurde es für Deutschland, wobei der Verkäufer bis heute angeblich unbekannt ist.

Siehe dazu auch unten: Teuerste Handschrift.

→ Orf.at v. 27. Nov. 13: <http://orf.at/#/stories/2208035/>; <http://de.wikipedia.org/wiki/Buch>

→ Handelszeitung v. 27.11.2013: <http://www.handelszeitung.ch/vermishtes/banker-kauft-teuerstes-buch-der-welt-532135>

*Teuerste Handschrift:* Als die teuerste verkaufte Handschrift (bisweilen immer wieder auch als teuerstes Buch der Welt überhaupt bezeichnet), gilt der „Codex Leicester“ mit Notizen, Skizzen und Zeichnungen von Leonardo da Vinci. Dafür zahlte Microsoft-Gründer Bill Gates vor rund 20 Jahren 30,8 Millionen Dollar. Die gebundenen Blätter sind handschrieben.

→ <http://www.handelszeitung.ch/vermishtes/banker-kauft-teuerstes-buch-der-welt-532135>

*Titelproduktion in Deutschland:* Berlin, München und Hamburg sind die drei führenden Buchproduktionsorte in Deutschland. In Berlin kam es 2013 zu 9.278 Erstauflagen, in München zu 8.238 und in Hamburg zu 4.661. Allerdings sind in diesen Zahlen die BoD-Produktionen und die E-Books kaum erfasst.

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), Buch und Buchhandel in Zahlen 2014, Frankfurt 2014, S. 145.

*Verlage in Österreich:* Laut Auskunft des Fachverbands der Buch- und Medienwirtschaft der Wirtschaftskammer Österreichs gibt es im Nov. 2013 1.477 Verlage mit Gewerbeberechtigung in Österreich (gegenüber 1.490 Buch-, Kunst- und Musikalienverlagen im Jahr 2012).

→ [http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle\\_zahlen\\_zum\\_o\\_776\\_sterreichischen\\_buchmarkt\\_19\\_11\\_13.pdf](http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle_zahlen_zum_o_776_sterreichischen_buchmarkt_19_11_13.pdf)

*Verlage, die sieben größten Buchverlage weltweit nach Umsätzen (2013)*

Verlag (Land)	in Mio. US\$
Pearson (GB)	9.330
Reed Elsevier (GB, Ndl., USA)	7.288
Thomson Reuters (USA)	5.576
Wolters Kluwer (Ndl.)	4.920
Random House (D)	3.664
Hachette Livre (F)	2.851
Holzbrinck (D)	2.222

→ <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/36569/umfrage/die-zehn-groessten-verlage-nach-umsatz-weltweit/>

→ [http://www.buchreport.at/nachrichten/verlage/verlage\\_nachricht/datum/2013/06/26/umbau-ohne-schrumpfkurs.htm](http://www.buchreport.at/nachrichten/verlage/verlage_nachricht/datum/2013/06/26/umbau-ohne-schrumpfkurs.htm)

*Verlage, die 10 größten in Deutschland, Österreich und der Schweiz:*

	Verlag
1.	Springer Science + Business Media, Berlin
2.	Klett-Gruppe, Stuttgart
3.	Random House, München
4.	Cornelsen Bildungsgruppe, Berlin
5.	Westermann Verlagsgruppe, Braunschweig
6.	Haufe Gruppe, Freiburg
7.	Wolters Kluwer Deutschland, Köln
8.	Weka Holding, Kissing
9.	C.H. Beck, München
10.	dfv-Gruppe Deutscher Fachverlag, Frankfurt a.M

Stand: März 2014: Einmal im Jahr veröffentlicht buchreport das Ranking der *100 größten Verlage* in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In der gedruckten Fassung, die jeweils in der April-Ausgabe des buchreport.magazins erscheint, finden sich neben dem

Ranking Datenblätter für alle 100 Verlage, zahlreiche zusätzliche Analysen und Auswertungen.

→ [http://www.buchreport.at/analysen/100\\_groesste\\_verlage.htm?no\\_cache=1](http://www.buchreport.at/analysen/100_groesste_verlage.htm?no_cache=1)

*Verlagsbeschäftigte in Deutschland (2013)*: 2013 waren in Deutschland 118.873 Personen in Verlagen (Buch-, Zeitungs-, Zeitschriften- und sonstigen Verlagen) sozialversicherungs-pflichtig beschäftigt. Darunter waren 68.750 (also rund 58 Prozent) weiblich.

→ Börsenverein des deutschen Buchhandels (Hrsg.), *Buch und Buchhandel in Zahlen 2014*, Frankfurt 2014, S. 122.

*Verlagsranking Deutschland, Schweiz und Österreich*: Entsprechend des jährlich von der deutschen Fachzeitschrift *buchreport* erhobenen Rankings der 100 größten Verlage in Deutschland, Österreich und der Schweiz entfielen 2013 (wie auch 2012) auf deutsche Verlage 96 Plätze, auf Schweizer Verlage drei Plätze und auf österreichische Verlage nur noch ein Platz (Styria).

→ [http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle\\_zahlen\\_zum\\_o\\_776\\_sterreichischen\\_buchmarkt\\_19\\_11\\_13.pdf](http://www.buecher.at/rte/upload/presstexte/aktuelle_zahlen_zum_o_776_sterreichischen_buchmarkt_19_11_13.pdf)

*VIB*: Das Verzeichnis lieferbarer Bücher (VIB) enthält alle lieferbaren Titel von rund 13.000 Verlagen. Es gibt allerdings einen Hauptnachteil bei dieser Datenbank. Da die im VIB verzeichneten bibliographischen Daten von den Verlagen kommen, kann das VIB nur in dem Maße aussagekräftig sein, wie die Verlage titelspezifische Änderungen (Neuauflagen, neue Ladenpreise und Bandnummern o.ä.) zum jeweiligen Redaktionsschluss melden.

→ <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1277-vlb.htm>

*Welttag des Buches*: Als Welttag des Buches wurde von der UNESCO im Jahr 1995 der 23. April (Todestag von Miguel de Cervantes, William Shakespeare und Inca Garcilaso de la Vega im Jahre 1616) bestimmt. Seit 1997 wird er auch begangen. Der 23. April ist besonders in Barcelona, der Hauptstadt Kataloniens, ein Kulturereignis mit Volksfestcharakter.

→ [http://www.buecher.at/show\\_content.php?sid=180](http://www.buecher.at/show_content.php?sid=180)

→ <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1292-welttag-des-buches.htm>

*Wertvollstes Buch:* Zu einem der wertvollsten Bücher zählt u. a. der Codex Manesse, die berühmte Heidelberger Liederhandschrift in mittelhochdeutscher Sprache. Als das Buch 2006 zum Zwecke einer Ausstellung (die erste seit 15 Jahren) auf Reisen ging, musste es für 50 Millionen Euro versichert werden. Bisweilen wird der Codex auch als das „schönste Buch des Mittelalters“ bezeichnet.

- <http://de.wikipedia.org/wiki/Buch>;
- <http://www.buchbemerkungen.de/category/buchrekorde>;
- [http://de.wikipedia.org/wiki/Codex\\_Manesse](http://de.wikipedia.org/wiki/Codex_Manesse);
- [http://www.focus.de/kultur/kunst/codex-manesse\\_aid\\_117473.html](http://www.focus.de/kultur/kunst/codex-manesse_aid_117473.html)

*Zahlen zum Buchhandel:* Das von der Abteilung Marktforschung des Börsenvereins herausgegebene statistische Jahrbuch „Buch und Buchhandel in Zahlen“ erscheint im Juli jeden Jahres und enthält Informationen zu Marktwachstum und Marktstrukturen, zu relevanten Branchenkennzahlen, zur Preisentwicklung, Titelproduktion, Buchnutzung und zahlreichen anderen branchenrelevanten Aspekten. Es ist das grundlegende statistische Werk der Branche:

- <http://www.buchmarkt-college.de/lexikon/1068-buch-und-buchhandel-in-zahlen.htm>

#### *Noch eine Anmerkung*

Für all die in dieser Potpourri genannten Zahlen kann der Autor keine (absolute) Garantie übernehmen, allerdings ist keine der angeführten Zahlen vom Autor selber erfunden, sondern alle Informationen, die meist aus der Internetwelt stammen, wurden mit der jeweiligen Quellenangabe versehen. Das Potpourri sollte somit „plagiatfrei“ sein. Zumindest diese Sicherheit garantiere ich dem Jubilar, denn Plagiatfreiheit soll ja selbst auf universitärem Boden (noch immer oder nicht mehr) selbstverständlich sein. Sollte die Durchsicht diese Potpourris dem/der Leser/in das eine oder andere Aha-Erlebnis bescheren (im Sinne von „das wusste ich noch nicht“), dann wären die Erwartungen des Autors übererfüllt.



## Autorinnen und Autoren

### *Johannes Andresen*

Studium der Geschichte, Spanisch und Erziehungswissenschaften in Bonn und Granada, Masterstudiengang „Bibliotheks- und Medienmanagement“ an der Hochschule der Medien in Stuttgart. 1997-2002: Koordinator des Projektes „Erschließung der historischen Bibliotheken in Südtirol“ (EHB), 2002-2007: Geschäftsführer des Bibliotheksverbands Südtirol. Seit Februar 2007 Direktor der Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann.

### *Karin Aßmann*

Mag. Dr. MSc., wurde in Schruns (Vorarlberg) geboren. Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften an der Universität Innsbruck nahm sie eine Stelle an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol an und absolvierte berufsbegleitend eine Ausbildung zur Bibliothekarin und weiterführend zum „Master of Science in Library and Information Studies“. Für zwei Jahre wechselte sie als Bereichsleiterin für Bestandesentwicklung in die Geschäftsleitung der Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich, der größten Bibliothek der Schweiz. Dann folgte sie dem Ruf zurück an die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. Karin Aßmann ist Leiterin der Bibliothekarischen Zentralverwaltung der Rechtswissenschaftlichen Fakultät und als Assistentin der Bibliotheksdirektion unter anderem verantwortlich für die Erhebung von jährlichen Kennzahlen der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol.

### *Bruno Bauer*

geb. 1963, Studium der Geschichtswissenschaften an der Universität Wien, seit 1988 im wissenschaftlichen Bibliothekswesen, 1995-2004 stellvertr. Leiter der Österreichischen Zentralbibliothek für Medizin, seit 2005 Leiter der Universitätsbibliothek der Medizinischen Universität Wien. 2009-2013 Vorsitzender des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs (vormals ARGE Bibliotheksdirektor/-innen), Mitglied u.a. in der AG Strategische Planung im Österreichischen Bibliothekenverbund, im Präsidium der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB) und im Open Access Network Austria (OANA). Vortragender im Universitätslehrgang Library and Information Studies der Universität Wien, zahlreiche Publikationen (u.a. Hrsg. von „NS-Provenienzforschung an österreichischen Bibliotheken“ 2011, „Universitätsbibliotheken im Fokus“, 2013), Chefredakteur von GMS Medizin – Bibliothek – Information.

### *Christoph W. Bauer*

geb. 1968 in Kolbnitz / Kärnten, aufgewachsen in Lienz / Osttirol, Innsbruck, Kirchberg / Tirol, lebt derzeit in Innsbruck. Lyrik, Prosa, Dramatik, Hörspiel, Essay; Texte für Kinder und Jugendliche; Libretti, Liedertexte, Kooperationen mit Musikern; Herausgabe und Betreuung diverser Anthologieprojekte; Konzeption des Literaturteils im Gaismair-Jahrbuch; Mitarbeit bei der Zeitschrift „TOPIC-Das junge Magazin“; Leitung von Schreibwerkstätten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene; Referent an der Pädagogischen Hochschule; Diverse Vortragsreihen. (<http://www.cewebe.com/>)



*Reinhold Bichler*

Em. Univ. Prof. Dr. Jahrgang 1947, war ein Studienkollege von Martin Wieser. Er wurde 1980 für das Fach Alte Geschichte habilitiert und wirkte von 1982 bis 2013 als o. Univ. Prof. für Alte Geschichte und Vergleichende Geschichtswissenschaft an der Leopold-Franzens-Universität in der Nachfolge von Franz Hampl. Seine Forschungsgebiete betreffen vor allem griechische Historiographie und Ethnographie sowie wissenschafts- und rezeptionsgeschichtliche Aspekte der Alten Geschichte. Seine Publikationen umfassen eine Reihe von Monographien und zahlreiche Abhandlungen, darunter drei Bände Gesammelte Schriften.

*Margret Friedrich*

Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Salzburg, Mag.phil., Dr.phil.; 2002 Habilitation, ao. Univ.Prof. am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der LFU mit Schwerpunkt Österreichische Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts sowie Theorien, Methoden und Geschichte der Geschichtswissenschaften. 12/2004 – 9/2007 Studiendekanin der Philosophisch-Historischen Fakultät, 10/2006 – 2/2012 Vizerektorin für Lehre und Studierende.

*Silvia Gstrein*

Studium der Hispanistik und Betriebswirtschaft. Nach Lehr- und Forschungstätigkeiten im Bereich der Erwachsenenbildung sowie E-learning seit 2006 an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol tätig. Koordinierung und Leitung des eBooks on Demand Services sowie mehrerer EU-Projekte (z.B. EOD Network, EuropeanaTravel, EuropeanaConnect...). Seit 2012 Leitung der Abt. für Digitale Services.

*Michael Habersam*

Ao. Univ.-Prof., Institut für Organisation und Lernen/Controlling, Fakultät für Betriebswirtschaft  
Geboren 1965 in Wien, nach dem Abitur Ausbildung zum Bankkaufmann, Studium der Ökonomie an der privaten Universität Witten/Herdecke von 1986-1991, Promotion an der Universität Witten/Herdecke mit dem Titel „Controlling als Evaluation“ von 1992 bis 1996, gleichzeitig Projektassistent für eine Evaluationsstudie zu den Wirkungen und Entwicklungsmöglichkeiten von Technologiezentren in Nordrhein-Westfalen; Mai 1997 Wechsel an die Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Habilitation in 2009 zum Thema „Management öffentlicher Krankenhäuser – eine Rekonstruktion der theoretischen Grundlagen“ (veröffentlicht im VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden), seit 2011 Studiendekan der Fakultät für Betriebswirtschaft. – Erfahrung als Berater im Konzerncontrolling (Schenker AG, Dortmund) und im Qualitätsmanagement (Bezirkskrankenhaus Hall in Tirol). – Interessen in Forschung und Lehre: Allgemeine Betriebswirtschaftslehre – kritisch reflektiert; beabsichtigte und unbeabsichtigte Wirkungen von Controlling in Organisationen; Management von Expert/innen- und Non Profit Organisationen im öffentlichen Bereich (Hochschulen, Gesundheitswesen); qualitative Forschungsmethoden.

*Susanne Halhammer*

Dr. phil., geb. 1960, ist Kunsthistorikerin und Bibliothekarin an der ULB Tirol.

*Nikolaus Hamann*

geb. 1953; seit Juli 1991 bei den Büchereien Wien (früher Wiener Städtische Büchereien); seit 1993 Mitarbeit im Arbeitskreis kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (KRIBIBI), seit 2011 dessen (Dritt-)Koordinator, Organisation von zahlreichen Tagungen des Arbeitskreises; seit 1996 Mitglied der Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB), seit 2011 im Vorstand; zahlreiche Vorträge, Referate und Artikel zum österreichischen Bibliothekswesen und damit verwandten Themen.

*Barbara Hiltpolt*

Mag. Dr., Diplom- und Doktoratsstudium der Rechtswissenschaften an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Fachreferentin für Rechtswissenschaften an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol.

*Birgit Holzner*

1974 in Innsbruck geboren, Studium der Romanistik und Germanistik an der Universität Innsbruck, 1995-1996 EU-Fremdsprachenassistentin am Lycée franco-finlandais d'Helsinki, 2000-2003 Lektorin des Helbling Verlages, 2003-2006 ÖK-Lektorin an der Université de Caen und an der Sciences Po Paris, seit 2008 Verlagsleiterin der innsbruck university press und der edition laurin an der Universität Innsbruck. Publikationen: u.a. *Österreichische Identität in Text und Hypertext*, Innsbruck (2010)

*Theo Hug*

Dr. phil., Professor für Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Medienpädagogik und Kommunikationskultur an der Universität Innsbruck und Sprecher des interfakultären Forums Innsbruck Media Studies. Aktuelle Arbeitsgebiete: Medienpädagogik und Medienbildung, e-Education und Mikrolernen, Medialisierung der Kommunikation und des Wissens, Wissenschaftsphilosophie. Weblink: <http://hug-web.at>.

*Marion Kaufner*

geb. in Saarbrücken, studierte Russistik und Vergleichende Literaturwissenschaft und absolvierte den postgradualen Masterlehrgang Library and Information Studies MSc an der Universität Innsbruck. Sie leitet die Abteilung Erwerbung an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol und nimmt Aufgaben als Fachreferentin und in der bibliothekarischen Fortbildung wahr.

*Patrik Kennel*

Studium BWL (Lausanne), Latein und Geschichte (Innsbruck) und Information/Dokumentation (Chur). Seit 2008 an der ULB Tirol, seit 2012 in der Abteilung für Sondersammlungen. Mitarbeit beim FWF-Projekt „Katalog der Handschriften der ULB Tirol“. Lehrbeauftragter am Universitätslehrgang „Library and Information Studies“ der ULB Tirol.

*Martin Kolozs*

Mag. phil. fac. theol., geboren 1978 in Graz, aufgewachsen in Innsbruck, hier Schule und Studium der Christlichen Philosophie, lebt als freier Schriftsteller und Verleger in Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen, u. a.: „*Bildung ist ein Lebensprojekt – Im Gespräch mit Konrad Paul Liessmann*“ (Studien

Verlag 2011), „Eine Antwort *des* Glaubens – Im Gespräch mit Paul M. Zulehner“ (Studien Verlag 2012), „Karl Rahner – Innsbrucker Jahre“ (Universitätsverlag Wagner 2014)

*Tilman D. Märk*

geb. 1944 in Seefeld in Tirol, ist Physiker und seit 2011 Rektor der Universität Innsbruck. Davor war er acht Jahre Vizerektor für Forschung. Er studierte in Innsbruck Physik und Physiologie und hat sich als Ionenphysiker international einen Namen gemacht. Davon zeugen mehr als 750 Publikationen in internationalen referierten Zeitschriften und Büchern, über 11.000 Zitierungen in einem Feld, das an den Grenzgebieten von Physik und Chemie liegt, über 250 eingeladene Vorträge auf internationalen Konferenzen und Tagungen und die Betreuung von über 150 Diplom- und Doktorarbeiten. Märk ist Ehrendoktor der Universitäten Lyon und Bratislava und Träger zahlreicher weiterer Auszeichnungen.

*Ronald Maier*

studierte Wirtschaftsinformatik an der Johannes-Kepler-Universität Linz und promovierte an der WHU – Otto Beisheim School of Management in Koblenz. Er lehrte als Visiting Assistant Professor am Terry College of Business an der University of Georgia in Athens, GA (USA) und habilitierte sich an der Universität Regensburg mit dem Thema „Knowledge Management Systems. Information and Communication Technologies for Knowledge Management“. Er leitete den Lehrstuhl für Wirtschaftsinformatik, Betriebliches Informationsmanagement, an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, bevor er als Universitätsprofessor an die Leopold-Franzens-Universität Innsbruck berufen wurde, an der er die Wirtschaftsinformatik vertritt und das Institut für Wirtschaftsinformatik, Produktionswirtschaft und Logistik leitet. Ronald Maier ist als Gutachter und Herausgeber wissenschaftlicher Fachzeitschriften, regelmäßig stattfindender internationaler Fachkonferenzen sowie als Projektpartner und Experte für die Europäische Union tätig. Er ist Autor mehrerer Bücher und zahlreicher Artikel in Fachzeitschriften, Büchern und Konferenz-Proceedings. Seine Forschungsinteressen konzentrieren sich auf Business Intelligence, Collaboration und Social Media, Wissensmanagement und technologiegestütztes Lernen in Unternehmen und Organisationen.

*Wolfgang Meixner*

Diplomstudium der Europäischen Ethnologie/gewählte Fächer in Innsbruck (Mag. phil. 1989). Promovierte 2001 mit einer Arbeit zum historischen Unternehmertum in Alt-Österreich zum Dr. phil. Seit 1991 Forschungs-, Vertrags- und Universitätsassistent am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck, seit 2007 Assistenzprofessor. Forschungsschwerpunkte in der (regionalen) Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, insbesondere in der Tourismusgeschichte, Verkehrsgeschichte und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten des Nationalsozialismus. Seit Oktober 2007 Vizerektor für Personal der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.

*Petra Missomelius*

Dr. phil. Mag., Medienwissenschaftlerin. Seit 2012 Universitätsassistentin im Bereich Medienbildung und Kommunikationskultur an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck. Promotion zu Digitalen Medienkulturen. Projektkoordinatorin verschiedener mediengestützter Qualifikationsprojekte nationaler und EU-geförderter Bildungsträger. 2001 bis 2006 Entwicklung universitärer Blended-learning-Angebote in der Medienwissenschaft. 2003 bis 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Philipps-Universität Marburg, u.a. Mitglied der präsidialen Lenkungsgruppe „Neue Medien in der Lehre“. Habilitationsprojekt zu Bildungsszenarien im Kontext digitaler Medienkulturen.

*Thomas Mösl*

Mag. rer.nat. geb. 1971 in Innsbruck. Studium der Geografie und Lehramt Geografie und Wirtschaftskunde/Kombinierte Religionspädagogik an der Universität Innsbruck. Bis 2008 Junior Researcher am **Institut für Interdisziplinäre Gebirgsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften**. Tätigkeit als freiberuflicher Verkehrsgeograf. Zahlreiche Publikationen mit Schwerpunkt Eisenbahn v.a. zur Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino, u.a. Kartenautor beim „Tirol-Atlas“ und „Atlas für Südtirol“ des Instituts für Geografie der LFU.

*Gregor Neuböck*

Seit 2014 leitet er an der Oö. Landesbibliothek die Abteilung Benutzerservice und Digitale Bibliothek. Davor war er Projektleiter des institutionellen Repositorium-Projektes „Digitale Landesbibliothek“; Gregor Neuböck ist diplomierter Pädagoge, war als Hauptschullehrer tätig und hat ein Postgraduate-Studium an der Donau-Universität Krems in Informationstechnologie absolviert.

*Walter Neuhäuser*

Studium der Klassischen Philologie, Germanistik und Klassischen Archäologie in Innsbruck. 1960-1998 Mitarbeiter der ULB Tirol, zwischen 1967 und 1991 als Leiter der Abteilung für Sondersammlungen, seit 1991 als Bibliotheksdirektor. Seit Ende 1998 im Ruhestand. Leiter des Projektes „Katalog der Handschriften der ULB Tirol“. 1992-1996 VÖB-Präsident. Mitglied der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters der ÖAW (bis 2012) und der Accademia Roveretana degli Agiati.

*Klaus Niedermair*

Studium der Philosophie, Germanistik und Pädagogik. Seit 1989 Mitarbeiter der ULB Tirol, seit 1998 als Leiter der Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Lehrbeauftragter an der LFU Innsbruck, FH Gesundheit, UNIT. Mehrere Publikationen, Bücher u.a.: „Wittgensteins Tractatus und die Selbstbezüglichkeit der Sprache“ (1987), „Eine kleine Einführung in Wissenschaftstheorie und Methodologie“ (2010), „Recherchieren und Dokumentieren: Der richtige Umgang mit Literatur im Studium“ (2010).

*Josef Nussbaumer*

Studium der VWL und der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Lehrt an der SoWi-Fakultät der Universität Innsbruck „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“. Diverse Veröffentlichungen, u.a.: „Unser kleines Dorf. Eine Welt mit 100 Menschen“, gemeinsam mit Andreas Exenberger und Stefan Neuner, Kufstein 2009, div. Auflagen, vgl. dazu auch: <http://www.unserkleinesdorf.com/>

*Veronika Plößnig*

Leiterin der Abteilung Buchbearbeitung an der Hauptbibliothek der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Mitglied der Zentralredaktion Sacherschließung des Österreichischen Bibliothekenverbundes (ZRSE), Sprecherin der RVK-Redaktion (Regensburger Verbundklassifikation) bei der ZRSE sowie Mitglied der AG RVK der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB). Lehrtätigkeiten im Bereich Klassifikationen (RVK) im Rahmen des ULG LIS in Innsbruck und der Fortbildungsabteilung Brainpool der Österreichischen Nationalbibliothek. Sie absolvierte von 2000-2001 den Grund- und Aufbaulehrgang für die Verwendungsgruppe A 1 BID an der Universitätsbibliothek Innsbruck sowie von 2007-2010 den ULG LIS Aufbaulehrgang an der Universität Wien.

*Markus Renk*

1969 in Innsbruck geboren, seit 1985 Buchhändler bei der Verlagsanstalt Tyrolia. Mit dem Jahre 2006 Übernahme der Vorstandsposition für den Bereich Handel der Verlagsanstalt Tyrolia. Fachgruppenobmann der Buch- und Medienwirtschaft der Wirtschaftskammer Tirol und Vorstand des Hauptverbandes des österreichischen Buchhandels.

*Robert Schiller*

geb. 1964, Studium der Biologie, Musikwissenschaft und Philosophie an der Karl-Franzens-Universität, Unterricht am Landeskonservatorium Steiermark in den Fächern Gitarre und Blockflöte. 1999-200 Ausbildung für das wissenschaftliche Bibliotheks-, Dokumentations- und Informationswesen an der Universitätsbibliothek der Karl-Franzens-Universität Graz. Seit 1991 beschäftigt an der Universitätsbibliothek der Universität für Musik und darstellende Kunst Graz, seit 2002 Bibliotheksdirektor, seit 2010 Direktor der Organisationseinheit Universitätsbibliothek, -archiv und Musikinstrumentensammlung (UBam) ebendort. 2009-2013 stellvertr. Vorsitzender des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs, seit 2014 Vorsitzender.

*Sigurd Paul Scheichl*

geb. 1942, Studium in Innsbruck und Wien sowie als Fulbright-Stipendiat an der University of Kansas, emeritierter Professor für Österreichische Literaturgeschichte an der Universität Innsbruck; 2004 bis 2011 stellvertretender Leiter des Universitätslehrgangs Library Science.

*Werner Schlacher*

geb. 1955, studierte Germanistik, Anglistik, Philosophie und Sprachwissenschaft an der Karl-Franzens-Universität in Graz. Nach Promotion und Eintritt in die Universitätsbibliothek 1986 absolvierte er die bibliothekarische Grundausbildung 1990-91. Er ist seit 1998 Abteilungsleiter und seit 2004 Leiter der Universitätsbibliothek Graz. Im Jahr 2013 wurde er zum Präsidenten der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare gewählt.

*Monika Schneider*

Studium der Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie und Geschichte an der Universität Wien. Postgradualer Masterlehrgang Bibliotheks- und Informationsmanagement an der Universität für Weiterbildung Krems. Seit 2000 an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol beschäftigt. Leiterin der Hauptabteilung II und damit zuständig für die Bereiche Service & Benutzung, Öffentlichkeitsarbeit, Ausbildung und Öffentliche Büchereien. Seit 2004 organisatorische Leiterin des Universitätslehrganges Library and Information Studies MSc an der Universität Innsbruck.

*Helmuth Schönauer*

geb. 1953, Schriftsteller und Bibliothekar an der ULB Tirol.

*Claudia Schretter-Pirker*

Studium Geschichte, Französisch und Klassische Philologie in Innsbruck und Besançon. Ausbildungskurs am Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien (Staatsprüfung). 2003 bis 2009: Forschungsassistentin an der Universität Innsbruck: „Katalog der Handschriften der ULB Tirol“. Seit 2009 Mitarbeiterin der Abteilung für Sondersammlungen der ULB Tirol, seit 2011 zudem Researcher am Ludwig-Boltzmann-Institut für Neulateinische Studien in Innsbruck.

*Dietmar Schuler*

Dr. phil., Studium der Geschichte und Politikwissenschaft. 1993-2001 Leiter der Fachbibliothek Geschichte/Zeitgeschichte; 2001-2008 Leiter der Geisteswissenschaftlichen Fakultätsbibliothek und Projektbeauftragter UBI-Neu; 2006-2007 Projektbeauftragter Verwaltungszusammenführung Hauptbibliothek und Fakultätsbibliothek in den Bereichen Erwerbung, Buch- und Medienbearbeitung, Zeitschriften; seit Dezember 2008 Leiter der Hauptabteilung 1 (Bestandsaufbau, -erschließung und -verwaltung) an der ULB Tirol.

*Rupert Sendlhofer*

Dr., 1987-1991 Studium der Volkswirtschaftslehre an der Universität Innsbruck, 1997 Promotion und 2004 Habilitation. Seit 2004 Außerordentlicher Universitätsprofessor am Institut für Finanzwissenschaft der Universität Innsbruck.

*Maria Seissl*

Geboren 1959, Studium der Anglistik und Amerikanistik an der Universität Innsbruck, Mag. phil. 1991. 1985-1988 Lektorin für Deutsche Sprache am Department of German der University of Leeds. Seit 1991 im Bibliothekswesen tätig: zuerst an der Universitätsbibliothek Innsbruck, anschließend als Vizedirektorin der Universitätsbibliothek Wien und seit 2004 als Leiterin des Bibliotheks- und Archivwesens der Universität Wien.

*Roland Sila*

Studium der Germanistik in Innsbruck. Ab 2000 Mitarbeiter der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, seit 2007 Kustos der Bibliothek. Zahlreiche Publikationen zu vorwiegend regionalgeschichtlichen Themen, Kurator der Ausstellung „Druckfrisch. Der Innsbrucker Wagner-Verlag und der Buchdruck in Tirol“ am Ferdinandeum sowie Mitarbeit an zahlreichen anderen Ausstellungsprojekten.

*Dieter Tausch*

geb. 1954 in Innsbruck. Seit 1972 Antiquar, seit 1986 gerichtlich beeideter Sachverständiger, seit 2012 Vorstandsvorsitzender des Verbandes der Antiquare Österreichs (VAO). (<http://www.antiquariat-galerie-tausch.com>)

*Rene Thalmair*

Jg. 1979, Absolvent des Universitätslehrgangs Library and Information Studies (MSc) in Innsbruck. Seit 2008 an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (derzeit karenziert) und an der Amtsbibliothek/Amt der Tiroler Landesregierung tätig. Studium der Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck (Mag. phil. fac. theol.). Masterlehrgang Europäische Politik und Gesellschaft. 3 Kinder.

*Christoph Ulf*

Professor für Alte Geschichte am Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik der Universität Innsbruck. Die Forschungsschwerpunkte liegen auf der Untersuchung der Formierung von staatlichen Systemen, der Geschichte des archaischen und klassischen Griechenland, von Kulturtransfer und Kulturkonflikt, der Funktionalisierung von Vergangenheit in der Antike und Moderne und dem Verhältnis Wettbewerb und Gesellschaft.

*Peter Zerlauth*

Studium der Geographie und Geschichte an der Universität Innsbruck. Seit 1991 Mitarbeiter der ULB Tirol, seit 2006 als Leiter der Abteilung für Sondersammlungen.